

307217

ACTA ANTIQUA

39/1999

ACADEMIAE SCIENTIARUM
HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS

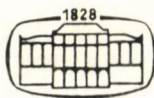
I. BORZSÁK, J. HARMATTA, GY. NÉMETH, Á. SZABÓ,
S. SZÁDECZKY-KARDOSS, CS. TÖTTÖSSY

REDIGIT

ZS. RITOÓK

TOMUS XXXIX

FASCICULI 1-4



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST
1999

ACTA ANT. HUNG.

AAASAM

28

ACTA ANTIQUA

A JOURNAL OF THE HUNGARIAN ACADEMY
OF SCIENCES

Acta Antiqua publishes papers on classical philology in English, French, German, Italian, Latin and Russian.

Acta Antiqua is published in one volume annually by

AKADÉMIAI KIADÓ
Prielle Kornélia u. 4, H-1117 Budapest, Hungary
<http://www.akkrt.hu>

Manuscripts and editorial correspondence should be addressed to

Acta Antiqua
Ritoók Zsigmond
P.O. Box 107, H-1364 Budapest, Hungary
Phone: (36-1) 267-0966 / 5155

Subscription information

Orders should be addressed to

AKADÉMIAI KIADÓ
P.O. Box 245, H-1519 Budapest, Hungary
Fax: (36-1) 464-8221
E-mail: kiss.s@akkrt.hu

Subscription price for Volume 39 (1999) US\$ 164.00, including normal postage, airmail delivery US\$ 20.00.

†

Acta Antiqua is abstracted/indexed in Current Contents – Arts and Humanities, Arts and Humanities Citation Index.

© Akadémiai Kiadó, Budapest 1999

AAnt 39 (1999) 1–4

PRINTED IN HUNGARY
Akadémiai Nyomda, Martonvásár

ACTA ANTIQUA

ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE

ADIUVANTIBUS

I. BORZSÁK, J. HARMATTA, GY. NÉMETH, Á. SZABÓ,
S. SZÁDECZKY-KARDOSS, CS. TÖTTÖSSY

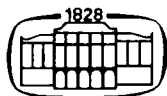
REDIGIT

ZS. RITOÓK

TOMUS XXXIX

FASCICULI 1-4

:



AKADÉMIAI KIADÓ, BUDAPEST

1999

INDEX

<i>Adamik, Tamás</i> : Moralität im Querolus	1
<i>Albrecht, Michael von</i> : Seneca über sich selbst. Sprache und Stil im Dienste der praktischen Philosophie	9
<i>Alföldy, Géza</i> : Die Inschriften des Jüngeren Plinius und seine Mission in der Provinz Pontus et Bithynia	21
<i>Benario, Herbert W.</i> : Marcus Lepidus, Galba, and Thrasea	45
<i>Binder, Gerhard</i> : Kriegsdienst und Friedensdienst. Über „politische Lyrik“ und die 2. Ode des Horaz „an die Jugend“	53
<i>Carlini, Antonio</i> : Note sulla fortuna dell'epigramma 23 di Callimaco nella tradizione occidentale	73
<i>Darab, Ágnes</i> : Orpheus und Eurydike. Parallelen in Literatur und in bildender Kunst	81
<i>Dér, Katalin</i> : Mundus Decolor. An Antique Motif in St. Anselm of Canterbury (Or 7/64–71, 20–21)	95
<i>Doblhofer, Ernst</i> : Horaz, c. 4, 5 – eine literarische ‘Kipfigur’?	105
<i>Gesztelyi, Tamás</i> : Ein Kaiserkameo im ungarischen Nationalmuseum	115
<i>Hamar, Márta</i> : Whom does the Last Song in Horace's <i>Carmen</i> III.28 Resound for?	121
<i>Harmatta, János</i> : Alexander the Great in Central Asia	129
<i>Havas, László</i> : Florus et Hadrien	137
<i>Jäkel, Siegfried</i> : Beobachtungen zum ambivalenten Denken bei Ps. Longinus in seinem Buch <i>Peri Hypsoys</i>	147
<i>Kákosy, László</i> : Mysteries in the Isiac Religion	159
<i>Kovács, Péter</i> : Cum honore sacrorum	165
<i>Köves-Zulauf, Thomas</i> : Apollo Agyieus: Horaz carmen 4, 6, 28	171
<i>Lőrincz, Barnabás</i> : Ein neues Militärdiplom für die Provinz Moesia superior	197
<i>Maróth, Miklós</i> : Die Wurzel der <i>veritas duplex</i> -Lehre	203
<i>Németh, Béla</i> : The Question of Arrangement in Virgil's <i>Catalepton</i> and <i>Catulli Veronensis Liber</i>	215
<i>Nisbet, R. G. M.</i> : Epilegomena on the Text of Juvenal	225

<i>Perl, Gerhard</i> : Horaz-Interpretationen (zu epod. 7. 16; carm. 1, 4. 37; 3, 1. 6. 9. 26. 28. 30; 4, 5. 7. 15)	231
<i>Pötscher, Walter</i> : Nochmals: Solons Musen-Elegie	261
<i>Ritoók, Zsigmond</i> : L'enseignement du latin dans les écoles secondaires de Hongrie (1945–1995)	275
<i>Römer, Franz</i> : Kontrastfiguren in den Annalen des Tacitus	297
<i>Sárközy, Júlia</i> : L'Elettra latina di Coriolano Martirano	313
<i>Schmidt, Ernst A.</i> : Deutsche Nachdichtungen des Liebesduetts „Donec gratus eram tibi“ (Horaz, c. 3, 9) im 18. Jahrhundert. Zur horazischen Liebeslyrik im Zeitalter der Tugend	329
<i>Schwabl, Hans</i> : Zum Kult des Zeus in Kleinasien (II). Der phrygische Zeus Benios und Verwandtes	345
<i>Szabó, Ádám</i> : Zur fragmentarischen Votivinschrift des P. Aelius Maximus Sacerdos Arae Augusti Nostri aus Dazien	355
<i>Tuomisto, Pekka</i> : Towards a New Edition of Janus Pannonius' <i>Panegyrics</i>	363
<i>Vogt, Ernst</i> : Studium in Tübingen 1951/52	373

CRITICA

Thomas Kellner : Die Göttergestalten in Claudians <i>De raptu Proserpinae</i> . Polarität und Koinzidenz als anthropozentrische Dialektik mythologisch formulierter Weltvergewisserung. Teubner, Stuttgart–Leipzig 1997. <i>Péter Hajdu</i> ..	381
---	-----

STEPHANO BORZSÁK

QUINQUE ET OCTOGINTA ANNOS NATO
INIQUITATIBUS VITAE MULTUM IACTATO
NOBIS TAMEN SERVATO
DE STUDIIS ANTIQUIS COLENDIS DOCENDIS AUGENDIS
OPTIME MERITO

HOC VOLUMEN
COLLEGAE AMICI DISCIPULI
D.D.D.

.

TAMÁS ADAMIK

MORALITÄT IM *QUEROLUS*

1. Im *Querolus* begegnen wir einer für spätantikes Heidentum ungewöhnlichen Moralität. Um diese nachzuweisen, empfiehlt es sich, die Struktur dieser Prosakomödie kennenzulernen. In der *Dedicatio* empfiehlt der unbekannte Verfasser sein Werk einem *Rutilius*, den er *vir inlustris*¹ tituliert, und beschreibt den Inhalt (*materiam*) der Komödie (32–34). Im allgemeinen identifiziert man diesen Rutilius mit dem heidnischen Aristokraten Rutilius Namatianus, der im ersten Drittel des 5. Jahrhundert in Rom hohe Ämter bekleidet.² Dann folgt ein *Prologus*, in dem der Autor erklärt: *Aululariam hodie sumus acturi, non veterem at rudem, investigatam Plauti per vestigia* (34, 12–13). Er zählt die Hauptpersonen der Komödie auf, Querolus, Mandrogerus und den *Lar Familiaris*, und beschreibt die Moral der *fabella* wie folgt: *Fabella haec est: felicem hic inducimus* (sc. Querolum) *fato servatum suo atque e contrario fraudulentum* (sc. Mandrogerus) *frauda deceptum sua* (34, 14–15).

In der ersten Szene spricht der *Lar Familiaris* und stellt sich auf diese Weise vor: „Ich bin der Hüter und Betreuer eines Hauses, dem ich zugewiesen wurde“ (37, 1–2).³ Dann erzählt er, daß er dem Haus von Querolus vorstehe. Querolus' Vater Euclio war sehr geizig. Er hatte seinen Schatz versteckt und war auf Reisen gegangen. Vor seinem Tod im Ausland hatte er den Platz seines Schatzes dem Parasiten Mandrogerus mit der Bedingung angegeben, daß er die Hälfte des Schatzes seinem Sohn Querolus übergeben solle. Aber Euclio hatte vergessen, ihm zu sagen, daß der Schatz sich in einer Toturne befand, die dem Anschein nach die Asche eines Verstorbenen enthielt. Mandrogerus will sich nun den ganzen Schatz sichern. Darum will er sich als Astrologe ausgeben und zu Querolus' Haus kommen. Er wird die Urne finden, aber denken, daß sie nur eine Toturne sei. Euclios Sohn, Querolus ist ein unangenehmer, lästiger Mann. Er ist mit seinem Schicksal unzufrieden (36–38).

¹ Die Querolus-Stellen werden nach Seiten und Zeilen der Ausgabe von W. EMRICH: Griesgram oder die Geschichte vom Topf, Berlin 1965, zitiert: 14, 7.

² Vgl. J. KÜPPERS: Zum 'Querolus' (p. 17.7–22 R.) und seiner Datierung. *Philologus* 123 (1979) 303–319.

³ Ich zitiere die deutsche Übersetzung von W. EMRICH.

In der zweiten Szene diskutiert der *Lar Familiaris* mit Querolus über Querolus' Schicksal. Querolus möchte ein anderes Leben führen, aber der *Lar Familiaris* beweist ihm, daß die einzig richtige Lebensform für ihn die jetzige sei (38–85). Danach kommt der Dieb Mandrogerus mit seinen Begleitern, Sycophanta und Sardanapallus an (86–94). Sardanapallus stellt Mandrogerus als einen berühmten Astrologen vor (94, 11–12). Querolus glaubt es und will Mandrogerus besser kennenlernen. Er begrüßt ihn auf folgende Weise: *Tu quoque incolumis esto, sacerdotum maxime, quoniam laudaris ac diligenter plurimum merito tuo* (102, 11–12).

Mandrogerus als *sacerdos* erläutert, daß man drei Dingen gehorchen soll: mächtigen Planeten, widerwärtigen Gänsen und garstigen Hundeköpfen. Er legt seine Wissenschaft auf diesen drei Gebieten dar. Er zählt viele Wunderzeichen auf und äußert, daß sie alle nutzlos seien. Nur eins sei im Leben wichtig: „das allerbeste ist, mit einem guten Schicksal auf die Welt zu kommen“ (113, 21–22), darum soll man die *genii* ehren. Als Mandrogerus bewiesen hat, daß er alles weiß, will er auch das Schicksal von Querolus kennen. Er stellt ihm das Horoskop, aus dem er beweist, daß Querolus ein böses Schicksal quält. Querolus bittet ihn, ein Heilmittel gegen das böse Schicksal zu finden. Mandrogerus antwortet, daß man eine *heilige Handlung* ausüben müsse, aber der religiöse Brauch schließe die Hausleute aus. Querolus ist einverstanden, daß Sycophanta und Sardanapallus Mandrogerus helfen, die Reinigung durchzuführen. Querolus läßt den Nachbarn Arbiter durch seinen Sklaven Pantomalus herrufen. Aber Mandrogerus bemerkt, daß man eilen müsse, weil der Augenblick alles bedeute, man müsse sofort handeln. Mandrogerus bittet um eine leere Kiste, um das Reinigungsoffer darzubringen.

Inzwischen geht der Sklave Pantomalus zu Arbiter und meditiert über seinen Herrn und über das Leben der Sklaven (126–132). Unterdessen findet Mandrogerus die Urne und legt sie in die Kiste. Er sagt Querolus, daß sie das böse Schicksal in die Kiste eingeschlossen haben und sie darum so schwer sei. Er bittet Querolus, drei Tage zu Hause zu bleiben, sie aber würden das böse Schicksal in einen Fluß werfen. So eilen sie, um die Urne an einer einsamen Stelle zu untersuchen, nachdem sie früher nicht wagten, sie aufzumachen. Pantomalus kommt zu Arbiter und erzählt ihm alles. Sie gehen zusammen zu Querolus' Haus zurück (138–142). Mandrogerus und seine Begleiter untersuchen die Urne und sehen, daß die Toturne mit der folgenden Aufschrift versehen ist: *Trierinus Tricipitini filius conditus et sepultus hic iacet* – „Hier ruht geborgen und begraben Trierinus, Sohn des Tricipitinus“ (146, 5–6).

Sie werden zornig, weil sie glauben, daß die Urne nur die Totenasche des Trierinus enthält, und beschließen, die Urne durchs Fenster in Querolus' Zimmer zu werfen, um so an ihm Rache zu nehmen. Sie handeln. Die Urne zerbricht im Zimmer, aber dabei kommt anstelle der Asche der Schatz zum Vorschein. Sardanapallus, der am Fenster lauscht, nimmt es wahr und sagt: „Leben war, wo wir den Tod verborgen glaubten“ (15, 19). Der *Lar Familiaris* freut sich und sagt: „Wir wollen uns nicht brüsten: den Schatz hast du als Lebender bewahrt, als Toter freigegeben. Daher sollen alle Menschen jetzt erkennen, dass sie nichts gewinnen, nichts verlieren können, wenn nicht überall **der** seine Gunst schenkt, der allmächtig ist“ (155, 6–9). Auch Querolus freut sich, doch ist er in Verlegenheit: „Worüber soll ich mehr staunen und

mich freuen? Über den Einfall unsres Alten oder den der Vorsehung?“ (157, 4–5). An der Inschrift auf den Scherben der zerbrochenen Urne werden sie inne, daß niemand anderes als Mandrogerus die Urne durchs Fenster hineingeworfen haben kann.

Querolus ist sehr böse auf Mandrogerus, und alle werden sich dessen bewußt, daß Mandrogerus den Schatz stehlen wollte. Dann kommt Mandrogerus zurück und sagt, daß er ein Testament von Euclio habe, demgemäß ihm die Hälfte des Schatzes gehöre. Querolus aber antwortet ihm: „Einen Schatz hast du gestohlen, ein Grab hast du geschändet, Lump: mein Haus hast du nicht nur geplündert, sondern auch besudelt, Leichenschänder, leugnest du?“ (171, 16–18). Dann beraten sie darüber, wie sie Mandrogerus strafen sollen. Nach einigem Hin und Her erlassen sie Mandrogerus die Strafe und er darf stattdessen Querolus dienen. Sardanapallus aber und Sycophanta müssen das Haus verlassen. Ein Teil des Schlusses der Komödie fehlt. Aber aus der *Lex convivalis*,⁴ mit der das Stück vielleicht endete,⁵ kann man folgern, daß Sycophanta und Sardanapallus ohne große Strafe entlassen werden.

2. Aus dem Überblick über die Struktur des Stückes wird klar, daß der Verfasser sich auf Plautus' *Aulularia* bezieht. Er übernimmt aus Plautus' Stück zwei Gestalten, den Lar Familiaris und Euclio, sowie das Motiv des verborgenen Goldes, verändert aber die Funktion dieser Personen gründlich.

Der Lar Familiaris spielt eine größere Rolle im *Querolus* als in der *Aulularia*. Er nimmt an der Handlung im *Querolus* teil, dagegen tritt er in der *Aulularia* nur im Prolog auf. Die Art und Weise, wie er sich im *Querolus* vorstellt, ist sonderbar: *Ego sum custos et cultor domus, cui fuero adscriptus. Aedes nunc istas rego, e quibus modo sum egressus. Decreta fatorum ego tempero, si quid boni est, ultro accerso, si quid gravius, mitigo. Queroli nunc sortem administro, huius ingrati non mali* (36, 1–3). An dieser Stelle erscheint Lar Familiaris gleichsam wie ein Schutzengel. Mir fällt dazu ein, wie in der *Apokalypsis Pauli* ein Schutzengel sich vorstellt: *O misera anima, ego sum angelus aderens tibi, referens cotidie ad dominum opera tua maligna quaecumque egisti per noctem vel diem. Et si fuisset meae potestatis, nec huna quidem die ministrassem tibi* (16).⁶ In *Aulularia* spricht der Lar Familiaris ganz anders: *ego sum Lar familiaris ex hac familia / unde exeuntem me aspexistis. hanc domum / iam multos annos est quom possideo* (2–4).⁷ Bei Plautus sagt der Lar Familiaris also nicht, daß er *adscriptus* sei und *administrat*: er ist von niemandem gesandt,

⁴ Es ist streitig, ob die *lex convivalis* zum originalen Text des *Querolus* gehört oder nicht; vgl. C. JACQUEMARD-LE SAOS: *Querolus* (*Aulularia*). Paris 1944, 113–115.

C. JACQUEMARD-LE SAOS publiziert den Text der *lex convivalis* als ein Fragment: op. cit. 72–74. A. MASERA bringt die *lex convivalis* als einen originellen Teil der Rede von Mandrogerus nach dem Satz: *Ohe, visne interdictorum capita iam nunc eloquar ad legem Porciam Caniniam Furiam Fufiam consulibus Torquato et Taurea?* *Querolus sive Aulularia. La nuova cronologia e il suo autore*. Torino 1991, 231. Sie schreibt in der *Introduzione* über den Text des *Querolus*, den sie in der *Appendice* bringt, wie folgt: „Sarà riportato, in Appendice, il testo del *Querolus*, secondo la nostra lettura, fondamentalmente basata sul cod. Vat. Lat. 4929“, aber sie publiziert keinen *apparatus criticus* zu dem Text des *Querolus*. C. Jacquemard-Le Saos datiert diese Handschrift auf das 9. Jahrhundert: op. cit. LIX. Auch W. EMRICH setzt *Codex Vaticanus* auf das 9. Jahrhundert.

⁶ TH. SILVERSTEIN, A. HILHORST: *Apocalypse of Paul. A New Critical Edition of Three Long Latin Versions*. Genève 1997, 98.

⁷ Ich zitiere den Text von *Aulularia* aufgrund der Ausgabe von W. M. LINDSAY: *T. Macci Plauti Comoediae*. Oxonii (1904), 1963.

sondern autonom. Im *Querolus* und in der *Apocalypsis Pauli* sind der *Lar familiaris* beziehungsweise der *angelus* Boten des höchsten Gottes.

Aus Euclio, der in der *Aulularia* Hauptperson ist, macht der unbekannte Autor eine Nebenperson, die nur in der Vorgeschichte des Stückes eine Rolle spielt. Dieser Rollenwechsel hängt damit zusammen, daß der anonyme Autor sein Stück mit einer ganz neuen Handlung versieht. Er läßt die Liebesgeschichte aus: Frauen spielen keine Rolle im *Querolus*, während die Liebe der Jugendlichen sehr wichtig für die Handlung der *Aulularia* war. Das bedeutet offenbar, daß der Autor etwas anderes für wichtiger hält⁸. Dieses Wichtigere aber ist die Moralität, die sich auf drei Ebenen zeigt: erstens in der *Dedicatio* und im Prolog des Autors, zweitens im Monolog des *Lar Familiaris* und in seinem Dialog mit *Querolus*, und drittens in der Handlung des Stückes. Und was noch merkwürdiger ist, obwohl der Autor scheinbar ein Heide war und ein heidnisches Thema bearbeitete, kommen immer wieder Gedanken und Ausdrücke vor, die an christliche Vorstellungen erinnern.

3. In der *Dedicatio* spricht der Verfasser zu *Rutilius*, der ihn in einen ehrenvollen Ruhestand versetzt hat. Womit könne er diese Gnade vergelten – fragt der Autor und antwortet sogleich: *Pecunia, illa rerum ac sollicitudinem causa et caput, neque mecum abundans neque apud te pretiosa est* (32, 5–7). So wird er *Rutilius* nicht mit Geld, sondern mit seinem literarischen Werk danken. „Und damit unser Werk ein wenig an Gefälligkeit gewinne, haben wir den Stoff dazu aus jenem philosophischen Gespräch von dir genommen. Weißt du noch, wie gern du über Leute lachtest, die ihr Los bejammern, und wie du nach der Art der Akademiker dann gerne nach Belieben eine These umgestoßen oder aufgestellt hast“ (33, 9–13). „Doch wie anspruchsvoll ist dieses Thema! Was Wahres dran ist, mag wissen, wer allein es weiß“: *Hinc ergo quid in vero sit, qui solus novit, noverit* (32, 9–10). Dieser Satz ist rätselhaft. W. Emrich bezieht ihn auf die zünftigen Philosophen,⁹ C. Jacquemard-Le Saos auf *Rutilius*; sie lehnt die Möglichkeit ab, ihn auf den allwissenden Gott der Christen zu beziehen.¹⁰ Meiner Meinung nach ist diese letztere Möglichkeit jedoch wahrscheinlich, weil ich im *Querolus* mehrere Anspielungen auf das Christentum finde.

Auch im *Prolog* betont der Autor die Moral der Handlung des Stückes: *Querolus* wird am Ende glücklich, der betrügerische *Mandrogerus* dagegen unglücklich (34, 16–17). In seinem Monolog gesteht der *Lar Familiaris*, daß er gern den Schatz seinem Herrn gezeigt hätte, aber es doch nicht wollte, „damit den Menschen klar wird, daß man keinem nehmen kann, was ihm ein Gott geschenkt hat“: *Sed ut agnoscant homines nemini auferri posse quod dederit deus* (37, 16–17). An diesem Satz ist bemerkenswert, daß *deus* im Singular, nicht im Plural steht. Man kann deshalb auch hier an den Gott der Christen denken. Dann spricht er über *Querolus* wie folgt: *Querolus iste noster, sicut nostis, omnibus est molestus, ipsi, si fas est, deo, homo ridicule iracundus, itaque ridendus magis* (36, 22–38, 1–2). Auch in diesem Satz steht *deus* im Singular. *Querolus* beschimpft auch seinen eigenen *genius*: *Ge-*

⁸ Über die Vorlagen des *Querolus* s.: J. KÜPPERS: Die spätantike Prosakomödie 'Querolus sive Aulularia' und das Problem ihrer Vorlagen. *Philologus* 133 (1899) 82–103.

⁹ W. EMRICH: op. cit. 184, Fußnote 2.

¹⁰ C. JACQUEMARD-LE SAOS: op. cit. 3, Fußnote 2.

nium autem ipsius esse me quantum fieri potuerit cautissime confitebor, ne quod mihi faciat malum, nam maledicere mihi numquam cessat ille noctes et dies (38, 4–6). Das heißt, im vorigen Satz kann das Wort *deus* nicht den Lar Familiaris bedeuten, und doch steht es im Singular. Es ist auch sonderbar, daß Querolus, obwohl er tadelnswürdig und schlecht ist, doch am Ende des Stückes einen Lohn, das heißt, den Schatz bekommt. Womit hat er dies verdient?

Um diese Frage zu beantworten, sollte man den Dialog zwischen dem Lar Familiaris und Querolus lesen. Der Dialog beginnt mit Querolus' Klage gegen das Schicksal: *O Fortuna, o Fors Fortuna, o Fatum sceleratum atque impium!* (38, 15). Der Lar Familiaris begrüßt ihn mit *salve, Querole*, Querolus aber meckert: Es ist überflüssig, einander zu begrüßen. Hierauf konstatiert der Lar Familiaris: *Misanthropus hercle hic verus est* (38, 25). Dann beginnen sie miteinander zu zanken, bis Querolus sein Problem ausspricht: *quare iniustus bene est et iustus male?* (44, 20–21). Diese Frage des Querolus knüpft an den christlichen Gedanken an: Wie kann Gott, der doch alles geschaffen hat, das Ungerechte und Böse zulassen, wie man ihn zum Beispiel bei Boethius findet.¹¹ Der Lar Familiaris beweist zuerst, daß Querolus selbst *malus* ist, weil er viele Sünden begangen hat, ohne es zu wissen, zweitens beweist er, daß Querolus nicht unglücklich ist, ganz im Gegenteil: er sei glücklich. Da fragt Querolus: So bin ich nicht unglücklich? Doch – antwortet der Lar Familiaris –, aber dies ist dein Verschulden. Dann bittet er Querolus zu sagen, worüber er klagt. Querolus zählt seine Sorgen auf, und der Lar Familiaris spendet ihm Trost. Als Querolus über seine Freunde klagt, gibt der Lar Familiaris ihm folgende Ratschläge: 1) *In amicitiam et fidem stultum ne receperis* (54, 8–9). 2) *nemini te, Querole, nimis sodalem feceris* (56, 6). 3) *Ergo secundum vitia et mores quid sit tenendum, discito. Compares comessationes vinum turbas respue. Quem tu maxime tibimet obligare volueris, quanto levius nectito! Conventus vero et debacchationes et ioca frivola non quaero, ut amorem pariant, utinam nihil odiorum darent!* (56, 12–15). Die zwei letzteren Ratschläge sind wieder bemerkenswert. Der zweite Rat weist auf ein Epigramm von Martial hin:

*Si vitare velis acerba quaedam,
et tristis animi cavere morsus,
nulli te facias nimis sodalem:
gaudebis minus et minus dolebis* (12, 34, 7–10).¹²

Somit stammt dieser Rat von einem heidnischen Dichter. Was aber den dritten Rat betrifft, geht er auf einen christlichen Autor, Augustin zurück. C. Jacquemard-Le Saos zitiert in ihrer Ausgabe aus den *Bekenntnissen* von Augustin: *non in comisationibus et ebrietatibus, non in cubilibus et impudiciis, non in contentione et aemulatione, sed induite Dominum Iesum Christum* (Conf. 8, 12). Folglich gibt der Lar Familiaris Querolus heidnische und christliche Ratschläge. Querolus akzeptiert diese Ratschläge, man könnte sagen, er bekehrt sich; darum wird er des Lohnes würdig.

¹¹ Boet. Cons. 4, 1.

¹² Ich zitiere Martial aufgrund der Ausgabe von W. M. LINDSAY: M. Val. Martialis Epigrammata. Oxonii (1903) 1965.

Als der Lar Familiaris ihm sagt, daß er schon heute einen großen Schatz bekommen wird, wenn er das tut, was ihm wider ist: *Vade iam nunc et quicquid contra est, facito* (78, 5), versteht er es nicht und meditiert folgendermaßen: „So ratlos, wie ich heute bin, war ich noch nie. Was fang’ ich nur mit einer solchen Antwort an? Wurde einem jemals ein Orakel von der Art gegeben, daß er selbst sein Unglück suchen oder möglichst nicht dem Unheil wehren soll, das über ihn hereinbricht?“ *Perde, inquit, si quid est tibi domi ut adquiras plurima? Mea si mihi auferantur, aliena quando et quis dabit? Vade, inquit, fures require, praedones recipe in domum* (82, 18–20). Schon W. Emrich erinnert daran, daß diese Sätze „an die des Neuen Testaments erinnern sollen und gleichzeitig seine religiöse Paradoxie berühren (Matth. 19, 21 *vade, vende, quae habes*)“.¹³ Einerseits ist bemerkenswert, daß dieses Zitat sich bei Augustin in den *Bekenntnissen* im selben Kapitel findet wie das obere. Andererseits hat Emrich recht, wenn er auf das Neue Testament hinweist, in dem es mehrere Parallelen gibt. Zum Beispiel stellt Jesus bei Matthäus dieselben Fragen, die der Lar Familiaris Querolus gestellt hat: *Iesus autem dixit: non homicidium facies: Non adulterabis: Non facies furtum: Non falsum testimonium dices* (19, 18).¹⁴ Die Fragen des Lar Familiaris sind wie folgt: *Quanta iam putas fecisse te capitalia?* (46, 15); *Quero le, furtum nunquam admisisti?* (46, 24); *Quid de adulterio?* (48, 9); *Dic mihi praeterea quotiens peieraveris* (50, 14–15). Endlich bekennt Querolus seine Schuld und sagt: *Omnia igitur peregisti, totum commerui* (52, 6). Das heißt, der Dialog zwischen dem Lar Familiaris und Querolus trägt verborgene christliche Züge.

4. Dagegen könnte man die drei Gauner – Mandrogerus, Sardanapallus, Syco phanta – für Vertreter der heidnischen Welt halten. Als sie zu Querolus’ Haus kommen und verabreden, daß Mandrogerus als Astrologe Querolus’ Haus durchsuchen wird, heißt es: *Ego magos mathematicosque novi, talem prorsus nescio. Hoc est divinare hominem, non qualiter facere quidam risores solent* (94, 11–13). Mandrogerus spricht über die Macht der Planeten wie folgt: „Ja, unsichtbar und unnahbar wirbeln sie die Atome im Kreis herum, bestimmen die Zahl der Sterne und der Meere Grenzen“ (105, 18). „Gestalt und Aussehn aller Dinge dürfen sie beliebig ändern. Aber in wie vielen Wandlungen und Mischungen! Auf ihr Kommando hin entsteht das eine aus dem andern. Da kann man sehen, wie auf einmal Weizen aus dem Wein entsteht, das eine aus dem andern. Eine bereits gelbe Gerstenernte wird mit amtlicher Verfügung und Verordnung einfach hergestellt. Sterbliche Seelen den unteren oder oberen Göttern zuzuweisen, macht ihnen keine Mühe“ (107, 1–7). Wie W. Emrich bemerkt: „Nach astrologischem Glauben geht von den einzelnen Gestirnen ... eine meteorologische Wirkung aus“. „Mit dieser astrologischen Vorstellung verbindet sich alter Beschwörungsaberglaube; zur Verlagerung der Ernten durch Zauberei“.¹⁵ In Mandrogerus’ Rede vermischt sich Astrologie mit Magie, anscheinende Wissenschaft mit Gaunerei.

¹³ W. EMRICH: op. cit. 3.

¹⁴ Novum Testamentum Graece et Latine. Utrumque textum cum apparatu critico imprimendum curavit EBERHARD NESTLE, novis curis elaboraverunt ERWIN NESTLE et KURT ALAND. Editio vicesima secunda. Stuttgart 1969, 51.

¹⁵ W. EMRICH: op. cit. 187, Fußnoten 33, 36.

Das kann man sehr gut in Querolus' Horoskop sehen. Mandrogerus fragt: „Was für eine Stunde haben wir zu nennen? So zwischen der der sechsten und der dritten“. Aufgrund dieser Angaben stellt er Querolus' Horoskop wie folgt: *Mars trigonus, Saturnus Venerem respicit, Iuppiter quadratus, Mercurius huic iratus, Sol rotundus, Luna in saltu est. Collegi omnem iam genesim tuam Querole. Mala fortuna te premit* (118, 10, 12). In Verbindung mit der Geburtszeit bemerkt W. Emrich: „Jedenfalls kann er unmöglich Euklio auf dem Sterbebett nach der Konstellation seines Sohnes gefragt haben, abgesehen davon, daß er in diesem Fall vor Querolus gleich die genaue Stunde genannt hätte, um seine Bewunderung zu erregen“.¹⁶ Meiner Meinung nach kann man diese Zeitbestimmung nicht ernst nehmen. Obwohl Mandrogerus im Horoskop des Querolus Fachausdrücke der Astrologie verwendet, ist das Horoskop im ganzen konfus und eine Scharlatanerie. „Auf derselben Linie liegt *sol rotundus*, ein Witz im Anschluß an die Ausdrücke *quadratus* und *trigonus*“.¹⁷ Bemerkenswert ist der Gebrauch des Wortes *genesis*, das sich in der Bedeutung 'Horoskop' in der volkstümlichen Literatur befindet, zum Beispiel in Inschriften,¹⁸ auch Trimalchio gebraucht es in Petrons *Satyricon*.¹⁹ In der römischen Fachliteratur verwendet man *genitura* anstelle des Wortes *genesis*.

Als Querolus seinen Sklaven zu Arbitr sendet, um ihn herzurufen, erschrickt Mandrogerus und sagt: *Nescis, Querole, fatum ac decretum momentis regi? ... Hora est synastria, istaec mihi placet. Nisi iam nunc aliquid geritur, frustra huc venimus* (124, 9–14) – „Die Sternstunde ist günstig, sie gefällt mir. Wenn nicht gleich etwas geschieht, sind wir umsonst hierher gekommen“. Mandrogerus will keinen Zeugen haben, wenn er den Schatz findet, darum sagt er, daß er eilen muß. Auch hier benutzt er einen astrologischen Fachausdruck *synastria*, um Querolus Beine zu machen und ihn zu beschwindeln. All dies bedeutet, daß die Astrologie im *Querolus* ein Mittel zum Beschwindeln der Menschen ist. Der Autor des *Querolus* nimmt also die Astrologie nicht ernst. Diese Stellungnahme zur Astrologie ist christlich. Die christlichen Schriftsteller – Augustinus und viele andere Kirchenväter – brandmarken die Schwindelastrologen. Aber die Christen verachteten nicht nur die Schwindelastrologen, sondern auch die ganze Astrologie als solche. A. Gundel hat recht, wenn er schreibt: „Das Christentum sieht von Anfang an in der Astrologie einen seiner größten Feinde und bekämpfte sie und ihre Anhänger auf das leidenschaftlichste“.²⁰ Somit sind die drei Gauner Heiden. In Verbindung mit ihnen braucht der unbekannte Autor des *Querolus* nur den Ausdruck Götter; zum Beispiel schwört Mandrogerus wie folgt: *Iuro per deos* (103) und schildert sie in schlechtem Licht.

5. Obwohl die Komödie *Querolus* einem heidnischen Aristokraten, Rutilius Namatianus, gewidmet ist²¹ und eine heidnische Gottheit, der Lar Familiaris, in ihr

¹⁶ W. EMRICH: op. cit. 188, Fußnote 52.

¹⁷ W. EMRICH: op. cit. 188, Fußnote 54.

¹⁸ Vgl. CE 555,4; 2013,2; 1968,4.

¹⁹ 39, 8–9.

²⁰ W. GUNDEL: Astrologie. Reallexikon für Antike und Christentum. Stuttgart 1950, I. 825.

²¹ Über die Datierung s.: J. KÜPPERS: Zum 'Querolus' (p. 17, 7–22 R.) und seine Datierung. *Philologus* 123 (1979) 323: „Wenn somit definitiv deutlich wird, daß der Querolus etwa zwischen 410 und 417 entstanden ist und daß es allgemeine Bezugspunkte zwischen dem Querolus und dem Gedicht des

eine wichtige Rolle spielt, hat das Stück ein verborgenes christliches Gepräge. Dieses christliche Gepräge wird von dem unbekannten Autor positiv dargestellt. Dies kann man auf zweierlei Weise erklären. Entweder war der Autor Heide, aber wagte nicht, die Christen in negativem Licht erscheinen zu lassen, weil das Christentum am Anfang des 5. Jahrhunderts schon Staatsreligion war, oder der Autor war ein Christ, der in der Umgebung des heidnischen Rutilius Namatianus lebte und darum ein heidnisches Thema wählte. Dabei konnte er seine christliche Religion nicht völlig verbergen. Diese zweite Möglichkeit schließt die Interpretation von K. Smolak zwar nicht völlig aus, nach der in der Figuren des Gaunertrios die „weltlich gekleideten Pseudomönche“ parodiert wurden, macht sie aber eher unwahrscheinlich.²²

Lateinische Philologie
Eötvös Loránd Universität
Philosophische Fakultät
H-1364 Budapest, Pf. 107

Rutilius Namatianus, von denen hier nur zwei genannt wurden, gibt, dann sollte kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß der Adressat des Querolus kein anderer als Rutilius Namatianus ist.“

²² K. SMOLAK: Das Gaunertrio im Querolus. Wiener Studien 101 (1988) 327–338.

MICHAEL VON ALBRECHT

SENECA ÜBER SICH SELBST

SPRACHE UND STIL IM DIENSTE DER PRAKTISCHEN PHILOSOPHIE

Untersuchungen von Senecas Sprache und Stil sind grundsätzlich unter unterschiedlichen Gesichtspunkten denkbar. Diachrone Studien stellen fest, welche individuellen Ausdrucksweisen erstmals bei Seneca belegt sind, synchrone umfassen auch die Masse des Regelmäßigen und gestatten, den Seltenheitsgrad sprachlicher und stilistischer Erscheinungen innerhalb von Senecas Gesamtwerk zu bestimmen. Interlinguistische Studien würdigen Senecas Übersetzungskunst (hier ist das wichtige Buch von Aldo Setaioli zu nennen¹). Untersuchungen des Verhältnisses von sprachlich-stilistischer Theorie und Praxis,² von unterschiedlichen Gattungsstilen, vom Verhältnis

¹ A. SETAIOLI: *Seneca e i greci*. Bologna 1988.

² A. SETAIOLI: ANRW 2, 32, 2, 818–821, „Stil als Ausdruck der Eigenart von Autor und Zeitgeist“, passim; andere wichtige Untersuchungen: A. TRAINA („Lo stile drammatico del filosofo Seneca“, 1964; 1974) betont den Gegensatz zwischen einer „zentripetalen“ Tendenz bei Seneca („l'individuo isolato“), die den auf der *sententia* basierenden Stil erzeugt (wofür G. MAURACH: *Seneca. Leben und Werk*. Darmstadt 1996², 108, fälschlich *Sen. epist.* 100, 5 als Bestätigung anführt, wo Seneca jedoch den gleichsam „natürlichen“ Stil des Papirius Fabianus charakterisiert, nicht seinen eigenen, künstlerischen; zur *sententia* vgl. eher *epist.* 33, 1 ff. über den „männlichen“ Stil der Stoiker und die Vorstellung des Stils als Spiegel der Seele in *epist.* 114, 1), und einem „zentrifugalen“ Stil andererseits, der Sprache der philosophischen Predigt. Diesen letzteren beschreibt Traina detailliert (Kürze, Antithesen, Anaphern, Charakteristika eines „aggressiven“ Stils). Aldo SETAIOLI (S. 779) unterscheidet zwei Stilarten der philosophischen Exposition, nämlich die Stilart der öffentlichen Rede, die Schüler anziehen soll, und die der privaten Unterhaltung, die der ernsthaften Unterweisung dient (vgl. *epist.* 38, 1). Über das Problem des *aptum* als Korrektiv der stilistischen „Grandezza“ Senecas: SETAIOLI 828 f., 840 f., vgl. *epist.* 100, 9 und 12 (wobei es sich auch hier um ein Urteil über den Stil des Papirius Fabianus handelt, nicht über den Senecas). Außer diesen allgemeinen Untersuchungen sind die Einzelobachtungen in den Werken von E. NORDEN (*Die antike Kunstprosa*. Leipzig 1898, 1915¹, Ndr. 1958, S. 306–313), H. CANKI (Untersuchungen zu *Senecas Epistulae morales*. Hildesheim 1967), K. ABEL (*Bauformen in Senecas Dialogen*. Heidelberg 1967), W. TRILLITZSCH (*Senecas Beweisführung*. Berlin 1962) und G. MAURACH (op. cit., bes. S. 190–193 über *epist.* 8, 1 ff.; ders.: *Der Bau von Senecas Epistulae Morales*. Heidelberg 1970) zu erwähnen. GIANCARLO MAZZOLI betont die Bedeutung des poetischen Stils und der platonischen Enthusiasmustheorie (*Seneca e la poesia* 1970, 46 ff.; offensichtlich gilt hier Vergil als inspiriert, in der Epistel 108 wird er mit einem Orakel verglichen, seine Verse gelten als heilsam und Vergil selbst als der größte aller Dichter), während Setaioli auf die Bedeutung der Wirkung auf den Hörer Wert legt. Meiner Meinung nach schließen Rhetorik und Poesie einander in diesem Bereich nicht aus; Seneca selber betont im 108. Brief die Bedeutung der poetischen Form für die Unter-

von Senecas Sprache zu der seiner Zeitgenossen kommen hinzu.³ Die meisten dieser Forschungen gehen notgedrungen punktuell vor und interpretieren entweder einzelne Stellen oder sie liefern Statistiken, die begreiflicherweise den Kontext weniger beachten.

Hier wird versucht, Sprache und Stil Senecas unter Berücksichtigung ihres Stellenwertes im Textzusammenhang zu untersuchen, in der Überzeugung, der Ausdruckswert von Vokabeln und Stilmitteln sei keine unveränderlich prädestinierte Größe, sondern konstituiere sich im jeweiligen Kontext. Es handelt sich um einen Ansatz, der durch die Strukturalisierung und Kontextualisierung der linguistischen und stilistischen Beobachtungen zur Verbindung sprachlicher und literarischer Interpretation beitragen möchte. Ein Nebenergebnis der Untersuchung ist, daß Senecas eigene sprachlich-stilistische Theorie einen derartigen Ansatz der Interpretation nahelegt und rechtfertigt. Daher ist ein solcher Zugang zu Sprache und Stil im Rahmen der Senecaforschung wohl besonders sinnvoll.

Seneca über sich selbst

Der 108. Brief, dem im folgenden unser besonderes Augenmerk gelten soll, enthält außer nachdrücklichen Aufforderungen, mit der Praxis der Philosophie zu beginnen, aufschlußreiche theoretische Äußerungen über die Form philosophischen Lehrens und Lernens. Gestützt wird das Ganze durch Berichte aus Senecas eigenem Leben. Was ist deren Funktion? Sind die autobiographischen Nachrichten, die wir Senecas Werken entnehmen können, in ihrem Kontext Selbstzweck? Oder dienen sie dem Überredungs- oder Überzeugungssziel des jeweiligen Textes und sind insofern funktional eingebettet in Senecas Realisation einer sprachlich-stilistischen Struktur? Wir werden sehen, daß dahinter eine Meta-Ebene steht, auf der Seneca über den Sinn und Wert von Sprache und Stil im Dienste philosophischen Lehrens und Lernens reflektiert. Im folgenden werden wir immer wieder auf Senecas Sprachbehandlung eingehen, räumt ihr Seneca doch eine besondere Rolle im Dienste seiner philosophisch-didaktischen Intention ein (indirekt wird daran deutlich werden, wie wichtig es ist, antike Texte im Original zu lesen).

Als praxisbezogener Einstieg dient eine damals wie heute aktuelle Problematik: die Frage der richtigen Ernährung. Senecas jugendliche Begeisterung für die vegetarischen Grundsätze Sotions erscheint als Beleg dafür, daß die noch bildsame

weisung und akzeptiert auch (wenn auch nicht ganz ohne Vorbehalte) die Begeisterung als Vehikel für die philosophische Unterweisung. Nach Maurach (S. 193) spielt sich der Kampf um die Seele des Zuhörers auf drei Ebenen ab: der intellektuellen (Verständnis der Struktur des Universums), der sinnlichen (Befreiung von niederen Vergnügungen) und der seelischen (Begeisterung für die Tugend). M. E. sind dies nicht stilistische, sondern moralische (und recht abstrakte) Kategorien. Für die Verwendung von Bildern und Gleichnissen grundlegend: M. ARMISEN-MARCHETTI: *Sapientiae facies. Étude sur les images de Sénèque*. Paris 1989 (betont die philosophisch-didaktische Bedingtheit der Bilderwahl). Forschungsbericht zu Senecas Stil in: G. KUEN: *Die Philosophie als „dux vitae“* [zu *De vita beata*]. Heidelberg 1994, 401–402.

³ Vgl. A. SETAIOLI, ANRW 2, 32, 2, 818–821, „Stil als Ausdruck der Eigenart von Autor und Zeitgeist“.

Jugend für eindringlich vorgetragene philosophische Lehren besonders empfänglich sei. In diesem Zusammenhang erinnert Seneca in einem bildhaften Vergleich an die Ekstasen der sogenannten Galli, der phrygischen Priester der *Magna Mater* (108, 7). Das Bild ist nicht frei von Ambivalenz – zum Wesen rauschhaften Hingerissenseins gehört es ja, daß es nicht von Dauer sein kann. Seneca teilt Lucilius mit, daß er ein eifriger, ja übereifriger Schüler war (und daß er das Glück hatte, einem aufmerksamen und entgegenkommenden Lehrer zu begegnen). Dieser Bericht hat den Zweck, Voraussetzungen des Lernens zu illustrieren. Hinzu kommt die Absicht, zwei Seiten der jugendlichen Begeisterung zu verdeutlichen: Einerseits ist sie positiv eine Vorbedingung für produktives Lernen; andererseits birgt sie Gefahren in sich: Zum Beispiel kann die Absicht, alles auf einmal lernen zu wollen, einen produktiven Lernprozeß verhindern. Hier wird die Frage der Lehrmethode berührt (offenbar erkennt Seneca an, daß die rationale Argumentation durch emotionale Mittel unterstützt werden muß: Ein längeres Zitat belegt, daß Sotion begeisternde rhetorische Fähigkeiten besaß: 108, 20–21); ähnliches gilt von der anfeuernden Wirkung der Worte des Attalus auf den jungen Seneca (108, 13). Die zupackende Schärfe der Predigten dieses Philosophen wirkte außergewöhnlich stark auf das jugendliche Gemüt: Nicht ohne ein verstecktes Lächeln berichtet Seneca darüber, wie es ihn damals „der ganzen Menschheit jammerte“ und wie er gewillt war, „die Schule als Bettler zu verlassen“ (108, 14). Man beachte die starke Hyperbel („die ganze Menschheit“) und die drastische Veranschaulichung („als Bettler“). Auch der eindringlichen Wirkung von Satzbau und Rhythmus auf den Zuhörer ist Seneca sich bewußt: Diese Berichte sollen illustrieren, daß die Methode der Belehrung durch prägnante Sprüche (auch Verse) nach Senecas Meinung besonders fruchtbar ist.

Nach dieser grundsätzlichen Feststellung, auf deren Bedeutung wir am Ende zurückkommen werden, betrachten wir nun einzelne Aspekte von Senecas Diktion. Besonderes Interesse verdient dabei das Stilmittel der Metapher und des Vergleichs.

Verschiedene Deutungsebenen des Themas „Ernährung“

Das Thema „Ernährung“ hat in Senecas Sprach- und Bilderwelt eine mannigfache Resonanz, es erfährt verschiedene Metamorphosen auf unterschiedlichen Ebenen und wird zunehmend des Stofflichen entkleidet.

Bleiben wir zunächst bei Senecas Stellungnahme zu Fragen physischer Ernährung. Indirekt geht aus der Erzählung von der Rückkehr Senecas zum Fleischgenuß hervor, daß der Philosoph schon in der Jugend kein blinder Fanatiker war, sondern Rücksicht auf die Gefühle seines Vaters nahm, und dies, obwohl er offenbar durchschaute, daß der Vater die politische Gefährdung seiner Familie durch den Vegetarismus des Sohnes übertrieb. Der Sohn zeigt sich hier großzügiger als der Vater. Somit wird schon in dieser relativ frühen Phase ein Grundzug deutlich: Seneca ist kein verbotrter Doktrinär und will sich von seiner Umwelt nicht durch Äußerlichkeiten, sondern durch seine innere Einstellung unterscheiden. Darüber hinaus zeigt dieses Beispiel aus der eigenen Lebensgeschichte, worum es im ganzen Brief geht: Wichtiger

als die Übernahme von sichtbaren Verhaltensweisen ist die innere Selbständigkeit und Selbstbestimmung des Philosophen: Die Philosophie ist kein Kleid, das man nach Belieben wechselt, sondern sie soll zu einem Bestandteil des eigenen Wesens werden.

Wie sich dies in der Praxis äußert, läßt sich bei einem Weltmann wie Seneca, der auf marktschreierische Pose verzichtet, nur an kleinen, recht unauffälligen Zügen ablesen. Seneca scheint selbst Mühe zu haben, wirklich überzeugende Belege zu finden. Die Liste der Dinge, deren er sich enthält, ist daher nicht sehr eindrucksvoll: Die harte Unterlage beim Liegen und der Verzicht auf Wein und römische Bäder waren bei der bekannten Kränklichkeit des Philosophen wohl gesundheitliche Notwendigkeiten, und Pilze und Austern sind ohnehin nicht jedermanns Geschmack. Die Begründung des Verzichts auf Pilze und Austern zeigt aber besonders deutlich, worauf es Seneca in dem vorliegenden Brief ankommt; sagt er doch, es handle sich dabei nicht um Nahrungsmittel, sondern um Mittel, einen vollen Magen künstlich zum Appetit zu reizen. Dieser Zug ist geeignet, Fehler bei der Aneignung der Philosophie zu verdeutlichen. Was Seneca ablehnt, ist das in Rom verbreitete „Essen um des Essens willen“, die Überladung des Magens mit unnützen Speisen und seine unnatürliche Entleerung. Die in den autobiographischen Berichten über Senecas Vegetarismus angeschnittene Problematik des Essens wird jetzt (in Gestalt des Verzichts auf Austern und Pilze) auf einer weniger spektakulären, aber höheren Ebene wieder aufgenommen: Entscheidend ist hier, daß der Philosoph selbst bestimmt, welche Art der Nahrung und der Nahrungsaufnahme für ihn die richtige ist.

Auf einer noch höheren – metaphorischen – Ebene durchzieht das Bild der Nahrungsaufnahme den ganzen Brief. Das Erlernen der Philosophie ist mit gesunder Ernährung vergleichbar. Es geht darum, die geistige Nahrung geregelt und in relativ kleinen Portionen aufzunehmen, gründlich zu verdauen und zu assimilieren. Das Problem der richtigen Einschätzung der eigenen Fassungskraft und im Zusammenhang damit einer Disziplinierung des unbändigen Lerneifers im Sinne einer produktiven οἰκονομία und der Wahl des richtigen Zeitpunktes spiegelt sich in der Metaphorik des Schöpfens aus einem Gefäß ins andere: „Nicht soviel wie du willst, sondern soviel wie du fassen kannst, sollst du schöpfen“ *non quantum vis, sed quantum capis, hauriendum est* (108, 2). Das Bild erinnert an die erste Horazsatire, in der die Torheit gebrandmarkt wird, aus einem großen Flusse schöpfen zu wollen (Hor., *sat.* 1, 1, 54–56), wo doch durch die begrenzte Fassungskraft des menschlichen Magens ein eindeutiges Maß vorgegeben ist (ebd. 1, 1, 46⁴). An späterer Stelle unseres Senecabriefes ist an eine Amphora gedacht, in der sich oben reiner Wein befindet, während sich unten der Bodensatz sammelt (108, 26). Eine ähnliche Vorstellung wird schon im ersten Brief evoziert: *non enim tantum minimum in imo, sed pessimum remanet* (1, 5). So wird schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt im Briefcorpus die spätere Vergeistigung der Ernährungsmetaphorik vorbereitet. Hinter diesem Bilde steht das Problem des Maßes, das dem Menschen durch seine individuelle Fassungskraft gesetzt ist. Als

⁴ Die Kürze der *sententia* vergleicht Seneca auch mit der Winzigkeit eines Samenkorns (*epist.* 38, 5): *eadem est, inquam, praeceptorum condicio quae seminum: multum efficiunt, et angusta sunt*. Dieser Brief bestätigt eben durch seine Kürze Senecas Stiltheorie.

Aufgabe ist eine Selbsterkenntnis im Sinne des Panaitios vorausgesetzt⁵ – nicht so sehr die delphische Erkenntnis der allgemeinen *condition humaine* angesichts des Göttlichen als vielmehr die Einsicht in die besonderen Stärken und Schwächen der eigenen Person (*quid ferre recusent, quid valeant umeri*; Hor., *ars* 39–40).

Auch innerhalb des Abschnittes, in dem der Philosoph, der Philologe und der Grammatiker unterschieden werden, erscheint ein Bild aus dem Bereich der Ernährung: Auf ein und derselben Wiese sucht und findet das Rind Gras, der Hund den Hasen, der Storch die Eidechse (108, 29). Jeder holt sich die seiner individuellen Natur und Neigung entsprechende geistige Nahrung. Aus ein und demselben Text ziehen der Grammatiker und der Philologe andere Lehren als der Philosoph. Hier geht es um die wichtige Frage der Perspektive, der Bestimmtheit des Fragehorizonts bei der Aneignung von Texten durch die individuelle Natur des Betrachters oder durch die von ihm freiwillig gewählte Versuchsanordnung – etwa im Sinne von Goethes „du gleichst dem Geist, den du begreifst“ (genauer: begreifen kannst oder auch begreifen willst).

Das Bild der Nahrungsaufnahme findet sich in der Sammlung schon seit dem zweiten Brief. Dort geht es um Stetigkeit, d.h. um Vermeidung unnötigen Ortswechsels, aber auch sprunghafter Lektüre: „Es zeugt von einem verzärtelten Magen, an vielerlei Speisen herumzunippen; infolge ihrer Vielfalt und Unterschiedlichkeit bewirken diese nur Verschmutzung, keine Ernährung.“ *Fastidientis stomachi est multa degustare; quae ubi varia sunt et diversa, inquinant, non alunt* (2, 4).

Es ist bezeichnend für Senecas Stil, daß das Bild der Nahrungsaufnahme weitere Variationen und vertiefende Deutungen erfährt. Nicht zufällig erscheint gegen Ende des Briefes die Vorstellung des Erbrechens, um einen falschen Philosophen zu entlarven, der offenbar von der Philosophie nur die Worte verschlungen, deren Gehalt aber nicht wirklich assimiliert hat, so daß die Stürme des Lebens ihn überwältigen und er die oberflächlich und hastig aufgenommene geistige Nahrung unverdaut wieder ausspeit. Das sehr naturalistische Bild muß in diesem größeren Zusammenhang gesehen werden; dann versteht man, warum Seneca es seinen Lesern nicht ersparen konnte. Der Naturalismus ist Teil jenes Bemühens um sinnenhafte Eindringlichkeit, das wir oben als bewußt von Seneca erstrebtes Ziel erkannt haben.

Medizin. Zu den weiteren Bereichen, aus denen Seneca sein Vokabular und seine Bilder schöpft, zählt die Medizin. Das ist kein Zufall, denn zum einen war Seneca viel krank, zum anderen war die antike Medizin diätetisch orientiert, war also darin der Philosophie verwandt, daß sie praktische Lebensregeln vermittelte. Die Durchdringung des eigenen Lebens mit Philosophie wird mit einem Heilungsprozeß verglichen. Der Schüler soll täglich entweder „gesünder“ (*sanior* 4) oder doch „für Heilung empfänglicher“ (*sanabilior* 4) nach Hause zurückkehren.⁶ Auch diese Bilder

⁵ Vgl. A. SETAIOLI: ANRW 2, 32, 2, 830–831.

⁶ Die Steigerungsform *sanabilior* ist auch bei dem sehr puristischen medizinischen Schriftsteller Celsus 2, 8 belegt (siehe GEORGES s.v.), stellt also nichts Auffälliges dar. Bei Seneca wird die Form zusätzlich gestützt durch den Parallelismus mit *sanior*. Die Berührung mit Celsus zeigt, daß Seneca hier bewußt die Sprache der Medizin verwendet. Die vorliegende Stelle ist nicht beachtet bei P. MIGLIORINI: *Scienza e terminologia medica nella letteratura latina di età neroniana*. Seneca, Lucano, Persio, Petronio. Studien zur klassischen Philologie 104, Frankfurt 1997.

sind im Corpus der Briefe schon früh verankert: Man denke an den zweiten Brief mit seinem Plädoyer für Stetigkeit und seiner Kritik an dem ständigen Methodenwechsel in der Erziehung. Die Medizin liefert dort ebenfalls das überzeugende Bild: „Eine Wunde kann nicht vernarben, wenn an ihr ständig wechselnde Heilmittel ausprobiert werden“ *non venit vulnus ad cicatricem, in quo medicamenta temptantur* (2, 3). In unserem Brief 108 wird im Zusammenhang mit Senecas Verzicht auf römische Bäder der Terminus technicus *decoquere corpus atque exinanire sudoribus* (108, 16) verwendet. Das zuletzt genannte Verb findet sich auch bei Celsus (3, 4, 9), wo es als Fachausdruck einer bestimmten therapeutischen Theorie steht. Dagegen ist Senecas Ausdruck *decoquere*, wie Paola Migliorini annimmt, ironisch zu verstehen.⁷ Man sollte jedoch hinzufügen, daß die metaphorische Bedeutung von *decoquere* („abwirtschaften, Bankrott machen“) ebenfalls mitschwingt.

Körperpflege. Grundsätzlich bestehen Analogien zwischen dem Lernprozeß, dem Wachstum, der Ernährung und der Heilung. Wir kennen diese Bilder bereits. Hinzu kommt die in der populären Ethik geläufige⁸ Vorstellung, daß einem Gefäß der Geruch seines ersten Inhaltes noch lange anhaftet: *quo semel est imbuta recens, servabit odorem / testa diu* (Hor. *epist.* 1, 2, 69–70). Parfüm wird einerseits als realer Gegenstand von Seneca verschmäht (108, 16), andererseits als Bild verwendet, um das „Abfärben“ der Philosophie auf Zuhörer zu illustrieren (108, 4); denselben Sachverhalt beschreibt auch das Bild der Bräunung durch die Sonne (108, 4).⁹

Lehrer und Schüler: Bilder, die ihre Rollen verdeutlichen

Der ganze Brief handelt vom Lehrer, vom Schüler und vom rechten Lehren und Lernen. Wie wird der Lehrer beschrieben?

Recht und Rede. Im folgenden soll die Auseinandersetzung mit Bildern und Vorstellungen aus dem Bereich von Recht und Rede die hinter der Verwendung der Metaphern stehende Theorie im Sinne einer Meta-Ebene verdeutlichen. Recht und Rede sind Grundelemente der römischen Gesellschaft. Die diesen Bereichen entstammenden Vorstellungen sind geeignet, unser Verständnis von Senecas Sprache und Stil auf eine höhere Abstraktionsstufe zu heben. Grundvoraussetzung jedes Lernens ist, daß Schüler und Lehrer gleichermaßen aufgeschlossen und aufnahmebereit sind; beispielhaft ist die Bereitschaft des Attalus, zu jeder Tageszeit mit seinen Schülern zu disputieren (108, 3). Als Basis der Lehrer-Schüler-Beziehung wird hier ein Grundprinzip berührt, das die Rhetorik als *Ethos* bezeichnet. Der Sprecher muß als selbstloser, wohlwollender Mann erscheinen, der Zuhörer muß durch das Verhalten des Sprechers seinerseits wohlwollend, aufmerksam und lernbereit werden.

⁷ MIGLIORINI ebd., 32.

⁸ Vgl. KIEBLING / HEINZE zu Horaz, *epist.* 1, 2, 69–70 mit Hinweis auf Philon Πάντα σπουδαῖον εἶναι ἐλεύθερον II p. 447 Mang. und Quint. *inst.*, 1,1, 5.

⁹ Analog dazu schreiben die schlechten Schüler die Worte der Lehrer nicht in ihre Seelen, sondern auf ihre Wachstäfelchen (108, 6); diese Schüler nehmen keine Sachverhalte (*res*) auf, sondern allein Worte (*verba*). Statt in die Seelen der Schüler, werden die Logoi der Lehrer also „ins Wasser geschrieben“; vgl. Platon, *Phaidros* 276 c.

Es kann uns angesichts dieser Parallelen zur Rhetorik nicht überraschen, daß in dem vorliegenden Brief dem Lehrer die Rolle eines „Anwalts“ zukommt. Innerhalb des Kontexts der Briefe mag man sich freilich fragen, wie sich diese Rolle mit der Tatsache verträgt, daß Seneca schon im ersten Brief Lucilius unter Verwendung von Bildern aus dem Rechtsleben¹⁰ auffordert, von sich selbst Besitz zu ergreifen, d.h. sein Leben selbst in die Hand zu nehmen. Wozu bedarf er dann noch eines Anwalts? Dort freilich geht es um Emanzipation von falschen Ansprüchen der Umwelt und um die Behauptung der eigenen Souveränität, zum Beispiel im Verfügen über die eigene Zeit. Hier ist hingegen von einem früheren Stadium die Rede: der Gewinnung junger Zuhörer für die Philosophie. In dieser Anfangsphase bedarf es gewissermaßen noch der erweckenden Tätigkeit des Lehrers. Wichtig aber ist, daß der Lehrer auch hier nicht *stellvertretend für den Schüler* handelt, sondern ihm gegenüber die Sache der Wahrheit vertritt. Die personifizierte Wahrheit beansprucht gelehrige Schüler als ihr Eigentum, und Seneca verwendet hierfür den im römischen Recht üblichen symbolischen Gestus: *manum inicere* (108, 12).¹¹ Es ist Aufgabe des Lehrers, *advocatus* der Wahrheit zu sein und ihre Ansprüche durchzusetzen. Eine derartige Rolle des Anwalts impliziert die Verwendung besonders nachdrücklicher rhetorischer Mittel.

Dies führt uns auf die Meta-Ebene der stilistischen Reflexion. Hervorgehoben werden „schneidende“ (*acriter*) und „trotzige“ (*contumaciter*) Worte (108, 7); das heißt, daß hier stilistisch auf Kürze und Pointiertheit Wert gelegt wird. Das Nachdenken über stilistische Konzentration, Eindringlichkeit und Rhythmus ruft zudem musikalische Assoziationen hervor; passend zur militanten Mobilisierung der stilistischen Mittel denkt Seneca dabei speziell an Militärmusik:

Militärische Metaphern. Seine Befürwortung einer rhetorischen Propagierung der Philosophie stützt Seneca durch ein Zitat aus dem Stoiker Cleanthes (4./3. Jh.), der seine poetische Vermittlung philosophischer Wahrheiten durch ein Gleichnis aus dem Bereich der Militärmusik begründet. Was wir heute als poetische „Verdichtung“ bezeichnen würden, illustriert treffend das Bild des engen Luftkanals einer Trompete, der sich am Ende erweitert, wobei die anfängliche Kompression der Luft den Ton verstärkt (108, 10). Verse engen Gedanken also nicht ein, zwingen sie in kein Korsett, sondern *komprimieren* das, was ein Gedanke in Prosa bereits enthält. Doch der militärische Hintergrund der Metaphorik tritt noch deutlicher hervor, denn Seneca fügt implizit die Vorstellung eines Wurfgeschosses hinzu, das durch weiteres Ausholen mit dem Arm größeren Schwung erhält. Zwar sieht der Römer dabei von der bei Cleanthes vorliegenden Vorstellung der Verdichtung ab, doch paßt das Bild des Wurfgeschosses vollkommen zu der durchweg aggressiven Sprache, die bei Seneca das linguistische Verhalten des Lehrers beschreibt: Man vergleiche *feriuntur animi* (108, 11), *urge, hoc preme* (108, 12), *insta vehementius* (ebd.). Deshalb wird der Lehrer überraschend als *irritator* (108, 8) bezeichnet; seine Tätigkeit ist *excitare* (ebd.). Die guten Qualitäten der Seele erweckt er wie aus einem Schlaf (ebd.). Der

¹⁰ Bilder aus dem Bereich des Rechtswesens sind z.B. auch in *De ira* konsitativ, zum Teil sogar für die literarische Form des Werkes, s. W. E. WYCLIFF: *The De Ira. Seneca's Satire of Roman Law*, demnächst in der Reihe Studien zur Klassischen Philologie, Frankfurt 1999.

¹¹ Die Wahrheit ist hier personifiziert, ähnlich wie an anderer Stelle das Meer (108, 37).

Ausdruck *irritator* ist eine Neubildung Senecas. Das Wort ist außerdem in der *Vulgata*, also erheblich später, belegt (dort bezeichnet es im negativen Sinne: Aufrührer, die Gott zum Zorne reizen). Die anregende, aufregende und manchmal sogar lästige Rolle des Lehrers erinnert an das Bild der Stechmücke, das Platon für Sokrates verwendet.¹²

Vergleichbar ist die Beschreibung der geistigen Appetenz des Schülers durch kriegierisch anmutende Termini: *invadenda* (108, 2), *occupari* (ebd.), *obsideremus* (108, 3), auch *evocaremus* (ebd.) kann militärische Konnotationen haben.

Der Lernprozeß I: Bilder

Rechnungs- und Finanzwesen. Das Verb *digerere* (108, 1) gehört unterschiedlichen Bereichen an. Es kann sich auf die zeitliche Verteilung eines Pensums beziehen (vgl. etwa: *dispensatio*), es kann aber auch die Assimilation von Speisen betreffen. In dem vorliegenden Brief schlägt diese Vorstellung eine Brücke zwischen Anfang und Ende. *Digerere* erscheint zunächst als Aufgabe für den Schüler: Er muß seinen Lerneifer nicht im ersten Anlauf erschöpfen, sondern weise einteilen, damit der Schwung über einen längeren Zeitraum erhalten bleibt und zu einer schrittweisen und gründlichen Aneignung der Philosophie ausreicht (108, 1). Der speiende Steuermann am Ende ist das Gegenbeispiel: Er hat seine geistige Nahrung nur äußerlich aufgenommen, sie sich nicht wirklich zu eigen gemacht. Unmittelbar daran schließt sich die gedachte Zitatenkette an: *Dixit illa Platon, dixit Zenon, dixit Chrysippus et Posidonius* usw. Das Referieren fremder Lehren steht in unmittelbarer Parallele zum Ausspucken unverdauter Nahrung. Die eigentliche Assimilation der Philosophie vollzieht sich nach Seneca durch die Tat. Am Ende des Briefes lesen wir: „Sie sollen tun, was sie gesagt haben.“ *Faciant, quae dixerint* (108, 38). Dann gehören die Worte wirklich ihnen. Der gleiche Gedanke war schon zwei Absätze früher angeklungen: „die anders leben, als sie selbst vorschreiben,“ *qui aliter vivunt quam vivendum esse praecipunt* (108, 36). Man erinnert sich an die Forderung der Harmonie von *verba* und *res* in den Episteln 16 und 20; derselbe Gegensatz beherrscht in unserem Brief 108 die Beschreibung der schlechten Schüler (108, 6 und 108, 35–38) und stellt so eine Verbindung zwischen Anfang und Ende des Briefes her.

Womit wird das rechte Handeln verglichen? Mit dem Lenken eines Schiffes im Sturm: „Nicht Reden, sondern Lenken ist angesagt“ *non est loquendum, sed gubernandum* (108, 37). Die Tätigkeit des Lenkens wird weiter differenziert: „Festhalten muß man das Steuerruder, während die Flut es fortreißen will, ringen mit der Urkraft des Meeres, dem Wind die Segel entreißen“ *tenendum rapiente fluctu gubernaculum, luctandum cum ipso mari, eripienda sunt vento vela* (108, 37). In dieser Reihung liegt eine Steigerung von unerschütterlichem Durchhalten über aktives Ringen zu aggressivem Zupacken. Die Gegner sind nahezu personifiziert: *fluctus, mare, ventus* (108, 37).

¹² Plat. *Phaedr.* 240 d, vgl. 251 d; *rep.* 573 a–e; 577 e; *leg.* 782 e, 854 b; *Theaet.* 179 e.

Handwerk. Der Doppelaspekt des Handwerks, wie wir ihn aus Platon kennen, findet sich auch bei Seneca. Einerseits geht es um die Zurückweisung „banausischen“ Handwerks, das nur dem Gelderwerb dient. So betont Seneca, Philosophie lerne man nicht wie „irgendein käufliches Handwerk“ (*aliquod artificium venale*: 108, 36). Hier ist natürlich an die Sophisten gedacht, die ihr Wissen nur gegen eine angemessene Geldsumme preisgaben. Andererseits ist das Handwerk als konstruktives und handlungsorientiertes Wissen auch seit alters ein positives Modell für philosophisches Leben. In diesem Sinne ist in dem vorliegenden Brief die Tätigkeit des Steuermanns positiv gedeutet. Der Philosoph wie der Steuermann müssen sich den Schwierigkeiten, zu deren Bewältigung sie ausgebildet sind, nicht als Laien, sondern als Fachleute stellen. Es geht um das „savoir faire“, die Fähigkeit, das theoretisch Gelernte durch die Tat zu bewähren. In diesem Sinne darf der Lehrer der Philosophie kein reiner Theoretiker sein; er muß die Lebenskunst als sein Handwerk beherrschen.

*Seefahrt.*¹³ Die Seefahrt, das Schiff und der Steuermann stehen für die Kausalreihen der Welt, den Körper und das Logistikon des Lehrers. Der Lehrer, der sich selbst nicht im Griff hat, nützt dem Schüler nichts, weil er kein adäquates *exemplum* darstellt; er erscheint als schlechter *gubernator*, dem es in Seenot speiübel wird. So wird am Ende des Briefes mit entlarvender Kühnheit die Verbindung zwischen der Speisemetaphorik und den Bildern aus dem Bereich der Seefahrt hergestellt. Senecas Text erweist sich also als symbolische Architektur aus unterschiedlichen, aufeinander abgestimmten sprachlich-stilistischen Elementen.

Der Lernprozeß II: exemplum; richtige und falsche Erwartungen

Die Bedeutung des Lehrers als *exemplum* ist in der negativen Charakteristik der falschen Philosophen impliziert: „Sie bringen nämlich in Gestalt ihrer selbst Beispiele unnützer Wissenschaft in Umlauf und sind allen Lastern, die sie verfolgen, verfallen“ *exempla enim se ipsos inutilis disciplinae circumferunt nulli non vitio, quod insequuntur, obnoxii* (108, 36).

Seneca unterscheidet bei Lehrern wie Schülern zwischen falschen und richtigen Erwartungen. Dies geschieht auf unterschiedlichen Ebenen.

1. An einer Stelle, die auf den ersten Blick überraschend klingt, sagt Seneca, beide – Lehrer wie Schüler – müßten sich grundsätzlich ein und dieselbe Sache fest vornehmen: daß der Lehrer nützen (*prodesse*) und daß der Schüler Fortschritte machen (*proficere*) wolle (108, 3). Man wundert sich zunächst, warum Seneca hier nicht von zwei, sondern von nur einem Vorsatz spricht; möchte man doch meinen, der Lehrer müsse sich das eine, der Schüler das andere vornehmen. Bei genauerem Zusehen erkennt man jedoch, daß es nicht genügt, wenn der Lehrer nur nützen und der Schüler nur Fortschritte machen will. Vielmehr muß der Schüler außerdem von

¹³ Es durchzieht z.B. den gesamten Traktat *De brevitate vitae*: Am Anfang symbolisiert das Meer eine unstete und ruhelose Existenz (2); im Mittelteil ist das zielbewußte Segeln dem passiven Geworfensein gegenübergestellt (8); am Ende wird der Rückzug aus den Fluten des Lebens in den sicheren Port der Philosophie empfohlen (18).

der Überzeugung durchdrungen sein, der Lehrer wolle ihm nützen. Umgekehrt muß der Lehrer auch unerschütterlich daran glauben, daß der Schüler Fortschritte machen will. Andernfalls kommt kein Lernprozeß zustande. Daher spricht Seneca von nur *einem* Vorsatz, der aber für beide Seiten gilt. Gegen Ende des Briefes werden unter Wiederaufnahme des Wortes *propositum* unterschiedliche Erwartungshaltungen differenziert (108, 23–24). Wir werden sogleich sehen, daß Seneca letztlich für Lehrer wie Schüler nur die Erwartungshaltung des Philosophen anerkennt. Somit wird dieser zentrale Gedanke schon am Anfang des Briefes vorbereitet.

2. Seneca hält es für verfehlt, wenn nicht das Leben, sondern das Disputieren zum Unterrichtsgegenstand wird (108, 23): Hier machen seiner Meinung nach die Lehrer etwas falsch. Dem entspricht Senecas Hinweis darauf, daß gute Lehrer ihre Schüler *direkt* ansprechen und daß sie an einem Sachgegenstand orientiert sind, z.B. *avaritia*, *luxuria*. Diese Lehrer lassen alle technischen Manöver beiseite, die von den eigentlichen *res* ablenken können. Hierher gehören Doppeldeutigkeiten, umständliche Syllogismen, Trugschlüsse und sonstige sophistische Spielereien (108, 12).

Der entsprechende Fehler auf Seiten der Schüler ist die falsche Erwartungshaltung, nur ihren Scharfsinn, nicht aber ihre Seele zu bilden. Die vollständige Form der Unterweisung nennt Seneca *philosophia*, die defiziente *philologia*. Dahinter steht bei ihm der Gegensatz von *verba* und *res*. Dabei wird jedoch *res* nicht als „Sache“ verstanden, sondern als „Tat, praktische Handlung“. Seneca weicht insofern von dem gängigen antiken Bild der *philologia* ab, als nach antikem Verständnis der *philologus* durchaus für die in den von ihm behandelten Texten angesprochenen Sachbereiche kompetent sein mußte (z.B. Geographie, Geschichte, auch Fachwissenschaften). Hier engt Seneca die *philologia* um eines Wortspiels willen auf Wortuntersuchungen ein, die traditionellerweise Sache des *grammaticus* waren. Auch der *grammaticus* freilich war mit Dichtererklärung befaßt, konnte also von den Inhalten nicht absehen. An einer etwas späteren Stelle desselben Briefes differenziert Seneca zwischen *philologus*, *grammaticus* und *philosophus*: In §30 erscheint der *philosophus* darüber moralisch entrüstet, daß in Ciceros Werk *De re publica* so viel gegen die Gerechtigkeit gesagt werden konnte; der *philologus* hingegen (108, 30–31) stürzt sich auf historisches Detail und auf Nachrichten über römische Institutionen (einschließlich des Wandels ihrer Bezeichnungen), der *grammaticus* schließlich (108, 32–34) auf Wörter, Sprachgebrauch (der sich jedoch zusammen mit der Gesellschaft wandelt; hier überschneidet sich sein Arbeitsgebiet mit dem des *philologus*) und sogenannte Nachahmungen (heute: Intertextualität).

Seneca unterscheidet ferner zwischen vollständigen und mangelhaften Formen des Lernens. Er kennt drei Stufen der Bereitschaft der Schüler (108, 4): von der völligen Hingabe (*studentes*) über den oberflächlichen Umgang mit Philosophen (*conversantes*; *neglegere*) bis hin zu ausdrücklicher Ablehnung (*repugnare*). Der Idealfall liegt für ihn vor, wenn die begeisternden Worte des Lehrers im Schüler den Impuls auslösen, das Wort zur Tat werden zu lassen (108, 35). Er erzählt beispielsweise, daß er während eines Vortrags des Attalus den Vorsatz faßte, die Schule als Besitzloser zu verlassen (108, 14). Freilich weiß er, daß allzu weitgehende Vorsätze sich auf die Dauer als unpraktikabel erweisen. Als Schulbeispiel führt er hier seinen

Verzicht auf Fleisch an; doch läßt er immerhin durchblicken, daß er (was vielleicht schwieriger ist als radikale Lösungen) im ganzen ein maßvolles Leben zu führen versucht.

Worauf diese Kritik am jugendlichen Überschwang positiv hinausläuft, sagt Seneca schon am Anfang des Briefes. Es geht darum, nicht alles auf einmal erreichen zu wollen, sondern sich die Philosophie Stück für Stück zu erarbeiten und die jeweilige konkrete Aufgabe den eigenen Kräften anzupassen. Wichtig ist das Verb *digerere* (108, 1). Man muß mit der eigenen flammenden Begeisterung haushälterisch umgehen, damit sie sich nicht selbst im Wege steht. Voraussetzung hierfür ist Selbsterkenntnis im Sinne des Panaitios, d.h. die richtige Einschätzung der eigenen Kräfte. Ein weiterer wichtiger Aspekt des Lernens ist die Tatsache, daß mit zunehmender Übung das Fassungsvermögen wächst: *quo plus recipit animus, hoc se magis laxat* (108, 2). Dieser produktive Lernprozeß setzt freilich wiederum den *bonus animus* (108, 2) voraus, d.h. der Schüler muß (wie erwähnt) von einer positiven Einstellung beseelt sein. Wichtig ist, daß der Lernprozeß als etwas Dynamisches aufgefaßt wird: Es geht dabei nicht nur um eine mechanische Erweiterung des Fassungsvermögens. Ein wesentliches Ziel ist der „Gewinn“ oder „Fortschritt“ (*profectus* 108, 6). Schon am Anfang des Briefes wird dieser Gesichtspunkt stark in den Vordergrund gerückt; Seneca verspottet hier diejenigen, die nur Worte aufschnappen, ohne selbst einen inneren Gewinn daraus zu ziehen oder ihren Schülern einen solchen zu vermitteln. Am Ende werden solche Lehrer als schlechte Steuermänner entlarvt.

Versuchen wir, unsere Beobachtungen zusammenzufassen!

1. Seneca bedient sich verschiedener Stilebenen und Stilmittel, um seine philosophische Botschaft mit größtmöglicher Intensität und Anschaulichkeit mitzuteilen. Zu den verwendeten Mitteln zählt die wechselnde Länge der Sätze, die Wahl abstrakter oder konkreter Bezeichnungen sowie die Verwendung kühner Metaphern. Die Konvergenz der unterschiedlichen Bilderreihen entspricht der von Seneca geforderten Konvergenz der Erwartungen des Lehrers und des Schülers.

2. All dies soll den Zuhörer davon überzeugen, daß Philosophie sich nicht in Worten, sondern in Taten verwirklicht.

3. Senecas Text spiegelt und „verwirklicht“ gewissermaßen in seiner sprachlichen Struktur nicht nur die Stiltheorie, sondern auch bestimmte Aspekte von Senecas philosophischem Denken. Als verbaler Akt reflektiert Senecas Text diese Forderungen in einem sehr hohen Grade. Stilistische Praxis und Theorie, sowie Senecas Moralphilosophie durchdringen und erhellen sich wechselseitig. Die stilistischen Forderungen sind ein Produkt der ethischen, d. h. des Gehalts des Textes selbst. Die stilistische Realität hinwiederum entspricht den z.B. in Epistel 108 dargelegten Theorien. Senecas Text reflektiert und „verwirklicht“ mit großer Treue seine Vorstellungen von gelebter Philosophie.

Als methodologische Folgerung aus unseren Beobachtungen ergibt sich der Wunsch nach detaillierten sprachlich-stilistischen Interpretationen ganzer Briefe wie auch ausgewählter Abschnitte, um im einzelnen der Verbindung zwischen Philoso-

phie, Stiltheorie und stilistischer Praxis nachzugehen. Solche Untersuchungen verdienen methodologisch den Vorrang vor verallgemeinernden Synthesen über Senecas Stil und den Epochenstil der neronischen Zeit. Aus solchen Analysen dürfte sich ein differenzierteres Bild ergeben, als erwartet. In diesem Rahmen käme der Lehre vom *aptum* und der Überzeugung Senecas, die stilistische Form sei vom Inhalt bestimmt, besonderes Gewicht zu. Das heißt natürlich nicht, daß die stilistische Form keinerlei Bedeutung hätte. Im Gegenteil! Die Diktion paßt sich, wie wir gesehen haben, vollkommen dem „dialogischen“, „existentiellen“ Charakter der Luciliusbriefe an und „verkörpert“ deren Gehalt in der sprachlich-stilistischen Sphäre. Die stilistischen Besonderheiten sind nicht die Frucht eines bizarren oder affektierten Geschmacks und auch nicht eines rein ästhetischen Kunstwollens, sondern eine Folge von Senecas philosophischer Lebenseinstellung.

Seneca berührt seine Leser auf den ersten Blick durch den persönlichen Ton, der in seinen Briefen herrscht. An den in Brief 108 eingeflochtenen Selbstzeugnissen fiel uns freilich auf, daß sie nicht um ihrer selbst willen angeführt werden, sondern im Dienste der philosophischen Belehrung stehen und dem philosophischen Hauptzweck untergeordnet sind. Daher sollten wir auch nicht hoffen, aus ihnen viel über Seneca als Privatperson zu erfahren.

Zu der inhaltlichen Selbststilisierung der eigenen Person als Träger einer philosophischen Botschaft kommt die Gestaltung der eigenen Schreibart hinzu. Auch hier haben wir es nicht mit ungefilterter Natürlichkeit zu tun, sondern mit einem Stil, der bis ins Detail im Dienste der philosophischen Erziehung steht.

Universität Heidelberg
Seminar für Klassische Philologie
Marstallhof 2–4
D-69117 Heidelberg

GÉZA ALFÖLDY

DIE INSCRIFTEN DES JÜNGEREN PLINIUS UND SEINE MISSION IN DER PROVINZ PONTUS ET BITHYNIA

STEPHANO BORZSÁK AUCTOR
GRATO ANIMO LIBENS DONO DAT

1.

Über die Ämterlaufbahn des C. Plinius Caecilius Secundus sind wir in erster Linie durch zwei Inschriften informiert, die erst nach seinem Tode angefertigt wurden.¹ Die beiden epigraphischen Dokumente bezeugen testamentarische Stiftungen des Plinius, die er zugunsten seiner Heimatstadt Comum bzw. der umbrischen Stadt Hispellum verfügt hatte. In der ersten Inschrift, die offenbar zu einem postumen Ehrenmonument und nicht zu einem öffentlichen Bauwerk gehörte,² wird von der Errichtung von Bauten sowie von Maßnahmen zugunsten seiner Freigelassenen und der *plebs* der Stadt Comum berichtet; die zweite Inschrift ist die Stiftungsurkunde eines nicht näher bestimmbar öffentlichen Bauwerkes in Hispellum, mit dessen Bürgern Plinius als Besitzer von zwei Gütern in derselben Region Italiens, nämlich bei Tifer-num Tiberinum, Kontakte geknüpft haben dürfte.³ Beide Texte enthielten die vollständige Ämterlaufbahn des Senators bis zu seinem höchsten Amt, das er als Sonderlegat Trajans in der Provinz Pontus et Bithynia am ehesten wohl in den Jahren 110–112 innehatte und während dessen Ausübung er, woran kaum zu zweifeln ist, plötzlich verstarb.⁴ Beiden Inschriften ist aber auch gemeinsam, daß sie sehr frag-

¹ WERNER ECK danke ich für wertvolle kritische Ratschläge, Frau HANNAH COTTON für eine eingehende Diskussion, Frau BRIGITTE RUCK für die Umzeichnung der beiden Rekonstruktionszeichnungen (Abb. 3–4) nach meinen Vorlagen, Frau HEIKE NIQUET für ihre Hilfe bei der Vorbereitung des Manuskriptes für die Drucklegung. Für das Foto der Inschrift des Plinius aus Comum (Abb. 1) bin ich Herrn WOLFGANG KUHOFF verbunden; das Foto der Inschrift aus Hispellum (Abb. 2) stammt von mir.

² Nach weit verbreiteter Ansicht war die Inschrift an dem im Text genannten Bad angebracht; an die Inschrift eines postumen Ehrenmonuments des Plinius dachte W. ECK, in: B. RAWSON–P. WEAVER (Ed.): *The Roman Family in Italy. Status, Sentiment, Space*. Oxford 1997, 98 f. Das entscheidende Argument hierfür müßte sein, daß in dieser Inschrift nicht nur die Stiftung eines einzigen Bauwerkes, sondern ganz unterschiedliche *beneficia* des Senators – einschließlich der Aufwendungen für ein zweites Bauwerk, die Bibliothek von Comum – gerühmt werden.

³ R. P. DUNCAN-JONES: *The Economy of the Roman Empire: Quantitative Studies*². Cambridge 1982, 19 f.

⁴ Zur Laufbahn des Plinius und zur Frage der Datierung seiner Legatur in Pontus et Bithynia sowie zum Zeitpunkt seines Todes siehe bes. R. SYME: *Tacitus*. Oxford 1958, I 75 ff. und II 659 f.; L. VIDMAN: *Étude sur la correspondance de Pline le Jeune avec Trajan* (Rozprawy Československé Akademie Ved 70, 14). Praha 1960, 42 ff.; A. N. SHERWIN-WHITE: *The Letters of Pliny. A Historical*

mentarisch erhalten sind. Sie bereiten dadurch Probleme, die in der Forschung seinerzeit zwar zu einer kurzen Diskussion zwischen Theodor Mommsen und Eugen Bormann Anlaß gegeben hatten, seitdem jedoch als abgetan gelten.

Die Inschrift aus Comum (*Abb. 1*) war in eine große Marmortafel eingemeißelt. Im 10. Jahrhundert wurde die Tafel nach Mailand gebracht. Um leichter transportiert werden zu können, wurde sie entweder schon zuvor oder spätestens in Mailand in sechs ungefähr gleich große Teile zersägt, und zwar so, daß die obere und die untere Hälfte voneinander getrennt und in jeweils drei ungefähr quadratische Stücke geteilt wurden. Vier von diesen, nämlich aus der oberen Hälfte die beiden ersten Fragmente, aus der unteren Hälfte das erste und das dritte Fragment, wurden in Mailand in der Basilika des Heiligen Ambrosius als Teile des Sarkophages des im Jahre 950 verstorbenen Königs Lothar wiederverwendet. Im 15. und im frühen 16. Jahrhundert wurden diese Bruchstücke dort von mehreren Autoren beschrieben. Das linke obere Fragment, das ungefähr 87 cm hoch und 85 cm breit ist⁵ und u.a. die Namensteile *C. Plinius L. f.* enthält, kam im Jahre 1858 in der erwähnten Basilika wieder zum Vorschein.⁶ Es ist heute in der Vorhalle der Basilika in eine Wand eingelassen, wo ich es im Jahre 1978 besichtigen konnte. Wie dieses Fragment erkennen läßt, war die Tafel ursprünglich eingerahmt; offenbar bei der Zweitverwendung wurde der hervorspringende Teil des Rahmens abgeschlagen. Der erhaltene Teil des eingetieften Inschriftfeldes ist geglättet. Die sehr sorgfältig geschnittenen Buchstaben, deren Höhe in der 1. Zeile ungefähr 8,5 cm beträgt und sich in den nachfol-

and Social Commentary. Oxford 1966, 72 ff.; W. ECK: Senatoren von Vespasian bis Hadrian. Prosopographische Untersuchungen mit Einschluß der Jahres- und Provinzialfasten der Statthalter (*Vestigia* 13). München 1970, 12 f.; M. CÉBEILLAC: Les «quaestores principis et candidati» aux I^{er} et II^{ème} siècles de l'Empire (Centro Studi e Documentazione sull'Italia romana, Monografie a supplemento degli «Atti» 4). Milano 1972, 92 ff. Nr. XLVII; M. CORBIER: L'aerarium Saturni et l'aerarium militare. Administration et prosopographie sénatoriale (Coll. de l'École Fr. de Rome 24). Paris-Rome 1974, 131 ff. Nr. 32; R. J. A. TALBERT, in: C. DEROUX (Ed.): Studies in Latin Literature and Roman History II (Coll. Latomus 168). Bruxelles 1980, 412 ff.; W. ECK: *Chiron* 12, 1982, 349 mit Anm. 275; B. E. THOMASSON: *Laterculi praesidium* I. Göteborg 1984, 247 Nr. 31; B. RÉMY: Les carrières sénatoriales dans les provinces romaines d'Anatolie au Haut-Empire (31 av. J.-C. – 284 ap. J.-C.). Pont-Bithynie, Galatie, Cappadoce, Lycie-Pamphylie et Cilicie. (*Varia Anatolica* 2). Istanbul-Paris 1989, 45 ff. Nr. 31; É. AUBRION, in: *ANRW* II 33, 1, 1989, 306 ff.; R. SYME: *Roman Papers*. Oxford 1979/91, II 481; V 488 f.; VII 551 ff.; zuletzt L. VIDMAN: *PIR*² P 490 (die dort nach einem früheren Vorschlag meinerseits angeführte Rekonstruktion des Rangtitels des Plinius als Statthalter von Pontus et Bithynia muß im Sinne dessen, was im vorliegenden Beitrag ausgeführt wird, modifiziert werden). Die Inschriften *CIL* V 5263 und 5667, die zu Ehren des Plinius vor seiner Statthalterschaft gesetzt wurden, enthielten seinen *cursus honorum* nur bis zur *cura alvei Tiberis*. Zu den weiteren epigraphischen Belegen für den Senator siehe *PIR*² P 490. Zu Plinius vgl. jetzt die Bibliographie bei M. LUDOLPH: Epistolographie und Selbstdarstellung. Untersuchungen zu den 'Paradebriefen' Plinius des Jüngeren (*Classica Monacensia* 17). Tübingen 1997, 210 ff.

⁵ W. ECK, in: *The Roman Family* (Anm. 2) 99 Anm. 80.

⁶ Zur Herkunft und zur Überlieferungsgeschichte dieser Inschrift siehe die Angaben bei TH. MOMMSEN: *CIL* V 5262. Zur Wiederauffindung des hier behandelten Fragmentes siehe noch A. CALDERINI: *Epigraphica* 7, 1945, 109 ff. (nach ihm wurde es erst im Jahre 1864 wieder entdeckt). CALDERINI konnte ebd. 109 f. auch über die Wiederentdeckung eines weiteren Bruchstücks der Inschrift des Plinius aus Comum berichten, das zu dem rechten unteren Teil der Tafel gehört hatte und im Jahre 1671 in der Basilika S. Ambrogio in der Cappella di S. Vitore in Ciel d'Oro verbaut worden war.



Abb. 1. Fragment der Pliniusinschrift aus Comum (heute in Milano)

genden sieben Zeilen allmählich von etwa 6 cm auf 4,5 cm verringert, sind durch vier für die Zweitverwendung eingebrachte Dübellöcher teilweise entstellt.⁷ Auf dem heute erhaltenen Teil sind die Interpunktionen nur in der 1. Zeile deutlich sichtbar und sonst noch ganz leicht in der 2. Zeile eingemeißelt; in diesen beiden Zeilen dürften sie – wie sicher auch die Buchstaben – durch Farbe besser kenntlich gemacht und in den nächsten Zeilen, wenn überhaupt, nur aufgemalt worden sein.

Die maßgebliche Edition des Textes geht auf Mommsen zurück. Er veröffentlichte den Text im V. Band des *Corpus Inscriptionum Latinarum* mit folgenden Ergänzungen:⁸

⁷ Dank der Wiederentdeckung des weiteren Bruchstückes derselben Inschrift (siehe Anm. 6) ist uns auch die Höhe der Buchstaben in sechs weiteren Zeilen des Textes bekannt: 4,5 cm in Zeile 10, 5 cm in den Zeilen 11–13, 5,5 cm in Zeile 14. Siehe hierzu A. CALDERINI: *Epigraphica* 7, 1945, 109.

⁸ CIL V 5262; siehe auch bei Th. MOMMSEN: *Gesammelte Schriften* IV. *Historische Schriften* I. Berlin 1906, 444.

	C · PLINIUS · L · I · OVF · CAECILIVS	<i>secundus cos</i>
	AVGV · LEGAT · PROPR · PROVINCIAE · PON	<i>ti et bithyniae</i>
	CONSVLARI · POTESTAT · IN · EAM · PROVINCIAM · E	<i>s. c. missus ab</i>
	IMP · CAESAR · NERVA · TRAIANO · AVG · GERMAN	<i>ico dacico p. p</i>
5	CVRATOR · ALVEI · TIBERIS · ET · RIPARVM · E	<i>cloacar. urb</i>
	PRAEF · AERARI · SATVRNI · PRAEF · AERARI · MILIT	<i>pr. trib. pl</i>
	QVAESTOR · IMP · SEVIR · EQVITVM	<i>romanorum</i>
	TRIB · MILIT · LEGAT · GALLICAE	<i>xvir stii</i>
	TIB · IVDICAND · THERMAE · EX · HIS ·	ADIECTIS · IN
10	ORNATVM · HS · CCC · et eo armp	LIVS · IN · TVTELA
	HS · CC · T · F · I	<i>item in alimenta</i>
	HS · XVIII · LXVI · BCLXVI · REIP ·	<i>legavit quorum inc</i>
	PIEB · VRBAN · VOLVIT · PERTINERE ·	<i>item nius</i>
	ET · PVELLAR · PLEB · VRBAN · HS ·	<i>item bybliothecam et</i>
15	CAE · HS · C	IN TVTELAM · BYBLIOTHE

Eine wesentliche Änderung in der Rekonstruktion des Textes schlug E. Bormann vor, der die Zeilen 2–4 im Anschluß an die Worte *legat(us) pro pr(aetore) provinciae Pon[ti et Bithyniae]* folgendermaßen ergänzte: [*pro*]/*consulari potestat(e) in eam provinciam e[x s(enatus) c(onsulto) auctore]* / *Imp(eratore) Nerva Traiano Aug(usto) German[ico Dacico missus]*.⁹ Mommsen lehnte diese Ergänzungsvorschläge jedoch ab und hielt an seiner früheren Textrekonstruktion fest.¹⁰ Die spätere Forschung folgte beinahe ohne Ausnahme seiner Autorität.¹¹

Die Inschrift aus Hispellum (Abb. 2) ist uns ebenfalls seit der Renaissance bekannt.¹² Sie war in eine monumentale Marmortafel eingemeißelt, die angesichts ihrer Größe (siehe unten) offenbar aus mehreren, in eine obere und eine untere Reihe gegliederten Teilen zusammengesetzt war und nicht wie der Inschriftenträger des Textes aus Comum erst bei einer Zweitverwendung in einzelne Stücke zersägt wurde. Uns bekannt sind nur die beiden letzten Teile der unteren Reihe. Die älteren Autoren sahen diese beiden Teile im Paviment des Platzes vor der Kirche S. Maria

⁹ E. BORMANN: Arch.-Epigr. Mitt. aus Oesterreich-Ungarn 15, 1892, 42.

¹⁰ Th. MOMMSEN: EE VII, 1892, 444 f. und ders., Gesammelte Schriften IV (Anm. 8) 445 f.

¹¹ Mit MOMMSENS Ergänzungen wird der Text von zahlreichen Autoren wiederholt, siehe etwa H. DESSAU: ILS 2927; M. DURRY: Pline le Jeune IV. Lettres, Livre X. Panégyrique de Trajan. Paris 1947, p. VI; SHERWIN-WHITE: Letters of Pliny (Anm. 4) 732 (vgl. ebd. 81 f.); E. M. SMALLWOOD: Documents Illustrating the Principates of Nerva, Trajan and Hadrian. Cambridge 1966, 86 Nr. 230; CÉBEILLAC: Quaestores (Anm. 4) 92 f.; CORBIER: Aerarium (Anm. 4) 132; RÉMY: Carrières (Anm. 4) 45; L. SCHUMACHER: Römische Inschriften. Lateinisch/Deutsch. Stuttgart 1988, 168 ff. Nr. 101; zur Passage mit der Rangtitulatur des Statthalters von Pontus et Bithynia siehe auch VIDMAN: Étude (Anm. 4) 42; F. MILLAR: The Emperor in the Roman World (31 BC–AD 337). London 1977, 325; PIR² P 490. Vgl. aber THOMASSON: Laterculi I (Anm. 4) 247, der *legat. pro pr. provinciae Pon[ti et Bithyniae] ?pro]consulari potesta[t.]* usw. schreibt; vgl. hierzu noch Anm. 18.

¹² Siehe E. BORMANN: CIL XI 5272.

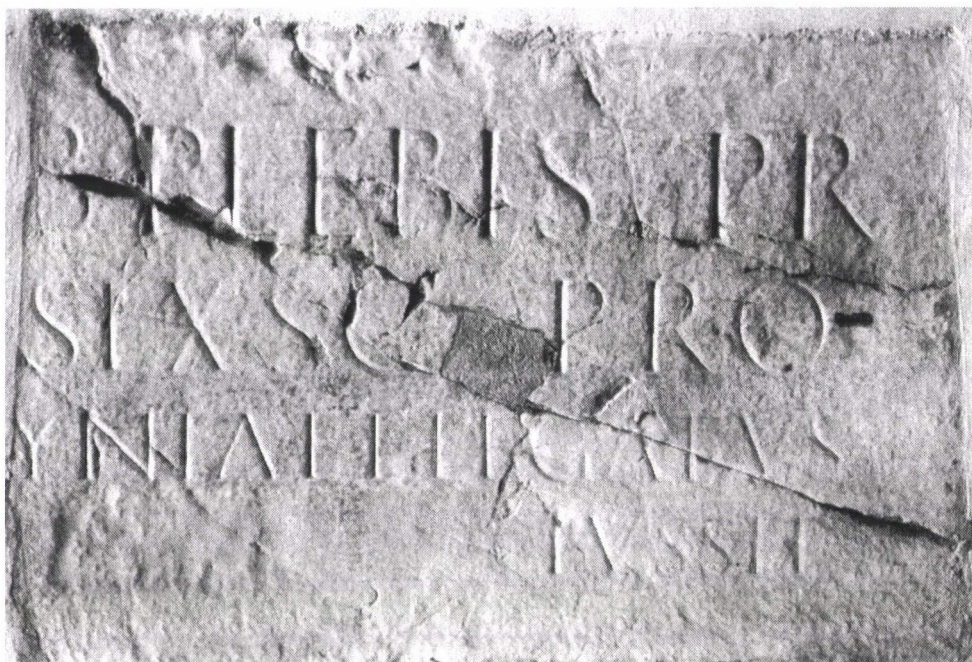


Abb. 2. Fragment der Pliniusinschrift aus Hispellum

Maggiore (heute Piazza di Giacomo Matteotti). Der vorletzte Teil ging spätestens im 18. Jahrhundert verloren. Das rechte untere Eckstück – mit einer Höhe von ungefähr 82 cm und einer Breite von etwa 120 cm – ist heute im Palazzo Comunale der Stadt Spello (im Eingangskorridor auf der linken Seite) eingemauert, wo ich es im Jahre 1995 untersuchen konnte. Zugänglich ist nur die geglättete, durch Risse und Fissuren beschädigte Vorderseite des Steines mit den Resten von fünf Schriftzeilen, deren sorgfältig gemeißelte Buchstaben – mit einer allmählich abnehmenden Höhe von ungefähr 13/14 bis zu 7/7,5 cm – zum Teil verwischt sind;¹³ das vorletzte Wort der letzten Zeile ist eradiert. Die Interpunktionen sind auf dem erhaltenen Teil des Steines nirgends richtig eingemeißelt, nur durch eine Aufrauung der entsprechenden Fläche angedeutet; sie waren sicher durch Farbe angegeben, zumal wir für diese Inschrift, in der die waagerechten Hasten z. T. nur recht dünn eingeschnitten wurden, ebenso wie für die aus Comum annehmen müssen, daß die Buchstabenstriche mit Farbe nachgezogen waren.

Die in den älteren Quellen überlieferten Reste des Textes wurden von W. Henzen, der dieses epigraphische Dokument irrtümlich für eine stadtrömische Inschrift hielt, so wiedergegeben:¹⁴

¹³ Die Höhe der aus der fünftletzten Zeile erhaltenen Buchstaben ist nicht genau meßbar, dürfte jedoch ebenso wie in der nächsten Zeile ungefähr 13 oder vielleicht etwa 14 cm betragen haben. Buchstabenhöhe in den vier letzten Zeilen: 13, 11, 8, 7/7,5 cm.

¹⁴ CIL VI 1552.

..... S · TRIB · PLEBIS · PR
 TIBERIS · EX · S · C · PRO *cos. prou*
ponto ET · BITHYNIAE LEGATVS
testamento · fieri IVSSIT

Die Autoren des 17. und teilweise auch noch des 18. Jahrhunderts beschrieben beide Teile des Steindenkmals. Die Edition des Textes, die die Grundlage für alle späteren Beobachtungen zu dieser Inschrift bildete, ist E. Bormann zu verdanken, der als erster erkannte, daß das fragmentarisch erhaltene Dokument dem Jüngeren Plinius zuzuweisen ist.¹⁵ Bormann konnte aber nur noch das rechte Eckstück der Inschrift – bereits im Palazzo Comunale von Spello aufbewahrt – sehen; das vorletzte Stück fügte er diesem aufgrund der Angaben der früheren Gewährsmänner hinzu. Einschließlich einiger Ergänzungsvorschläge lautet der Text bei ihm im XI. Band des CIL folgendermaßen:

imperatoris · TRIB · PLEBIS · PR
cur. alui TIBERIS · EX · S · C · PRO
in prou. ponto ET · BITHYNIA · ET · LEGATVS
 5 *testamento* *fieri* IVSSIT

Später kam Bormann auf diese Inschrift nochmals zurück.¹⁶ Seine wichtigste Idee war, wie bei der Inschrift aus Comum, so auch in Bezug auf dieses epigraphische Dokument, daß im Rangtitel des Plinius als Statthalters der Provinz Pontus et Bithynia nicht die konsularische, sondern die prokonsularische Amtsgewalt zu postulieren sei. Den vollen Wortlaut der Inschrift aus Hispellum glaubte er in folgender Weise wiederherstellen zu können:

c. p l i n i u s l. f. o u f
c a e c i l i u s s e c u n d u s
c o s. a u g u r x u i r s t l. i u d
t r i b. m i l. l e g. i i i g a l l
senir equit. rom. q. imperatoris S · TRIB · PLEBIS · PR
prae f. aer. mil. prae f. aer. saturni cur. alui TIBERIS · EX · S · C · PRO
consulari potestate in prouincia *ponto* ET · BITHYNIA · ET · LEGATVS
pro pr. imp. traiani aug. eius prouinciae *testamento* *fieri* IVSSIT

¹⁵ CIL XI 5272.

¹⁶ E. BORMANN: Arch.-Epigr. Mitt. aus Oesterreich-Ungarn 15, 1892, 37 ff.

Die Wiederherstellung der Rangtitulatur in der angeführten Form wurde von Mommsen ebenso wie für die Inschrift aus Comum abgelehnt. Er selbst erwog hypothetisch folgende Ergänzungen: *ex s(enatus) c(onsulto) pro/[co(n)s(ulis) loco in provincia Ponto] et Bithynia et legatus / [pro pr. Imp. Traiani Aug. provinciae eiusdem]*.¹⁷

In der späteren Forschung wurde die Frage, wie der Wortlaut dieser Inschrift lautete, offengelassen. Darüber jedoch, daß Plinius die Provinz Pontus et Bithynia als kaiserlicher Legat mit konsularischer und nicht mit prokonsularischer Machtbefugnis verwaltete, waren sich die meisten Fachleute mit oder ohne Berücksichtigung dieser Inschrift einig; die gegenteilige Meinung erscheint nur in einer kurzen Notiz von E. Groag und als eventuelle Alternative bei einigen anderen Gelehrten.¹⁸

Die Inschriften aus Comum und Hissellum unterscheiden sich voneinander, was die Darstellung des *cursus honorum* des Jüngeren Plinius betrifft, an einigen Punkten deutlich. Die Ämter des Senators werden in der zuerst genannten Inschrift in absteigender, in der anderen in aufsteigender Reihenfolge aufgezählt; die gleichen Amtsbezeichnungen können grundsätzlich voll ausgeschrieben oder abgekürzt, desgleichen vollständig oder auch unvollständig angegeben worden sein.¹⁹ In allen diesen Fällen haben wir es jedoch nur mit belanglosen Unterschieden zu tun, die sich aus der jeweiligen Ordination des Textes ergaben. Anders liegt die Sache bei der Bezeichnung der Mission des Plinius in der Provinz Pontus et Bithynia. Daß dieser Sonderauftrag des Senators, für den es im Gegensatz zu den üblichen Ämtern kein festes Formular gegeben hat, in den beiden Inschriften unterschiedlich formuliert wurde, steht außer Zweifel. In der Inschrift aus Comum beginnt der einschlägige Rangtitel mit den Worten *legat. pro pr. provinciae Pon[ti et Bithyniae]* (unterstrichen sind, wie auch im folgenden, die von früheren Autoren abgeschriebenen, heute nicht mehr vorhandenen Textteile); der Senatsbeschluß, der die Rechtsgrundlage für den Sonderauftrag schuf, wurde erst später angeführt. In der Inschrift aus Hissellum dagegen waren die Worte *ex s. c.* der Rangtitulatur vorangestellt, und die Mission selbst war in einem eigenständigen Satz mit den einleitenden Worten *et*

¹⁷ MOMMSEN: *Gesammelte Schriften* IV (Anm. 8) 443 ff.; ergänzter Text: ebd. 446.

¹⁸ Nach CIL XI 5272 wird der Text zitiert u. a. von CÉBEILLAC: *Quaestores* (Anm. 4) 93 und CORBIER: *Aerarium* (Anm. 4) 133. Zur vermeintlichen *consularis potestas* des Plinius siehe außer der oben in Anm. 11 zitierten Literatur u. a. F. MILLAR: *JRS* 58, 1968, 223; R. J. A. TALBERT, in: *Studies in Latin Literature II* (Anm. 4) 423. Aus einer beiläufigen Bemerkung von E. GROAG, *RE* X 1, 1918, 574, geht hervor, daß er sich der Ansicht BORMANNs anschloß, wonach Plinius in Pontus et Bithynia „prokonsularische Gewalt“ besessen hatte. M. ROSTOVTSSEF [Rostovtzeff]: *PBSR* 22, 1916–17/1917–18, 19, schrieb dazu, daß Plinius „with consular or proconsular power“, mit „the functions of a proconsul and of a procurator“ ausgestattet gewesen sei. THOMASSON: *Laterculi I* (Anm. 4) 247, läßt die Frage der Ergänzung des Rangtitels in der Inschrift aus Comum ähnlich wie in derjenigen aus Comum (siehe oben Anm. 11) offen: *ex s. c. pro[consulari potestate vel procos. loco in provincia Ponto] et Bithynia*. Vgl. noch ebd. 248 Nr. 40, wo Thomasson die Lesung *pro[cos. in prov. Ponto] et Bithynia et legatus* erwägt und die Zuweisung der Inschrift an den Jüngeren Plinius zu bezweifeln scheint.

¹⁹ Unmittelbar gesichert sind die unterschiedlichen Schreibweisen *quaestor imp.* in der Inschrift aus Comum neben dem in der Inschrift aus Hissellum zu ergänzenden [*quaestor imperatoris*]; in der zuerst erwähnten Inschrift war die vollständige Rangtitulatur des *curator alvei Tiberis et riparum et cloacarum urbis* zu lesen, während im anderen Text nur die ersten drei Worte dieses Rangtitels angeführt wurden.

legatus formuliert. Mommsen und seine Anhänger nahmen darüber hinaus an, daß die Rangtitulatur des Statthalters in den beiden Inschriften auch in inhaltlicher Hinsicht einen wesentlichen Unterschied aufwies: Die vermeintliche *consularis potestas* des Plinius sei in der ersten Inschrift genannt, in der zweiten ungenannt gewesen.

Ein so gravierender Unterschied zwischen den beiden Texten ist indessen wenig wahrscheinlich. Beide Inschriften berichten von testamentarischen Verfügungen des Plinius. Die Ämter des Senators und speziell die Rangtitulatur für die Bezeichnung seiner Mission in Pontus et Bithynia waren zwar im Text des Testamentes schwerlich enthalten. Wir dürfen aber davon ausgehen, daß die Vollstrecker des Testamentes über den *cursus honorum* des Plinius genau Bescheid wußten und gerade bei der Angabe seines höchsten Amtes darauf achteten, daß alle Elemente, die seinerzeit für Plinius selbst wichtig gewesen waren, in seinen testamentarisch verfüigten Inschriften korrekt und vollständig genannt wurden (siehe hierzu noch im Abschnitt 4): Nicht zufällig wurde der Angabe gerade dieses Rangtitels in beiden Inschriften, in denen er sich jeweils über drei Zeilen hin erstreckte, außerordentlich viel Platz anberaumt. Somit ist die Frage berechtigt, ob die Sondermission des Plinius in den beiden Texten nicht doch in einer Formulierung angeführt wurde, die diese Mission nicht so unterschiedlich beschrieb wie bisher angenommen. Im Zusammenhang damit erhebt sich auch die Frage, ob die Interpretation des Inhaltes der erwähnten Rangtitulatur und die von Mommsen vorgeschlagene Rekonstruktion auch anderer Textpartien wirklich so sicher sind, wie man dies seit mehr als hundert Jahren allgemein glaubt. Zugleich müssen wir uns fragen, ob die sehr unvollständig erhaltene Inschrift aus Hispellum nicht genauer ergänzt werden kann, als dies bisher für möglich gehalten wurde.

2.

Die Länge der Inschrift aus Comum läßt sich genau berechnen. Ungefähr das erste Drittel der Zeilen 1–8 ist erhalten. Hiervon ausgehend können wir feststellen, wie groß die Buchstaben in den verlorenen Partien dieser Zeilen waren, wie dicht sie jeweils nebeneinander standen und welche Abstände zwischen den einzelnen Worten jeweils eingefügt wurden. Dank der alten Abschriften wissen wir auch, welche Textteile sich auf dem heute verlorenen, zweiten oberen Bruchstück der Inschrift befanden, das ähnlich quadratisch und ungefähr gleich groß gewesen sein muß wie das erste Fragment, unten allerdings sowohl links als auch rechts beschädigt war. Da wir unbedingt mit einer symmetrischen Anordnung der einzelnen Zeilen rechnen müssen, läßt sich auf dieser Grundlage leicht berechnen, wie viele Buchstaben auf dem dritten Fragment in den einzelnen Zeilen ungefähr eingemeißelt waren.

Zumindest die Ergänzung der 1. Zeile ist vollkommen einwandfrei. Die Nomenklatur des Plinius ist uns bestens bekannt, und es ist sicher, daß am Ende der Zeile noch die Konsulatsangabe stand, die ähnlich wie das am Anfang der nächsten Zeile genannte Augurenamt aus der chronologischen Reihenfolge der Ämter herausgenommen wurde. Niemand zweifelt daran, daß die 1. Zeile so lautete: *C. Plinius L. f.*

Ouf. Caecilius [Secundus cos.]. Die Länge der Zeile läßt sich auf ungefähr 2,4 m, die Gesamtlänge der Tafel selbst mit ihrem Rahmen auf etwa 2,8 m berechnen.²⁰ Ausgehend von dieser Erkenntnis ist die Länge der nachfolgenden, mit kleineren Buchstaben geschriebenen Zeilen leicht zu ermitteln. Die 4. Zeile muß ebenso lang wie die 1. Zeile gewesen sein; die leicht eingerückt begonnenen Zeilen 2–3 und 5–8 waren etwas kürzer.

Was zunächst die 2. Zeile betrifft, ist unschwer zu erkennen, daß sie mit dem Text *augur legat. pro pr. provinciae Pon[ti et Bithyniae]* allein unter keinen Umständen ausgefüllt ist: Am Schluß bleibt Raum für ungefähr drei Buchstaben. Dies dürfte als sicher gelten, denn sonst müßte man mit einer völlig asymmetrischen Anordnung der Zeile, mit plötzlich ganz unregelmäßigen Abständen zwischen den einzelnen Buchstaben oder mit einem überraschend großen Abstand zwischen den letzten Worten rechnen. Im Kontext der Inschrift gibt es offenbar keine andere Lösung als diejenige, die schon von Bormann vorgeschlagen wurde: Wir müssen am Ende der 2. Zeile die Buchstaben PRO einsetzen, was dann soviel bedeutet, daß die Amtsgewalt des Plinius in Pontus et Bithynia nicht, wie nach Mommsen und seinen Anhängern, einer konsularischen, sondern einer prokonsularischen Machtbefugnis entsprach. Da am Anfang des zweiten, heute verschollenen Fragmentes dort, wo dieser Titulaturteil endete und wo die früheren Autoren nur noch eine Lücke feststellen konnten, wohl nicht, wie Mommsen meinte, nur ein Buchstabe, sondern zwei Buchstaben vernichtet wurden,²¹ sind am Ende der 2. und am Anfang der 3. Zeile offenbar folgende Worte wiederherzustellen: *[pro]/consulari potesta[te]*. Eindeutig für diese Rekonstruktion spricht die Inschrift aus Hispellum, in der die Rangtitulatur des Plinius als Legat von Pontus et Bithynia folgendermaßen beginnt: EX°S°C° PRO. Mit den drei letzten Buchstaben kann hier im Kontext nur das Wort *proconsularis* wie nach Bormann beginnen – es sei denn, man setzt hier mit Mommsen das Wort *proconsul* ein, was jedoch nicht in Betracht kommt (siehe auch in Abschnitt 4), da in der Inschrift aus Comum nur das Adjektiv, nicht das Substantiv ergänzt werden kann.

Nicht der Sinn, aber die Anordnung und die Schreibweise einzelner Worte müssen in der Inschrift aus Comum auch im nachfolgenden Teil der Rangtitulatur der Statthalterschaft von Pontus et Bithynia geändert werden. Das Wort *missus* würde die Lücke am Ende der 3. Zeile vor der Präposition *ab* im Gegensatz zu Mommsens Meinung nicht ausfüllen. Auch in diesem Fall hatte Bormann, der das Wort *missus* am Ende der 4. Zeile, d. h. ganz am Ende der erwähnten Rangtitulatur, einsetzte, zweifellos recht. Er hat sich jedoch geirrt, als er am Ende der 3. Zeile die Worte *e/x s. c. auctore* ergänzte. Der von Bormann so wiederhergestellte Text müßte uns zu der Annahme zwingen, daß der Kaiser zwar aus eigener Initiative einen Provinzlegaten ernennen wollte, hierfür aber die Zustimmung des Senats einholen mußte; zu

²⁰ W. ECK nahm eine Gesamtlänge von etwa 320 cm an, siehe in: *The Roman Family* (Anm. 2) 99 Anm. 80.

²¹ Bei der Zweitverwendung des Steines wurde an dieser Stelle wohl ähnlich wie an vier Stellen des ersten Bruchstücks ein Dübelloch gebohrt; dadurch dürften hier die beiden letzten Buchstaben des Wortes POTESTATE ebenso vollständig oder fast vollständig vernichtet worden sein wie durch das vierte Dübelloch die beiden ersten Buchstaben des Wortes ALVEI.

Recht hat sich schon Mommsen dagegen ausgesprochen.²² Vielmehr dürfte die Initiative für die Ersetzung der Prokonsuln von Pontus et Bithynia durch einen kaiserlichen Legaten zumindest formal vom Senat ausgegangen und die tatsächlich erfolgte Abordnung des Legaten durch Trajan als die Ausführung dieses Beschlusses herausgestellt worden sein, womit zugleich klargemacht wurde, daß Plinius als *legatus pro praetore* kein prokonsularischer, sondern ein kaiserlicher Legat war. Dies müßte der Sinn der Formulierung des Textes aus Hisspellum sein, in dem der Senatsbeschluß einerseits und seine Verwirklichung durch Trajan andererseits als zwei voneinander klar getrennte Akte wiedergegeben sind (siehe in Abschnitt 3). Bormanns erwähnter Ergänzungsvorschlag entfällt freilich schon deshalb, weil die 3. Zeile so nicht ausgefüllt wäre. Die naheliegende, ganz einfache Lösung ist, statt der Abkürzung *e[x s. c.]* die voll ausgeschriebene Formel *e[x senatus consulto]* einzusetzen.²³

An den Ergänzungen, die Mommsen für die Inschrift aus Comum vorschlug, müssen noch weitere Änderungen vorgenommen werden. In der 5. Zeile muß die volle Rangtitulatur des *curator alvei Tiberis et riparum et [cloacarum urbis]* nicht nur in einer vollständigen Form, sondern auch ohne Abkürzung der einzelnen Worte gestanden haben;²⁴ zwischen den einzelnen Worten müssen ähnlich wie nach dem Wort *curator* größere Abstände als sonst belassen worden sein (der normale Abstand nach dem Wort *alvei* ließe sich am ehesten wohl als eine kleine Inkonsequenz des Steinmetzen erklären). In der nächsten Zeile standen die Rangtitel des Präfekten des Militärärars und des Volkstribunen offenbar in einer ungekürzten bzw. wenig abgekürzten Form. Die Lücke am Ende der 7. Zeile läßt sich nur dann ausfüllen, wenn wir annehmen, daß der Rangtitel *sevir equitum Romanorum* um die Angabe der *turma* (mit der entsprechenden Ziffer) erweitert wurde.²⁵ In der 8. Zeile schließlich müssen wir zwischen dem Legionsbeinamen *Gallica[e]* und dem Beginn der Rangtitulatur [*Xvir stli]/tib. iudicand.*, die in die nächste Zeile hinübergeht, noch einen längeren Textteil einfügen. Als einzige Möglichkeit bietet sich an, mit den Worten [*in provincia Syria*] die Garnisonsprovinz der *legio III Gallica* anzugeben.²⁶

Die ersten acht Zeilen und der Anfang der 9. Zeile der Inschrift des Plinius aus Comum, in denen sein *cursus honorum* angeführt wurde, sind also folgendermaßen zu rekonstruieren (siehe auch Abb. 3):

C(aius) Plinius L(uci) f(ilius) Ouf(entina) Caecilius [Secundus, co(n)s(ul)], / augur, legat(us) pro pr(aetore) provinciae Pon[ti et Bithyniae pro] / consulari potesta[te] in eam provinciam e[x senatus consulto ab] / Imp(eratore) Caesar(e) Nerva Traiano

²² Th. MOMMSEN: EE VII, 1892, 445 = Gesammelte Schriften IV (Anm. 8) 445.

²³ Zu dieser Schreibweise in verschiedenen Inschriften vgl. etwa die Beispiele in: ILS III 1, p. 589; vgl. dazu dort noch 1222 = CIL VI 41318 (= 1708 = 31906).

²⁴ Der Buchstabe T am rechten Rand des zweiten Fragmentes wurde von den meisten Kopisten der Inschrift weggelassen, er erscheint aber in zwei alten Abschriften, siehe den kritischen Apparat zu CIL V 5262. Vermutlich war am Rande des Steines vom Beginn der Querhaste früher noch etwas zu erkennen.

²⁵ Vgl. hierzu die Beispiele in: ILS III 1, p. 411.

²⁶ Zur Angabe der Garnisonsprovinz von Truppen in der Angabe von Offiziersstellen in ähnlichen Inschriften siehe etwa ILS 983. 1039. 1332. 2696. 2707. 2711. 2729–2733. 2737 usw.

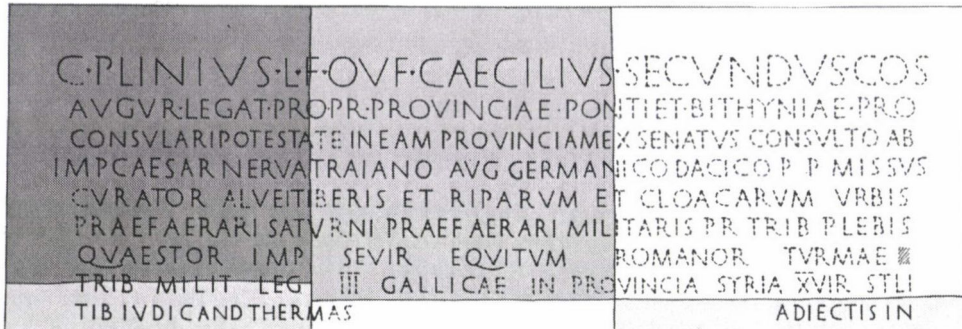


Abb. 3. Rekonstruktion der Pliniusinschrift aus Comum

Aug(usto) German[ico] Dacico p(atre p(atriciae) missus], /⁵ curator alvei Tiberis et riparum et [cloacarum urbis], / praef(ectus) aerari Saturni, praef(ectus) aerari mil[itaris], pr(aetor), trib(unus) plebis], / quaestor imp(eratoris), sevir equitum [Romanor(um) turmae .], / tri.b(unus) mi.li.t(um) l.e.g(ionis) [III] Gallica[e] in provincia Syria, Xvir stli/tib(us) iudicand(is).

3.

Die ursprüngliche Länge der Inschrift aus Hispellum läßt sich nicht so leicht berechnen, doch dürfte dies möglich sein. Den Ausgangspunkt hierfür muß die richtige Lesung der Buchstabenreste am oberen Rand des heute erhaltenen Fragmentes bilden. Bormann glaubte dort den unteren Bogen eines übermäßig großen C erkennen zu können²⁷ und erwog die Ergänzung [--- trib. mil. leg. III Galli]c. Hätte er recht, dann müßte man annehmen, daß die Buchstaben in dieser Zeile der Inschrift, in der der Militärtribunat des Plinius stand und die nicht die Anfangszeile gewesen sein kann, erheblich größer waren als in der nächsten Zeile, in der sie immerhin 13 cm betragen.

Die genaue Untersuchung des Steines ergab an dieser Stelle jedoch folgende Ergebnisse. Der obere Rand ist ungefähr bis zur Mitte abgeschlagen. Von den etwa vier Buchstaben, deren untere Enden Anfang dieses Randes eingemeißelt gewesen sein müssen, ist heute nichts mehr vorhanden. Rechts von dieser stark beschädigten Stelle erkennen wir eindeutig das Unterteil eines ganz normalen C, das ungefähr so groß wie die Buchstaben der nächsten Zeile gewesen sein muß. Was Bormann für die nach oben fortgesetzte Kurve eines überdimensionalen C hielt, ist nichts anderes als ein schmaler Riß im Stein und anschließend das wie üblich mit einem *cornu* ausgestattete, linke untere Ende einer Haste, die anscheinend nicht gerade nach oben zeigte, sondern nach rechts geneigt war. Danach gibt es im beschädigten Teil der Steinfläche am oberen Rand nur noch für den Unterteil eines einzigen Buchstabens

²⁷ E. BORMANN zu CIL XI 5272, wo er zu dieser Zeile vermerkt: „Inferiorem partem litterae magnae C latae fere cent. 18 calce remota certo cognovi, omittunt omnes“.

Platz. Im folgenden ist die Steinfläche voll erhalten und leer, d. h. die hier behandelte Schriftzeile muß kürzer als die nächsten Zeilen gewesen sein. Da in dieser Zeile, wie die Fortsetzung des aufsteigenden *cursus honorum* zeigt, die frühesten Ämter des Plinius gestanden haben müssen, ist die Ergänzung [--- trib(unus) leg(ionis) III Galli]ca[e] evident.

Mit diesem Rangtitel war die fragliche Zeile sicher nicht ausgefüllt. Die beiden nächsten Zeilen müssen nämlich mindestens etwa doppelt so lang gewesen sein wie die Angabe des Legionstribunates in der oben vorgeschlagenen Form: Sie müssen für die Bezeichnung sämtlicher Ämter Platz bieten, die Plinius zwischen dem Militärtribunat und der Sondermission in Pontus et Bithynia innehatte, denn die Beschreibung dieser Mission beginnt mit den Worten *ex s. c.* bereits in der übernächsten Zeile. So müssen wir davon ausgehen, daß das erste Amt des Plinius, das er als *decemvir stlitibus iudicandis* bekleidete, in derselben – den Anforderungen der Symmetrie entsprechend auch links eingerückten – Zeile angeführt wurde, in der der Militärtribunat genannt war.

Auf dieser Grundlage ist die Annahme plausibel, daß oben nur eine einzige Zeile gänzlich verloren ging, in der die Nomenklatur des Plinius zu lesen war. Sein Konsulat und das Augurenamt können entweder am Ende dieser Zeile oder am Anfang der nachfolgenden gestanden haben. Eine symmetrische Anordnung dieser beiden Zeilen scheint am ehesten dann gewährleistet zu sein, wenn wir – unter der Voraussetzung, daß die Buchstaben der 1. Zeile kaum größer waren als die der 2. Zeile mit ihren ursprünglich etwa 13 bis 14 cm hohen Schriftzeichen²⁸ – folgende Rekonstruktion der beiden ersten Zeilen vertreten: [C. Plinius L. f. Ouf. Secundus cos. augur / Xvir stlit. iudicand. trib. mil. leg. III Galli]ca[e]. Wie es sich zeigen wird, steht diese – und offenbar nur diese – Rekonstruktion auch mit der anzunehmenden Länge der nachfolgenden Zeilen im Einklang. Die Maße dieser Inschrift müssen diejenigen der oben behandelten Inschrift des Plinius aus Comum weit übertroffen haben: Die Länge der Inschrift aus Hispellum muß mindestens etwa 5 m betragen haben. Sie war offenbar in der Fassade eines großen Bauwerkes eingelassen.

Die 3. Zeile dieser Inschrift muß ungefähr so lang wie die Anfangszeile mit der Nomenklatur und den aus der chronologischen Reihenfolge herausgenommenen Ämtern des Plinius gewesen sein; die 4. Zeile war, wie ihr erhaltener Schlußteil zeigt, ganz leicht eingerückt. Die Ordination des Textes für diese Zeilen war offenbar nicht ganz geglückt: Um eine entsprechende Symmetrie zu erreichen, mußte in beiden Zeilen in Kauf genommen werden, daß zwischen dem vorletzten und dem letzten Wort

²⁸ In der Inschrift des Plinius aus Comum waren zwar die Buchstaben der 1. Zeile erheblich größer als die der folgenden Zeilen, siehe oben mit Anm. 7. Daraus folgt jedoch nicht, daß wir auch in der Inschrift aus Hispellum mit einem ähnlichen Unterschied der Buchstabenhöhen in der 1. Zeile und in den nachfolgenden Zeilen rechnen müssen: Die Buchstaben der 1. Zeile dieser Inschrift waren selbst bei einer den nächsten beiden Zeilen annähernd entsprechenden Höhe fast doppelt so groß wie jene in der Anfangszeile der Inschrift aus Comum; sie boten auch so die Garantie dafür, daß sie selbst aus einer relativ großen Entfernung bequem gelesen werden konnten. Freilich könnte man für die 1. Zeile mit der Nomenklatur des Plinius dennoch etwas größere Buchstaben als für die Zeilen 2–3 annehmen, indem man am Ende der fraglichen Zeile statt *augur* auch *aug(ur)* schreiben könnte; somit gäbe es in dieser Zeile Platz für etwas größere Buchstaben als in den nachfolgenden Zeilen.

ein größeres Feld als sonst freiblieb (übrigens in beiden Fällen ohne eine Interpunktion). Diese Spatien sind jedenfalls in beiden Fällen klar als ein Mittel der symmetrischen Ordination zu verstehen. Ihr Sinn kann nicht durch die Absicht erklärt werden, daß man verschiedene gedankliche Einheiten voneinander trennen wollte, denn in der 4. Zeile gehören die Worte *ex s. c.* nicht zu dem vorausgehenden Titel des *curator alvei Tiberis*, sondern zur nachfolgenden Bezeichnung der Sondermission des Plinius in Pontus et Bithynia.

Im Hinblick auf die erhaltenen Textreste und in Kenntnis der Ämter des Plinius sind die Zeilen 3–4 wohl mit folgenden Ergänzungen hinlänglich ausgefüllt: [*sevir eq. R. quaestor imperatori*]s *trib. plebis pr.* / [*praef. aer. milit. praef. aer. Saturni cur. alvei*] *Tiberis ex s. c. pro* (die Abkürzungen sind z. T. auch anders denkbar, z.B. in der Form [*sevir eq. Rom. quaest. imperatori*]s). Demnach waren die meisten Amtsbezeichnungen stark abgekürzt. Dafür spricht auch, daß das zweithöchste Amt des Plinius, das in der Inschrift aus Comum mit dem vollen Titel *curator alvei Tiberis et riparum et cloacarum urbis* angegeben war, in der Inschrift aus Hispellum in der kürzesten denkbaren Form, nur mit den Worten *cur. alvei Tiberis*, gekennzeichnet war. Das bereits in der 2. Zeile erkennbare Bestreben, in dieser Inschrift die hierzu geeigneten Amtsbezeichnungen in einer möglichst knappen Weise anzuführen, sollte uns freilich nicht überraschen: In dieser Inschrift, deren Buchstaben ungefähr doppelt so groß waren wie die der Inschrift aus Comum (von deren erster, in größeren Buchstaben gehaltener Zeile abgesehen), war es aus Platzgründen nicht möglich, die einzelnen Rangtitel so vollständig anzugeben, wie dies dort geschehen ist.

Desto aufschlußreicher muß uns erscheinen, daß in der Inschrift aus Hispellum der Mission des Plinius in Pontus et Bithynia beinahe so viel Raum gewidmet war wie allen seinen früheren Ämtern zusammen. Um den Wortlaut dieser Amtsbezeichnung richtig wiederherzustellen, müssen wir zunächst ihre vorhandenen Reste unter die Lupe nehmen. Bormanns Lesung bzw. Ergänzung dieser Textstelle in der Form [*--- in prov. Ponto*] *et Bithynia et legatus* (vor und nach dem Wort *et* mit je einer Interpunktion) ist unzutreffend. Auf dem Stein liest man zunächst eindeutig YNIAE ohne eine Interpunktion zwischen dem A und dem E, aber offenbar mit einer leicht aufgerauhten Fläche für eine Interpunktion nach dem E. Anschließend erkennen wir heute zwar deutlich nur noch ein T, das teilweise ebenso stark verwittert ist wie die Steinfläche unmittelbar rechts davon vor LEGATVS. Wenn aber vor dem T der Provinzname im Genetiv, in der Form *Bithyniae*, stand, dann muß das erwähnte T mit einem E ligiert gewesen sein, denn das zwingend vorauszusetzende Wort *et* ist nur so rekonstruierbar. Der Befund am Stein ermöglicht die Annahme dieser Ligatur ohne weiteres; zumindest von der unteren waagerechten Haste des E scheint noch etwas vorhanden zu sein. Erfreulicherweise gibt es für diese Ligatur ein weiteres Indiz: Auf dem heute verschollenen, vorausgehenden Teil der Tafel war das Wort *et* zwischen den Namen von Pontus und Bithynia nach einem Teil der alten Überlieferung genau mit der gleichen Ligatur angegeben, die nach dem Namen *Bithyniae* zu postulieren ist.²⁹

²⁹ Siehe den kritischen Apparat zu CIL XI 5272: Überliefert sind die Lesungsvarianten ET (offenbar mit einer stillschweigenden Trennung der beiden miteinander ligierten Buchstaben), ET mit Ligatur (was sicher richtig ist, denn es hätte keinen Grund gegeben, eine solche Ligatur frei zu erfinden)

Die fragliche Passage muß also folgendermaßen gelautet haben: [--- *Ponti*] *ët Bithyniae ët legatus*.

Mit dem Genetiv des Namens der Doppelprovinz anstelle des bisher angenommenen Ablativs steht die Formulierung, mit der die Sondermission des Plinius in Pontus et Bithynia in der Inschrift aus Hispellum beschrieben wurde, dem Text der Inschrift aus Comum viel näher als bisher vermutet. Schon aus dem Gebrauch des Genetivs, vor allem aber aus dem Wortlaut der Inschrift aus Comum geht eindeutig hervor, daß vor dem Namen der Provinz auch in der Inschrift aus Hispellum nichts anderes als der Rangtitel *legatus pro praetore* gestanden haben muß. Die Wiederholung des Wortes *legatus* am Ende der 5. Zeile sollte uns nicht zu dem Gedanken führen, daß dieses Wort in der Bezeichnung der Sondermission nur einmal vorkommen darf und somit nicht auch schon zuvor genannt worden sein kann: Wie die Konjunktion *et* vor dem Worte *legatus* zeigt, beginnt hier – anders als in der Inschrift aus Comum, wo die Sondermission mit einer einzigen, zusammenhängenden grammatikalischen Konstruktion zum Ausdruck gebracht wurde – ein zweiter, selbständiger Textabschnitt, in dem die Wiederholung des Wortes *legatus* gerechtfertigt ist.

In der Inschrift aus Hispellum kann freilich auch der Hinweis auf die besondere Machtbefugnis nicht gefehlt haben, die Plinius aufgrund eines Senatsbeschlusses als Legat von Pontus und Bithynia besaß. Ebenso wenig dürfte in dieser Inschrift der Hinweis auf Trajan ausgeblieben sein, zumal mit den Worten *et legatus* zweifellos nichts anderes eingeleitet wurde als der auch in der Comenser Inschrift enthaltene Hinweis darauf, daß Plinius sich als Abgesandter Trajans in seine Provinz begab: Wie schon bei der Erörterung der Inschrift aus Comum (siehe Abschnitt 2) erwähnt, wurde dadurch überaus deutlich unterstrichen, daß Plinius nicht als Legat eines Prokonsuls, sondern als Legat Trajans nach Pontus et Bithynia geschickt wurde. Daraus folgt aber zwingend, daß die Amtsgewalt des Plinius an keiner anderen Stelle des Textes als zwischen der Formel *ex s. c.* und dem Amtstitel *legatus pro praetore provinciae Ponti et Bithyniae* erwähnt worden sein kann. Wenn wir in diesem Rangtitel nur die Worte *pr. pr.* abkürzen und von der Länge der Inschrift ausgehen, die sich aufgrund der bisherigen Rekonstruktion der einzelnen Titulaturelemente wahrscheinlich machen läßt, dann hätte man am Anfang der 5. Zeile für die Worte *consulari potestate* gerade den erforderlichen Platz. Wir haben aber bei der Inschrift aus Comum gesehen, daß dort [*pro*]/*consulari potesta[te]* gestanden haben muß, da die Lücke am Ende der 2. Zeile jener Inschrift anders nicht ausgefüllt werden kann. In der Inschrift aus Hispellum ist am Ende der 4. Zeile mit PRO gerade dieser in der Comenser Inschrift verlorene Wortteil erhalten geblieben, der sich im Kontext der Inschrift aus Hispellum nur als Teil eines Wortes verstehen läßt, der sich zu Beginn der 3. Zeile fortsetzte. So kann m. E. überhaupt kein Zweifel bestehen, daß Bormann in der zuletzt erwähnten Inschrift die Worte *pro*/[*consulari potestate*] richtig ergänzte.

In der letzten Zeile dieser Inschrift muß der Hinweis auf die Abordnung des Plinius durch Trajan gestanden haben; Platzgründe nötigten dabei zu einer im Un-

und E (wo der linke Teil der oberen Querhaste, durch den die ET-Ligatur zum Ausdruck gebracht worden war, offenbar übersehen wurde).

terschied zu der Inschrift aus Comum knapperen Formulierung und zu einer stärkeren Abkürzung der Namensteile. Am Schluß dieser Zeile standen – mit größeren Zwischenabständen – die Worte *[testame]nto [[[fieri]]] iussit*. Wann und warum das Wort *fieri* eradiert wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Da es hierfür im Altertum keinen Grund gab, könnte man am ehesten daran denken, daß die erwähnten Buchstaben erst in der Zweitverwendung des Steines, als er sich im Paviment der heutigen Piazza Matteotti von Spello befand, ausgemeißelt wurden. Das Ziel lag wohl überhaupt nicht darin, die Buchstaben verschwinden zu lassen, sondern vielmehr darin, für die Aufstellung eines Gegenstandes – z. B. eines Kreuzes vor der Kirche S. Maria Maggiore – eine leicht eingetiefte Stelle zu schaffen, in der der Sockel des erwähnten Gegenstandes befestigt werden sollte. Für diese Annahme könnte sprechen, daß die leicht eingetiefte Fläche nicht auf den Bereich beschränkt ist, in dem sich die fünf vernichteten Buchstaben befanden, sondern sie sich weiter nach oben und nach rechts erstreckt.

Der Wortlaut der Inschrift aus Hispellum läßt sich also wohl in folgender Weise wiederherstellen (siehe auch Abb. 4):

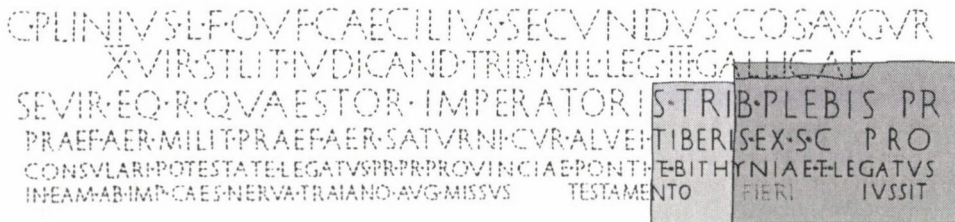


Abb. 4. Rekonstruktion der Pliniusinschrift aus Hispellum

[C(aius) Plinius L(uci) f(ilius) Ouf(entina) Caecilius Secundus, co(n)s(ul), augur, / Xvir stlit(ibus) iudicand(is), trib(unus) mil(itum) leg(ionis) III Galli]ca[e, / sevireq(uitum) R(omanorum), quaestor imperatoris], trib(unus) plebis, pr(aetor), / [prae]f(ectus) aer(arii) milit(aris), praef(ectus) aer(arii) Saturni, cur(ator) alvei] Tiberis, ex s(enatus) c(onsulto) pro⁵ / [consulari potestate legatus pr(o) pr(aetore) provinciae Ponti] êt Bithyniae êt legatus / [in eam ab Imp(eratore) Caes(are) Nerva Traiano Aug(usto) missus, (vac.) testame]nto (vac.) [[[fieri]]] (vac.) iussit.

4.

Das Hauptresultat der Neubehandlung der angeführten epigraphischen Zeugnisse läßt sich so zusammenfassen: Plinius besaß als Sonderlegat der Provinz Pontus et Bithynia nicht wie von Mommsen und nach ihm von den meisten späteren Forschern angenommen die konsularische, sondern die prokonsularische Machtbefugnis, wie dies – trotz mehrerer Irrtümer bei der Rekonstruktion einzelner Partien in den beiden einschlägigen Inschriften – bereits Bormann richtig gemeint hatte, dessen Ansicht sich aber gegen Mommsens Autorität nicht behaupten konnte. Die Gründe für die Notwendigkeit der Einsetzung eines kaiserlichen Sonderlegaten in der sonst von

Prokonsuln verwalteten Provinz, die Motive für die Wahl des Plinius, der mit den Problemen dieser Provinz aufgrund seiner Tätigkeit als Anwalt gewesener Prokonsuln in gegen sie geführten Prozessen vertraut war, und die Einzelheiten seiner Amtsführung sind uns dank seiner Korrespondenz mit Trajan hinlänglich bekannt und müssen hier nicht weiter erörtert werden.³⁰ Die Frage seiner angeblichen *consularis potestas* bzw. seiner tatsächlichen *proconsularis potestas* bedarf dagegen einer Diskussion. Zu ihrer Einleitung seien hier aus den Inschriften von Comum und Hispellum die einschlägigen Stellen wiederholt und ins Deutsche übertragen:

Text aus Comum: *legatus pro praetore provinciae Pon[ti et Bithyniae pro]consulari potesta[te] in eam provinciam ex senatus consulto ab Imp(eratore) Caesar(e) Nerva Traiano Aug(usto) German[ico Dacico p(atre) p(atriciae) missus]*. D. h.: „Als proprätorischer Legat der Provinz Pontus und Bithynia mit prokonsularischer Machtbefugnis (wurde er) in diese Provinz aufgrund eines Senatsbeschlusses vom Imperator Caesar Nerva Traianus Augustus Germanicus Dacicus, Vater des Vaterlandes, geschickt.“

Text aus Hispellum: *ex s(enatus) c(onsulto) pro[consulari potestate] legatus pr(o) praetore provinciae Ponti] et Bithyniae et legatus [in eam ab Imp(eratore) Caes(are) Nerva Traiano Aug(usto) missus]*. D. h.: „Aufgrund eines Senatsbeschlusses (war er) mit prokonsularischer Machtbefugnis ausgestatteter proprätorischer Legat der Provinz Pontus et Bithynia und (wurde) als Legat in diese Provinz vom Imperator Caesar Nerva Traianus Augustus geschickt.“

Erörtert werden muß hier zunächst die Frage, ob sich die beiden Formulierungen, mit denen die Mission des Plinius in Pontus et Bithynia beschrieben wird, inhaltlich voll decken oder nicht. Das Dokument aus Comum darf natürlich nicht so verstanden werden, als ob sich dort das *senatus consultum* – anders als in der Inschrift aus Hispellum – nur auf die Abordnung des Plinius in die ihm zugewiesene Provinz durch Trajan bezogen hätte. Es ist von vornherein klar, daß dieser Beschluß auch nach der Inschrift aus Comum den Inhalt des ganzen mit dem prädikativen Partizip *missus* endenden Satzes betrifft. Dies entspricht auch der allgemein geteilten Ansicht in der Forschung, wonach der Senatsbeschluß die Grundlage für das gesamte Ernennungsverfahren war. Der Sinn der Formulierung kann nur sein: Plinius wurde von Trajan nach Pontus et Bithynia aufgrund eines Senatsbeschlusses geschickt, der vorgesehen hatte, daß Plinius die Statthalterschaft der sonst von Prokonsuln verwalteten Provinz als proprätorischer Legat mit prokonsularischer Machtbefugnis übernehmen sollte. Konkret hieß das wohl, daß der Senat an den Kaiser die Bitte richtete, Plinius zum Legaten von Pontus et Bithynia zu ernennen, und daß er zugleich für diesen Legaten die *proconsularis potestas* beschloß.

In der Inschrift aus Hispellum, in der der Hinweis auf das *senatus consultum* sehr sinnvoll an den Anfang der dort in zwei Sätze gegliederten Beschreibung der Sondermission gestellt wurde, ist der Sachverhalt noch viel klarer wiedergegeben: Der Senatsbeschluß sah vor, daß Plinius als ein mit der *proconsularis potestas* beauftragter *legatus pro praetore* nach Pontus und Bithynia gesandt werden sollte, und Trajan hat ihn – in Ausführung dieses Beschlusses, d. h. in Erfüllung der Bitte des

³⁰ Vgl. hierzu die Literatur oben in Anm. 4.

Senats – in der Tat als seinen Legaten in diese Provinz abgeordnet. Diese Formulierung weicht von derjenigen in der anderen Inschrift in sprachlicher Hinsicht an einigen Punkten unleugbar ab. Anders jedoch, als dies von Mommsen und seinen Anhängern – nach denen ja in der zweiten Inschrift die *potestas* des Plinius unerwähnt blieb – angenommen wurde, referieren die beiden Inschriften exakt und gleichermaßen vollständig denselben Inhalt und dieselben Einzelheiten, d. h. den der Mission formal zugrundeliegenden Senatsbeschluß, die Stellung des Plinius in Pontus et Bithynia als *legatus pro praetore*, seine prokonsularische Sondervollmacht und die Verwirklichung des Senatsbeschlusses durch die Abordnung des Legaten in die genannte Provinz durch Trajan.

Die sprachlichen Unterschiede in der Formulierung sind leicht zu erklären. Es handelte sich um eine einzigartige Sondermission, für die – anders als für die Rangtitulatur z.B. eines *praefectus aerarii Saturni* oder eines *curator alvei Tiberis (et riparum et cloacarum urbis)* – keine gefestigte Amtsbezeichnung existierte. Da Plinius während der Ausübung seiner Statthalterschaft in Pontus et Bithynia offenbar unerwartet verstarb,³¹ dürfte es damals in Comum und erst recht in Hispellum noch keine Inschrift gegeben haben, in der diese Sondermission in einer Form wiedergegeben war, wie sie Plinius selbst, ausgehend vom Text seiner Ernennungsurkunde, hätte festlegen können.³² Die oben aufgelisteten einzelnen inhaltlichen Elemente, die in der Amtsbezeichnung unbedingt zu berücksichtigen waren, müssen den Vollstreckern seines Testaments in beiden Städten, wie schon oben betont (siehe Abschnitt 1), natürlich bekannt gewesen sein. Die Entscheidung darüber, wie die genannten Einzelheiten in eine Amtsbezeichnung eingebaut werden sollten, hatten sie jedoch wohl selbst zu treffen. Kein Wunder, daß sie zu teilweise unterschiedlichen Lösungen gelangt sind. Überraschend ist vielmehr, daß die Formulierung in beiden Inschriften selbst in sprachlicher Hinsicht einander so nahekommt, u. a. – wenn, wie wohl kaum zu bezweifeln, richtig ergänzt – in beiden Fällen mit dem Hinweis auf die tatsächlich erfolgte Abordnung des Plinius durch Trajan mit dem prädikativen Partizip *missus* am Schluß.

Die Besonderheit dieser Mission lag in erster Linie in der Definition des Auftrags, den Plinius als Statthalter erhielt. Außergewöhnlich war schon die Tatsache, daß eine sonst von Prokonsuln verwaltete Provinz vorübergehend einem kaiserlichen Legaten unterstellt wurde, der dort Reformmaßnahmen durchzuführen hatte. In der früheren Verwaltungspraxis des römischen Provinzialreiches gab es hierfür anschei-

³¹ Siehe die Literatur oben in Anm. 4.

³² Der Text von Inschriften, die den *cursus honorum* eines römischen Reichsbeamten enthielten, wurde sonst häufig aufgrund einer Konsultation der zu ehrenden Person mit den Dedikanten entworfen, siehe W. ECK, in: H. SOLIN–O. SALOMIES–U.-M. LIERTZ (Ed.): *Acta Colloquii Epigraphici Latini Helsingiae* 3.–6. Sept. 1991 habiti (Comment. Human. Litt. 104). Helsinki 1995, 211 ff. = ders.: *Tra epigraphia, prosopografia e archeologia. Scritti scelti, rielaborati ed aggiornati* (Vetera 10). Roma 1996, 319 ff. Plinius selbst hätte in den epigraphischen Dokumenten zweifellos eine ungefähr ähnlich genaue und relativ ausführliche Wiedergabe seiner Mission wie in den Inschriften aus Comum und Hispellum befürwortet, um seinen Rang und damit indirekt auch seine Verdienste hervorzuheben; zu seiner Selbstdarstellung vgl. jetzt LUDOLPH: *Epistolographie* (Anm. 5) 28 ff. und J. RADICKE: *Hermes* 125, 1997, 447 ff. (Hinweise von H. NIQUET).

nend überhaupt keinen Präzedenzfall.³³ Als Augustus einmal ähnlich wie Trajan in die Verwaltung von Pontus et Bithynia in die Administration der prokonsularischen Provinz Cyprus eingreifen wollte, hat er diese Provinz keinem Legaten, sondern einem gewesenen Prokonsul anvertraut, der die Insel *extra sortem* ein zweites Mal in der gleichen Stellung wie zuvor regieren sollte.³⁴ Tiberius setzte zwar seit dem Jahre 15 mit C. Poppaeus Sabinus und anschließend mit P. Memmius Regulus für die Administration von Achaia und Macedonia, die zuvor jeweils von Prokonsuln verwaltet worden waren, kaiserliche Legaten ein, in deren Nachfolge erst unter Claudius, nach der Wiederherstellung des früheren Status der beiden Provinzen, wieder Prokonsuln als Statthalter amtierten.³⁵ Diese Maßnahme war jedoch nicht wie die Sondermission des Plinius als ein Provisorium gedacht, sondern zielte auf eine dauerhafte Statusänderung der genannten Provinzen, wie dies etwa im Falle von Sardinia sogar mehrfach vorkam.³⁶ So kann es uns nicht verwundern, wenn die Inschriften aus Comum und Hispellum die Tatsache, daß Plinius die Statthalterschaft von Pontus et Bithynia als *legatus pro praetore* übernahm, sehr prononciert – die Inschrift aus Hispellum eigentlich zweimal, wenn auch jeweils in einem anderen Kontext – hervorheben: Es handelte sich um eine ganz außergewöhnliche Mission.

Die exzeptionelle Natur dieses Auftrags erscheint aber erst dadurch in vollem Licht, daß Plinius ihn im Besitz der *proconsularis potestas* übernahm. Durch diesen – und ausschließlich durch diesen – Hinweis wird klar, daß hier anders als in den zuvor genannten Fällen Achaia und Macedonia sowie Sardinia keine Statusänderung der Provinz Pontus et Bithynia beabsichtigt war, sondern nur ein interimistischer Eingriff in die Administration der Provinz. Dieser kaiserliche *legatus pro praetore*, der ganz konkrete Probleme der Provinzverwaltung zu lösen hatte, war nicht als erster Statthalter einer Provinz mit geändertem Status vorgesehen: Er sollte mit der Machtbefugnis der Prokonsuln an deren Stelle handeln. Mit dem Hinweis auf die *proconsularis potestas* des Sonderlegaten wurde zum Ausdruck gebracht, daß die Amtsgewalt des Statthalters auch für die Zukunft so definiert bleiben sollte wie bisher; aus der Rangtitulatur des Sonderlegaten konnte man sogar herauslesen, daß die Provinz nach den erfolgreichen Maßnahmen des Legaten wieder Prokonsuln anvertraut werden sollte.

³³ Siehe hierzu bes. R. J. A. TALBERT, in: *Studies in Latin Literature II* (Anm. 4) 420. Zur Tätigkeit kaiserlicher Legaten in den prokonsularischen Provinzen siehe sonst vor allem H.-G. PFLAUM, in: *Hommages à Albert Grenier* (Coll. Latomus 58). Bruxelles 1962, 1232 ff.; R. J. A. TALBERT: *The Senate of Imperial Rome*. Princeton 1984, 395 ff.

³⁴ Siehe CIL IX 2845/46 = ILS 915, vgl. PIR² P 126; siehe hierzu zuletzt G. ALFÖLDY, in: I. DI STEFANO MANZELLA (Ed.): *Le iscrizioni dei Cristiani in Vaticano. Materiali e contributi scientifici per una mostra epigrafica* (Inscriptiones Sanctae Sedis 2). Città del Vaticano 1997, 203.

³⁵ Siehe hierzu u. a. THOMASSON: *Laterculi I* (Anm. 4) 190 f. Nr. 10–11 und 181 Nr. 12–13; PIR² P 847 und M 468.

³⁶ Siehe zuletzt G. ALFÖLDY: *Studi sull'epigrafia augustea e tiberiana di Roma* (Vetera 8). Roma 1992, 134 mit weiterer Literatur. Zur Einsetzung von Prokonsuln *extra sortem* in anderen Fällen während der früheren Kaiserzeit siehe R. J. A. TALBERT, in: *Studies in Latin Literature II* (Anm. 4) 420, der ebd. auch auf die Verlängerung der Amtszeit von amtierenden Prokonsuln im Falle administrativer Schwierigkeiten hinweist.

Es ist uns freilich bekannt, daß die Provinz Pontus et Bithynia nach Plinius mit C. Iulius Cornutus Tertullus für die Zeit etwa von 112 bis 115 auch noch einen zweiten kaiserlichen Legaten bekam.³⁷ Diese Legatur erklärt sich jedoch wohl dadurch, daß die schwierigen Probleme, die die vorausgegangene Abordnung des Plinius als eines kaiserlichen Legaten erforderlich gemacht hatten, infolge dessen plötzlichen Todes anscheinend im Jahre 112 damals noch bei weitem nicht voll behoben waren. Es ist aufschlußreich, daß Cornutus ein enger Freund des Plinius war und als Legat von Pontus et Bithynia vielleicht anders als dieser nicht über die *proconsularis potestas* verfügte.³⁸ Sein Auftrag dürfte darin bestanden haben, für die Vollendung der Maßnahmen zu sorgen, die ursprünglich offenbar nur dem Plinius als einem ganz außergewöhnlichen Sonderlegaten zugedacht und von diesem bereits zu einem Teil durchgeführt worden waren.

Die *proconsularis potestas* des Plinius in Pontus et Bithynia bekommt schon durch das, was bisher gesagt wurde, einen guten Sinn. Noch klarer wird die Verleihung dieser Amtsgewalt an Plinius, wenn wir die Diskussion wieder aufgreifen, die seinerzeit Mommsen gegen Bormann führte, indem er die Wiederherstellung des Hinweises auf die *proconsularis potestas* in den Inschriften aus Comum und Hisselum ablehnte und für eine *consularis potestas* des Plinius argumentierte.

Mommsens Kritik an Bormanns Idee erscheint nicht als stichhaltig. Mommsen sprach sich zwar ursprünglich – in seinem «Staatsrecht» – dafür aus, daß ein kaiserlicher Provinzlegat kein konsularisches Recht besessen haben könne, da damit seine Unterordnung unter das prokonsularische Imperium des Kaisers aufgehoben sein würde.³⁹ Die Mission des Plinius sei nur eine Ausnahme gewesen, „der Sache nach begreiflich, da in einer bisher von Sexfascales regierten Provinz ein Quinquifascalis nicht wohl geeignet war Ordnung zu stiften, aber formell eine arge Anomalie“.⁴⁰ In seiner späteren Diskussion mit Bormann⁴¹ äußerte sich Mommsen dahingehend, daß einem *legatus pro praetore* keine prokonsularische Gewalt zukommen konnte, da sie zum prokonsularischen Imperium des Kaisers in Widerspruch gestanden hätte. Seiner Ansicht nach hätte die Nennung der *proconsularis potestas* auch keinen Sinn gehabt, da diese *potestas* im Terminus *proconsul* bereits mit inbegriffen sei; dies sei der Grund dafür, daß in der Rangtitulatur der Prokonsuln nie ein ausdrücklicher Hinweis

³⁷ Siehe zu ihm bes. E. GROAG: RE X 1, 1918, 570 ff. Nr. 196; R. SYME: Historia 9, 1960, 363 f. = Roman Papers (Anm. 4) II 478 f.; PIR² J 273; W. ECK: RE Suppl. XIV, 1974, 208 Nr. 196; dens.: Chiron 12, 1982, 353 mit Anm. 288; THOMASSON: Laterculi I (Anm. 4) 247 Anm. 32; RÉMY: Carrières (Anm. 4) 47 ff. Nr. 32.

³⁸ In den Inschriften des Cornutus, in denen sein Rangtitel als *legatus Augusti pro praetore* der Provinz Pontus et Bithynia erscheint (CIL XIV 2925 = ILS 1024) und SEG XX, 1964, 786 b), wird die *proconsularis potestas* nicht erwähnt. E. GROAG: RE X 1, 1918, 574 schloß daraus, daß Cornutus die prokonsularische Gewalt nicht besessen hatte. Dieser Schluß ist freilich nicht zwingend, da das Fehlen eines Hinweises auf die Sondervollmacht in den Inschriften des Cornutus auch dadurch erklärt werden könnte, daß er auf ihre Nennung keinen so großen Wert legte wie der auf seine Selbstdarstellung besonders bedachte Plinius (Hinweis von WERNER ECK; zum besonderen Hang des Plinius zur Selbstdarstellung siehe die oben in Anm. 4 und 32 zitierte Literatur).

³⁹ Th. MOMMSEN: Römisches Staatsrecht. Nachdruck Basel-Stuttgart 1963, II 244 f. mit Anm. 1 auf S. 245.

⁴⁰ MOMMSEN: Staatsrecht (Anm. 39) 245 Anm. 1.

⁴¹ Ders.: EE VII, 1892, 444 f. = Gesammelte Schriften IV (Anm. 8) 445.

darauf erscheine und daß der Begriff überhaupt nirgends belegt sei. Sinnvoll sei dagegen der Hinweis auf die – als *Terminus technicus* hinreichend belegte – *consularis potestas*. Im Sinne der Mommsenschen Argumentation sei es gerade diese *potestas* gewesen, durch die die Machtbefugnis des Plinius als Sonderlegat von derjenigen der Prokonsuln habe unterschieden werden können.

Diese Argumentation des besten Kenners des römischen Staatsrechtes entbehrt die Überzeugungskraft in einer kaum verständlichen Weise – ebenso in ihrer Gesamtrichtung wie in den einzelnen Aussagen. Was zunächst die allgemeine Richtung betrifft, ist nicht zu verkennen, daß Mommsen in seiner Kritik an Bormann von dem Gedanken geleitet war, dieser habe mit dem Titel *legatus pro praetore proconsulari potestate* eine Amtsbezeichnung postuliert, die ohne Parallele dasteht. In seinem «Staatsrecht» gab er freilich zu, daß mit dem von ihm für die Inschrift aus Comum angenommenen Rangtitel *legatus pro praetore consulari potestate* ebenfalls eine beispiellose Ausnahme kreiert wird, die ihm selbst als eine „arge Anomalie“ erschien. In der Tat war die Mission des Plinius einzigartig und ohne Beispiel. Dementsprechend ist es methodisch statthaft, bei der Bezeichnung dieses Auftrags mit der Möglichkeit einer ganz ungewöhnlichen Formulierung zu rechnen. Die Frage aber, ob dabei ein anderswo bezogter *Terminus technicus* wie *consularis potestas* oder ein in dieser Form sonst nicht ausdrücklich belegter, jedoch durchaus sinnvoller Begriff wie *proconsularis potestas* den Vorzug verdient, darf nur nach folgendem Kriterium entschieden werden: Welche Amtsgewalt liegt nach der Logik der Dinge – und natürlich auch nach dem epigraphischen Befund – näher? Daß eine *proconsularis potestas* grundsätzlich jedenfalls existiert hatte, zog selbstverständlich auch Mommsen nicht in Zweifel; er meinte sogar, daß er sich ohne weiteres vorstellen könne, daß etwa ein Prokurator, der anstelle eines Prokonsuls amtierte, den Hinweis darauf in seiner Rangtitulatur durchaus hätte anführen können.⁴² Es ist m. E. überhaupt nicht nachvollziehbar, warum dies dann bei einem kaiserlichen Legaten, der ebenfalls anstelle der Prokonsuln tätig war, unvorstellbar wäre.

Was die Einzelheiten in der Argumentation Mommsens anbelangt, stimmt es zunächst überhaupt nicht, daß die *proconsularis potestas* eines kaiserlichen Legaten und das prokonsularische Imperium des Herrschers in einem unvereinbaren Widerspruch zueinander stünden. Mommsen sagt wörtlich: „... Monui ... proconsulare ius legato imperatoris parum convenire, cum ita proconsul proconsuli pareat“.⁴³ Der Herrscher verfügte freilich über ein *imperium maius*, dem auch die *potestas* der Prokonsuln untergeordnet war.⁴⁴ Es genügt hier, auf zwei allgemein bekannte Quellenstellen zu verweisen: Nach Dio wurde Augustus im Jahre 23 v. Chr. mit dem *imperium maius* u. a. das Recht zugesprochen, „daß er in den unterworfenen Gebieten größere Macht haben sollte als die Statthalter der verschiedenen Provinzen“,⁴⁵ und aus

⁴² Ders.: EE VII, 1892, 445 = Gesammelte Schriften IV (Anm. 8) 445.

⁴³ Ders.: EE VII, 1892, 444 = Gesammelte Schriften IV (Anm. 8) 445 mit Hinweis auf dens.: Staatsrecht (Anm. 39) 244 f.

⁴⁴ Zur Schaffung dieses *imperium maius* und zu seiner Bedeutung siehe bes. A. H. JONES, in: ders., *Studies in Roman Government and Law*. Oxford 1960, 3 ff., bes. 7 f. = ders., in: W. SCHMITT-HENNER (Hrsg.): *Augustus (Wege der Forschung CXXVIII)*. Darmstadt 1969, 291 ff., bes. 297.

⁴⁵ Dio 53,32,5 (deutsche Übersetzung bei JONES, in: *Augustus* (Anm. 44) 297.

der Definition der Amtsgewalt der Provinzstatthalter durch Ulpian geht eindeutig hervor, daß in seiner Provinz jeder Statthalter über ein *imperium* verfügte, das nur demjenigen des Herrschers, diesem jedoch immer und unbedingt untergeordnet war.⁴⁶

Nicht stichhaltig ist auch die Ansicht Mommsens, daß in der Titulatur des Plinius von keiner *proconsularis potestas* die Rede gewesen sein kann, da dieser Begriff in der Titulatur der Prokonsuln nie vorkomme und auch nicht vorkommen dürfe, da er schon im Titel *proconsul* von vornherein inbegriffen sei. Im Hinblick auf die Stellung und Rangtitulatur des Plinius ist diese Bemerkung ganz irrelevant. Von einem Prokonsul brauchte man selbstverständlich nicht zu sagen, daß er mit prokonsularischer Amtsgewalt ausgestattet war. Ebenso wenig war es nötig, etwa im Rangtitel eines Konsuls zu vermerken, daß er über die *consularis potestas* verfügte. Bezeichnenderweise wurde diese zuletzt erwähnte Amtsgewalt nur dann ausdrücklich genannt, wenn aus der Bezeichnung der Rangstufe eines Amtsinhabers nicht automatisch hervorging, daß er konsularisches Recht besaß. So ist in einer kaiserzeitlichen Inschrift von den mit *consularis potestas* ausgestatteten Militärtribunen im frühen Rom die Rede, und Sueton berichtet davon, daß Domitianus Caesar mit dem *honoris praeturae urbanae* auch die *consularis potestas* erhielt.⁴⁷

Plinius war freilich kein Prokonsul, sondern ein *legatus pro praetore*. Den in seiner Titulatur angeblich enthaltenen Hinweis darauf, daß er in Pontus et Bithynia *pro/[co(n)s(ulis) loco]* amtierte, fügte nur Mommsen in den von ihm hypothetisch wiederhergestellten Text der Inschrift aus Hispellum ein. Dadurch geriet er freilich in einen Widerspruch zu seinen eigenen Ansichten, da er in der Inschrift aus Comum, in der von einer solchen Formulierung keine Spur existiert, für Plinius gerade nicht die Amtsgewalt, die derjenigen der Prokonsuln entsprochen hätte, sondern die erheblich höhere konsularische Machtbefugnis postulierte.

Was im Falle des Plinius unbedingt klargestellt werden mußte, war, wie dies natürlich auch Mommsen erkannte, daß er nicht rangniedriger war als die Prokonsuln von Pontus et Bithynia. Man hätte aber diese Tatsache in keiner anderen Weise so deutlich zum Ausdruck bringen können wie eben mit dem Titel *legatus pro praetore proconsulari potestate*: So war jedem klar, daß der Sonderlegat all die Maßnahmen ergreifen konnte, die sonst den Prokonsuln, d. h. den regulären Statthaltern, zufielen. Äußerlich war die *potestas* der senatorischen Beamten in den einzelnen Rangstufen bekanntlich an der Zahl der Liktoren bzw. der von diesen getragenen *fascies* zu erkennen, die seine Macht symbolisierten. Einem kaiserlichen Legaten standen nur fünf, einem Prokonsul prätorischen Ranges dagegen sechs *fascies* zu.⁴⁸ In der Aus-

⁴⁶ Dig. 1,16,8; den Text siehe unten mit Anm. 51.

⁴⁷ Siehe CIL VI 31089 bzw. Suet., Domit. 1,3; vgl. Tac., Hist. 4,3. Zu den Belegen für die *consularis potestas* siehe noch ThLL X 2, p. 305.

⁴⁸ Zur Bedeutung und zur Zahl der *fascies* der Amtsträger in den einzelnen Rangstufen siehe ausführlich Th. SCHÄFER: Imperii insignia. Sella curulis und fascies. Zur Repräsentation römischer Magistrate (Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung, 29. Ergänzungsheft). Mainz 1989, 196 ff. 209 ff. mit den Quellen und mit reicher weiterer Literatur. Zur Zahl der *fascies* der prätorischen Prokonsuln und der *legati Augusti pro praetore* der Provinzen siehe ebd. 213 f.; siehe sonst bes. MOMMSEN: Staatsrecht (Anm. 39) I 384 ff.; vgl. noch zusätzlich E. MEYER: Einführung in die antike Staatskunde. Darmstadt 1980, 179. 240.

übung der Macht durch die Provinzstatthalter spielte zwar die Zahl der *fascēs* keine Rolle, da die Statthalter in ihrer Provinz unbeschadet ihres Ranges, die sich in der Zahl der *fascēs* ausdrückte, die gleichen Maßnahmen ergreifen konnten. In unserem Falle kam es offenbar darauf an, nach außen hin deutlich zu demonstrieren, daß Plinius als Sonderlegat ähnlich wie ein regulärer Statthalter schalten und walten konnte. Als Inhaber der *proconsularis potestas* war Plinius, den bei seinen amtlichen Handlungen nicht fünf, sondern sechs Liktores begleiteten, für jeden erkennbar mit den Prokonsuln gleichgestellt.

Mommsen und seine Anhänger waren demgegenüber der Ansicht, daß Plinius in Pontus et Bithynia die *consularis potestas* benötigt hätte, um seinen Auftrag durchzuführen. Dies ist jedoch überhaupt nicht einzusehen. Der Inhaber der *consularis potestas* hatte auf zwölf *fascēs* Anrecht.⁴⁹ Wozu hätte Plinius eine Verdoppelung der Machtsymbole nötig gehabt, die einem regulären Statthalter von Pontus et Bithynia zustanden? Maßnahmen, die er in seiner Provinz ergriff und über die wir dank seiner Korrespondenz mit Trajan ausgezeichnet informiert sind, hätte auch jeder Prokonsul in Angriff nehmen können: „To sum up on the range and pattern of Pliny's duties, it may be said that he possessed the same formal powers as his proconsular predecessors, and did nothing which lay outside the scope of their competence“, schrieb Richard Talbert über Plinius völlig zutreffend.⁵⁰ Jeder reguläre Statthalter besaß für Initiativen, wie sie Plinius in seiner Provinz ergriff, die notwendige Vollmacht, getreu der Definition bei Ulpian, bei dem wir über die Befugnisse des Provinzstatthalters folgendes lesen: ... *Maius imperium in ... provincia habet omnibus post principem; nec quicquam est in provincia, quod non per ipsum expeditur*.⁵¹ Mehr als diese Machtfülle brauchte Plinius für die Erledigung seines Auftrags überhaupt nicht, und er benötigte auch keine Verdoppelung der beim Statthalter von Pontus et Bithynia gewohnten Zahl der *fascēs*, um diese Machtfülle zum Ausdruck zu bringen. Dazu kommt, daß die Verleihung der *consularis potestas* an ihn als ein Affront gegenüber den Prokonsuln hätte aufgefaßt werden können, die die Provinz Pontus et Bithynia vor ihm regierten und auch nach seiner Sondermission weiter regieren sollten. Dies kann weder im Sinne des Senats noch Trajans gelegen haben, denen beiden Plinius seine Mission zu verdanken hatte.

Zugleich muß freilich unterstrichen werden, daß Plinius als Sonderlegat in Pontus et Bithynia *de facto* nichtsdestoweniger eine ganz andere Stellung besaß als vor und auch nach ihm die Prokonsuln der Provinz. Die Grundlage hierfür war je-

⁴⁹ MOMMSEN: Staatsrecht (Anm. 39) I 382; SCHÄFER: Imperii insignia (Anm. 48) 209 f. mit weiterer Literatur. Verworfen ist die Bemerkung von SHERWIN-WHITE: Letters of Pliny (Anm. 4) 81 f., zum Rangtitel des Plinius in der vermeintlichen Form *legatus Augusti pro praetore consulari potestate*: „The last two words probably meant that he was attended by six lictors instead of the five normally allowed to the *legati Augusti pro praetore* in imperial provinces. His personal *dignitas* was proconsular.“

⁵⁰ R. J. A. TALBERT, in: Studies in Latin Literature II (Anm. 4) 424; vgl. auch F. MILLAR: JRS 58, 1968, 223; G. P. BURTON: JRS 65, 1975, 105; MILLAR: Emperor (Anm. 11) 325. Zu den einzelnen Handlungen des Plinius in Pontus et Bithynia vgl. bes. VIDMAN: Étude (Anm. 4) 61 ff.; SHERWIN-WHITE: Letters of Pliny (Anm. 4) 556 ff.

⁵¹ Dig. 1,16,8 f.

doch nicht seine juristisch definierte Machtposition, sondern seine im Vergleich mit derjenigen der Prokonsuln besonders hohe Autorität, die auf persönlichen Voraussetzungen beruhte. Fergus Millar und Richard Talbert haben dies richtig erkannt, wobei sie aber seltsamerweise dennoch an Mommsens These festhielten, wonach Plinius als Legat von Pontus et Bithynia die *consularis potestas* besessen habe.⁵²

Wichtig war zunächst, daß Plinius nicht wie die Prokonsuln durch ein Losverfahren zum Statthalter bestellt wurde, sondern sich sowohl auf den Beschluß des Senats als auch auf den Willen Trajans als Grund für seine Mission berufen konnte (nicht zufällig werden diese beiden Grundlagen für seine Stellung als Statthalter in den Inschriften aus Comum und Hissellum, in der zweiten Inschrift noch mehr als in der ersten, so deutlich herausgestellt). Die besondere Legitimation seiner Maßnahmen konnte von den Provinzialen, die kurz zuvor zwei Prokonsuln angeklagt hatten,⁵³ dank dieser Voraussetzungen überhaupt nicht in Frage gestellt werden. Trajan brachte dies in einem Brief an Plinius zumindest im Hinblick auf den kaiserlichen Auftrag unmißverständlich zum Ausdruck: *Provinciales, credo, prospectum sibi a me intellegent. Nam et tu dabis operam, ut manifestum sit illis electum te esse, qui ad eosdem mei loco mittereris.*⁵⁴ Viel wog zweifellos auch die Tatsache, daß Plinius nicht nur einem Prokonsul gleich für ein Jahr in seine Provinz geschickt wurde, sondern für eine unbestimmte Zeit, über deren Dauer allein der Kaiser zu entscheiden hatte. Außerdem hatte Plinius von Trajan besondere Instruktionen erhalten, und er konnte sich im Zweifelsfall als dessen Vertrauter noch leichter persönlich an den Herrscher wenden als ein gewöhnlicher Statthalter (von dieser Möglichkeit hat er nach Ausweis seiner Korrespondenz mit Trajan reichlich Gebrauch gemacht). Es war zwar wohl allgemein üblich, daß die Statthalter den Kaiser in problematischen Fällen darüber, wie sie zu handeln hatten, befragten. Plinius wurde aber hierzu von Trajan offenbar persönlich aufgefordert: *Ius mihi dederis referendi ad te de quibus dubito.*⁵⁵ Dieses Nahverhältnis zum Herrscher verlieh dem Sonderlegaten eine andere Autorität als diejenige, über die ein vom Senat bestellter Prokonsul verfügte.

Schließlich besaß Plinius auch eine rein persönliche Autorität sehr hohen Grades. Bedingt war diese zunächst durch seine bereits vorhandenen Kenntnisse zur Lage in der Provinz, die er in den beiden Prozessen gewonnen hatte, in denen er zwei angeklagte Statthalter von Pontus et Bithynia verteidigte.⁵⁶ Gesteigert wurde sein Ansehen durch seinen guten Ruf, der Trajan veranlaßt hatte, ihn nach Pontus et Bithynia zu schicken: ... *Ego ... prudentiam tuam elegi, ut formandis istius provinciae moribus ipse moderareris et ea constitueres, quae ad perpetuam eius provinciae quietem essent profutura.*⁵⁷ Gekrönt wurde seine persönliche Autorität durch den Rang, den er als ehemaliger Konsul besaß. Diese Rangstufe beinhaltete zwar keine *consularis po-*

⁵² F. MILLAR: JRS 58, 1968, 223; R. J. A. TALBERT, in: *Studies in Latin Literature II* (Anm. 4) 423. 430 f. 434; vgl. noch MILLAR: *Emperor* (Anm. 11) 315. 325.

⁵³ Siehe etwa R. J. A. TALBERT, in: *Studies in Latin Literature II* (Anm. 4) 413 ff.

⁵⁴ Plin., Ep. 10,18,2.

⁵⁵ Plin., Ep. 10,31,1.

⁵⁶ Vgl. die Literatur in Anm. 53.

⁵⁷ Plin., Ep. 10,117.

testas mehr, verlieh aber die *consularis dignitas*, kraft derer Plinius, anders als die Prokonsuln prätorischen Ranges, der Führungsspitze der Reichsaristokratie angehörte.

5.

Alles in allem hätte Plinius von seiner Stellung als Sonderlegat von Pontus et Bithynia ungefähr das gleiche sagen können, was Augustus in seinen *Res Gestae* von sich selbst behauptet hatte, nämlich, daß er seine Amtskollegen nicht durch seine *potestas*, sehr wohl aber durch seine *auctoritas* überflügelt habe.⁵⁸ Im Falle des Plinius träfe dies zu. Seine *proconsularis potestas* war die gleiche wie die seiner Amtsvorgänger; er war aber dank seiner *auctoritas*, die entsprechend dem Inhalt dieses Begriffes nicht nur eine allgemeine Autorität, sondern auch die Eigenschaften eines *auctor* verkörperte, der die Dinge mehrt, Initiativen ergreift und wegweisend handelt, den Prokonsuln prätorischen Ranges weit überlegen.

Die Mission des Plinius, mag diese noch so exzeptionell gewesen sein, ist letztendlich ein typisches Beispiel für die römische Verwaltungspraxis, die auf einer vernünftigen Verbindung von Prinzipientreue und Anpassungsfähigkeit beruhte. Auf der einen Seite waren die Kaiser und ihre Berater bestrebt, langfristige Lösungen zu finden und an bewährten Traditionen so weit und so lange wie möglich festzuhalten; auf der anderen Seite aber paßten sie ihre Maßnahmen den konkreten Bedürfnissen an und schreckten, wenn die Interessen des Reiches dies erforderten, nicht davor zurück, auch wenig konventionelle Mittel zu ergreifen. Selbst bei diesen Maßnahmen achteten sie indes darauf, daß die rechtlichen Grundlagen und Rahmenbedingungen für ihr Tun klargestellt wurden. Doch noch wichtiger erschien ihnen, daß der juristische Rahmen durch geeignete Handlungen ausgefüllt wurde, die auf der Einsicht der hierfür Zuständigen in die konkreten Notwendigkeiten beruhten. Die zwar ganz außergewöhnliche, juristisch jedoch genauestens abgesicherte Mission des Plinius in Pontus und Bithynia, die zugleich das bestdokumentierte Beispiel für die Tätigkeit eines zwar nicht gerade selbständig, dafür aber verantwortungsbewußt und umsichtig handelnden Provinzstatthalters darstellt, illustriert diese im wesentlichen effiziente und erfolgreiche Verwaltungspraxis exemplarisch. Daß die seit langem bekannten Inschriften des Plinius für die juristischen Rahmenbedingungen dieser Verwaltungspraxis noch immer neue Erkenntnisse ermöglichen, dürfte dabei eine angenehme Überraschung sein.

Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg
Seminar für Alte Geschichte
D-69117 Heidelberg, Marstallhof 2–4.

⁵⁸ RGDA 34. – Den hier veröffentlichten Beitrag siehe auch in: G. ALFÖLDY: Städte, Eliten und Gesellschaft in der Gallia Cisalpina. Epigraphisch-historische Untersuchungen (Heidelberger Althistorische Beiträge und Epigraphische Studien 30). Stuttgart 1999, 221–244.

HERBERT W. BENARIO

MARCUS LEPIDUS, GALBA, AND THRASEA

ISTVANO BORZSÁK VIRO DOCTISSIMO
DE SUMMO ROMANO RERUM GESTARUM
SCRIPTORE OPTIME MERENTI HOC OPUS-
CULUM MAGNA CUM GRATULATIONE
D. D. AUCTOR.

As the emperor Augustus approached the end of his life, he commented upon three senators who might be considered rivals to Tiberius for the succession. The first of the three was M. Lepidus, who is styled *capax sed aspernans*.¹

Almost a score of years later, the emperor Tiberius, in conversation with Servius Galba, forecast his ultimate accession to the position of *princeps*:

Non omiserim praesagium Tiberii de Servio Galba tum consule. quem accitum et diversis sermonibus pertemptatum postremo Graecis verbis in hanc sententiam adlocutus: ‘et tu, Galba, quandoque degustabis imperium’, seram ac brevem potentiam significans, scientia Chaldaeorum artis, cuius apiscendae otium apud Rhodum, magistrum Thrasullum habuit, peritiam eius hoc modo expertus.²

Three dozen years later, Galba had indeed become emperor and had met a horrible end, the narrative of which the historian concluded with a bitter judgment on his capacities, *omnium consensu capax imperii, nisi imperasset*.³

Readers of Tacitus sometimes tend to forget that he composed his large works on the principate in reverse chronological order. When he wrote the *Annales*, the portrait of Galba had long since been completed. Tacitus surely had that in mind when

¹ *Ann.* 1.13.2.

² *Ann.* 6.20.2. For discussion of Tiberius’ language and speech, see N. P. MILLER: Tiberius Speaks. An Examination of the Utterances Ascribed to Him in the *Annals* of Tacitus. *AJP* 89 (1968) 1–19. D. B. WHARTON: Tacitus’ Tiberius: The State of the Evidence for the Emperor’s *ipsissima verba* in the *Annals*. *AJP* 118 (1997) 119–25, challenges her conclusions, claiming that there are no “stylo-metric data” to support her theory.

³ *Hist.* 1.49.4. On the general subject of the historian’s use of obituaries, see R. SYME: Obituaries in Tacitus. *AJP* 79 (1958) 18–31 = *Ten Studies in Tacitus* (Oxford 1970) 79–90.

he treated Marcus Lepidus in the reign of Tiberius and when he “quoted” Tiberius’ prediction.

That is the question which I wish to address here, with some consideration of Thrasea Paetus toward the end. Each of the three seems to merit Tacitus’ sympathy and approval to some degree, and lurking in the background of his views and presentations are his treatment of his father-in-law Agricola and his statement in that biography of a political and moral thesis, namely how an individual can survive and do good service in a state dominated by a tyrant. But the sentence which precedes that statement must be called into consideration as well.

(Domitianus) moderatione tamen prudentiaque Agricolae leniebatur, quia non contumacia neque inani iactatione libertatis famam fatumque provocabat. sciant, quibus moris est illicita mirari, posse etiam sub malis principibus magnos viros esse, obsequiumque ac modestiam, si industria ac vigor adsint, eo laudis excedere, quo plerique per abrupta, sed in nullum rei publicae usum, ambitiosa morte inclaruerunt.⁴

Of these four individuals, the one of whom we know the least from Tacitus himself is Marcus Lepidus, who, happily, has been in the last decades the subject of several good treatments.⁵ Foremost among these is Syme’s examination of the text of the early *Annales* and his amendment of the confusion therein caused by the presence of both a Marcus Lepidus and a Manius Lepidus. Syme thereby produced a sensible redistribution of *praenomina* and was thus able to trace two careers, one of which is our prime focus here.⁶

Marcus Aemilius Lepidus, *consul ordinarius* for the entire year in 6 A.D., is mentioned eleven times by Tacitus.⁷ The picture which the historian develops is of a man of ability and great integrity, although he has not included some pertinent details which can be culled from other sources. Lepidus was with Tiberius in Pannonia soon after his consulship, and was put in command of all troops during the winter of the years 8–9. Having been honored with the *ornamenta triumphalia*, he was perhaps the first *legatus pro praetore provinciae Pannoniae*.⁸ He followed this with the governorship of Hispania Citerior,⁹ and thus was enabled to secure its allegiance to Tiberius upon the death of Augustus. Thereafter, excepting the governorship of Asia

⁴ Agr. 42.3–4.

⁵ R. SYME: Marcus Lepidus, *Capax Imperii*. JRS 45 (1955) 22–33 = Ten Studies in Tacitus (Oxford 1970) 30–49; R. SYME: Marcus Lepidus, in Idem: The Augustan Aristocracy (Oxford 1986) 128–40; R. HANSLIK, in KP 3 (Stuttgart 1969) cols. 578–79; P. SINCLAIR: Tacitus the Sententious Historian (University Park, Pennsylvania, 1995) 163–84; PIR² A 369.

⁶ SYME was preceded in some of his suggestions by other scholars (e.g. RYCKIUS at 3.32.2), but he was responsible for sorting out all the references. Not all scholars agree with SYME in all details; see L. HAYNE: The Last of the Aemilii Lepidi. AC 42 (1973) 499, n. 9.

⁷ Ann. 1.13.2, 2.48.1, 3.11.2, 3.35.1, 3.50.1–51.1, 3.72.1, 4.20.2–3, 4.56.3, 6.5.1, 6.27.4, 6.40.3.

⁸ W. REIDINGER: Die Statthalter des ungeteilten Pannonien und Oberpannoniens von Augustus bis Diokletian (Bonn 1956) 23–24.

⁹ G. ALFÖLDY: FASTI HISPANIENSES. Senatorische Reichsbeamte und Offiziere in den Spanischen Provinzen des Römischen Reiches von Augustus bis Diokletian (Wiesbaden 1969) 12–13.

in the latter twenties, his activities are largely limited to the senate, where he became a spokesman for justice and a model of rectitude. His daughter Aemilia Lepida was married to the younger Drusus, son of Germanicus.¹⁰

Lepidus stands out from the many others who could match his aristocratic lineage and his exemplary public services because of his character, upon which Tacitus chooses to expatiate at a crucial moment. In a chapter which begins with the word *saevitum*, involving financial matters, Lepidus proposes a kinder, more generous motion to benefit the defendant. After relating this, Tacitus digresses briefly from his narrative:

hunc ego Lepidum temporibus illis gravem et sapientem virum fuisse comperior: nam pleraque ab saevis adulationibus aliorum in melius flexit. neque tamen temperamenti egebat, cum aequabili auctoritate et gratia apud Tiberium vigerit. unde dubitare cogor, fato et sorte nascendi, ut cetera, ita principum inclinatio in hos, offensio in illos, an sit aliquid in nostris consiliis liceatque inter abruptam contumaciam et deforme obsequium pergere iter ambitione ac periculis vacuum.¹¹

Lepidus is a model of what a subject can and should be under the principate. *Mutatis mutandis*, he is an earlier version of Agricola.¹² Several crucial words or ideas appear in discussion of both men, which represent basic qualities of character, worthy of emulation by others or by them to be avoided: *contumacia*, *obsequium*, *moderatio* = *in melius flexit*, *magnum viros esse* = *cum aequabili auctoritate et gratia*, *abrupta/abruptam*. The Sallustian origin of the first sentence has long been known;¹³ but the effect of Tacitus' earlier work is perhaps more important than the other antecedent. And later in the *Annales*, when Tacitus muses about the role of fate in human activities and character, the reader may well recall what is here said about Lepidus.

Sed mihi haec ac talia audienti in incerto iudicium est, fatone res mortalium et necessitate immutabili an forte volvantur ... ac tamen electionem vitae nobis relinquunt, quam ubi elegeris, certum imminetium ordinem.¹⁴

¹⁰ Ann. 6.40.3. SYME'S reordering of the Tacitean references to Marcus and Manius Lepidus moves the wife of Galba to the family of the latter (*The Augustan Aristocracy*, Table IV). Marcus Lepidus' daughter, then, was married only once and the link between her father and Galba through her marriage disappears. See M.-T. RAEPSAET-CHARLIER: *Prosopographie des femmes de l'ordre sénatorial* (I^{er}-II^e siècles) (Louvain 1987) #30.

¹¹ Ann. 4.20.2-3. His brief obituary in 6.27.4 begins *obiit eodem anno et M. Lepidus, de cuius moderatione atque sapientia in prioribus libris satis conlocavi*.

¹² A useful study in this context is M. STRENG: *Agricola. Das Vorbild römischer Statthalterschaft nach dem Urteil des Tacitus* (Bonn 1970).

¹³ *Jug.* 45.1, referring to Metellus. He is described as *moderatus*, which quality carries over to Lepidus from the recall of Sallust's text.

¹⁴ Ann. 6.22.1-2.

One may conclude that Tacitus believes that individuals are responsible for their own lives. Their characters and resultant actions are paramount; there can be good men even under bad emperors, and even in terrible conflicts. These people not only are paragons to Tacitus but also become models to others, because the latter recognize that they embody some of the *exempla virtutis* which were cherished throughout Roman history.

Many years ago, an essay on this subject delineated the most common "distinctly moral virtues." They are these: *iustitia (aequitas)*; *fides*; *pietas erga deos, patriam, parentes, ceteros*; *severitas (disciplina militaris)*; *fortitudo*; *constantia (et in morte propinquorum) = patientia*; *continentia*; *paupertas* (antithetical to *luxuria*); *clementia*; *moderatio* (antithetical to *ambitio [petulantia]*); *amicitia* or *concordia*; *gratia*; *observantia*; *gravitas*; *munificentia* or *liberalitas* (antithetical to *avaritia*).¹⁵

It is gratifying to note how many of these qualities, some of which obviously are imperial rather than merely those of a good citizen, describe the individuals Agricola and Lepidus. "Among the *exempla virtutis* ... we shall naturally ... expect those conspicuous for devotion to country to be most stressed."¹⁶ Both these great men served country and emperor well, with *moderatio* and a sense of proportion, without self-vaunting, and at least attempted to better the lot of other people. When the emperor Tiberius forecast ultimate rule to the young Galba,¹⁷ what might Lepidus, the senior consular, have said to him? We do not know if Lepidus was still alive at that point in the year 33. An enemy of Sejanus, he might well have played an important role in the missing pages of book five, but here we can only conjecture.

Galba, we do know, enjoyed a long life.¹⁸ He rightly dominates the first part of *Historiae* 1, indeed the longer part.¹⁹ His actions and character are both openly and subtly shown and developed, and his brief imperial power is emphasized with one of Tacitus' most powerful obituaries. But in the *Annales* he appears only three times.²⁰ The first is merely to indicate a date, the second presents his name as one of the consuls of the year, the third involves Tiberius' prophecy of Galba's ultimate rule. Why, one may wonder, did Tacitus include this in the chapter which it concludes? The first half deals particularly with Caligula and Tiberius, not a popular pair. Did Tacitus mean to suggest that Galba's reputation would ultimately match theirs?

Sub idem tempus C. Caesar, discedenti Capreas avo comes, Claudiam, M. Silani filiam, coniugio accepit, immanem animum subdola modestia tegens, non damnatione matris, non exitio fratrum rupta voce; qua-

¹⁵ H. W. LITCHFIELD: *National Exempla Virtutis in Roman Literature*. HSCP 25 (1914) 9. M. VIELBERG: *Pflichten, Werte, Ideale. Eine Untersuchung zu den Wertvorstellungen des Tacitus* (Wiesbaden 1987; *Hermes-Einzelschrift* 52), particularly treats Agricola and Thrasea (and Seneca).

¹⁶ LITCHFIELD (above n. 15) 15.

¹⁷ See note 2.

¹⁸ R. HANSLIK, in KP 2 (Stuttgart 1967) cols. 670–72; *PIR* S 723.

¹⁹ Chapters 1–49. See C. L. MURISON: *Galba, Otho and Vitellius: Careers and Controversies* (Hildesheim & New York 1993; *Spudasmata* 52).

²⁰ 3.55.1, 6.15.1, 6.20.2.

lem diem²¹ Tiberius induisset, pari habitu, haud multum distantibus verbis. unde mox scitum Passieni oratoris dictum perccebit neque meliorem umquam servum neque deteriozem dominum fuisse.

Galba too proved to be a good servant of the state but a poor master of it. *Modestia* and *moderatio* are qualities that Agricola and Lepidus possessed, as did Tiberius; Caius Caesar did not, nor, as it would years later be shown, did Galba.²² Tacitus may well have recalled what he had already written about Galba in the *Historiae* in this crucial passage of the *Annales*. Is there intended to be a carry over from *deteriozem dominum* to *degustabis imperium*?

For in the *Historiae* we have been introduced to Galba's failings. Like Lepidus, he had gained a distinguished military reputation, with successes against the Germans who had invaded Gaul and victory over the Chatti. His renown among the German tribes was great, and he was chosen by Claudius as one of his *comites* on the triumphant British expedition. For his exploits in war he received the *ornamenta triumphalia*, and years later, in 60, he became *legatus Augusti pro praetore provinciae Hispaniae Tarraconensis*, where he stayed for eight years, a very long tenure of a province,²³ until the fateful opportunity for the *imperium* arrived with a letter from Julius Vindex.²⁴

His subsequent progress from Spain to Rome was slow and ultimately bloody, a *feralis introitus*. His reputation in the capital was not favorable. His *senium* and *avaritia* and *fessa aetas* were derided, his *severitas* lamented, his *mobilitas ingenii* revealed his lack of *constantia*. He scorned prophecy and omens, being a *contemptor talium ut fortuitorum*. He had butchered, *trucidaverat*, some of the legion composed of sailors, and his choice of Piso as a successor was determined by the similar *tristitia et avaritia* of their characters (this according to Otho). Only once is there a favorable characteristic, *maiestas*.²⁵

Then follows, after the grisly murder of the emperor, the superb obituary, which gives Galba his appropriate due: *militaris laus, moderatio, iustitia* are mentioned.²⁶ Nonetheless, the whole was greater than the sum of the parts, and the end

²¹ The word *diem*, although not remarked by most editors, has recently been discussed by W. S. WATT: Tacitea. *AJP* 109 (1988) 353–54, who emends to <in> *diem*.

²² J. CHRISTES: *Modestia und moderatio bei Tacitus*. *Gymnasium* 100 (1993) 514–29. See also his article, Tacitus und die moderatio des Tiberius. *Gymnasium* 101 (1994) 112–35.

²³ Suetonius (*Galba* 9.1) reports that his early vigor in Spain disintegrated into *desidia segnitiaeque*, in order to avoid Nero's attention. He may well have considered Corbulo's fate a warning, who, summoned to Greece by the emperor, was compelled to commit suicide (PIR² D 142).

²⁴ See references in note 18.

²⁵ The references, in order, are: 1.37.3, 1.5.2, 1.12.3, 1.5.2, 1.5.2, 1.7.2, 1.18.1, 1.31.2, 1.38.1, 1.44.1.

²⁶ 1.49.2–4. H. M. CURRIE: An Obituary Formula in the Historians (with a Platonic Connection?). *Latomus* 48 (1989) 346–53, notes that there is ironical contrast in Tacitus' words on Galba, a quite mediocre character. For other discussions, see Y. SCHOCHAT: Tacitus' attitude to Galba. *Athenaeum* 59 (1981) 199–204, J. PIGÓN: The Emperor Galba and the Four Virtues: A Note on Tac. Hist. 1.49.3–4. *RhM* 133 (1990) 370–74, A. J. POMEROY: The Appropriate Comment. Death Notices in the Ancient Historians (Frankfurt am Main–Bern–New York–Paris 1991; Studien zur klassischen Philolo-

was disastrous. He had too many bad qualities of character; he was therefore unlike, and worse than, Marcus Lepidus and Agricola. Military renown and administrative experience the three shared, as well as personal distinction (Agricola less than the others, since he was a *novus homo*), but the basic imperial *virtutes* were absent from Galba when power was his. *Inconstantia* vis-à-vis the gods and their means of showing the future ultimately destroyed him. Tiberius' prophecy proved to be accurate, but warnings from a priest in January 69 were ignored, and they also proved to be accurate.²⁷

Of Thrasea Paetus it could never have been said that he was *capax imperii*. His provincial origin and absence of military luster left him only one route to distinction, his unbending integrity.²⁸ Yet by his stubborn adherence to his view of justice and his refusal to "play the imperial game," he brought honor along with death upon himself, with no benefit to the state: *sibi causam periculi fecit, ceteris libertatis initium non praebuilt*.²⁹ Tacitus may well have had him in mind, along with others, when he wrote in the *Agricola*, *plerique per abrupta, sed in nullum rei publicae usum ambitiosa morte inclaruerunt*.³⁰ However, the reader must not forget that our picture of Thrasea is incomplete, by the accident of the surviving text breaking off as he commits suicide. Shortly before this, the tribune Arulenus Rufus had offered to use his veto on Thrasea's behalf. Another tribune, Agricola, abstained from such activity.³¹

Marcus Lepidus, Servius Galba, Thrasea Paetus, Iulius Agricola – four distinguished members of the senatorial order.³² Nonetheless, their ends and reputations were very different. Galba lived to rule and proved inadequate. Paetus lacked perhaps the most important quality, the military renown which only a few could truly claim in the first century of the principate.³³ His contemporary Corbulo had been *formidolosus* to Claudius and Nero,³⁴ so too Agricola to Domitian, since *ducis boni imperatoriam virtutem esse*.³⁵ However, Paetus also lacked some of the crucial qualities mentioned earlier, which Lepidus and Agricola so splendidly displayed and shared. Men of eminent character, integrity, and military glory, they represented the best among the *privati*, the *nobiles*, without whom Rome could not have long

gie 58) 210–13, and K. NAWOTKA: Imperial Virtues of Galba in the *Histories* of Tacitus. *Philologus* 137 (1993) 258–64. W. EISENHUT: *Virtus Romana* (Munich 1973), devotes some dozen pages to Tacitus.

²⁷ *Hist.* 1.27.1, 1.29.1. Tiberius' prophecy was based upon the skills which he had learned from Thrasullus Umbricius (PIR V 592), whose solitary appearance in Tacitus' text is at *Hist.* 1.27.1, was considered the most learned *haruspex* of the age (Pliny NH 10.19).

²⁸ R. SYME: A Political Group. RP VII (Oxford 1991) 568–87; R. HANSLIK, in KP 1 (Stuttgart 1964) cols. 1230–31; PIR² C 1187.

²⁹ *Ann.* 14.12.1.

³⁰ *Agr.* 42.4. F. SEMI: La maschera e il volto di Tacito (Pisa 1975), remarks that Tacitus' journey from *Agr.* 42 to *Ann.* 16.21 was a long one, psychologically and ethically, to place himself among the brave and virtuous.

³¹ *Ann.* 16.26.4. Rusticus (PIR² I 730) was, like Thrasea, a Stoic, eager for conflict. Agricola (*Agr.* 6.3) chose to pass his tribunate *quiete et otio*.

³² On this large subject, see R. J. A. TALBERT: The Senate of Imperial Rome (Princeton 1984).

³³ H. W. BENARIO: *Imperium and Capaces Imperii* in Tacitus. *AJP* 93 (1972) 14–26.

³⁴ *Ann.* 11.19.3.

³⁵ *Agr.* 39.2.

endured. It is engaging to contemplate the history of Rome if Lepidus had somehow become emperor in lieu of Tiberius and if Agricola had replaced Domitian. Might they have been recognized as *optimi principes*?³⁶

Emory University
404 Humanities Building
Atlanta, Georgia, USA
30322-2220

³⁶ I am indebted to L. W. R. GILLISON, M. G. MORGAN, D. SHOTTER, K. G. WALLACE, and A. J. WOODMAN for their comments on an earlier version of this essay. I have profited from their suggestions and amendments, although I have stubbornly resisted some. Responsibility for the views expressed is mine alone.

GERHARD BINDER

KRIEGSDIENST UND FRIEDENSDIENST

ÜBER „POLITISCHE LYRIK“ UND DIE 2. ODE DES HORAZ „AN DIE JUGEND“¹

1. „Oden an die Jugend“

1.1 „... und bauten die Tempel wieder auf“²

„Römeroden“ nennt man seit dem 19. Jahrhundert die wohl umstrittenste Gruppe lyrischer Gedichte des Horaz, die sechs Carmina in Alkäische Strophe am Anfang des 3. Buches.³ Den vom Dichter ohne Zweifel zu einem Zyklus vereinigten Gedichten wird mit dieser Etikettierung bereits eine einheitliche Linie und Funktion zugesprochen: Sie enthielten das politische Credo des Dichters und hätten „alle dasselbe Ziel, die auf die sittliche Wiedergeburt des römischen Volkes abzielenden Bestrebungen und Maßregeln des Augustus zu unterstützen“.⁴ Einschätzungen wie diese haben gerade in der deutschen Horaz-Philologie interpretatorische Verhärtungen bewirkt, die es lange Zeit erschwerten, in der Gedichtgruppe neben den zweifellos vorhandenen affirmativen, „vaterländischen“, auch andere für die Lyrik des Horaz charakteristische Töne wahrzunehmen.⁵ Solche Fixierungen machten später denen das Geschäft leicht, die das sperrige Werk des Horaz für das „Nationalpolitische

¹ Eine Kurzfassung der nachfolgenden Überlegungen wurde am 19. September 1997 im Humboldt-Gymnasium Düsseldorf anlässlich der Verabschiedung von Dr. FRITZ VOMHOF in den Ruhestand vorgetragen.

² Überschrift nach der deutschen Ausgabe des Buches von R. M. OGILVIE: *The Romans and their Gods* (London 1969).

³ E. FRAENKEL: *Horace* (Oxford 1957) 260: „The habit of attaching the label ‘Roman Odes’ to Odes III.1–6 may be open to criticism.“ Nach FRAENKEL a.O. Anm. 1 wohl eine deutsche Begriffsprägung; vgl. VON ALBRECHT (n. 5) 229 Anm. 1. Umfangreiches historisches Material zur Bewertung der Gedichtgruppe und der „politischen Lyrik“ des Horaz generell jetzt bei V. RIEDEL: *Zwischen Ideologie und Kunst. Bertolt Brecht, Heiner Müller und Fragen der modernen Horaz-Forschung*, in: H. KRASSER und E. A. SCHMIDT (Hrsg.): *Zeitgenosse Horaz* (Tübingen 1996) 392–423.

⁴ So z.B. H. MENGE: *Die Oden und Epoden des Horaz* (Berlin 1904, 3. Aufl.), 223; vgl. auch unten Anm. 23.

⁵ Wichtige Impulse dazu gab V. PÖSCHL in seiner Studie „Horaz und die Politik: SB Heidelberg 1956, 4; 1963, 4 = R. KLEIN (Hrsg.): *Prinzipat und Freiheit* (Wege der Forschung 135, Darmstadt 1969) 136–168 = V. PÖSCHL: *Kleine Schriften I* (Heidelberg 1979) 145–177. Sie wurden aufgenommen von M. VON ALBRECHT, dem ich allerdings bezüglich *carm.* 3,2 und des *virtus*-Begriffs nicht uneingeschränkt folgen möchte: *Horazens Römeroden: AAntHung* 30, 1982–84, 229–241. Konsequenz und in vieler Hinsicht überzeugend: N. HOLZBERG: *Horaz – Dichter im Spannungsfeld zwischen Welt und Ich* (Anregung 40, 1994, 24–37).

Gymnasium“ vereinnahmen wollten.⁶ H. Mauch äußerte sich dazu in den Vorbemerkungen zu seiner Analyse des Gedichtzyklus ausführlich und in wünschenswerter Deutlichkeit⁷, ohne allerdings selbst den belasteten Begriff aufzugeben.⁸ Die mit dem Anspruch interpretatorischer Gewißheit auftretenden Deutungen, es handle sich um die horazische Formulierung einer „Quintessenz des Römertums“⁹, lassen es als zwingend erscheinen, den Begriff „Römeroden“ zu ersetzen. Diese Notwendigkeit¹⁰ soll von zwei Seiten kurz beleuchtet werden¹¹:

Augustus notiert in seinem Tatenbericht bezogen auf das Jahr 28 v.Chr. (R.G. 20):

Duo et octoginta templa deum in urbe consul sextum ex auctoritate senatus refeci nullo praetermisso, quod eo tempore refici debebat.

Ohne Zweifel gehörte dieser Akt zum Programm des Octavianus – spätestens – in den unmittelbar auf die Entscheidung von Actium (2. September 31 v.Chr.) folgenden Monaten und Jahren: Er steht am Anfang jener religionspolitischen Maßnahmen, unter denen bis heute oft unzulässig eine „Wiederherstellung der altrömischen Staatsreligion“ durch Augustus verstanden wird, die aber doch nur publikumswirksame, stützende Begleitung einschneidender Reformen auf den entscheidenden Politikfeldern waren. Der Anfang der Horaz-Ode 3,6 ist bekanntlich diesem Akt gewidmet (3,6,1–8):

Delicta maiorum inmeritus lues,
Romane, donec templa refeceris
aedisque labentis deorum et
foeda nigro simulacra fumo. 4

dis te mimorem quod geris, imperas.
hinc omne principium, huc refer exitum:

⁶ Vgl. G. BINDER: *Saeculum Augustum I* (Wege der Forschung 266, Darmstadt 1987, 1–58) 18–20, 44ff., bes. 57f., und die dort genannte Literatur; N. HOLZBERG (n. 5) 24f.

⁷ H. MAUCH: *O laborum dulce lenimen. Funktionsgeschichtliche Untersuchungen zur römischen Dichtung zwischen Republik und Prinzipat am Beispiel der ersten Odensammlung des Horaz* (Studien zur klass. Philologie, hrsg. v. M. VON ALBRECHT, Bd. 29, Frankfurt–Bern–New York 1986) 240–249.

⁸ So lautet die Überschrift zur Analyse von *carm. 3,1* „Römerode“ oder Programmgedicht I“ (n. 7, 250), mehrfach spricht Mauch von den „sogenannten Römeroden“ oder verwendet den Begriff unrelativiert (s. z.B. 310). Ähnlich inkonsequent wirkt seine abschließende Beurteilung (315): „Auch der Zyklus der sogenannten Römeroden läßt sich nicht als augusteische Propaganda oder Panegyrik vereindeutigen. Wir stellten vielmehr ein für die *politische Übergangszeit* und die persönliche Situation des Horaz nur allzu typisches Nebeneinander von *offizieller* und *privater* Dichtung fest. Zwar ist nicht zu bestreiten, daß über die ganze Gedichtgruppe indirekte Komplimente an Augustus und Anklänge vorbehaltlichen Herrscherlobs verteilt sind. Andererseits gehen die Gedichte aber nicht darin auf.“ [Hervorhebungen von H. MAUCH]

⁹ So K. BÜCHNER: *Die römische Lyrik* (Stuttgart 1976) 161: „Sie bauen auf den vorhergehenden Gedichten auf und enthalten in dichten Bezügen untereinander und mit diesen verwoben, die Quintessenz des Römertums in klassischer Form. Darum tragen sie den Namen Römeroden zu Recht.“

¹⁰ Von ihr hat mich P. WÜLFING überzeugt, dem ich wichtige Hinweise zur hier vorgetragenen Interpretation verdanke; vgl. auch oben n. 3.

¹¹ Vgl. auch G. BINDER: „Augusteische Erneuerung“. Kritische Anmerkungen zu einem Schlagwort der Klassischen Altertumswissenschaft im 20. Jahrhundert (Festschrift W. HEILMANN, Frankfurt 1993, 279–299) 283–287.

di multa neglecti dederunt
Hesperiae mala luctuosae.

8

Horaz beklagt die *neglegentia deorum*, d.h. die mangelnde Einhaltung der durch Satzung geregelten Beziehung zu den Göttern, also einen Mangel an *religio*. Der Mahnung folgen Beispiele der Verletzbarkeit Roms durch äußere Feinde in jüngerer Vergangenheit als Folge der inneren *discordia* (3,6,9–16). Diese werden im Mittelteil abgelöst durch ein zutiefst negatives, an Sallust erinnerndes Gemälde sexueller Freizügigkeit im Rom der Gegenwart (17–32), einer an Sünden reichen Zeit (*fecunda culpa saecula*, V.17). Bilder altrömischer *disciplina* schaffen dazu den Kontrast (33–44) und münden in eine düstere, resigniert klingende Schlußstrophe (45–48), häufig als Warnung vor den Gefahren der Zeit gedeutet, die trotz der durch Augustus verkörperten Hoffnungen noch bestehen¹²:

Damnosa quid non inminuit dies?
aetas parentum peior avis tulit
nos nequiores, mox daturos
progeniem vitiosiore.

Aus den beiden Eingangsstrophen wird herausgelesen, Octavianus habe mit der Restaurierung der Tempel, die im Bürgerkrieg Schaden genommen hatten, eine Forderung erfüllt, die Horaz in der Ode 3,6 unlängst formuliert hatte. So schrieb etwa R. Heinze¹³:

Als strafender und mahnender Prophet spricht der Dichter zum Römer. ... Der Dichter scheint eine solche Rückkehr (nl. zu altrömischer Gottesfurcht), deren sichtbares Symptom die Wiederherstellung der verfallenen Tempel sein würde, selbst kaum für möglich zu halten: er schließt nicht mit hoffnungsvollem Mahnruf, sondern mit der Prophezeiung weiteren Verfalls. Das Gedicht muß also geschrieben sein, bevor Augustus im Jahre 28 eben das ausführte, was der Dichter ... verlangt.

Hier werden – wozu besonders Philologen neigen – Rollen vertauscht, wird dem Dichter zuviel Einfluß eingeräumt¹⁴: Wir haben es zweifellos mit einem überzeugenden Exempel für das Zusammenspiel von politischer *Ankündigung* und poeti-

¹² Auch K. BÜCHNERS Beschreibung der „Quintessenz des Römertums“ endet so (n. 9, 160f.).

¹³ In der Einleitung des Kommentars zu c. 3,6. HEINZE macht wie die meisten Interpreten auch die Datierung des Gedichts an der vermuteten Priorität der Forderung des Dichters fest. Vgl. Der Zyklus der Römeroden: Neue Jahrb. 5, 1929, 675–687 = Vom Geist des Römertums, hrsg. v. E. BURCK, Darmstadt ¹1960, 190–204) 687 bzw. 204; ebenso E. FRAENKEL (n. 3) 261 mit Hinweis auf H. SILOMONS Datierung ins Jahr 27; Bemerkungen zu den Römeroden: Philologus 92, 1937, 444–454); MAUCH (n. 7) 248. K. NUMBERGER (im Lehrerkommentar, ¹1997, 420) plädiert für 31/30. Ob sich aus den ersten Versen und der pessimistischen Schlußpartie eine Datierung auf das Jahr 28 oder gar 29 ermitteln läßt, ist aber keineswegs sicher und in unserem Zusammenhang unerheblich.

¹⁴ Ganz ähnlich ist die – allerdings in der Sprache des George-Kreises gehaltene Vergil-Deutung H. OPPERMANNs angelegt: Vgl. BINDER (n. 11) 294–296. Auch seine Horaz-Interpretation ist entsprechend getönt, vgl. z.B. H. OPPERMANN: Horaz als Dichter der Gemeinschaft (Probleme der augusteischen Erneuerung: Auf dem Wege zum nationalpolitischen Gymnasium, H.6, Frankfurt 1938, 61–75) 74f.

scher *Verkündigung* zu tun; Horaz faßte einen Programmpunkt des Octavianus in Verse, die dann – und zumal in der pessimistischen Zuspitzung – bei seinem elitären Publikum Wirkung entfalten konnten. Die Priorität der wohlberechneten, spektakulären Maßnahme lag aber bei Octavian.¹⁵ Die Renovierung der Tempel im Jahr 28 bedeutete ja keinesfalls den Anfang einer Erneuerung der alten Religion: Wohl aber hat Augustus in diesem demonstrativen Akt *die alten Fassaden* und damit *die Fassade des Alten* wiederaufgebaut und sich mit dieser Meisterleistung den Rahmen geschaffen, in dem er zeigen konnte, daß sich in seiner Person die Rettung Roms und die ererbte *religio* verbanden.¹⁶

Und eben dies ist die neue, vorher nie gehörte Botschaft des Horaz für junge Römerinnen und Römer: Die sich von Generation zu Generation mehr von ihren guten Traditionen entfernende römische Gesellschaft und insbesondere die Jugend Roms hat nur eine Chance, wenn sie sich energisch auf das in den Bürgerkriegsjahrzehnten Verlorene zurückbesinnt – *ohne* die Fehler der schuldig gewordenen Väter zu wiederholen, zu denen auch der jetzige Hoffnungsträger Augustus zählt, *in Abkehr* von scheinbaren Werten, die seit Generationen nur Unheil gestiftet haben; *in Hinwendung und Umsetzung* der dem Horaz in der eigenen Jugendzeit durch den Vater vermittelten und von Horaz seit den frühen Gedichten propagierten echten Werten.¹⁷ Diese poetische Empfehlung richtet Horaz gerade nicht, wie Hans Oppermann in völliger Fehldeutung horazischer Lyrik 1935 zum 2000. Todestag des Dichters formulierte, „als Sprecher der Volksgemeinschaft“ an die Menge des Römervolkes¹⁸, sondern er sprach zu jungen Römern jener Kreise der Gesellschaft, die ohnehin die neue Herrschaft mittrugen und mitbestimmten: Deren Väter repräsentieren auch – dies sagt die letzte Strophe des Gedichtzyklus – die Generation der „Minderwertigeren“ (*nequiores*), und deren Verantwortung mahnt der Dichter zugleich an, um dem unaufhaltsam scheinenden Verfall ein Ende zu setzen.¹⁹

¹⁵ Der Vorgang ist vielleicht vergleichbar jener im Herbst 46 v. Chr. von Cicero im Senat gehaltenen Rede, in der er Caesar für die Begnadigung des M. Claudius Marcellus dankte und, wie ja viele Interpreten meinen, dem Dictator mutig ein Programm für den Wiederaufbau des Staates nach dem Bürgerkrieg diktierte: Die Rede nahm jedoch eindeutig Caesars eigene innenpolitische Pläne auf, von denen einige im Ansatz bereits realisiert, andere zumindest in Angriff genommen waren.

¹⁶ S. ausführlicher BINDER (n. 6) 26–34; dazu unlängst H.-P. STAHL: *Vergil's Aeneid: Augustan Epic and Political Context* (London 1998), Editor's Introduction p. XXVf.

¹⁷ S. hierzu VON ALBRECHT (n. 5) bes. 240f. und unten Abschnitt 1.3.

¹⁸ So OPPERMANN (n. 14) 69: „Man hat versucht, Horazens Verhältnis zu Volk und Staat als das Ergebnis einer Entwicklung zu begreifen, in der er, ähnlich wie Vergil, vom hellenistischen Dichter, das heißt vom subjektiv-individualistischen Artisten zum Sänger der Gemeinschaft des Volkes, zum *vates Romanus* heranreifte. Diese Auffassung läßt sich nicht halten. Daß Horaz sich immer als Glied der Volksgemeinschaft und als ihr Sprecher empfindet, ist eine Grundtatsache seines Dichtens, die sich ebensowenig weiter ableiten läßt wie sein Wissen um die Vergänglichkeit.“

¹⁹ Zum Publikum des Horaz vgl. auch R. F. GLEI: Ein Paradigma höfischer Kommunikation: Horaz' viertes Odenbuch als Spiegel Politik, in: *Kommunikation durch Zeichen und Wort*, hrsg. v. G. BINDER und K. EHLICH (Stätten und Formen der Kommunikation im Altertum IV: BAC 4, Trier 1995, 333–350) 335f.

1.2 'Der brauchbare, der unbrauchbare und der ganze Horaz'²⁰

Kommen wir damit zur Perspektive der Horaz-Philologie. Unlängst erschien die Neubearbeitung der unter dem Namen „Gercke-Norden“ einst berühmten „Einleitung in die Altertumswissenschaft“. Der Latinist G. B. Conte schreibt dort: „Horaz spricht in den Römeroden zur Gemeinschaft aller Bürger über große Themen von Politik und Moral.“²¹ Der eben genannte Klassische Philologe Hans Oppermann schrieb 1933 unmittelbar nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten den folgenden programmatischen Text²²:

Mir will scheinen, daß gerade Horaz den Prüfstein dafür abgeben kann, ob ein Lateinunterricht die Zeichen der Zeit versteht und seine Pflicht erfüllt. Episteln und Satiren werden zurücktreten müssen, aber sichtbar werden muß die Entwicklung, die von dem republikanischen Kämpfer von Philippi über die Verzweiflung von epod. 16 zum Bejager und Kündler des neuen Staats führt, zum *vates* des Carmen Saeculare und der Römeroden. Hier, in c. III 6, hat auch das Gefühl für die bluthafte Bedingtheit alles staatlichen Daseins seinen stärksten Ausdruck in lateinischer Sprache gefunden.

In diesen Sätzen wird deutlich, welch fatale Langzeitwirkung die nationalistisch-antidemokratische Deutung eines lyrischen Werks entfalten kann, der es auf das Ermitteln einer Autorintention letztlich gar nicht mehr ankommt.²³ Der Horaz-

²⁰ Die Überschrift ist in Anlehnung an den Aufsatz von E. G. SCHMIDT (n. 26) formuliert.

²¹ G. B. CONTE, in: F. GRAF (Hrsg.): Einleitung in die lateinische Philologie (Stuttgart-Leipzig 1997), 194. Die Studierenden, für die diese Neubearbeitung vor allem gedacht ist, werden CONTEs (von Oppermann nicht weit entferntes: s. oben) Urteil Jahrzehnte lang verinnerlichen.

²² Der erzieherische Wert des lateinischen Unterrichts, in: Humanistische Bildung im nationalsozialistischen Staat (Neue Wege zur Antike I.9, Leipzig 1933), 55.

²³ Ein Charakteristikum gerade deutscher Aufsätze zur augusteischen Dichtung und besonders zu Horaz seit Beginn des 20. Jh. ist die ständige Projektion zeitgenössischer ideologischer (Wunsch-)Vorstellungen in die römische Vergangenheit unter Verwendung der herrschenden Sprache. Überaus lesenswert dazu (mit zahlreichen Beispielen): N. HOLZBERG: Horaz und seine 'Deutsche Schule' (Lampas 27, Nr. 4, 1994, 290–304), 292–294. Sein Ausgangspunkt ist die Studie „Horaz als Dichter“ von R. REITZENSTEIN (Neue Jbb. 49, 1922, 24–41). Bei diesem besonders instruktiven Text liegt das Bemerkenswerte weniger darin, daß Reitzenstein ihn 1921 so vorgetragen hat, als vielmehr im kommentarlosen Wiederabdruck von 1963 (Aufsätze zu Horaz, Darmstadt 1963, 55–72): Bekanntlich hat H. OPPERMANN das Fachgebiet Klassische Philologie der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft nachhaltig geprägt; s. dazu auch BINDER (n.6) 1–4. Auch bei E. BURCK häufen sich Zugeständnisse an die Gegenwart, vgl. Altrömische Werte in der augusteischen Literatur (ursprünglich Vortrag auf der 1. altsprachlichen Gauerbeitstagung der Fachschaft 2 des NSLB Schleswig-Holstein), in: Probleme der augusteischen Erneuerung [s. n. 14] 28–60; dort S. 48 etwa: „Die positive, gesunde Lebensordnung, an der Horaz die entartete Gegenwart mißt, ist die altrömische“, usw. Nur betreten kann man den nationalsozialistischen Unsinn zur Kenntnis nehmen, den sich der verdiente Sallust-Herausgeber A. KURFEB „Zu den Römeroden des Horaz“ einfallen ließ (Die Alten Sprachen 5, 1940, 106–112). Leider hat auch der geschätzte C. KOCH noch 1941 seinen Tribut entrichtet: Der Zyklus der Römeroden (Neue Jbb. 4, 1941, 62–83 = ders., Religio [Nürnberg 1960] 113–141). Merkwürdig kommt Identifizierung z.B. auch zum Ausdruck, wenn J. DERBOLAV formuliert (Weltanschauliche Fragen im Dichtwerk des Horaz: Neue Jbb. 5, 1942, 20–44 und 83–103): „Als äußeres Zeichen dieser Umkehr [sc. der Römer] wollen wir die verfallenen Tempel wiederherstellen lassen“ (a.O. 89); „Darum aber wollen wir nun auch dem Grundübel unserer

Leser, der aus wilhelminischem Geist auf die Lektüre eingestimmt war, wird gewiß auch die ersten Verse des neuen Gedichtbuches ohne Verwunderung zur Kenntnis genommen haben, obwohl sie eindeutig einer individualistisch-verantwortlichen Lebensgestaltung und gerade nicht dem Mitlaufen in der lauten, diffusen Menge das Wort reden (3,1,1–4):

Odi profanum volgus et arceo.
Favete linguis: carmina non prius
audita Musarum sacerdos
virginibus puerisque canto.

Zu wider ist mir und ich halte fern die Menge, der nichts heilig ist.
Ihr aber hört andächtig: Lieder, nie zuvor vernommen, singe ich,
Priester der Musen, für junge Frauen und Männer.

Im folgenden wird daher versuchsweise von den „Oden an die Jugend“ gesprochen, was auch darin seine Rechtfertigung findet, daß der Zyklus am Anfang des 3. Odenbuches die einzige an einen Teil der Gesellschaft adressierte Gedichtgruppe ist.

1.3 Der 'neue' Horaz ist auch der 'alte'

Der Zyklus enthält, um einige ältere Überschriften zu zitieren, Gedichte über das „Glück der Genügsamkeit“, „Römerzucht“, „sittliches Heldentum“, den Musendienst, „Vaterlandsliebe“ und „Sittenverfall“: Gewiß nichts aufregend Neues – das waren doch vertraute Gedanken zu diesen Gedichten – für junge Römer der besseren Kreise ebenso wie für frühere deutsche Gymnasiasten und Studenten. Hier bewährte sich – zumal in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – das Interpretationsmodell 'Konversion des Dichters', 'Hinwendung zu Augustus'²⁴. Mit der „Wandlung“ des Epikureers Horaz „zur Staatsbejahung“ konnte man den Gegensatz zwischen „individualistischer Enge“ und „Weite und Tiefe des Gemeinschaftsbewußtseins“ im Werk des Dichters überwinden²⁵, das sich gegen einsträngige Deutungen so entschieden sperrt. Beides aber, die Wandlung des Dichters und der im Werk erkannte Gegensatz

Zeit entschieden zu Leibe gehn und der schnöden Goldgier absagen“ (90). Nahezu alle Studien, nicht nur die der Horazlektüre im Unterricht gewidmeten (wie die Pamphlete von H. SCHAEFFER und A. HAUSER: *Das humanistische Gymnasium* 47, 1936, 1–10 bzw. 204–209, heben das didaktische (d.h. hier: das indoktrinierende) Moment hervor; vgl. dazu auch BINDER (n. 6) 57f.

²⁴ Die Begrifflichkeit findet sich unverändert bei E. DOBLHOFFER: *Horaz und Augustus* (ANRW II.31.3, Berlin–New York 1981, 1922–1986) s.1943.

²⁵ Als Beispiel für dieses Deutungsmuster kann der Aufsatz von J. DERBOLAV gelten (n. 23, Zitate 87.101); vgl. auch OPPERMANN (n. 14) 70f.; OPPERMANN: *Horaz. Dichtung und Staat* (in: *Das Neue Bild der Antike II*, Leipzig 1942, 265–295) 278: „Es ist eine der größten Leistungen des Horaz, daß er nicht in dieser negativen Kritik [sc. der Epoden und Satiren] stecken blieb, ...“. So sehr in vielen Studien dieser Zeit die „gedankliche Einheit im Werke unseres Dichters“ beschworen wird, so nachhaltig wird der Weg „von der Oberfläche zum Kern seines Wesens“ betont, „der ihn vom geschichtslosen Ich zum Volk und zur Geschichte führte“ (DERBOLAV 20, s. bes. auch 40f. mit Anm. 7). „Wie er diesen Weg fand, wird wohl ewig ein Geheimnis der schöpferischen Persönlichkeit bleiben“ (OPPERMANN: *Horaz* 290, s. bes. auch 292).

oder Bruch, der so viele Generationen beschäftigte²⁶, beruht auf einer *Petitio principii*. Die „Oden an die Jugend“ sind zwar in den 'Aufbruchsjahren' des Prinzipats entstanden; die enthusiastische Nachbürgerkriegsstimmung hielt Horaz aber nicht davon ab, wie schon über ein Jahrzehnt zuvor in einzelnen Epoden, neben hoffnungsvollen Akzenten einem resignativen Pessimismus Raum zu geben, und die wesentlichen Grundsätze horazischer Lyrik sind Grundthemen bereits in den Gedichten der letzten zehn Jahre *vor dem Sieg Octavians*: natürlich in der jeweiligen gattungsbedingten Variante. Dafür einige Beispiele:

(1) Die Abgrenzung von „der Menge, der nichts heilig ist“ (3,1,1), findet sich schon in der frühen Satire 1,4, abgefaßt vielleicht 37 v. Chr., gewidmet der Rechtfertigung satirischen Dichtens unter künstlerischem und moralischem Aspekt. Horaz bekennt dort, er „scheue sich, seine Satiren vor versammeltem Volk vorzutragen“ (V. 23 *volgo recitare timentis*); denn die moralische Intention macht den Satiriker bei vielen, besonders bei angreifbaren Menschen unbeliebt. Der Satiriker will nicht anklagen, nicht bloßstellen, sondern gesellschaftliche Übelstände, menschliche Fehler und Schwächen aufs Korn nehmen; seine Bücher sollen auch nicht überall zu haben sein, damit sich etwa das Volk – d.h. eine diffuse, literarisch ungebildete Menge – daran die Schweißfinger wischen kann (V. 72 *quis manus insudet volgi*), sondern nur im Kreis gleichgesinnter Freunde vorgelesen werden.²⁷ In der dem Maccenas gewidmeten Satire 1,6 verbindet sich das *volgus*-Thema mit den beiden Hauptthemen der Ode 3,1, dem falschen politischen Ehrgeiz und der Habsucht: Beide Gedichte könnte man mit der Überschrift „Das Glück der Genügsamkeit“ versehen, beide Gedichte enden mit epikureischen Bildern des Rückzugs ins Private.

(2) Im Gedicht 3,3 überträgt Horaz ein episches Thema, die Rede der Göttin Iuno bei einer Götterversammlung eingeschlossen, in lyrische Verse und ruft dafür am Ende scherzhaft seine Muse zur Ordnung. Die künftige Weltherrschaft Roms und die einstige Aufnahme des Augustus in den Götterhimmel wird von Iuno an den Bruch mit der von Unrecht geprägten Vergangenheit Troias geknüpft – Roms zivilisatorische Mission kann sich nur auf der Grundlage von *iustitia* und in der Leistung eines *vir iustus* realisieren: Horaz warnt die Verantwortlichen Roms, und die eingangs scheinbar eindeutige Panegyrik verkehrt sich, zumal durch den Musenanruf, nahezu in eine *recusatio*, wie wir sie der Gattung entsprechend halb scherzhaft, halb ernst – bereits in Satire 2,1,10–20 finden. Das Thema der sexuellen Freizügigkeit behandelte Horaz in der moralischen Perspektive der Satire und aus der Sicht des Mannes in dem wohl frühesten Gedicht des 1. Buches (1,2); in Ode 3,6 wird die Frau zur notorischen Ehebrecherin gestempelt, um die wachsende Entartung der besseren Gesellschaft Roms vor Augen zu führen.

²⁶ Viele Hinweise finden sich bei E. G. SCHMIDT: Der politische, der unpolitische und der ganze Horaz (Klio 67, 1985, 139–157): Der Titel des Aufsatzes dokumentiert die ganze Absurdität der Fragestellung.

²⁷ Vgl. Verf., Öffentliche Autorenlesungen, in: Kommunikation durch Zeichen und Wort, hrsg. v. G. BINDER und K. EHLICH (Stätten und Formen der Kommunikation im Altertum IV: BAC 4, Trier 1995, 265–332) 269f. 273–276. Diese Abgrenzung vom *volgus* ist nicht ursprünglich horazisch, sondern beim Vorgänger Lucilius (vgl. M. PUELMA PIWONKA: Lucilius und Kallimachos [Frankfurt 1949], bes. 122ff.) und bei Kallimachos längst vorhanden.

(3) In Carmen 3,2,17–20 beschreibt Horaz eine *virtus*, die „von der Bestätigung durch äußere Anerkennung unabhängig“²⁸ ist, er erteilt jeglicher *ambitio* eine Absage, da sie generell zur Abhängigkeit von der Gunst des Volkes führt – sei es im Gewinnen von Ehrenämtern oder im Scheitern. Die Strophe ist nichts anderes als eine Palinodie der satirischen Erörterung über die *honores* am Anfang von Satire 1,6; dort gab es eine persönliche Zuspitzung (V. 17f.): *quid oportet / nos facere a volgo longe longeque remotos* – der „Sohn des Freigelassenen“ muß „in seiner eigenen Haut“ – wie schon Lucilius sagte (fr. 623 M.) – Ruhe und Genügen finden (V.20f.). Zwar fehlt in Carmen 3,2 der autobiographische Akzent; das bedeutet jedoch keine Wendung des Gedankens ins Nationale oder gar Augusteische, und beide Stellen leben aus der Fiktion, das Volk beeinflusse noch immer entscheidend den Zugang zu den *honores*, nicht die Triumvirn von einst und der Princeps von heute. Öffentliche Anerkennung von Leistung ist für Horaz kein Wert an sich, sondern ein *Adiaphoron*.²⁹ Der *vir* bahnt sich seinen Weg zum Himmel abseits der Menge (3,2,21–24) – und hier klingen Töne der poetischen Programmatik des Horaz (und des Kallimachos) an, wie er sie – wiederum persönlich gewendet – in der satirischen Auseinandersetzung mit Lucilius ein Jahrzehnt früher angeschlagen hatte.³⁰

Unschwer läßt sich zeigen, daß praktisch alle Themen der Oden 3,1–6 bereits Themen der früheren Werke waren, wenn auch nun abweichend von der Form, die den Gattungen Iambendichtung oder Satire entsprochen hatte: Eine ‘Konversion’ des Dichters anzunehmen ist abwegig, nicht weil der Horaz der dreißiger Jahre auch schon die nationale Klaviatur bevorzugt hätte, sondern weil sich ja auch aus biographische Nachrichten zeigen läßt, daß Horaz seinen Überzeugungen, jener unaufdringlichen Mischung aus bürgerlich-römischen Moralvorstellungen und philosophischer, zumal epikureischer Ethik, ohne Zugeständnisse treu blieb.³¹

²⁸ H. P. SYNDIKUS: Die Lyrik des Horaz, Bd. II (Impulse der Forschung Bd. 7, Darmstadt 1973) 30.

²⁹ Anders R. HEINZE in seinem Kommentar z.St.: „H. meint nicht, daß der wahre *vir* sich von der Bewerbung um die *honores* fernhalten sollte – eine solche Zumutung konnte er in den Anfängen des augusteischen Regiments keinesfalls stellen – sondern versichert, daß der wahre Manneswert von der launischen *aura popularis* unabhängig sei.“

³⁰ Da meldet sich also OPPERMANNS (n. 14) „subjektiv-individualistischer Artist“ in einer angeblich nunmehr der „Gemeinschaft“ verpflichteten Lyrik zu Wort (s. oben n. 18). Weitere Verbindungen zwischen Satiren und *carm.* 3,2 s. unten S. 65 mit Anm. 44.

³¹ Vielleicht hat es E. LEFÈVRE (Horaz, München 1993) 163 so gemeint, wenn er schrieb, „daß die Oden-Dichtung im Grund nicht politischer Natur war. Wenn er [sc. Horaz] aber zu politischen Fragen Stellung bezog, dann trat er – jedenfalls in den Römer-Oden – als Kritiker, nicht als Panegyriker auf“. Daß seine Interpretation mißverstanden werden kann, zeigt W. PÖTSCHERS Besprechung in GB 20, 1994, 273f. Schon V. PÖSCHL (n. 5) 5f. hat die Annahme eines „Wandel(s) in den Anschauungen des Dichters“ entschieden verneint.

2. Das umstrittene Zitat: *Dulce et decorum est pro patria mori*

2.1 „Hinein in die Schule der Waffenübung und des Wehrdienstes, ...“³²

Wie soll man nach alledem mit jenem Gedicht fertigwerden, das den vielfach inkriminierten Vers vom „süßen Tod fürs Vaterland“ enthält: Carmen 3,2?³³ Von den Elegien des Kallinos und des Tyrtaios in der Mitte des 7. Jahrhunderts bis zu Horaz reicht die antike Tradition dieser Maxime, und was danach kommt, ist mehr oder weniger Horazrezeption und -interpretation, zumindest in Deutschland überwiegend aus dem verengten patriotischen oder nationalistischen Blickwinkel des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.³⁴ Auch jüngere Deutungen stehen noch im Bann dieser Tradition. Dabei wurde nicht selten der zur Sentenz gestanzte Vers *dulce et decorum est pro patria mori* (3,2,13) von seinem Kontext isoliert. Nur ein Beispiel hierfür: Der schon mehrfach zitierte Hans Oppermann hat 1935 zum 2000. Geburtstag des Horaz in dem vom Dichter angeblich beschworenen „Tod für die Gemeinschaft“ die Überwindung der von Horaz tief empfundenen „Vergänglichkeit“ diagnostiziert³⁵. Derselbe lieferte – nach dem Dritten Reich, nach Krieg und Niederlage – 1961 in einem viel benutzten Lehrerkommentar die folgende Interpretation³⁶:

Dieser Vers ist das bekannteste Wort aus H.' Dichtungen. Es dokumentiert Stil, Form, Haltung und entsprechende Knappheit der Prägung, echt römisch, in einem. Seit es bei den Völkern ein Nationalgefühl gibt, besteht die Anschauung, die der römische Dichter hier lapidar in einem Vers bekundet wie Jahrhunderte vor ihm in einem Distichon der griechische Lyriker Tyrtaios oder das deutsche Volkslied 'Kein schön'rer Tod ...' Jahrhunderte nach ihm. Auf Grund unserer Erlebnisse ist diese Einstellung heute umstritten. Die Horazlektüre wird daran nicht vorübergehen, aber auch nicht in einer – vermutlich unfruchtbaren – Diskussion ihr Ziel sehen, sondern darin, das Verständnis für das stolze Bekenntnis

³² DERBOLAV (n. 23) 91 zum Anfang von carm. 3,2.

³³ Die sog. Regulus-Ode 3,5, die sich gegen eine geschlossene Deutung zu sperren scheint und daher oft geradezu ausgespart wird, in der Regel aber als poetischer Appell „Sieg' oder stirb!“ verstanden wird, soll demnächst an anderer Stelle behandelt werden. Auch VON ALBRECHTS Deutung (n. 5) verkennt m.E. die Intention dieses Gedichtes. D. LOHMANN (n. 43) 75 folgert aus seiner Analyse der Oden 3,1–4: „Die Struktur der Oden und der Nachweis des dichterischen Planes machen es wahrscheinlich, daß die von Horaz beabsichtigten 'Variationen über ein Thema' [nämlich „Wahl und Verwerfung“: G.B.] bei der 4. Ode enden. Das heißt nicht, daß die Thematik der folgenden Gedichte keine Zusammenhänge mit dem *carmen longissimum* [3,1–4] aufweist. ... Aber die so strikt eingehaltene thematische Konzeption umgreift nur c. 1–4.“ Die Oden 3,5 und 3,6 (s. dazu schon oben S. 54–59) fügen sich durchaus in den von LOHMANN diagnostizierten Plan der vier ersten Gedichte (vgl. auch LOHMANNs Hinweis 73 Anm. 15).

³⁴ Vgl. die vorzügliche Dokumentation von C. W. MÜLLER: Der schöne Tod des Polisbürgers oder 'Ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben' (Gymnasium 96, 1989, 317–340).

³⁵ OPPERMANN (n. 14) 72 (dazu oben n. 18). Daß man damals auch unideologisch über das Gedicht schreiben konnte, zeigt der zu Unrecht vergessene Aufsatz von H. SILOMON (n. 13), bes. 447–449.

³⁶ E. RÖVER–H. OPPERMANN: Lehrerkommentar zu Horaz (Stuttgart o.J. [wohl 1961]) z.St.

des römischen Dichters zu wecken, der gegenüber dem drohenden Verfall seines Volkes die Haltung der *maiores* von der Jugend verlangt, in unmittelbarer Verbindung hiermit jeden Gedanken, es dürfe oder könne sich einer dem Tode entziehen, von vornherein verwirft. Ein Volk, das nicht mehr den Willen zu haben droht, für sein Land und Leben das letzte Opfer zu bringen, ist in Gefahr, *proprius grex* eines Despoten zu werden.³⁷

Bis heute fällt es den Interpreten schwer zu ermitteln, welche Bedeutung diesem Lied in einer Gedichtreihe zukommt, die Horaz mit dem hohen Anspruch eröffnet, nunmehr *carmina non prius audita virginibus puerisque* zu singen: Vom ruhmreichen Heldentod hatte die Menschheit schon viele Jahrhunderte gehört. Der Eindruck ist nicht von der Hand zu weisen, daß die so lange verinnerlichte Vorstellung von der Kampfparänese des Dichters ein Denken in andere Richtungen gar nicht mehr zuließ. Die vor wenigen Jahren vorgelegte Deutung des Gedichts von D. Lohmann versuchte, in jenem Vers 13 keine „Kampfparänese“, sondern den „pubertären Traum eines Jungen“, also eines jungen Römers, zu sehen. Nicht diese Zuspitzung verblüffte zunächst, sondern die Art des Zugangs zu dem Gedicht über eine Neuübersetzung und eine in dieser Form erstmalig geleistete Detailanalyse, die vor allem die enge Verknüpfung mit der epikureischen Gedankenwelt der vorhergehenden Ode und der Lyrik des Horaz generell betonte.³⁸ Der unlängst gegen Lohmanns Interpretation verfaßte Aufsatz von K.-W. Welwei und M. Meier nimmt letzteren Aspekt zwar auf, kommt aber zu dem schon früher vertretenen Ergebnis, daß Tradition des Topos, Epikur-Rezeption und formale Gestaltung der Ode nur die Deutung auf eine „Kampfparänese“ zuliessen.³⁹

Lohmanns Interpretation berücksichtigt alle sprachlichen, poetischen, philosophischen Implikationen. Sie dürfte aber besonders in der Reduzierung der poetischen Aussage auf süße Jugendträume von Kampfspielen und Ruhmverlangen gepaart mit pubertären Todessehnsüchten und sexuellen Wünschen zu kurz greifen. Trotzdem bleibt es sein Verdienst, erstmalig und energisch gezeigt zu haben, daß die Ode jahrhundertlang einseitig gedeutet und ihr Dichter verkannt wurde. Nach Lohmanns

³⁷ HANS OPPERMAN hatte als Universitätsprofessor zweieinhalb Jahrzehnte früher Karriere unter einem Despoten gemacht und konnte nach 1945 nahtlos in die Position eines Oberstudiendirektors überwechseln. Ein Beispiel von vielen für sein nationalsozialistisches Denken und Interpretieren ist der Bericht: „Zur Lage der griechisch-römischen Altertumswissenschaft“ (Deutschlands Erneuerung 26, 1942, 574–579; vgl. auch oben S. 56 mit Anm. 18 und 22). – Das „deutsche Volkslied“ hier zur Erinnerung: *Kein schön'rer Tod ist in der Welt, / als wer vorm Feind erschlagen / auf grüner Heid, im freien Feld, / darf nicht hör'n groß Wehklagen.*

³⁸ »Dulce et decorum est pro patria mori« . Zu Horaz c. III 2 (in: Schola Anatolica. Freundesgabe für H. STEINTHAL. Tübingen 1989, 5–26). Zahlreiche wertvolle Beobachtungen aus diesem materialreichen Aufsatz können hier leider nicht wieder aufgegriffen zu werden. Absolut überzeugend ist seine Erkenntnis des „distanzierenden Charakters“ der Konjunktive *condiscat, vexet, agat* (3,2,3–5; ablehnend LEFÈVRE. n. 31, 159) in Verbindung mit *permutem* (3,1,47) und die richtige, am Satzduktus orientierte Gewichtung von *angustam pauperiem* und *puer* (3,2,1f.), woraus sich eine Neuinterpretation zwingend ergibt.

³⁹ Der Topos des ruhmvollen Todes in der zweiten Römerode des Horaz (Klio 79, 1997, 107–116). Die im folgenden versuchte Deutung ist stärker literarisch orientiert.

Versuch, Verkrustungen im Umgang mit dem Gedicht und dem berühmten Vers aufzubrechen, stellt die Entgegnung von Welwei und Meier in meinen Augen einen Rückschritt dar.⁴⁰ Nachdem außer D. Lohmann etwa M. von Albrecht, H. Mauch und N. Holzberg mit Erfolg damit begonnen haben, interpretatorische Verhärtungen zu lockern⁴¹, möchte ich versuchen, einen Schritt weiter zu gehen: Die folgende Deutung ist wesentlich durch die Struktur von *carm.* 3,2 sowie durch den Umstand bestimmt, daß Horaz in den Versen 13 (*dulce et decorum est ...*), 14 (*mors et fugacem ...*) und 25 (*est et fideli ...*) die altgriechischen Dichter Tyrtaios und Simonides zitiert.

2.2 Die erste Gedichthälfte

Die im folgenden vorgeschlagene Übertragung von *carm.* 3,2 versucht, die Menge des Subjektiven zu begrenzen, enthält jedoch drei explizierende Zusätze. Zunächst die erste Gedichthälfte:

Angustam amice pauperiem pati	
robustus acri militia puer	
condiscat et Parthos ferocis	
vexet eques metuendus hasta	4
vitamque sub divo et trepidis agat	
in rebus. illum ex moenibus hosticis	
matrona bellantis tyranni	
prospiciens et adulta virgo	8
suspiret, eheu, ne rudis agminum	
sponsus lacessat regius asperum	
tactu leonem, quem cruenta	
per medias rapit ira caedes.	12
‘dulce et decorum est pro patria mori’:	
‘mors et fugacem persequitur virum’	
nec parcat inbellis iuventae	
poplitibus timidoque tergo.	16

Beengende Entbehrung ergeben zu ertragen, mag ein Jugendlicher erlernen, abgehärtet in scharfem Militärdienst, mag auch die wilden Parther heimsuchen als furchterregender Lanzenreiter,

auch seine Tage dahinbringen unter freiem Himmel und in geschäftiger Hast. Auf ihn mögen hoch von den Mauern des Feindes

⁴⁰ In der Textsammlung „PALLIDA MORS. Leben und Tod, Seele und Jenseits in römischen und verwandten Texten“ (in: *Tod und Jenseits im Altertum*, hrsg. v. G. B und B. EFFE [BAC 6, Trier 1991] 203–247) 212–217 habe ich LOHMANNs Gedanken vor einigen Jahren anerkennend referiert.

⁴¹ Vgl. schon oben S. 54 mit Anm. 7 und 8 sowie VON ALBRECHT (n. 5).

die Gattin des kriegführenden Herrschers blicken und die herangewachsene Prinzessin

und dabei seufzen, ach, daß doch der im Kampf noch ungeübte Königssohn, der Bräutigam, nicht reize den auf jede Annäherung grimmig antwortenden Löwen, den blutgierige Wut mitten durch das Morden stürmen läßt.

‘Glück und Ehre bedeutet es, fürs Vaterland zu sterben’ (sagt ein Dichter), ‘der Tod ereilt freilich auch den Mann auf der Flucht’ (sagt ein anderer) und macht nicht halt vor den Kniekehlen junger Männer, die den Krieg nicht mögen, und dem Rücken der Ängstlichen.

Vielleicht sollte man V.13 eher mit leichter ironischer Beimengung so übersetzen: „Verlockend ist es und schmückt ungemein, fürs Vaterland zu sterben“, sagt der Dichter.“⁴²

Gleitende Übergänge und vielerlei innere Bezüge zwischen den zusammengehörigen sechs Einzelgedichten am Anfang des 3. Odenbuches sind oft festgestellt worden.⁴³ Am Ende des Gedichts 3,1 finden wir den bereits in den Satiren wiederholt formulierten Bescheidenheitstopos, ein epikureisches Bekenntnis zum Verzicht auf Reichtum, der seinen Besitzer in Abhängigkeit bringt (3,1, 46f.):

cur valle permutem Sabina
divitias operosiores?

Warum sollte ich gegen mein Sabinertal eintauschen
einen Reichtum, der nur größere Mühe bringt?

Solcher Verzicht ist nicht identisch mit dem willigen Ertragen einer beengenden Armut, einer Entbehrung, die ihrerseits unfrei macht: Aber darin mögen sich jun-

⁴² Die eingehende Wortuntersuchung von H. HOMMEL *DULCE ET DECORUM ...* (RhM 111, 1968, 219–252) verlagert im Grunde nur die Perspektive (245): „fürs Vaterland zu sterben(,) schafft Beliebtheit und Ehre; (wem das Lebenbleiben höher steht als dies, der möge bedenken:) auch den Fliehenden holt der Tod ein (aber eben dann ohne Beliebtheit und Nachruhm beim Volk)!“ In die richtige Richtung zielt HOMMEL a.O. 249ff., vgl. VON ALBRECHT (n. 5) 231 mit Anm. 12). Den besten Hinweis zum Verständnis gibt erneut D. LOHMANN (n. 38, 17) mit dem Zitat Pindar fr. 110/109 Snell: „Süß ist der Krieg denen, die ihn nicht erfahren müssen; doch wer ihn erfährt, den schaudert’s, wenn er auf ihn zukommt, im Herzen über die Maßen“ (vgl. das Resümee von B. Brechts Schulaufsatz: s. unten n. 73). Es verwundert nicht daß Horaz in einem Gedicht, das stark von Anspielungen und Zitaten geprägt ist, zwei „Vorbilder“ kontaminiert, um eine besondere (nie gehörte) Pointe zu erzielen. Eine Tyrtaios–Homer-Kontamination erwägt H. MUNDING vor dem Hintergrund der Bilder der drei Eingangsstrophen: Zu Horaz, carmen III 2 (Anregung 38, 1992, 24f.) 25 Anm. 2: Das Element *dulce* ist nach Munding aus Ilias 2,453f. bzw. 11, 13f. genommen, „allen sofort schien süßer der Kampf, als wiederzukehren / in den gebuchteten Schiffen zum teuren Lande der Väter“; MUNDINGS Interpretation der ersten Gedichthälfte ist daher trotz Anknüpfung an LOHMANN (n. 38) eher affirmativ.

⁴³ LOHMANN (n. 38) 12f. gewinnt hieraus seinen in vieler Hinsicht überzeugenden Interpretationsansatz; vgl. die Fortführung seiner Überlegungen und ihre Ausdehnung auf c. 3,1–4: Horaz carmen III 2 und der Zyklus der „Römer oden“ (AU 34, H.3, 1991, 62–75) 64f. R. HEINZES Forderung (n. 13) 675f. bzw. 190f., jedes Gedicht müsse für sich untersucht und erklärt werden, bleibt daneben bestehen: Die eine Interpretationsweise muß durch die andere jeweils ergänzt und bestätigt werden.

ge Römer im Lager ebenso üben wie im Angriff auf Feinde; auch gegen das Ertragen von Strapazen und ein Leben in Aufregung und Hast ist bei einem jungen Menschen nichts einzuwenden, der erst Lebenserfahrung sammeln muß. Freilich kann all dies nicht den erstrebenswerten Lebensinhalt des gereiften Menschen ausmachen.⁴⁴

Dies gilt auch für den zweifelhaften Ruhm des jungen Römers, gegen den ein im Kampf unerfahrener Gegner keine Chance hat: Der leicht errungene Sieg mag sein jugendliches Bedürfnis nach Anerkennung befriedigen, doch wird ihm kein Wert von Dauer zuteil. Dem Gesetz des Todes sind alle unterworfen, allerdings schlägt der Tod in unterschiedlichen Situationen zu: Als heldenhafter Kämpfer fürs Vaterland zu sterben, ist eine Möglichkeit von vielen; andere sterben – um im Bild zu bleiben – auf der Flucht, als unsoldatische Angsthasen, zu denen sich Horaz bekanntlich selbst zählte, wie *carm.* 2,7,9ff. an den Jugendfreund Pompeius Varus zeigt, auch wenn dieser Text starke fiktionale Züge trägt: *tecum Philippos et celerem fugam / sensi relictā non bene parmula, / cum fracta virtus ...: sed me per hostis Mercurius celer / denso paventem sustulit aere ...*⁴⁵

Horaz-Interpreten haben in der Vergangenheit nur die Perspektive des jungen Römers eingenommen, ihn (und nur ihn) als Adressaten der „Paränese“ zum „süßen und ehrenvollen Tod für das Vaterland“ erkannt, ihm (und nur ihm) diesen scheinbar erstrebenswerten Heldentod gegönnt. Horaz erzählt aber die Geschichte etwas anders: Den Tod – ob süß, ob bitter – erleidet der von einem blutrünstigen jungen Römer gejagte Prinz, und seinem Sterben schauen entsetzt die Mutter und die Braut von der Zinne des Palastes zu. Wie sollen junge Römer, die Adressaten des Horaz, aus diesem Bild die Logik einer an sie selbst gerichteten Kampfparänese ableiten?

Das epische Bild einer Teichoskopie entrückt zweifellos die Zweikampfdarstellung römisch-militärischer Realität; es wäre jedoch falsch, das mit H. P. Syndikus im Sinne der traditionellen Deutungen durch die Annahme zu „reparieren“, die homerisierende Darstellung solle „die Gestalt des jungen Kriegers bewußt verklären und ins Heroische steigern“, er werde „durch die epischen Vorstellungen mit dem Glanz eines Heldentums umkleidet, der der nüchternen zeitgenössischen Art der Kriegführung fremd geworden war“.⁴⁶ Wahrscheinlicher ist H. Mauchs Vermutung, daß Horaz sich durch das „Verfahren der hybriden Darstellung“ „von der *ars milita-*

⁴⁴ Zu dem der Ode zweifellos zugrundeliegenden Thema der Lebenswahl des Weisen s. LOHMANN (n. 38) 14.18, (n. 43) 65.67–75. Sein persönliches Bekenntnis zu einem Leben in Ruhe, bescheiden und ohne falschen Ehrgeiz hat Horaz bereits in Satire 1,6 (wohl Winter 37/36) abgelegt (bes. V.89–131). Vgl. *sat.* 2,6,59ff. (Herbst 31), die Fabel von der Stadt- und Landmaus eingeschlossen: *'haud mihi vita / est opus hac' ait (Sc. rusticus mus) et 'valeas: me silva cavosque tutus ab insidiis tenui solabitur ervo'* (115–117). Fünf bis sechs Jahre nach *carm.* 3,1–6 ist die Haltung des Dichters unverändert, vgl. *epist.* 1,7,29–36 (aus dem Jahr 22).

⁴⁵ *Carm.* 2,7 ist ins Jahr 29 zu datieren: Soll man annehmen, daß der Dichter zwei Jahre später mit *carm.* 3,2 jungen Römern Theodor Körners „sel'gen Soldatentod“ preist und wieder zwei Jahre später in *carm.* 1,29 Iccius wegen seiner Kriegslust verspottet? Dazu s. unten S. 67 mit Anm. 51–54.

⁴⁶ SYNDIKUS (n. 28) 26f.; er zieht aus diesen Beobachtungen a.O. 27 völlig unhaltbare Schlüsse: Horaz begrüße hier einen Angriffskrieg auf das Partherreich und erwarte, daß die Römer in diesem Kampf ihre alte, rechte Art zurückgewinnen; aber so widersprüchlich sei Horaz ja oft. Vgl. auch unten Anm. 56f. (zu E. G. SCHMIDT).

ris eher absetzt als sie zu preisen“.⁴⁷ Diese Vermutung läßt sich von außen ebenso wie aus den Oden selbst stützen.

(1) H.P. Syndikus verweist für das epische Bild wie schon Kießling und Heinze auf entsprechende Bilder der Ilias⁴⁸. Mit kampfwütigen Löwen verglichen werden dort Diomedes und Achilleus. Homer bietet aber auch ein atmosphärisch komplexeres Gleichnis, das Horaz vorgeschwebt haben könnte, Il. 11,107ff., wo Agamemnon die ihm zweifellos nicht ebenbürtigen Priamossöhne Isos und Antiphos tötet und im Gleichnis als Löwe erscheint (11, 113–121⁴⁹):

Und wie ein Löwe die kleinen Kinder einer schnellen Hirschkuh
Leicht zermalmt, sie packend mit starken Zähnen,
In ihr Lager gekommen, und ihnen das zarte Herz raubt –
Sie aber, wenn sie auch ganz nah ist, kann ihnen nicht helfen,
Denn ein Zittern, ein schreckliches, überkommt sie selber,
Und schnell eilt sie durch dichtes Gebüsch und Gehölz,
Hastend, in Schweiß, vor dem Andrang des starken Tieres:
So konnte denen keiner der Troer vor dem Verderben
Helfen, nein, selbst auch flüchteten sie vor den Argeiern.

Die epische Erzählung in Verbindung mit dem Gleichnis zeigt, daß schon im homerischen Gedicht neben den unzweifelhaften Preis des überlegenen Kriegers das Mitgefühl mit den nicht ebenbürtigen Unterlegenen und den Trojanern tritt, die tatenlos dem Morden zusehen müssen; besonders stark zeichnet das Gleichnis die Hilflosigkeit und Angst des Muttertieres.

Eine „Verklärung“ des heldischen Mordens durch Horaz mit Hilfe homerischer Bilder ist aber höchst unwahrscheinlich. Denn zur Zeit der Abfassung von Ode 3,2 ist im Empfinden der Römer längst eine tiefreichende Entidealisierung des Kriegshandwerks zu verzeichnen, die sich auch in der Literatur niederschlägt. Es genügte, an die Elegiker zu erinnern; viel beweiskräftiger läßt sich aber mit dem gleichzeitig entstehenden Epos Vergils argumentieren: Man denke etwa an die einführende Zeichnung der grausam entstellten Leiber der Kämpfer und Brüder Hector und Deiphobus, an die Episode von Nisus und Euryalus, an den alten Euander, der seinen Sohn Pallas voller Hoffnung Aeneas anvertraut, um ihn in tiefer Trauer als Toten wieder in Empfang zu nehmen und an die, letztlich aus der Tötung des jungen Pallas sich herleitende, heiß diskutierte Schlußszene der Aeneis, in der Aeneas die Rache an Turnus vollzieht – *vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras*.⁵⁰

(2) Horaz selbst gibt in der zeitlich von 3,2 nicht weit entfernten *Iccius*-Ode 1,29 durch die Wiederholung des Motivs vom Kampf gegen den Feind im Osten mit

⁴⁷ MAUCH (n. 7) 265.

⁴⁸ 19,283.291f. Briseis erblickt den zerfleischten Patroklos vor der Stadt; 22,462–465 Andromache sieht, wie Hector vor der Stadt geschleift wird; 5, 135–143 und 20,164–175 Löwen-Gleichnisse. Homer-Parodie, wie LOHMANN (n. 38) 15 meint, scheint mir nicht vorzuliegen.

⁴⁹ In der Übertragung von W. SCHADEWALDT.

⁵⁰ Aen. 2,270–279 Hector; 6,494–499 Deiphobus; 9,176–502 Nisus und Euryalus; 10,474–536 und 11,1ff. Euander und Pallas; 12,887–952 Turnus: alles Texte, die nicht ohne Grund in den Two-Voces-Interpretationen eine gewichtige Rolle spielen.

der Aussicht auf zweifelhaften Gewinn den entscheidenden Hinweis darauf, wie er die frühere Kampfszene verstanden wissen will. Der Hobby-Philosoph Iccius will, zumindest stellt es Horaz mit fast satirischer Ironie so dar, seine mühsam zusammengekaufte Stoiker-Bibliothek samt der sokratischen Schule gegen spanische Waffen eintauschen, um sich gut gerüstet an einem gefahrenreichen Feldzug gegen Araber und Meder zu beteiligen, wovon er sich materiellen Gewinn verspricht. Die Wider-natürlichkeit der Kehrtwendung in der Lebensplanung des Iccius wird durch bekannte Fluß-Adynata unterstrichen: Wenn Iccius ..., dann fließen auch Flüsse von unten nach oben, dann kehrt der Tiber zur Quelle zurück. Horaz gibt sich enttäuscht, hatte Iccius doch Besseres versprochen (V.16 *pollicitus meliora*).

Die wesentlichen Einzelmotive finden sich in beiden Gedichten wieder: der Zug gen Osten⁵¹, materieller Reichtum, die Braut des Gegners als Beute⁵² nach dem Tod des Bräutigams. Die Parallele findet in den Kommentaren kaum Erwähnung.⁵³ Entscheidend ist, daß der Dichter in diesem Kontext und nur dort von *acris militia* spricht, und dies jeweils an gleicher Stelle im zweiten Vers der I. Strophe.⁵⁴ Wenn wir nicht erneut den Lyriker Horaz in einen 'für das Ganze des Staates Verantwortung fühlenden' und einen 'ironisch schwadronierenden Epikureer' zerlegen möchten, müssen wir die Motiv- und Begriffsparallele ernstnehmen: nicht im Sinne einer kaum zwei Jahre später erfolgenden Revision früherer Kampfparänese – „Was kümmert mich mein Geschwätz von gestern?“ –, sondern als Ausdruck einer unverändert vertretenen Maxime, daß militärische *virtus* keinen Wert an sich bedeutet. Carmen 1,29 zeigt, daß *militia*, die durchaus gerade für junge Menschen erzieherischen Nutzen abwerfen mag (etwa mit Armut und Entbehrung richtig umzugehen), höchst fragwürdig ist, wenn sie aus verwerflichen Motiven betrieben wird (etwa in der Hoffnung auf persönliche Bereicherung) und sogar zur radikalen Abkehr von einer ursprünglich philosophisch geprägten Lebensplanung führt: *acris militia* als Rückfall.⁵⁵

⁵¹ Den historischen Hintergrund zu dem Gedicht bildet die Arabien-Expedition des Aelius Gallus 26/25 v.Chr.; schon der Meder (V.4), noch mehr die Pfeile der Serer (V.9) sind ironische Übertreibung, hinter der ebenso wenig historische Realitäten zu suchen sind wie hinter 3,2,3f. (vgl. etwa K. NUMBERGER: Lehrerkommentar zu 1,29,2–5; SYNDIKUS, n. 28, 26); Horaz ist weder Historiker noch Ideen-geber für Augustus; er bedient sich – wie Properz oder Ovid – gewisser Chiffren dieser Zeit, ohne damit zugleich für einen Partherfeldzug zu agitieren; vgl. auch Anm. 57 (zu E. G. SCHMIDT).

⁵² LOHMANN (n. 38) 15f. hat, soweit ich sehe, als einziger die enge Beziehung von 3,2 zu 1,29 für die Deutung konsequent genutzt (s. auch Anm. 53 und 54); vgl. WELWEI-MEIER (n. 39) 115. Fixiert auf den „pubertären Traum“ des jungen Römers sieht er jedoch auch in 1,29 im Bild des erbeuteten Barbarenmädchens die „Hoffnung auf die Erfüllung sexueller Wunschträume“ (a.O. 16) ausgedrückt, wozu der Text keinen Anlaß bietet (V.5f.): 'Welche junge Barbarin wird dir als Sklavin dienen, nachdem du ihren Bräutigam getötet?' (*quae tibi virginum / sponso necato barbara serviet*). Lohmann suggeriert schon in der Paraphrase sein Textverständnis: „Welche fremdländische Jungfrau, ..., wird dir dann zu Diensten sein?“ (a.O. 15).

⁵³ KIEBLING-HEINZE zu 1,29,5: „... ernsthaft verwendet kehrt das Motiv III 2,7 wieder“ (dort kein Hinweis). SYNDIKUS (n. 28) 270 ergänzt die „recht weltfremden Vorstellung vom Zweikampf mit dem Verlobten seiner zukünftigen Sklavin“ um den Hinweis (Anm. 12): „Anders zu beurteilen ist das Homerisieren in III 2,6ff.“ [kursiv: G. B.]

⁵⁴ Die Parallele des Ausdrucks erwähnen NISBET-HUBBARD zu 1,29,2.

⁵⁵ Zur Verbindung von carm. 1,29 mit 3,2 hat HARTWIG HECKEL (Bochum) wichtige Beobachtungen beige-steuert.

Was bedeutet dies für den jungen Römer des Carmen 3,2? Sein Ehrgeiz im Kampf, sein „Löwenmut“, ist, wie es scheint, jugendgemäß, in den Augen des Horaz aber kein Wert an sich, sondern ein *Adiaphoron*, und Gleiches gilt für seine im Kriegsdienst erworbene Fähigkeit, Entbehrungen und Strapazen freudig zu ertragen.⁵⁶ Allerdings: Seine kriegerischen Fähigkeiten, die ihm Ruhm und Beute verheißten, verbinden sich mit einem unkontrollierten Affekt, der gleichnishaft betonten, blutgierigen Kampfwut, deren Ergebnis ein wahlloses Morden ist, weit entfernt von besonnener männlicher Bewährung. Das Wüten des Kriegers – jedes Kriegers – zerstört das hohe menschliche Gut des Glücks; der Tod beendet das Glück der Lebenden und besonders der Liebenden.

Die Vorstellung, Horaz formuliere in dem episch überzeichnenden Bild ein dem römischen Wesen entsprechendes und gerade in seiner Zeit wieder zu beherzigendes Ideal militärischer *virtus*, ist absurd. Dies darf umso mehr behauptet werden, als im mutmaßlichen Abfassungsjahr der Ode – 27 v.Chr. – die letzte Bürgerkriegsschlacht längst geschlagen, ein Partherkrieg politisch unerwünscht⁵⁷ war und keinerlei Gefahr von außen drohte. Das Ianustor war zwei Jahre zuvor in einem symbolträchtigen Akt geschlossen worden, der neu ernannte Princeps Augustus arbeitete mit Nachdruck daran, das obsolete Image des Bürgerkriegers mit dem des Friedensherrschers zu vertauschen. Gewiß hat Horaz das so oft beschworene Aufatmen der Römer und diese Intention des Princeps nicht mit einem „Auf zu neuen Kämpfen!“ und gar „Auf zu neuem Heldentod!“ unterlaufen.

Horaz setzt aber noch tiefer an. Angesichts des unausweichlichen Todes in einem ungleichen, mit epischen Mitteln geschilderten Kampf zitiert er den Dichter Tyrtaios mit der alten *Maxime* vom Glück und von der Ehre eines Todes fürs Vaterland. Seit Tyrtaios sind mehr als sechs Jahrhunderte vergangen; es ist kein nationaler Kampf ums Überleben gegen messenische Heloten zu führen; auch lebt man im Rom des Princeps Augustus, nicht in Sparta. Dies aber ist, zumal nach der egoistischen Selbstzerfleischung der Bürgerkriege, eine wichtige Botschaft des Musenpriesters an junge Römer: Laßt Euch nicht für falsche Ziele in den Tod jagen! Auch die *Maxime* eines Tyrtaios ist obsolet geworden. Keine Art des Todes ist erstrebenswert, zumal für einen jungen Menschen; selbst der Tod fürs Vaterland – sei es in einem Angriffskrieg gegen die Parther, wie ihn Horaz angeblich forderte, oder in einem neuen Bür-

⁵⁶ SCHMIDT (n. 26) 153 meint in diesem Zusammenhang (und wohl auch dem der Verse 17ff.) und im Vergleich mit *carm.* 3,24: „Die *virtus* eines – nach Horazischer Auffassung – zur Weltherrschaft berufenen Volkes, von der *carm.* III 2 spricht, ist grundsätzlich verschieden von der ἀρετή eines 'Naturvolkes' in *carm.* III 24. Die römische *virtus* setzt die naturhafte ἀρετή voraus, reproduziert sie jedoch auf höherer Stufe.“ Von römischer Weltherrschaft finde ich in *carm.* 3,2 ebenso wenig wie von einer derartigen *virtus*-Vorstellung des Dichters.

⁵⁷ Nach SCHMIDT (n. 26) 150 mahnte schon *carm.* 1,2 „zum Rachefeldzug gegen die Parther“; beide einschlägigen Stellen (V. 22.51f.) müssen aber keineswegs in diesem Sinn verstanden werden (Horaz schreibt in erster Linie ein Gedicht *gegen den Bürgerkrieg*; wie SCHMIDT z.B. auch WELWEL-MEIER, n. 39, 110 mit Anm. 17), und dies gilt auch für *carm.* 3,3,42–44 (in 3,3,11ff., s. SCHMIDT 151, steht nichts vom Kampf gegen die Meder) und 3,5,1–12. In Verkennung der Rolle des Autors spricht SCHMIDT 150f. im Zusammenhang dieser Stellen und der Äußerungen in Buch 4 der *Carmina* vom „Gehorsam, mit dem unser Dichter später, ..., auf die neue Linie einschwenkt. ... Im einen wie im anderen Fall macht er sich, was immer er persönlich gewünscht und empfunden haben mag, zum Sprachrohr offizieller Zielvorstellungen“.

gerkrieg, der den Machtinteressen Einzelner dient – ist nicht wesentlich verschieden von dem für alle Menschen gleichen Verhängnis.

Schließlich: Beide Dichterzitate der 4. Strophe – Tyrtaios und Simonides⁵⁸ – sind aus der Sicht des Horaz gleichwertig. Das Nebeneinander ist nicht in dem Sinn zu verstehen, daß der junge Römer den Tod fürs Vaterland (der rühmlich ist) wählen solle, weil auch die Flucht aus der Schlacht⁵⁹ (die unrühmlich ist) in den Tod führt. Horaz umschreibt vielmehr lediglich in poetischen Zitaten ein von ihm unmittelbar zuvor in *carm.* 3,1,14–16 und in mehreren anderen Gedichten, z.B. Ode 1,4,13f., formuliertes Gesetz⁶⁰.

Pallida Mors aequo pulsatur pede pauperum tabernas
regumque turris.

Der bleiche Tod pocht mit seinem Fuß gleicherweise an die
Bretterhütten der Armen / und an die Festungen der Könige.

Das *dulce et decorum est pro patria mori* im Rom des Jahres 27 als hohen Wert zu preisen, hätte Horaz als atavistischen Rückfall empfunden.

2.3 Die zweite Gedichthälfte

Die deutliche Zweiteilung, die unser Gedicht mit zahlreichen anderen Horaz-Oden gemein hat,⁶¹ verweist darauf, daß Horaz in den vier folgenden Strophen den Wert propagiert, der in seinen Augen der Werteskala „Entbehrung, Härte, Tapferkeit, Heldenmut“ überlegen ist, ja den *Wert an sich* darstellt⁶² (3,2,17–32):

virtus repulsae nescia sordidae
intaminatis fulget honoribus
nec sumit aut ponit securis
arbitrio popularis aurae: 20

⁵⁸ Tyrtaios fr. 6,1f. DIEHL; SIMONIDES fr. 12 DIEHL = fr. 19 PAGE, s. auch n. 42 und unten S. 70 zu 3,2,25.

⁵⁹ Zum Simonides-Zitat s. L. AMUNDSEN: Die Römeroden des Horaz, in: Wege zu Horaz, hrsg. v. H. OPPERMAN (Wege der Forschung 99, Darmstadt 1972), 111–138, 121 mit Anm. 21.

⁶⁰ Vgl. auch oben S. 65 (*carm.* 2,7,9ff.); SYNDIKUS (n. 28) 17 mit Anm. 65.

⁶¹ Vgl. etwa MAUCH (n. 7) 264.269; WEIWEI-MEIER (n. 39) 113f.; K. NUMBERGER: Lehrerkommentar 435. C. KOCH: Der Zyklus der Römeroden (n. 23) 68 bzw. 122 gliedert das Gedicht „in zweimal drei Strophen und einen zweistrophigen Anhang“; ebenso F. KLINGNER: Horazens Römeroden (in: *Varia Variorum*, FS K. Reinhardt, Münster/Köln 1952, 118–136 = F. KLINGNER: Studien, Zürich/Stuttgart 1964, 333–352) 131 bzw. 346f. Allzu äußerlich argumentiert entsprechend Ch. WITKE: *Horace's Roman Odes* (Mnemosyne Suppl. 77, Leiden 1983) 28.

⁶² Ihrer Funktion nach ist die Zweiteilung vergleichbar der – von Horaz unmittelbar zuvor am Ende von *carm.* 3,1 angewendeten – Technik der Werte-Priamel, die ebenfalls auf *vermeintliche* Werte den *wahren* Wert folgen läßt; Vgl. U. SCHMIDT: Die Priamel der Werte im Griechischen (Wiesbaden 1964): zu den Priameln des Horaz dort 66–92; vgl. W. H. RACE: The Classical Priamel from Homer to Boethius (Mnemosyne Suppl. 74, Leiden 1982) 122–129. WEIWEI-MEIER (n. 39) 111 beleuchten die horazische Werteskala von V. 17ff. her: *virtus* als eigentliche „Voraussetzung für ein Erreichen jener Werte, die im ersten Teil der zweiten Römerode skizziert werden“.

virtus recludens inmeritis mori
 caelum negata temptat iter via
 coetusque vulgaris et udam
 spernit humum fugiente pinna. 24

'est et fideli tuta silentio
 merces': vetabo, qui Cereris sacrum
 vulgarit arcanæ, sub isdem
 sit trabibus fragilemque mecum 28

solvat phaselon: saepe Diespiter
 neglectus incesto addidit integrum;
 raro antecedentem scelestum
 deseruit pede Poena claudo. 32

Des Mannes Haltung kennt kein schmähhches Scheitern bei der Amtsbewerbung, sondern zeigt sich im Glanz untadeliger Ehren, auch nimmt er nicht entgegen noch legt er ab die Amtssymbole nach der Beliebigkeit der Volksgunst;

Des Mannes Haltung eröffnet den, die den Tod nicht verdienen, den Himmel, wagt den Weg auf einer Bahn, die anderen verwehrt, auf des Volkes Kreise und den feuchten Erdengrund schaut sie stolz herab, auf Flügeln enteilend.

„Doch auch treulicher Verschwiegenheit wird zuverlässiger Lohn zuteil“ (sagt der Dichter): Ich werde nicht dulden, daß, wer der Ceres heiliges Mysterium unters Volk bringt, unter einem Dach mit mir wohnt und mit mir zusammen den zerbrechlichen

Nachen vom Ufer löst: Oftmals beigesellt Diespiter, wird ihm Achtung versagt, dem Sünder den Sündlosen; selten nur hat den seines Weges ziehenden Frevler die Strafe entkommen lassen, auch wenn sie hinkt.

Wirklich mannhafte Haltung, *vera virtus*, wofür wir heute „Erwachsensein“ oder „Reife“ sagen würden⁶³, ist weit mehr als das, was ein junger Römer erlernen kann: Sie ist ein hoher ethischer Wert, eine humane Tugend, die sich strahlend zeigt in Ehren, die nicht von Wahl und Geld, nicht von der Willkür der Menge abhängig sind. Das bedeutet nach Horaz den Verzicht auf politische Ämter: Der *cursus honorum* schafft Abhängigkeit ebenso wie die *divitiae* (3, 1,47)⁶⁴. Zudem steht der politische Erfolg ebenso wie der militärische (3,2,13–16) unter dem für alle gleichen Ge-

⁶³ Carm. 3,5,29 *vera virtus*; vgl. H. MUNDING (n. 42) 25.

⁶⁴ Dies betonte zuletzt LEFÈVRE (n. 31) 155f., vgl. auch oben S. 60. In Ciceros *Somnium Scipionis* führt hingegen der Weg in den Himmel über die Betätigung für den Staat.

setz des Todes: *aequa lege Necessitas / sortitur insignis et imos, / omne capax movet urna nomen* (3, 1, 14–16).⁶⁵

Der an wahrer *virtus* sich orientierende Mensch strebt – dies ist die Lehre des Dichters und zugleich seine persönliche Lösung des Problems – auf einsamen Wegen zur Unsterblichkeit, darin vergleichbar den großen Helden des Mythos, deren *res gestae* sie den Göttern zugesellt haben⁶⁶. Wem männliche Haltung eignet, der geht nicht auf ausgetretenen Pfaden; er verachtet die Ansammlungen der Menge, wagt neue Wege abseits von ihr.⁶⁷ Horaz persönlich fand die Realisierung von *virtus* in der Produktion einer exklusiven, dem *volgus* kategorisch vorenthaltenen Poesie.⁶⁸ Daher bedient er sich für die der Unsterblichkeit gewidmeten Worte des Bildes vom „Weg auf einer Bahn, die anderen verschlossen“ und verweist damit einerseits auf den Epikureer Lukrez, andererseits auf Kallimachos und seine Programmatik, die sich schon in den Satiren so nachhaltig bemerkbar machte.⁶⁹ „Abgelegene Gefilde der Musen durchstreife ich“, sagt Lukrez, „die von keines Menschen Fuß vordem betreten wurden. Lustvoll trete ich an unberührte Quellen und schöpfe aus ihnen ...“⁷⁰ Damit ist klar, daß Horaz an dieser Stelle die für ihn einzig denkbare Definition von *virtus* bietet: Nichts liegt ferner als die Aktualisierung einer Kampfparänese aus grauer Vorzeit.

Wie aber sollen sich junge Römerinnen und Römer „auf flüchtiger Schwinge“ aus den Niederungen des *volgus* erheben? Wie sollen sie *virtus* im Vollsinn für sich realisieren? Es können ja nicht alle begnadete Dichter werden. Auch die Adressaten des Horaz, *virgines puerique*, gehörten, wie eingangs gesagt, zu jener gehobenen Klasse von Römern, die seit Generationen einen unablässigen Substanzverlust Roms zu verantworten hat; sie sind die Urenkel der *avi* vom Ende der Ode 3,6, die Enkel der *aetas parentum peior*, die Töchter und Söhne der *nequiores*, sie sind die *progenies vitiosior* (3,6,45–48). Horaz zielt darauf ab, einer noch nicht verlorenen Generation der – zumindest bis jetzt – führenden Familien Roms Maßstäbe für eine Lebensführung aus freier, individueller Entscheidung vor Augen zu führen: Er kann es; denn er ist *vates*, ist *Musarum sacerdos* (3,1,3). Eine Lebensführung dieser Art wird geprägt sein durch Werte, die der von seinem Vater geleitete Horaz von Jugend auf selbst vertreten hat: Selbstgenügsamkeit und Verzicht auf Reichtum, Ehrlichkeit und Verlässlichkeit, Gerechtigkeit in allen Lebensbereichen, Anstand und Integrität, und nicht zuletzt – bei aller Zurückhaltung, die einer epikureisch geprägten Lebenshaltung entsprach – ein im römischen Sinne wohlgeordnetes Verhältnis zu den Göttern.⁷¹

⁶⁵ Das Gedicht klappt also nicht in der Mitte auseinander, vielmehr sind die Strophen 4 und 5 in zentralen Aussagen der beiden ersten Carmina des Zyklus miteinander aufs engste verbunden.

⁶⁶ Der Gedanke findet sich ausgeführt in *carm.* 3,3,1–16, Augustus für die Zukunft einschließend (vgl. das Ende von Ovids *Metamorphosen*: Augustus 15, 861–870; Ovid 871–879).

⁶⁷ Vgl. dazu auch oben S. 58.

⁶⁸ Vgl. bes. *carm.* 3,30; dazu auch oben S. 58.

⁶⁹ Vgl. auch oben S. 60–61 mit Anm. 27 und 30. Zur Frage der Unsterblichkeit s. WELWEI-MEIER (n. 39) 111–113.

⁷⁰ Lukr. 1,926–928: ... *avia Pieridum peragro loca nullius ante / trita solo; iuvat integros accedere fontis / atque haurire* ... Lukrez bezieht sich natürlich ebenfalls auf den Aitien-Prolog des Kallimachos.

⁷¹ Dies schließt keineswegs aus, daß Horaz – der „neuen Praxis der Privatheit“ entgegenkommend über diese junge Generation hinaus vor allem auch den „republikanischen Teil des literarischen

Damit kommen wir zu den beiden Schlußstrophen, die vielen Interpreten als kryptisch gelten. In der Realisierung der genannten und vergleichbarer Werte zeigt sich *virtus*, die Haltung des gereiften Menschen⁷²: Dazu gehört auch das religiöse Verhalten. Horaz zitiert dafür noch einmal den Dichter Simonides⁷², und wieder weist er unüberhörbar zurück auf die erste Strophe von Carmen 3,1: im belohnten Schweigen (*fideli silentio*) auf die schweigende Andacht (*favete linguis*), im Verbot der Veröffentlichung des heiligen Mysteriums (*vetabo, qui ...*) auf die Abwendung von der Menge, der nichts heilig ist (*odi profanum volgus et arceo*). Die letzten Verse nehmen, was im Ringen um ihren Sinn im allgemeinen übersehen wird, das Thema des wohl ältesten Gedichts innerhalb des Zyklus auf (3,6): Mißachtung Iuppiters (*Diespiter neglectus*) kann zu kollektiver Strafe führen, in der Fromme und Frevler „beieinanderwohnen“. Dies hat die Mißachtung der Götter (*di neglecti*) in der Bürgerkriegszeit alle Römer schmerzlich erfahren lassen. Konsequente Realisierung von *virtus*, wie Horaz sie versteht und jugendlichen Römern vermitteln will, läßt das „Untereinem-Dach-wohnen“, die Gemeinsamkeit mit anderen, die religiöse Satzungen ignorieren oder verletzen, nicht zu. Unmißverständlich sagt der Dichter damit auch, daß sein *volgus profanum* (3,1,1) nicht schichtenspezifisch zu verstehen ist, sondern allenthalben und gerade auch in den besseren Kreisen Roms zu finden ist.

So zeigt auch der Schluß des Liedes, daß Horaz der konsequenten Umsetzung einer Individualethik das Wort redet, die vom Einzelnen sittliche Selbstverwirklichung im weitesten Sinne und persönliche Verantwortung fordert. Aus ihr können letztlich auch wieder heilende Kräfte für das Gemeinwesen erwachsen, und insofern mag man diese Botschaft an die Jugend Roms und Italiens auch „politisch“ nennen. Mit kollektiver Verpflichtung auf Gemeinschaftsideale, mit neuerlichem Kriegsgeschrei und erneuerter Heldentodromantik hat sie nichts gemein. *Virtus recludens inmeritis mori caelum*: Die Standards des Horaz, poetisch und moralisch, sind *himmelweit* entfernt von den Niederungen antiquierter Kampfpfarränesen.⁷³

Seminar für Klassische Philologie
Ruhr-Universität
Universitätsstrasse 150
D-44801 Bochum

Publikums“ anspricht, also die von Machtverlust betroffenen Kreise der Senatsaristokratie: Vgl. MAUCH (n. 7), bes. 312f.

⁷² Fr. 38 DIEHL = fr. 77 PAGE.

⁷³ Gern wird zu carm. 3,2 das von OTTO MÜLLEREISERT bewahrte Resümee des Brecht'schen Schulaufsatzes von 1915 zitiert. Brecht gehörte zu der Generation, die im Geiste der „Wacht am Rhein“ erzogen wurde, und man erwartete von ihm die damals übliche patriotische Horaz-Interpretation: Vgl. dazu schon die frühere Bochumer Komparatistin M. KESTING, in: Brecht. Rowohlts monographien Nr. 37, Reinbek bei Hamburg 1959, 13f.; detailliert D. LOHMANN (n. 38) 5–7. Horaz schätzte 'des Imperators feisten Hofnarren' gleichwohl ein Leben lang: Vgl. P. WITZMANN: Bertolt Brecht, Beim Lesen des Horaz (Das Altertum 14, 1968, 55–64); V. RIEDEL (n. 3).

ANTONIO CARLINI

NOTE SULLA FORTUNA DELL'EPIGRAMMA 23 DI CALLIMACO NELLA TRADIZIONE OCCIDENTALE

In un altro lavoro da poco uscito, ho riesaminato la fortuna dell'epigramma callimacheo 23 (che vede protagonista Cleombroto lettore del *Fedone*) fino alla tarda antichità, con speciale riguardo alla traduzione-adattamento che leggiamo negli *Epigrammata Bobiensia* (nr. 63)¹. Vorrei qui dare qualche indicazione sulla 'fortuna' medievale dell'epigramma nel mondo occidentale.

La prima apparizione nel mondo culturale latino del personaggio callimacheo con il suo vero nome di Cleombroto si ha con Enrico Aristippo, arcidiacono di Catania e primo ministro di Guglielmo I, che nell'epistola prefatoria della sua versione del *Fedone* indirizzata all'amico Roborato (metà del sec. XII) così presenta il contenuto del dialogo platonico: «Invenies quippe in presenti dialogo, in quibus te meditari plurimum oblectabit, subtilissima de mortis meditacione – que eciam Cleombrotum Ambraciotem philosophum fefellerunt – argumenta»². Aristippo doveva conoscere da fonte greca (neoplatonica?) l'epigramma callimacheo e non c'è alcuna incertezza interpretativa sul giudizio che egli esprime: gli argomenti platonici sono sottili e vanno meditati; Clembroto si è lasciato ingannare. Ma dal codice oxoniense che conserva la versione di Aristippo e la sua lettera prefatoria si ricava un altro dato interessante: tra le note marginali risalenti probabilmente allo stesso Aristippo copiate fedelmente da Federico Naghel (1423) ce n'è una di particolare interesse che si riferisce a *Phaed.* 59c dove si nominano gli amici di Socrate presenti e si rileva invece l'assenza di Cleombroto e di Aristippo; in corrispondenza del nome di Cleombroto, l'annotatore scrive: «qui muro corruit et se peremit mortis desiderio» e più avanti, in

¹ A. CARLINI: Cleombroto nell'epigramma 23 di Callimaco e nell'epigramma bobbiese 63, in Per Carlo Corbato, Pisa 1999, pp. 47–60. Questo lavoro discute i recenti contributi di S. A. WHITE: Callimachus on Plato and Cleombrotus. Trans. of the Amer. Philol. Assoc. 124 (1994), pp. 135–161; G. D. WILLIAMS: Cleombrotus of Ambracia: Interpretations of a Suicide from Callimachus to Agathias. Class. Quart. 45 (1995), pp. 154–169.

² *Plato latinus II: Phaedo* interprete Henrico Aristippo, edidit L. MINIO-PAUCELLO, adiuvante H. J. DROSSAART LULOFS. Londini 1950, Appendix, p. 90, 18–20. Sulla variante del nome Theombrotus, praticamente costante nella tradizione latina, cfr. L. SPINA: Cleombroto, la fortuna di un suicidio (Callimaco, ep. 23), Vichiana 18 (1989), pp. 22–31; 28.

corrispondenza del passo 66e-67a, lo stesso annotatore chiosa: «hinc casus Cleombroto»³. Qui si risolve perentoriamente il problema dell'identificazione del Cleombroto callimacheo con il discepolo di Socrate che non partecipò alla discussione περί ψυχῆς perché trattenuto ad Egina. Roborato ha anticipato la congettura interpretativa di Wilamowitz⁴.

Se Enrico Aristippo, andando oltre le fonti testimoniali latine, era riuscito a giungere a Callimaco tramite un testimone greco tardoantico, la conoscenza di Cleombroto che si ha nel Medioevo latino è naturale che dipenda o da Cicerone o dalle fonti cristiane⁵. Le riprese verbali mostrano che è Agostino l'autore a cui ricorre Vincenzo di Beauvais per la registrazione dello straordinario episodio nel cap. LXXVIII (*de appetitu mortis ob desiderium immortalitatis*) del III libro dello *Speculum historiale*: «Legitur quod Theobrotus Ambraciensis cum legisset librum Platonis de immortalitate animae e muro se praecipitem dedit prae desiderio vitae melioris»⁶. Walter Burley ha quasi le stesse parole, ma Cleombroto/Teombroto riceve una più precisa qualificazione: «Quidam autem imitator doctrinae Platonis, nomine Theobrotus»⁷. Nel libero e compendioso volgarizzamento dello *Speculum historiale* (databile dopo il 1264, anno di morte di Vincenzo di Beauvais e prima della stesura del *Novellino*) chiamato *Fiore e vita di filosafi*, il caso di Cleombroto non è certo trascurato; esso ha, anzi, un rilievo del tutto particolare nel capitolo dedicato a Platone, nella brevissima sezione dedicata all'opera filosofica scritta: mentre Vincenzo di Beauvais parla del *Timeo*, del *Gorgia*, della *Repubblica*, del *Fedone* e, per esempio, di quest'ultimo dialogo riporta interi brani in traduzione latina, il volgarizzatore nomina solo il *Fedone* e lo fa conoscere ai suoi lettori toscani in questo modo: «Platone fece più libri, tra i quali ne fece uno de la immortalità dell'anima; el quale libro leggendo un altro filosaf, si se gittò a terra d'un muro, vogliendo morire per desiderio d' avere migliore vita»⁸.

Il Petrarca conosce bene l'episodio di Cleombroto fin dagli anni della composizione dei *Rerum memorandarum libri* (1343-1345). La fonte immediata è il paragrafo 84 del I libro delle *Tusculane*, ma il codice utilizzato doveva essere molto corrotto se il poeta non ha potuto riconoscere il nome di Cleombroto/Teombroto e nemmeno

³ *Plato latinus II* cit. (alla nota precedente), pp. 101-102. Cfr. L. SPINA, *art. cit.* (alla nota precedente), p. 38.

⁴ Cfr. A. CARLINI: *Cleombroto* cit. (alla n. 1), pp. 49-50.

⁵ Le testimonianze di Cicerone (*Pro Scauro* 4; *Tusc.* I 84), Lattanzio (*Inst.* 3, 18), Agostino (*De civ. dei* I 22), Girolamo (*Ep.* 39, 3,5) sono illustrate negli articoli di S. A. WHITE e G. D. WILLIAMS citati alla n. 1.

⁶ Vincentius Bellovacensis: *Speculum quadruplex sive Speculum maius (naturale/doctrinale/memorabile/historiale)*, tomus quartus, Duaci ex Officina Typographica Baltazaris Belleri, anno 1624 (rist. anast. Graz 1965), p. 112. Aug. De civitate Dei (I 20) è l'Author.

⁷ Gualteri Burlaei *Liber de vita et moribus philosophorum*, mit einer altspanischen Übersetzung der Eskurialbibliothek, herausgegeben von H. KNUST. Tübingen 1886, p. 232.

⁸ Il testo de *I fiori e vita di filosafi e d'altri savi e d'imperadori* si può leggere nell'edizione di C. SEGRE, in *La Prosa del Duecento*, a cura di C. SEGRE e M. MARTI. Milano-Napoli 1959, pp. 523-524 (nr. VIII). Una specifica edizione critica è stata curata da A. D'AGOSTINO. Firenze 1979 (Pubblicazioni della Facoltà di Lettere e Filosofia dell'Università di Milano LXXXVII); la sezione testuale è contenuta a p. 125. Per la 'fortuna' dello *Speculum historiale* di Vincenzo di Beauvais, cfr. C. SEGRE: *Volgarizzamenti del Due e Trecento*. Torino 1953, p. 175.

il nome di Platone: «ibidem refert (scil. Cicero) inventum qui lecto Hecatonis libro, nulla vel animi vel corporis interveniente molestia, sola stili efficacia, se se in undas maris ex muro precipitem daret libensque moreretur; et testem affert Callimachum poetam, qui sic perempti tumulo titulum inscripsit genus et causam mortis continentem»⁹. Il Petrarca possedeva il codice di Troyes (prima metà del sec. XIV) forse fin dal 1335¹⁰ ed è probabile che questo sia l'esemplare seguito nella compilazione dei *Rerum memorandarum libri*: il nome del protagonista è stato volutamente trascurato perché l'antroponimo nella fonte manoscritta di Troyes è effettivamente irriconoscibile, quasi un monstrum: «epigramma in ambracia camtheombrotum», anziché «epigramma in Ambraciotam Theombrotum»¹¹. «Hecatonis» risponde invece a un tentativo di recupero congetturale, perché nel Trecensis che stava davanti agli occhi del Petrarca Platone è stato soppiantato da Catone («lecto Catonis libro»), ma Catone non può figurare accanto a Callimaco nella sezione degli *Externa* che è nettamente distinta dai *Romana*¹².

Noi sappiamo che il Petrarca negli anni successivi avrà sotto gli occhi e postillerà, oltre al codice di Troyes, altri codici contenenti, tra altre opere, le *Tusculane*: il Paris. lat. 5802, del sec. XII e il manoscritto della raccolta Baldeschi Balleani (attribuito in un primo momento al sec. XII, ma in realtà scritto nel sec. XIV), recentemente acquisito dalla Biblioteca Nazionale di Roma con il numero 1632. Le annotazioni di mano del Petrarca a questo codice saranno pubblicate integralmente, con commento, da Silvia Rizzo che ha il merito di averle riconosciute. E' prevista anche la pubblicazione, a cura di L. D. Reynolds e V. Fera, delle annotazioni che si trovano nei margini del Matritense Bibl. Nacional n. 9116, scritto a Padova nell'ultimo quarto del sec. XIV, contenente opere filosofiche di Cicerone (tra queste, le *Tusculane*) con annotazioni di sicura provenienza petrarchesca, trascritte dallo scriba che ha vergato il testo di Cicerone¹³. Devo alla cortesia di Silvia Rizzo l'informazione preziosa sulle lezioni singolari di questi manoscritti e sulle postille: riguardo al nostro passo, il Petrarca ha annotato in margine solo il nome del poeta, autore dell'epigramma su Cleombroto: «Callimachus» si legge sia nel manoscritto ora alla Biblioteca Nazionale, sia nel Matritense (qui l'annotazione, come già rilevato, non è autografa, ma ricopiata). Muti sono invece i margini del Trecensis.

Ma il Petrarca, in età avanzata, ebbe modo di leggere anche il *Fedone*, sia pure nella traduzione di Enrico Aristippo; purtroppo il suo codice, il Par. lat. 6567A, così a fondo studiato da Minio-Paluello, non ha l'epistola a Roborato e, stando sempre all'informazione di Minio-Paluello, non ci sono note della mano del Petrarca a *Phaed.* 59c, in corrispondenza del nome di Cleombroto, assente ingiustificato il

⁹ Petrarca: *Rerum memorandarum liber II* 29 (p. 63 BILLANOWICH).

¹⁰ Cfr. B. L. ULLMAN: *Studies in the Italian Renaissance*. Roma 1973², p. 128.

¹¹ Sono grato a SILVIA RIZZO che mi ha trasmesso questi dati sul testo del codice di Troyes.

¹² Naturalmente la congettura *Hecatonis* del Petrarca non tiene conto dei riferimenti cronologici. Il filosofo stoico Hecaton, discepolo di Panezio, ricorre, a proposito, in un altro luogo della raccolta petrarchesca (III 82), dove la fonte antica è Seneca, *Ad Luc.* 9,6.

¹³ Per queste notizie, si veda S. RIZZO: *Un nuovo codice delle Tusculane* dalla biblioteca del Petrarca. Atti del IX Colloquium Tullianum Courmayeur, 29 aprile-1 maggio 1995, *Ciceroniana* 9 (1996) 75-104

giorno della morte di Socrate¹⁴. Lo stimolo a cercare e a leggere il *Fedone* venne al Petrarca, come egli stesso confessa nelle *Familiari* (III 18, 5), dalla lettura (fatta in Seneca o in Floro?) del racconto delle ultime ore di Catone Uticense; come non leggere direttamente l'opera che con la sua straordinaria «stili efficacia» aveva infuso coraggio e sostegno a Catone, ben deciso a morire¹⁵? Cleombroto/Teombroto, così spesso associato nella tradizione latina a Catone, non affiora alla memoria del Petrarca.

Tra i temi platonici, filtrati da Cicerone e Agostino, che hanno particolare rilievo nella riflessione del Petrarca, come ha sottolineato Clemens Zintzen, c'è quello della *commentatio mortis* (traduzione ciceroniana della μελέτη θανάτου) che egli trovava in Cicerone (*Tusc.* I 74) e poteva leggere nella versione del *Fedone* di Aristip-po. Zintzen rinvia a due battute di Agostino, interlocutore del Petrarca nel *Secretum* (I, p. 46 Carrara)¹⁶; si può citare anche un passo significativo del II libro del *De otio religioso* (II, p. 65, 15–18 Rotondi): «Tale demum est universale platonium illud in Phedrone, “nihil aliud esse philosophiam nisi meditationem moriendi”, ubi designantur mortes, altera nature, virtutis altera etc.». Val la pena di notare che il Petrarca qui ripropone la distinzione tra la morte secondo legge di natura e la morte per scelta di virtù che negli interpreti neoplatonici serviva a spiegare la contraddizione solo apparente in Platone tra l'appello al filosofo a liberarsi dalle catene del corpo (appello precipitosamente accolto da Cleombroto) e il divieto assoluto del suicidio. L'intermediario non può essere che Macrobio nel *Commento al Somnium Scipionis* (I, 13, 5–7)¹⁷.

Ma dai margini del codice del *Fedone* aristippeo, magari solo con gli indici delle mani che vogliono richiamare l'attenzione su un passo, affiorano altri motivi che hanno avuto risonanza poetica nell'opera petrarchesca, come quello dell'inutilità

¹⁴ Cfr. L. MINIO-PALUELLO: Il «Fedone» latino con note autografe del Petrarca. *Rendic. dell'Accad. dei Lincei* 1949, pp. 107–113 (= *Opuscula. The Latin Aristotle*. Amsterdam 1972, pp. 87–93). Il Petrarca era ben consapevole che il *Fedone* è la fonte di Cicerone in molti luoghi delle *Tusculane*; nel f. 34v del Par. lat. 6567A, in corrispondenza di *Phaed.* 115cd, leggiamo questa nota marginale: «In tuscul[ano] sicut alia multa hinc» (cfr. MINIO-PALUELLO, p. 91). Sui dialoghi di Platone, oltre al *Fedone*, posseduti (ma non letti nel testo greco) dal Petrarca, cfr. R. PFEIFFER: *Die klassische Philologie von Petrarca bis Mommsen*. München 1982, p. 29.

¹⁵ Secondo P. DE NOLHAC: *Pétrarque et l'humanisme*. Paris 1907, p. 141, n. 2 Petrarca cita espressamente il *Fedone* soltanto un'altra volta, in *Fam.* IV 3, sempre a proposito di Catone: «Plato ipse summus vir clarissimus volumen edidit, quo Uticensis Cato moriturus, suprema illa nocte sua, pro consiliario usus perhibetur, ut ad contemptum vitae huius animosior et ad amorem decretae mortis accederet». In realtà, c'è almeno una terza citazione, nel II libro del *De otio religioso* (p. 65, 15–17 ROTONDI) che è riportata qui nel testo un poco più avanti.

¹⁶ C. ZINTZEN: Il platonismo del Petrarca. In *Atti del Convegno 'Il Petrarca latino e le origini dell'Umanesimo'*. Firenze 19–22 maggio 1991, Quaderni Petrarcheschi 9–10 (1992–1993), pp. 93–113: 106 e n. 41. Tra i passi del *Fedone* latino notati dal Petrarca nei margini del suo codice, con l'indice della mano o altri segni, c'è anche 67e5–68a2 dove si dice che i filosofi si esercitano a morire in vita e per questo non possono avere paura della morte quando arriva.

¹⁷ Cfr. F. RICO: *Vida u obra de Petrarca, I. Lectura del Secretum*. Padova 1974, pp. 81–83. Rico mostra che il Petrarca deriva dal *De vera religione* di Agostino quanto attribuisce a Platone. Per la consonanza di Macrobio con Ammonio nella riflessione sulla mediatio moriendi (si può postulare una fonte comune), cfr. A. CARLINI: *Cleombroto* cit. (alla n. 1), pp. 50–51; 58–60.

del restare ancora in vita, se il tempo è segnato. Minio Paluello¹⁸, a proposito dell'indice della mano che invita a meditare su *Phaed.* 116e (f. 34^{bv}) «nichil reor lucri facere paulo posterius migrans», chiama a confronto l'ultimo verso della Canzone *Solea de la fontana di mia vita* (RVF 331, 64): «E chi ben pò morir non cerchi indugio». L'annotazione marginale del Petrarca commenta la risposta di Socrate a Critone che lo esortava ad aspettare ancora tutto il tempo che gli era dato prima di prendere la cicuta. Socrate non vuole rendersi ridicolo ai suoi stessi occhi aggrappandosi alla vita e cercando di risparmiarsi ancora qualcosa. La discussione filosofica sull'immortalità dell'anima si è conclusa; il Petrarca ha davanti a sé Socrate che vive gli ultimi istanti di vita.

Nel quarto libro del *de dignitate et excellentia hominis* di Giannozzo Manetti (1452), Cleombroto/Teombroto trova onorevole collocazione tra Socrate e Catone, cioè tra coloro che sono stati ispirati da ragioni ideali nel loro rifiuto della vita. Se hanno preferito la morte, Socrate, Teombroto e Catone non hanno certo pensato alle sventure umane, ma sono stati mossi dalla speranza dell'immortalità.¹⁹ E' interessante l'uso che Manetti fa delle fonti antiche; conosceva certamente Cicerone, ma anche Agostino e Lattanzio che sono citati esplicitamente²⁰. Agostino e Lattanzio nell'interpretazione del gesto di Cleombroto sono in realtà su due fronti opposti²¹, ma Giannozzo Manetti li mette d'accordo, attingendo soprattutto ad Agostino e mutilando il giudizio di Lattanzio che pure segue nella prima parte quasi letteralmente. Cleombroto/Teombroto morì dopo aver letto il *Fedone* «non alia de causa ... quam quia Platoni de aeternitate animorum in commemorato libro scribenti credidit»²². Giannozzo Manetti censura il giudizio sprezzante su Platone e la sua dottrina che in Lattanzio segue immediatamente.

Ma Cleombroto/Teombroto è stato anche l'oggetto, in età umanistica, di una orgogliosa rivendicazione filologica. Ovidio nell'*Ibis* condensa in un distico (493–494) il contenuto dell'epigramma callimacheo, senza fare il nome del suicida. Tra le

¹⁸ *Opuscula*, cit. (alla n. 14), p. 92. Sui punti di contatto della canzone 331 del Petrarca con le *Tusculane*, cfr. ora S. RIZZO: Un nuovo codice cit. (alla n. 13), pp. 90, n. 53; 100–104.

¹⁹ Ianotii Manetti: *De dignitate et excellentia hominis* IV 39. (l'edizione critica di riferimento è quella di E. R. LEONARD, Patavii 1975): «Ad celebrata illa Socratis, Teombroti, Catonis exempla eos nullis humanarum calamitatum rationibus sed potius spe immortalitatis ad contemptum vite tantummodo adductos fuisse dicimus». Teombroto era stato nominato già prima (II, 27) insieme con Catone: «...quales insuper Catonem Romanum et Teombrotum Ambrachiotam fuisse legimus»; la fonte qui è Lattanzio, *Inst.* III 18, 8–9. Teombroto è citato anche nella *Vita Socratis philosophi* (cfr. Giannozzo Manetti: *Vita Socratis et Senecae*. Introduzione, testo e apparati a cura di A. DE PETRIS. Firenze 1979, III 24, p. 163): anche qui la fonte è Lattanzio.

²⁰ In generale sul problema delle fonti di Manetti, cfr. l'introduzione all'edizione della LEONARD (cit. alla nota precedente), pp. XXXIII–XXXV e O. GLAAP: *Untersuchungen zu Giannozzo Manetti, De dignitate et excellentia hominis. Ein Renaissance-Humanist und sein Menschenbild*. Beiträge zur Altertumskunde 55, Leipzig 1994, pp. 294 ss.

²¹ Cfr. A. CARLINI: *Cleombroto* cit. (alla n. 1), pp. 53–54.

²² Colpisce che in IV 39 il richiamo al gesto di Cleombroto ispirato solo dal desiderio di immortalità è immediatamente preceduto dal richiamo alle parole, pronunciate da Socrate davanti ai giudici dopo la condanna a morte, che si leggono nell'*Apologia* di Platone (40c). Cleombroto è posto dunque sullo stesso piano di Socrate.

morti possibili che Ovidio augura al suo nemico c'è anche quella di Cleombroto/Teombroto:

Vel de praecipiti venias in Tartara saxo
Ut qui Socraticum de nece legit opus.

Ci sono in questo distico oscurità e allusioni non trasparenti (*de nece* per indicare il *Fedone*, *Socraticum* per *Platonicum*) e non fa meraviglia che per tutto il Medioevo si siano tentate spiegazioni che appaiono del tutto fantastiche. Diversi sono gli strati di scolii autoschediastici al v. 493 che si sovrappongono. Il tentativo più singolare, certo ingegnoso, che si legge nel *Pisanus Bibliothecae Conventus Sanctae Catherinae* 37 (sec. XV) è quello che spiega il testo ovidiano così: «Quidam volebat comburere libros Socratis pro quodam vitio quod fecerat, istud s. quod unum deum dicebat ab hominibus esse colendum vel quia quoddam adulterium fecerat. Sed unus ex discipulis, volens illi subripere, a quodam saxo praecipitatus est»²³.

La nota del commento all'*Ibis* di Domizio Calderini al v. 493 identifica con sicurezza l'episodio di Cleombroto/Teombroto, citando a sostegno le *Tusculane* di Cicerone e le *Divine Istituzioni* di Lattanzio; nessuna indulgenza per i precedenti commentatori: c'è da meravigliarsi, dice Calderini, che non siano arrivati all'identificazione quando appunto potevano disporre delle due fonti filosofiche citate²⁴.

Domizio Calderini cita l'epigramma callimacheo, ma è un testimone indiretto perché ricava la menzione da Cicerone. Eppure al Cleombroto callimacheo (cioè alla consapevole sostituzione di Theombrotus con il corretto antropónimo) era già arrivato l'editore princeps delle *Tusculane*²⁵.

Un ormai 'maturo' trattamento del problema del tetrastico callimacheo che considera sia i testimoni greci che i latini si ha con il *Sermo V habitus in laudem Aristotelis* di Antonio Urceo Codro. Il testo mi è stato segnalato da Filippomaria Pontani e val la pena di riportarlo per esteso:

«Alia est eiusdem Platonis definitio ex fine, quae sic habet: φιλοσοφία ἐστὶ μελέτη θανάτου, idest meditatio mortis. Hoc autem intelligendum est non eo modo quo Cleombrotus Ambraciota, qui cum ei nihil accidisset adversi e muro se in mare abiecit lecto Platonis de anima libro, ut eleganter Callimachus tetrasticho descripsit; quod quidem tetrastichon ne precat sicut periit auctor, hic volui inserere: εἶπας ἦλπε χαῖρε Κλεόμ-

²³ Per il testo di questo come degli altri scolii al v. 493 si veda l'edizione critica curata da A. LA PENNA: *Scholia in P. Ovidi Nasonis Ibin*. Firenze 1959, pp. 140–142.

²⁴ Sui rapporti tra il commento di Domizio Calderini e quello di Pietro Marso, cfr. A. LA PENNA: *Introduzione all'ed. degli Scholia* (cit. alla nota precedente), pp. XLI ss. Il giudizio del Poliziano sul Commento all'*Ibis* di Domizio Calderini è severo (cfr. A. GRAFTON: *Joseph Scaliger. A Study in the History of Classical Scholarship. I: Textual Criticism and Exegesis*. Oxford 1983, p. 23 e note a p. 235), ma le osservazioni critiche puntuali riguardano altri versi.

²⁵ L'editio princeps delle *Tusculane* è uscita a Roma nel 1469 «per Ulrichum Han de Vienna». Che alla fine del sec. XV Cleombroto si sia ormai insediato stabilmente è dimostrato dai *Commentarii Quaestionum Tusculanarum* editi a Philippo Beroaldo (ho controllato l'edizione di Venezia del 1502 «per Simonem dictum Bevilacqua» che segue di sei anni la prima edizione del 1496 (Bologna, Benedictus Hectoris).

βροτος ἀμαρακιώτης [sic] ἦλατ' ἀφ' ὕψηλοῦ τείχεος εἰς αἶδην, ἄξιον οὔτι παθῶν θανάτου κακόν, ἀλλὰ Πλάτωνος ἐν τῷ περὶ ψυχῆς γράμμ' ἀναλεξάμενος: quod Ovidius in *Ibim* strictim transtulit cum dixit vel de praecipiti venias in Tartara saxo, ut qui Socraticum de nece legit opus. Verum meditationem mortis intelligimus separationem animae a corporeis cupiditatibus et passionibus...»²⁶.

Antonio Urceo Codro chiaramente ha davanti a sè il testo di David (*Prolegomena philosophiae* p. 29,13–32,9 Busse) che commenta le varie definizioni della filosofia e, quando parla della μελέτη θανάτου, cita l'epigramma callimacheo accusando il 'giovinetto' Cleombroto di non aver capito il significato del *Fedone*.²⁷ Ma le parole con cui Urceo Codro descrive il gesto suicida di Cleombroto sono quelle di Cicerone, *Tusculane* I 84 (discriminante è l'espansione «e muro se in mare abiecit»). La preoccupazione che il tetrastico di Cleombroto possa perire induce Urceo Codro a darne la trascrizione completa e a richiamare la testimonianza di Ovidio in *Ibim* che condensa il testo callimacheo («strictim transtulit»). Urceo Codro fa riflettere sul testo di Cicerone come è stato trasmesso; se nella *Pro Scauro* Cicerone si dilungava nella descrizione del contenuto del *Fedone* la cui lettura aveva determinato il drammatico gesto di Cleombroto/Teombroto, nel I delle *Tusculane* avremmo un secco *lecto Platonis libro*, senza alcun riferimento al *Fedone*. Secondo me, bisogna ripristinare *lecto Platonis <de anima>* (o *<de morte>*) *libro*.

Università degli Studi di Pisa
Dipartimento di Filologia Classica
Via Galvani 1
I-56126 Pisa

²⁶ *In hoc Codri volumine haec continentur. Orationes seu sermones, ut ipse appellabat. Epistole. Silve. Egloge. Epigrammata.* Venezia, Petrus Liechtensteyn MDVI Kalendis Septembribus, c. XXII r.

²⁷ Già il Poliziano aveva trascritto, dalla stessa sezione dei *Prolegomena philosophiae* di David, l'epigramma di Callimaco e, subito dopo, il distico di replica di Olimpiodoro. La trascrizione è contenuta nel f. 266v del Par. Gr. 3069. Devo anche questa segnalazione a Filippomaria Pontani. Sull'interesse del Poliziano per l'epigrammatica greca, cfr. A. M. ADORISIO e A. C. CASSIO: Un nuovo incunabolo postillato da Angelo Poliziano, *Italia medievale e umanistica* 16 (1973), pp. 263–287 (in particolare A. C. CASSIO: Le note del Poliziano all'«*Antologia greca*», pp. 272–275).

ÁGNES DARAB

ORPHEUS UND EURYDIKE

PARALLELEN IN LITERATUR UND IN BILDENDER KUNST

Ein nur in römischen Kopien überliefertes Dreifigurenrelief aus Attika (*Abb. 1*), aus ca. 410 v. Chr., wurde als die früheste Darstellung über die tragische Liebe von Orpheus und Eurydike bzw. über die erfolglose Katabasis des Sängers interpretiert.¹ Diese Interpretation der Geschichte tritt uns im weiteren nur in den *Georgica* von Vergil entgegen (4,453–527), sie ist gleichzeitig die erste vollständige poetische Bearbeitung dieser Version des Mythos.² Die erste bildliche und die erste dichterische Darstellung der Geschichte liegen also mehrere Jahrhunderte auseinander. Die fünf Kopien des Reliefs – von denen drei in gutem Zustand, zwei fragmentarisch erhalten sind – können aber auf das 1. Jh. n. Chr.,³ genauer, auf die Zeit nach Augustus⁴ datiert werden.

Der erste literarische Beleg für den Mythos ist Euripides' *Alkestis* (357–62), nach diesem stieg Orpheus in die Unterwelt hinab, weil er seine Gemahlin zurückholen wollte. Weder der Name von Eurydike noch das Verbot des Zurückblickens, noch irgendeine Bedingung der Rückgabe wurden hier erwähnt. Der Kontext macht es eindeutig, daß das Unternehmen erfolgreich war, d.h. Orpheus ist es gelungen, seine Gemahlin zurückzuholen. Admetos spricht ja bei seinem Abschied von Alkestis gerade darüber, daß er, wenn er auch so schön singen könnte wie Orpheus, ebenso hinabsteigen würde, um seine Frau ins Licht zurückzuholen. Auch laut dem Scholion, das zu Zeile 357 geschrieben wurde,⁵ hat Orpheus seine Frau aus dem Hades zurückgebracht.

Die Geschichte wird später von Platon angeführt (*Symp.* 179d), und zwar in einer äußerst eigenartigen Interpretation. Platon erwähnt Orpheus gerade als Gegen-

¹ G. SCHWARZ: *Eurydice I.* LIMC IV 99, no.5.

² O. GRUPPE: *Orpheus*, *Myth. Lex.* III/1, 1159; H. WILLRICH: *Eurydike*. RE VI, 1324; K. ZIEGLER: *Orpheus*. RE XVIII/1, 1269; I. M. LINFORTH: *The Arts of Orpheus*. Berkeley 1941, 17 ff; C. M. BOWRA: *Orpheus and Eurydice*. CQ 2 (1952) 113; W. K. C. GUTHRIE: *Orpheus and Greek Religion*. London 1953, 31.

³ SCHWARZ: a.a.O.

⁴ H. GÖTZE: *Die attischen Dreifigurenreliefs*. RM 53 (1938) 197 f., Taf. 32–33.

⁵ Ed. E. SCHWARTZ: *Scholia II* (Berlin 1891) 227.



Abb. 1. Dreifigurenrelief. Neapel, Mus. Naz.

beispiel für die Selbstaufopferung von Alkestis, weil er nicht mutig genug war, für seine Liebe zu sterben, sondern lebendig in das Reich der Toten niederstieg. Deshalb sollen ihn die Götter zweifach bestraft haben: er bekam seine Gattin nicht zurück, nur deren Ebenbild wurde ihm gezeigt, und die Götter bestimmten auch, daß er von Frauenhänden sterben mußte. Platon benennt Orpheus' Frau nicht, aber er ist der erste, der den Abstieg in die Unterwelt als erfolglos schildert. Den Grund für das Ausbleiben des Erfolgs sieht er aber nicht – wie die später allgemein bekannte Geschichte – in dem Verstoß gegen das von Hades festgelegte Verbot, sondern in der Feigheit von Orpheus. Bei dieser Auslegung des Mythos folgt er niemandem und auch ihm folgt im weiteren keiner. Diese Geschichte ist nämlich von Platon erfunden worden, nach dem Muster der Helene-Sage, die Stesichoros zugeschrieben wird. Diesen Stoff hat Euripides in seinem Drama *Helene* bearbeitet, und Platon erwähnt ihn auch in seinem *Phaidros* (243a).⁶ Isokrates spricht nur darüber, daß Orpheus die Toten aus der Unterwelt heraufgeführt hat (11,8), und erweckt so den Eindruck, als ob er es nicht nur ein einziges Mal getan hätte.⁷

Die von Euripides geprägte Variante der Geschichte ist auch auf einer Vase aus Apulia abgebildet,⁸ diese ist die einzige griechische Darstellung des Themas nach dem attischen Relief (Abb. 2). Eros umarmt hier Orpheus, der mit seiner rechten Hand die Hand einer Frau ergreift, die sich ihm zuwendet. Auf den sog. Unterwelt-

⁶ ZIEGLER: a.a.O. 1274.

⁷ Zu der einigermaßen abweichenden Interpretation der Textstelle s. BOWRA: a.a.O. 119–120.

⁸ A. D. TRENDALL–A. CAMBITOGLOU: *The Red-Figured Vases of Apulia II*, Oxford 1982, 533, 18/284, pl. 196; M.-X. GAREZON: *Orpheus*. LIMC VII 88, no 80.



Abb. 2. Apulischer rotfiguriger Volutenkrater. Neapel, Mus. Naz.

vasen aus der zweiten Hälfte des 4. Jh.v.Chr., die vorwiegend aus Gräbern von Apulia stammen,⁹ kommt Orpheus oft vor, aber diese Darstellung ist die einzige, wo er zusammen mit Eurydike zu sehen ist.¹⁰ Die Anwesenheit des beflügelten Eros macht eindeutig, daß dieses Bild das Heraufführen von Eurydike schildert, d.h. den Sieg der Liebe über den Tod.¹¹

Der Name Eurydike kommt zum ersten Mal ebenfalls auf dem Fragment einer Vase aus Apulia vor, hier ist ein Frauenkopf zu sehen, über dem ΕΥΡΥΔΙΚΗ geschrieben steht.¹² Aus der Mythologie und aus literarischen Werken sind uns noch zahlreiche weitere Eurydike-Figuren bekannt,¹³ es ist aber kaum vorstellbar, daß es sich nicht um Orpheus' Gattin, sondern irgendeine andere Frau mit demselben Namen handelt, die auf einer jener Vasen abgebildet ist, auf denen Orpheus, wie er gerade vor dem Herrscherpaar der Unterwelt singt, nie fehlt. So kann es als sicher gelten, daß Eurydike als der Name von Orpheus' Frau auf das 4. Jh. zurückgeht.¹⁴ Da auf der Neapler Kopie des attischen Reliefs über allen drei Gestalten ihre Namen eingeritzt sind, könnten wir annehmen, daß das Originalrelief aus dem 5. Jh. als der erste Beweis für die Benutzung des Namens Eurydike in Verbindung mit dieser Geschichte gilt. Die Originalität der Inschriften des Neapler Reliefs ist jedoch so stark umstritten,¹⁵ daß diese zu einer Behauptung dieser Art keinesfalls als Grundlage dienen können.

⁹ A. DIETERICH: *Nekyia*. Leipzig 1893, 28; GUTHRIE: a.a.O. 187; G. ZUNTZ: *Persephone*. Oxford 1971, 412.

¹⁰ GAREZON: a.a.O. 88 f., no 72–84.

¹¹ GAREZON: a.a.O. 102.

¹² TENDALL-CAMBITOGLOU: a.a.O. 504, 82; GAREZON: a.a.O. 89, no 84.

¹³ WILLRICH: a.a.O. 1325 f.

¹⁴ J. HEURGON: *Orphée et Eurydice avant Virgile*. MEFR 49 (1932) 23 f; ZIEGLER: a.a.O. 1276.

¹⁵ GÖTZE: a.a.O. 198.

Der Mythos wird vor Vergil noch zweimal erwähnt. Sowohl Hermesianax (Athen. 13.597b) als auch das Bions Trauerlied (115 ff.) erzählen über die Zurückführung in die Welt, sie loben die Macht des Gesangs und der Liebe. Im Vergleich zu früheren Textstellen ist es ein neuer Zug in beiden Werken, daß in diesen Orpheus' Gattin namentlich erwähnt wird: bei Hermesianax heißt sie Agriope, in Bions Trauerlied Eurydikeia. Agriope als Orpheus' Frau kommt sonst nirgendwo vor, auch bei den Mythographen nicht,¹⁶ so daß man dieser Tatsache keine Bedeutung beimessen soll.¹⁷ Die griechische Mythologie liefert ja zahlreiche Beispiele dafür, daß eine Person mit mehreren Namen bezeichnet wird. Das Trauerlied Bions ist eine wichtige Quelle, und zwar nicht nur deshalb, weil es als der älteste Beleg für den späteren einheitlichen Namengebrauch gilt,¹⁸ sondern auch darum, weil hier zum ersten Mal eindeutig ausgesprochen wird, daß Orpheus Eurydike als Lohn für sein liebliches Saitenspiel zurückbekommen hat. (125)

Der Mythos wird also sowohl in der bildenden Kunst als auch in der Literatur als eine erfolgreiche Geschichte dargestellt. Das Heraufführen von Eurydike wird als Beispiel für die Macht des Gesangs und der Liebe angeführt. Alle Beschreibungen – bis auf die Platon-Stelle – sind in dieser Hinsicht einheitlich, obwohl, wie gezeigt wurde, die Geschichte sich hier noch im Zustand der Herausbildung befindet. Darauf weisen die Namenlosigkeit von Orpheus' Frau, bzw. ihre zwei verschiedenen Namen hin. Die Ursache für Eurydikes Tod, das Verbot des Zurückblickens, Orpheus' Verstoß gegen dieses Verbot und folglich das tragische Ende seines Unternehmens sind Motive, die hier noch fehlen, aber in den späteren dichterischen Fassungen erscheinen, genauso wie die Zusammenfügung dieser Motive zu einer selbständigen Geschichte. Diese selbständige Geschichte erscheint in der Orpheus-Geschichte der Georgica, die die erste monumentale Bearbeitung aller Geschichten ist, die sich nicht nur um Orpheus und Eurydike, sondern auch um die Gestalt von Orpheus herausgebildet hatten.

Was die wichtigsten Ereignisse der Geschichte anbelangt, folgen Ovid (Met. 10,1–73) und der Verfasser des Culex (268–95) Vergil,¹⁹ zwar mit kleineren Änderungen, Seneca aber (Herc. fur. 569–91, Herc. Oet. 1061–89) folgt sowohl Vergil als auch Ovid.²⁰ Die römischen Dichter, vor allem Vergil, haben nicht nur das Verdienst, den Mythos in ein vollständiges Ganzes zusammenzufügen, sondern sie sind es auch, die Orpheus' Katabasis ausmalen. Die vorvergilischen Anspielungen haben die alles besiegende Kraft von Orpheus' Gesang gerade durch die Rückgabe von Eurydike gezeigt. Die tragische Deutung des Mythos bei den römischen Dichtern hat dies nicht mehr ermöglicht, aber in dem Abstieg von Orpheus in die Unterwelt haben auch sie – zumindest die Dichter der Augustuszeit – das mythische Beispiel für die unüber-

¹⁶ ZIEGLER: a.a.O. 1277.

¹⁷ Nicht einmal in dem Maße, wie es BOWRA tut (a.a.O. 122), der aufgrund dieses doppelten Namengebrauchs das Vorhandensein von zwei Gedichten für den Anfang annimmt: „there were two names and therefore two poems“.

¹⁸ ZIEGLER: a.a.O. 1276.

¹⁹ Reiche Fachliteratur zur Frage der Datierung und der Verfasserschaft liefert M. VON ALBRECHT: Geschichte der römischen Literatur I. München 1994, 562.

²⁰ GRUPPE: a.a.O. 1160; ZIEGLER: a.a.O. 1269.

treffliche Macht der Dichtung gesehen. So wurde der Akzent vom Heraufbringen von Eurydike auf die Darstellung der fürchterlichen Kräfte der Unterwelt gelegt, die nur Orpheus' Saitenspiel, d.h. die Dichtung zu erweichen vermag.

Die vergilische Bearbeitung der Katabasis des Sängers hat ein immerwährendes Vorbild für die späteren Dichter geschaffen, dessen einzelne Elemente bald zu Topoi geworden sind. Die Geschichte wird – wenn auch nicht so umfangreich wie bei Vergil und Ovid oder bei dem Verfasser des *Culex* und bei Seneca – auch von anderen Dichtern zitiert: von Horaz (*Carm.* 3,11, 15–24), von Statius (*Theb.* 8,58 f.) und von Lucanus, wobei bei letzterem von der ausführlichen dichterischen Darstellung des Mythos nur einige Zeilen erhalten geblieben sind.²¹ Jeder Dichter hebt natürlich etwas anderes aus dem vielschichtigen Mythos hervor und machen es jeweils zum Träger einer Aussage, zu einer mythischen Parabel, die wesentlichen Elemente des Mythos sind jedoch im Einklang miteinander.

Die Geschichte, so wie sie die römischen Dichter weiterentwickelt haben, erzählt folgendes:

Eurydike wird von einer Schlange tödlich gebissen (Vergil, Ovid). Es ist Vergils Erfindung, daß dies gerade dann geschieht, als sie vor Aristaeus flieht, d.h. Vergil verknüpft den Orpheus-Mythos mit dem über Aristaeus.²² Die beliebteste Szene der Geschichte in der römischen Dichtung ist die Schilderung der überwältigenden Wirkung von Orpheus' Gesang auf die Bewohner des Totenreiches. Diese Szene ist es, die die römischen Dichter sozusagen zum Wettstreit in der Schilderung veranlaßte. Der Cerberus wird still (Horaz), er reißt alle drei Mäuler auf (Vergil). Charon verläßt sein Boot, um Orpheus' Gesang zuzuhören (Sen. *Herc. Oet.*), die Schattenwesen kommen alle zu Orpheus und umgeben ihn (Vergil), sie weinen (Ovid), genauso weinen auch die Eumeniden (Horaz, Ovid, Statius). Ixions Rad steht still (Vergil, Ovid, Sen. *Herc. Oet.*), Ixion und Tityus beginnen zu lachen (Horaz). Sisyphus setzt sich auf seinen Felsen (Ovid, Sen. *Herc. Oet.*), Tantalus greift nicht nach den Wellen (Ovid), der Geier rauft nicht an der Leber des Tityus (Ovid, Sen. *Herc. Oet.*), die Danaiden schöpfen kein Wasser mehr (Horaz, Ovid). Pluto und Proserpina lassen sich erweichen (Vergil, Ovid, *Culex*, Sen. *Herc. fur.*), die Parzen spinnen wieder Eurydikes Lebensfaden (Sen. *Herc. Oet.*, Statius). Orpheus bekommt seine Frau unter der Bedingung zurück, daß er nicht zurückblickt, bevor sie das Tageslicht erreichen (Vergil, Ovid, Sen. *Herc. fur.*). Im letzten Augenblick schaut er aber trotzdem zurück, um sich über Eurydikes Anwesenheit zu vergewissern (Vergil, Ovid, Sen. *Herc. Oet.*), oder weil er sie schon viel zu sehr zu sehen wünschte (Sen. *Herc. fur.*), bzw. in dem *Culex* "oscula cara petens" (290).

Der Mythos erfuhr keines weiteren, ähnlich monumentalen oder ausführlichen Bearbeitungen, weder vor den genannten Dichtern noch in der Folgezeit. Die späteren Dichter hatten an der Geschichte allein kein Interesse mehr, selbst Eurydikes Rückgabe wurde immer wieder nur angedeutet, so auch in der angeführten Ode von Horaz. Zur Eroberung von Lyde nimmt der Dichter die Mercursche Laute zur Hilfe,

²¹ ZIEGLER: a.a.O.

²² Vgl. Servius ad Georg. IV. 1. Diese Version der Geschichte wird nur bei Fulgentius *Myth.* III.10 und in *Myth. Vat.* I. 76, III.8, 20 erwähnt.

die imstande ist, sowohl die irdische als auch die unterirdische Welt zu zähmen. Das will er durch Orpheus' Geschichte zeigen, wobei er weder den Namen des Heroen noch das Motiv seiner Katabasis noch deren Ergebnis erwähnt, er erzählt nur über die Wirkung von Orpheus' Gesang in der Unterwelt, diese Szene schildert er völlig nach der vergilischen Vorlage.

Die weiteren Dichter und Schriftsteller heben nur ein Moment der Geschichte hervor, und zwar das Motiv, daß es dem Sänger gelungen ist, durch seinen Gesang Eurydike zurückzubekommen. Man könnte auch sagen, daß der Mythos hier sozusagen seine ursprüngliche Bedeutung zurückgewinnt, diejenige, die seit Euripides bekannt ist, darum geht es hier aber eigentlich nicht. Nach Vergil und Ovid müssen wir in jedem Fall die Kenntnis der großen Vorlagen voraussetzen, selbst wenn die Bearbeitungen sie nur in Andeutungen anführen. Die nachvergilischen flüchtigen Erwähnungen der Geschichte, so Statius (Theb. 8, 58), Plutarchos (De sera num. vind. 28,566b, Amat. 17,761), Lukianos (Dial. mort. 23,3) und Manilius (5,327) sprechen nur von der Genehmigung zum Hinaufführen von Eurydike, d.h. von jenem Moment des seit Vergil wohlbekannten Mythos, das sie gerade brauchen. Dafür findet man auch bereits bei Vergil ein Beispiel, in der Szene nämlich, in der Aeneas die Sybilla mit einer Reihe von mythischen Beispielen zu überreden versucht, damit sie ihm den Abstieg in die Unterwelt ermöglicht (Aen. 6, 119). Er benennt hier Orpheus, Castor und Pollux, Theseus und Hercules, denen dieser gegönnt wurde.

Die Geschichte von Orpheus und Eurydike wird auch von Plutarch (Amat. 17,761) und Lukian mit Mythen zusammen erwähnt, die darüber berichten, daß man von der Unterwelt auf kürzere oder längere Zeit zurückkehren kann. So gerät Eurydikes Beispiel bei beiden Schriftstellern neben die von Alkestis und Protesilaos. Eine ähnliche Tendenz prägt auch die Interpretation der Mythographen. Konon (Narr. 45,2) und Apollodoros (1.3, 2,2) beschreiben noch die ganze Geschichte und zwar mit dem tragischen Ende, so wie es Vergil erzählt hat. Bei Hyginus ist die Geschichte bereits Teil einer Aufzählung, in der jene mythischen Figuren aufgezählt werden, *qui licentia Parcarum ab inferis redierunt* (Fab. CCLI).

Als die monumentalsten Darstellungen der Geschichte in der bildenden Kunst gelten die Kopien jenes bereits angeführten attischen Dreifigurenreliefs. Die Szene wird meistens als der Abschied von Orpheus und Eurydike interpretiert.²³ Nach dieser Interpretation zeigen die Körperhaltung der Eheleute, und wie sie traurig einander anblicken, die Zärtlichkeit ihrer Handbewegung sowie Hermes, der entschlossen die Hand ausreicht, jenen Augenblick, als Orpheus auf Eurydike zurückblickt, so daß Hermes schon dabei ist, sie zurück in den Hades zu führen. Diese Deutung der Szene ist aber nicht allgemein akzeptiert. Seit dem letzten Jahrhundert werden ständig Aufsätze veröffentlicht, die die Szene nicht als den letzten Abschied, sondern als das Wiedersehen der geliebten Gemahlin interpretieren.²⁴ Von diesen Aufsätzen ist die

²³ GRUPPE: a.a.O. 1197; SCHWARZ: a.a.O. 100, in beiden mit weiterführender Fachliteratur.

²⁴ Eine Zusammenfassung darüber bietet GRUPPE: a.a.O. 1195 ff. P. DRONKE: The Return of Eurydice. Class. et Med. 23 (1962) 205, Anm. 18; M. OWEN LEE: Mystic Orpheus: Another Note on the Three-figure Reliefs. Hesperia 33 (1964) 401 ff.

Arbeit von L. A. Touchette hervorzuheben.²⁵ Die Verfasserin untersucht die Geste der Gestalten im Kontext der Kunst im 5. Jahrhundert, und sie beweist überzeugend, daß das Relief die Wiederkehr von Eurydike, d.h. die Originalversion darstellt, die mit Orpheus Erfolg endet. Die Entscheidung dieser Frage wird noch zusätzlich dadurch erschwert, daß man weder bei den römischen Kopien noch bei dem griechischen Originalrelief weiß, zu welchem Bauwerk sie gehörten. Es ist ebenfalls nur eine Annahme – wenn auch eine allgemein akzeptierte –, daß das Relief thematisch mit den drei, auch nur in römischen Kopien erhalten gebliebenen Dreifigurenreliefs (Medeia und die Töchter des Pelias; Herakles und zwei Hesperiden; Herakles, Peirithoos und Theseus) eine Einheit bildet, mit denen es stilistisch zweifelsohne zusammengehört.²⁶ Diese Annahme beeinflußt aber die Interpretation der Szene, so daß es zweckmäßiger ist, nicht von dieser Annahme auszugehen, sondern eher von den sonstigen dichterischen und bildenden künstlerischen Bearbeitungen des Mythos.

Orpheus und Eurydike wurden in der Römerzeit immer auf Grabsteinen dargestellt. Aus dem 2. Jh. bzw. 3. Jh. n. Chr. sind uns vier Reliefs und ein Fresko überliefert, das bedeutendste unter ihnen ist wegen seiner Größe und der reichen Verzierung der sog. Pranger aus Poetovio (*Abb. 3*).²⁷ Auf diesem sind sogar zwei Szenen des Mythos zu sehen. Über dem Feld mit der Inschrift steht Orpheus, der die Tiere bezaubert, darunter ist Orpheus vor Dis pater und Proserpina zu sehen, hinter diesen steht Mercurius und links Eurydike. In dem Tympanon sind Selene und Endymion zu sehen. Der bärtige Kopf und die zwei Löwen oben am Grabstein zeigen den Einfluß des Kybelekults, die tanzenden Mänaden und die Panther, die die Schmalseiten verzieren, den des Dionysoskults.²⁸ Die Geschichte von Selene und Endymion ist in der Grabsymbolik zum Ausdruck der Ewigkeit geworden, die Kulte von Kybele und von Dionysos versprachen den Eingeweihten ein glückliches Leben im Jenseits. Im Zentrum der Darstellungen dieser Gedanken stehen die zwei Orpheus-Szenen, die wir also in diesem Kontext als den Ausdruck der Hoffnung auf ein glückliches Leben im Jenseits auslegen können. So können wir auch in der Unterweltszene nichts anderes als nur jene Variante der Geschichte sehen, die mit der Erfolg bringenden Katabasis von Orpheus endet und in der Grabsymbolik den Sieg über den Tod und die Unsterblichkeit der Seele bedeutet.²⁹

Eingemauert in die Wand der österreichischen Kirche St. Martin am Pacher blieb ein Fragment jenes Grabreliefs erhalten, auf dem über dem Feld mit der Inschrift ebenfalls Orpheus, umgeben von Tieren zu sehen ist.³⁰ Der untere Teil des

²⁵ L.-A. TOUCHETTE: A New Interpretation of the Orpheus-Relief. AA 1990, 77–90.

²⁶ Eine analytische Übersicht darüber s. GRUPPE: a.a.O. 1194; H. MÖBIUS: Die Reliefs der Portlandvase und das antike Dreifigurenbild. Bayerische Akad. d. Wiss. Abhandlungen – N.F. H. 61, München 1965, 19 ff.; SCHWARZ: a.a.O. 100.

²⁷ GAREZON: a.a.O. 90, no 87=145b.

²⁸ A. SCHÖBER: Die römischen Grabsteine von Noricum und Pannonien. Wien 1923, 65 ff., Abb. 67; ders.: Die Römerzeit in Österreich. Wien 1953, 127 f., 147, Abb. 53; M. ABRAMIC: Poetovio. Führer durch die Denkmäler der Römischen Stadt. Wien 1925, 135 ff.

²⁹ Daß man darin sogar orphische Jenseitshoffnungen sehen soll, dazu s. SCHÖBER: a.a.O. (1953) 128.

³⁰ GAREZON: a.a.O. 95, no 145 d.

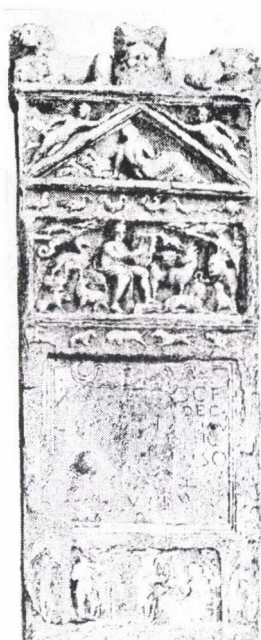


Abb. 3. Pranger in Poetovio (Ptuj, Pettau). Zeichnung

Grabsteins ist verlorengegangen, aber aufgrund des Prangers, mit dem sein Aufbau und seine erhalten gebliebene Verzierung völlig identisch sind, muß er Orpheus und Eurydike in der Unterwelt dargestellt haben, aller Wahrscheinlichkeit nach mit gleicher Bedeutung.³¹

Auch in Intercisa sind Darstellungen beider Szenen des Mythos zum Vorschein gekommen, zwar nicht zusammen, sondern einzeln.³² Das Relief, das die Anabasis von Orpheus und Eurydike darstellt, vertritt jenen Typ der mythologischen Reliefs aus Intercisa, auf denen die Verstorbenen mit mythischen Wesen identifiziert wurden.³³ Auf die mythologische Geschichte weisen nur die Kithara in Orpheus linker Hand und die phrygische Mütze auf seinem Kopf hin, sonst entspricht ihre Kleidung ganz der lokalen Tracht und ihre Darstellung der eines Porträts.³⁴ Von den drei Reliefs drückt gerade dieses am direktesten die Hoffnung auf die Befreiung vom Tod aus, weil es mit der mythischen Szene darauf nicht nur hinweist, sondern durch sie auch die Verstorbenen mit den Gestalten des Mythos gleichsetzt.

³¹ SCHÖBER: a.a.O. (1923) 67, a.a.O. (1953) 144; ABRAMIC: a.a.O. 138.

³² HAMPEL J.: Intercisa emlékei (= Die Denkmäler von Intercisa). Arch. Ért. 16 (1906) 244–45; L. BARKÓCZY–G. ERDÉLYI–E. FERENCZY et al.: Intercisa I. Bp. 1954 = Arch. Hung. XXXIII, K. 182, Taf. LXII, 1 und K.: 190, Taf. LXIV, 1; G. ERDÉLYI: A római köfaragás és kőszobrászat Magyarországon (= Römische Steinmetzarbeit und Bildhauerei in Ungarn). Bp. 1974, 131; SCHWARZ: a.a.O. 98, no 3.

³³ HAMPEL: a.a.O. 244, Taf. VI, Abb. 14; Z. OROSZLÁN: Mitológiai és szimbolikus képtípusok a pannóniai síremlékeken (= Mythologische und symbolische Bildtypen auf pannonischen Grabsteinen). Bp. 1918, 33 f.; ERDÉLYI: a.a.O. 134, Taf. 177.

³⁴ ERDÉLYI: a.a.O.

Noch zwei weitere Darstellungen der Geschichte sind uns bekannt, die im Gegensatz zu den bisherigen die vergilische Version des Mythos zeigen.³⁵ Das Relief aus dem tunesischen El-Amrouni (Abb. 4) stellt wieder Orpheus auf seiner Kithara spielend, von Tieren umgeben dar, bzw. Orpheus und Eurydike in der Unterwelt.³⁶ Die zwei Reliefs schmückten einst die Westseite und die südliche Außenseite eines Mausoleums, auf der Nordseite wurde die Szene dargestellt, in der Herakles Alkestis befreit. Orpheus steht unmittelbar hinter Eurydike, die zum offenen Tor des Hades tritt, hinter dem Tor wird die Unterwelt sichtbar: Sysiphos, der Kerberos, Charon, Ixion und Tantalos. Es ist offensichtlich, daß diese Szene nicht als Anabasis zu interpretieren ist, aber sie kann auch nicht als Katabasis gedeutet werden,³⁷ weil eine Geschichte, nach der Orpheus und Eurydike zusammen in die Unterwelt hinabsteigen, weder mythologisch noch literarisch, noch in der bildenden Kunst überliefert ist. Das Relief zeigt den Augenblick, als Orpheus auf seine Gattin zurückblickt, die deshalb wieder in die Unterwelt zurückkehren muß. Hier wird also nicht die Möglichkeit zur Überwindung des Todes formuliert, sondern die Darstellung ist als eine Geschichte der *raptatio* zu deuten. Dasselbe gilt auch für ein Fresko eines in Ostia entdeckten Grabbaus.³⁸ Auf diesem tritt Orpheus gerade zum Tor der Unterwelt, das durch den Kerberos und den Ianitor Orci angedeutet wird, er blickt Eurydike an, die beide Hände erschrocken hochhebt. Hinter ihr ist Oknos, über ihr sind Pluto und Proserpina zu sehen.

Wenn man nun alle literarischen und künstlerischen Darstellungen des Mythos über Orpheus und Eurydike betrachtet, kann man folgende Bilanz ziehen. Diese Geschichte endet in der vorvergilischen Literatur – bis auf Platon – immer mit Erfolg. Die Vorbedingung für Eurydikes Heraufführung bzw. für Orpheus' Schuld werden nirgendwo erwähnt. Als tragische Geschichte erscheint der Mythos zuerst bei Vergil, dann bei Ovid, im Culex, bei Seneca, bei Konon und Apollodoros. Horaz, Statius, Plutarch, Lukian, Manilius und Hyginus führen aber vom Mythos nur so viel an, daß Orpheus durch seinen Gesang erreichen konnte, daß Eurydike in die Welt der Lebenden zurückgelassen wurde. Diese Handhabung des mythischen Stoffes ist nur ein Beispiel für die allgemeine Praxis der Bearbeitung, daß der Dichter von dem Mythos nur jenes Motiv hervorhebt, das ihm für die inhaltliche Aussage wichtig ist. Gleichzeitig ist aber die ganze literarische Überlieferung darin einig, daß dieses Motiv die Macht der Liebe und der Dichtung ist.

Die bildlichen Darstellungen der Geschichte – zunächst abgesehen von dem Relief in Attika – zeigen ebenfalls eine funktionelle Einheit – alle waren nämlich an

³⁵ Im Gegensatz zu Touchettes Behauptung (a.a.O. 84): „The artistic evidence from the first century BC. onwards, seemingly unaffected by the tragic version of the myth narrated by some of the Latin poets, continues to point to a successful ending for Orpheus' mission.“ Dementsprechend sagt sie über die zwei Darstellungen nur so viel, daß diese Orpheus und Eurydike in der Unterwelt darstellen (a.a.O.).

³⁶ GRUPPE: a.a.O. 1198, 1200; F. M. SCHOELLER: Darstellungen des Orpheus in der Antike. Freiburg 1969, 27,43, Taf. VII, 1, XI, 1; SCHWARZ: a.a.O. 98, no 1.

³⁷ Wie es in der Regel gemacht wird: GRUPPE: a.a.O. 1198; SCHOELLER: a.a.O. 43; SCHWARZ: a.a.O. 100.

³⁸ W. ALTMANN: Die römischen Grabaltäre der Kaiserzeit. Berlin 1905, 228; W. HELBIG: Führer durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Altertümer in Rom I. Tübingen 1963, 829, no 1156; SCHWARZ: a.a.O. 98, no 2.

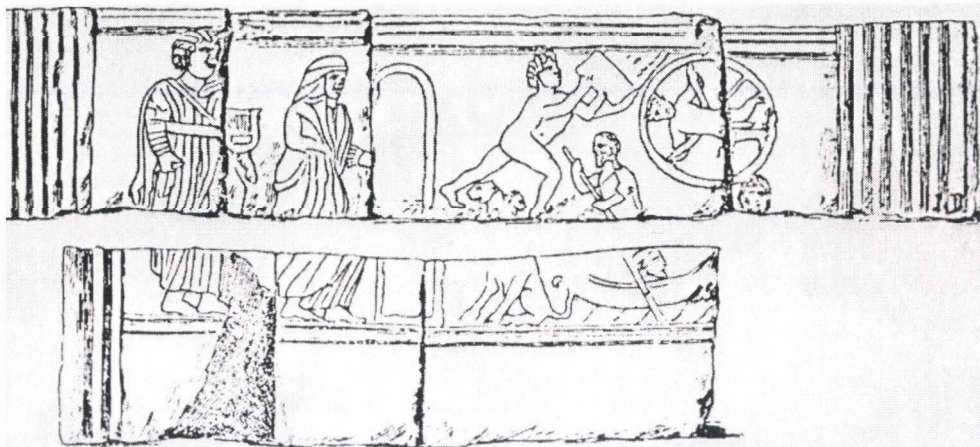


Abb. 4. Relief im Grabbau von El-Amrouni, Tripolitaniien. Zeichnung

sepulkralen Bauten angebracht. Der Gedanke, den sie ausdrücken, ist die Hoffnung auf die Überwindung des Todes und das Versprechen der Unsterblichkeit der Seele. Als Ausnahmen gelten nur das Relief in El-Amrouni und das Grabfresko in Ostia, auf denen der Mythos nicht die *resurrectio*, sondern den Gedanken der *raptatio* ausdrückt. Beide haben jeweils einen Bildtyp hervorgebracht. In dem ersten Fall stehen Orpheus und Eurydike vor dem Herrscherpaar des Hades (auf der Vase aus Apulien, auf dem Pranger, auf dem Relief St. Martin am Pacher) bzw. in einer extrem verdichteten Bearbeitung der Geschichte, d.h. auf einem einzigen Bild stehen nur Orpheus und Eurydike nebeneinander (Intercisa). Auf dem zweiten Bildtyp kommen Pluto und Proserpina entweder nicht mehr vor (Relief in El-Amrouni) oder nur im Hintergrund (Fresko in Ostia), weil sich Eurydikes Rückgabe bereits abgespielt hat. Statt ihrer erscheinen hier die Büßer der Unterwelt, die den Hades selbst symbolisieren, in den Eurydike zurückkehren muß. Andererseits aber wird dadurch, daß Orpheus und Eurydike in den Mittelpunkt gestellt werden, durch ihre Hinwendung zu- oder Abwendung voneinander, deutlich gemacht, daß es hier um den tragischen Augenblick des Zurückblickens und der dadurch hervorgerufenen Trennung geht. Die bildliche Darstellung dieser Variante ist aber erst aus der Zeit nach den *Georgica* belegt, und dies ist gleichzeitig ein Beweis dafür, daß die vergilische Version des Mythos selbst dann noch bekannt war, als in der Literatur diese Deutung nicht mehr vorkam.

Schließlich konnte auch nachgewiesen werden, daß man das größte Interesse für die Geschichte in der Zeit des Augustus, bzw. in einigen darauffolgenden Jahrzehnten zeigte. Von der Mitte des 1. Jh. n. Chr. an gilt dieser Mythos nur als eine jener Geschichten, die darüber berichten, daß jemand aus dem Hades zurückgelassen wird, vielleicht auf längere Zeit (Alkestis) oder nur auf einen Abend (Protesilaos). Darüber liest man bei Plutarch, bei Lukian und das sieht man auf dem Relief in El-Amrouni.

Es besteht natürlich auch die Möglichkeit, daß der Mythos – allem Anschein zum Trotz – bereits im 5. Jh. v. Chr. eine tragische Version hatte.³⁹ Manche nehmen an, daß die gemeinsame Quelle der Anspielungen ein attisches Drama gewesen sei.⁴⁰ Wir kennen aber nur zwei Dramen, die den *Orpheus-Mythos* als Stoff haben. Das eine ist Aischylos' *Bakchen*, aber in diesem ging es um Orpheus' Tod.⁴¹ Das andere ist Aristias' *Orpheus*, von diesem Drama ist aber nur eine einzige Zeile erhalten geblieben. Nichts unterstützt also Zieglers Annahme, nach der die Eurydike-Geschichte vielleicht in diesem Werk tragisch formuliert worden sei.⁴² Auch die Annahme, daß Aristias' *Orpheus* höchstwahrscheinlich ein Satyrspiel war⁴³ kann nicht als Anhaltspunkt gelten, die erhalten gebliebenen Darstellungen in der bildenden Kunst unterstützen diese Hypothese ebenfalls nicht.

Der Großteil der bildenden künstlerischen Darstellungen vor dem 1. Jh. v. Chr. stammt aus der zweiten Hälfte des 5. Jh.⁴⁴ Eine Metope aus der ersten Hälfte des 6. Jh. stellt Orpheus unter den Argonauten dar, die bereits angeführten Vasen aus Apulien – 13 an der Zahl – zeigen ihn in der Unterwelt. Unsere weiteren Denkmäler sind attische Rotfigurenvasen, die in der Zeit zwischen 460–400 v. Chr. hergestellt wurden und im Grunde genommen zwei Szenen darstellten: Orpheus, wie er für die thrakischen Männer singt, und die thrakischen Frauen, die den Sänger angreifen.⁴⁵ Letztere Szene hat auch zahlenmäßig mehr Darstellungen, überliefert sind uns 17 Vasenbilder mit der ersten Szene und 36 mit der zweiten. Wie die Kunstdarstellungen zeigen, hat man in der 2. Hälfte des 5. Jh. das Tragische an Orpheus' Geschichte nicht in dem Scheitern von Eurydikes Heraufführung, sondern in dem Tod des Sängers gesehen – so wie es auch Aischylos interpretiert hat.

Die Vorlage für die vergilische Version des Eurydike-Mythos war nach der vielzitierten Analyse von C. M. Bowra⁴⁶ ein hellenistisches Gedicht. Die Unterschiede zwischen den vergilischen und den ovidischen Bearbeitungen erklärt er damit, daß Vergil, seines Erachtens, kreativer mit der gemeinsamen Vorlage umgegangen ist als Ovid. Diese, sonst belanglosen Unterschiede lassen sich aber viel mehr auf das dichterische Wetteifern zurückführen, jedenfalls aber würden sie für die Rekonstruktion einer angenommenen hellenistischen Vorlage keine ausreichende Basis bilden.

Aufgrund der Quellen, die uns zur Verfügung stehen, scheint es angemessen zu sein, die tragische Prägung der mythischen Geschichte Vergil zuzuschreiben. Wir

³⁹ HEURGON (a.a. O. 50 ff.) und M. P. NILSSON (Early Orphism and Kindred Religious Movements. *Harvard Theological Review* 28 (1935) 189) neigen zu der Annahme, daß bereits im 5. Jh. beide Versionen des Mythos vorhanden waren, aber jene mit dem erfolgreichen Abschluß die ältere Version ist.

⁴⁰ GRUPPE: a.a.O. 1160.

⁴¹ W. SCHMID–O. STÄHLIN: *Geschichte der griechischen Literatur* 1.2. München 1934, 106 und 185, U. von WILAMOWITZ-MOELLENDORFF: *Der Glaube der Hellenen* II. Berlin 1955, 133.

⁴² ZIEGLER: a.a.O. 1270.

⁴³ A. DIETRERICH: Aristias. *RE* II. 899, SCHMID–STÄHLIN: a.a.O. 181.

⁴⁴ GAREZON: a.a.O. 83 ff.

⁴⁵ Aus dieser Zeit sind insgesamt nur noch drei attische Vasenbilder bekannt, auf diesen sieht man nicht die hier angeführten, jedoch eine mit ihnen zusammenhängende Szene: Orpheus' abgeschnittenen Kopf: GAREZON: a.a.O. 88, no 68–70.

⁴⁶ S. Anm. 2.

sind hier mit Bowra einverstanden, daß die hellenistische Dichtung dafür ein bedeutendes Muster geliefert haben soll, nicht aber ein einziges Gedicht. Die grundlegenden Motive der Geschichte, d.h. die wundervolle Wirkung von Orpheus' Gesang auf die Natur,⁴⁷ die die sonst unerbittlichen Kräfte der Unterwelt bewegende Macht dieses Gesangs und schließlich: das Zurückgewinnen von Eurydike als Krönung⁴⁸ waren bereits seit Euripides bekannt. Diesen Stoff hat Vergil so bearbeitet, daß er Aristaeus für Eurydikes Tod verantwortlich machte, und durch die Verknüpfung der zwei Mythen hat er die Einheit des Epyllion, das die *Georgica* abschließt, geschaffen. Im Mittelpunkt der Erzählung steht Orpheus' Abstieg in die Unterwelt, die Ausmalung dieser Geschichte und die Einfügung eines alten Tabu-Motivs, nämlich des Verbots des Zurückblickens⁴⁹ sind Vergils eigene Ideen, durch diese hat er den Mythos entscheidend bearbeitet. Wie ein Rahmen umfaßt das Weinen um Eurydike die Geschichte, am Anfang der Erzählung trauern die Dryaden und die ganze Natur um sie, am Ende Orpheus. An diesem Punkt lehnte sich Vergil am meisten an die hellenistische Dichtung an, die das Muster für den *Topos* schuf, daß die Natur – wie ein Mensch – um jemandes Tod trauert.⁵⁰ So wie die Tiere im I. Idyll von Theokrit um Daphnis weinen (71–75), so wie in Bions Gedicht um Adonis seine Hunde, die Eichen, die Flüsse und die Blumen trauern (18–19, 32–36), so wie in Bions Trauerlied die ganze Natur um den „dorischen Orpheus“ weint, so beweinen auch die Berge Eurydike (460–463) und lassen die letzten Schreie von Orpheus abgerissenem Kopf widerhallen (525–527).

Obwohl das Trauern um eine mythische oder eine wirkliche Person ein häufiges Thema der hellenistischen Dichtung ist und die Eurydike-Geschichte eine hervorragende Gelegenheit für ein Gedicht dieser Art hätte bieten können, sind uns keine Zeilen überliefert, die das thematisieren würden. Wir kennen aus dieser Zeit sogar ein ganzes Gedicht über Orpheus, und zwar das von Phanokles,⁵¹ aber dieses Gedicht behandelt den Tod des Sängers und erklärt darüber hinaus, warum sich die thrakischen Frauen tätowieren ließen. Über Orpheus Tod und von seinen Mördern sind uns mehrere Versionen überliefert.⁵² Jene Version, nach der der Sänger von thrakischen Frauen ermordet worden sei, weil er die Frauenliebe abgelehnt, die Thraker dagegen mit der Knabenliebe bekannt gemacht haben soll, entstand in der hellenistischen Dichtung und ist gerade in der Elegie des Phanokles zum ersten Mal zu lesen.⁵³

Orpheus' Frauenhaß als die Ursache für seinen Tod wird danach nur von Vergil (*Georg.* 4. 216) und Ovid (*Met.* 10, 79–82) erwähnt, letzterer spricht auch von dem zweiten Motiv, d.h. von der Knabenliebe (83–85). Orpheus' ablehnendes Verhalten gegenüber Frauen und seine Neigung zu Knaben soll ein Beitrag der hellenistischen Dichtung, höchstwahrscheinlich der von Phanokles zum Mythos sein. Es ist nicht so, daß Phanokles über Eurydike einfach schweigt, sondern er erzählt von dem

⁴⁷ Euripides: *Iph. Aul.* 1212, *Bacch.* 562.

⁴⁸ Euripides: *Alk.* 357–62.

⁴⁹ GRUPPE: a.a.O. 1162; ZIEGLER: a.a.O. 1269.

⁵⁰ B. HUGHES FOWLER: *The Hellenistic Aesthetic.* Bristol 1989, 104 ff.

⁵¹ Ed. E. DIEHL: *Anthologia Lyrica* VI.(1925) 225 ff.

⁵² ZIEGLER: a.a.O. 1282 ff.

⁵³ ZIEGLER: a.a.O. 1287.

Sänger als von einem, der sich nie von Frauen angetan fühlte (9–10). Vergils Veränderung an diesem Motiv besteht also darin, daß er Orpheus Abneigung gegen Frauen mit dem zweiten Verlust von Eurydike verbunden hat, er hat also das aus der hellenistischen Dichtung übernommene Motiv mit dem tragischen Tod des Sängers in kausalen Zusammenhang gebracht. Es fällt auch auf, daß Theokrit, der so oft von Dichtung, von glücklicher und unglücklicher Liebe gesungen hat, Orpheus' Gestalt niemals heraufbeschwört. Sein römischer Nachfolger aber tut es in den Eklogen sehr oft (3.46, 4.55–9, 6.29–30, 8.55–56) und erwähnt Orpheus immer als ein Beispiel für die unübertreffliche Dichtkunst.

All diese Ausführungen unterstützen unsere Ansicht, daß die allgemein bekannte Version der Eurydike-Geschichte nicht einem verloren gegangenen hellenistischen Gedicht, sondern Vergil zu verdanken ist. Er war es nämlich, der den Mythos in eine endgültige Form gebracht hat: die wichtigsten Elemente dieses Mythos waren ja längst bekannt, sie bildeten jedoch kein organisches Ganzes. Für diese Methode des Zusammenfügens findet man bei Vergil auch ein anderes Beispiel. Er hat nämlich auch die Creusa-Geschichte (Aen. 2,770–93) bearbeitet und gab dadurch ein Beispiel für die *retractatio*, so hat er die bis heute bekannte Form der Geschichte geprägt.⁵⁴ Dafür galt gerade die Eurydike-Geschichte als Vorlage, die Idee kam wohl daher, daß Aeneas' Gemahlin in der Kleinen Ilias und in den Kypria nicht Creusa sondern Eurydike heißt.⁵⁵ Als weitere Beispiele können die Verknüpfung des Mythos über Aristaeus mit dem über Orpheus und Eurydike oder die vergilische Kanonisierung der Aeneas-Sage erwähnt werden.

All dies veranlaßt uns erneut dazu, die bereits oft formulierte Frage zu stellen: Müssen wir in der Darstellung des attischen Reliefs weiterhin den Augenblick der verhängnisvollen Umkehr, oder sogar den einzigen Beweis dafür sehen, daß die tragische Version des Mythos bereits im 5. Jh. v. Chr. bekannt war?⁵⁶ Unseres Erachtens nicht. Aufgrund der ikonographischen Untersuchung des Reliefs ist auch L.-A. Touchette in ihrem bereits zitierten Aufsatz zur gleichen Schlußfolgerung gekommen.⁵⁷ Ihre gründliche und äußerst überzeugende Argumentation wollen wir hier mit einigen weiteren Bemerkungen ergänzen. Die Handbewegung von Orpheus und Eurydike kann nicht nur aufgrund der kunsthistorischen Parallele als Ausdruck der Zusammengehörigkeit interpretiert werden.⁵⁸ Die typische Handbewegung der Trennung und des Abschieds ist sowohl an den klassischen griechischen Grabtafeln⁵⁹ als auch auf römischen Sarkophagen⁶⁰ der Händedruck. Touchette beschreibt die Szene meistens als eine Parallele zu den Alkestis-Darstellungen, aber auch die bildliche Ge-

⁵⁴ J. HEURGON: Un exemple peu connu de la retractatio virgilienne. REL 1931, 158–68.

⁵⁵ GRUPPE: a.a.O. 1162; HEURGON: a.a.O.

⁵⁶ L. CURTIS: Die klassische Kunst Griechenlands. Potsdam 1938, 266; M. P. NILSSON: Geschichte der griech. Religion I. München 1955, 681; MÖBIUS: a.a.O. 23.

⁵⁷ S. Anm 25, 85 ff.

⁵⁸ TOUCHETTE: a.a.O. 86.

⁵⁹ Vgl. dazu den Abschied von zwei Kriegern an einer Grabtafel aus dem Jahre 420: E. ROHDE: Griechische und römische Kunst in den Staatlichen Museen zu Berlin. Berlin 1968, 82, Abb. 65.

⁶⁰ Wie z.B. die Darstellung des Abschieds von Laodameia und Protesilaos auf einem Sarkophag aus ca. 170: H. SIGHTERMANN–G. KOCH: Griechische Mythen auf römischen Sarkophagen. Bilderhefte des deutschen Arch. Instituts Rom, Heft 5–6. Tübingen 1975, 64 f. Taf. 169.

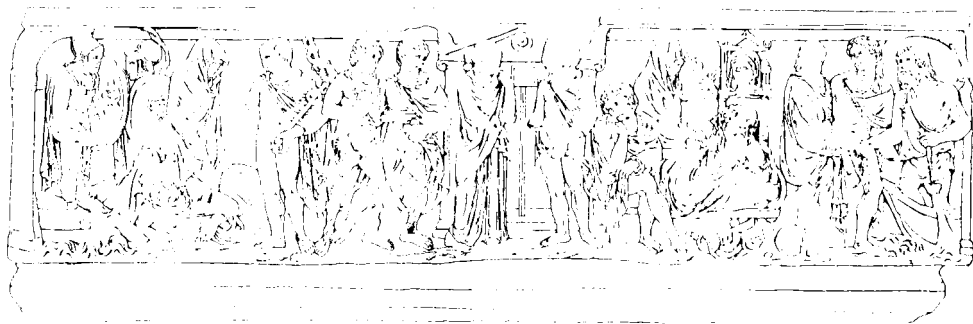


Abb. 5. Protesilaos-Sarkophag, Vatikan. Mus. Zeichnung

staltung der Laodameia-Geschichte bietet eine Parallele zu dem attischen Relief. Auf der längeren Seite eines vatikanischen Sarkophags (Abb. 5)⁶¹ steht Laodameia noch wartend vor dem Tor des Palastes, der gerade angekommene Protesilaos tritt mit gleicher Bewegung zu ihr hin wie Orpheus zu Eurydike. Der Unterschied rührt teilweise daher, daß die Darstellung des Sarkophags zwei Momente in einem Bild verdichtet: die der Erwartung – darauf deutet die stehende Laodameia hin – und die des Wiedersehens, das durch die schreitende Bewegung von Protesilaos gezeigt wird.

Das attische Relief verewigt einen einzigen Augenblick, und zwar den der Begegnung. Hermes führt als Psychopompos Eurydike nicht fort, sondern zu Orpheus, dieser reicht ihr bereits die Hand, um sie von der Unterwelt heraufzuführen. Das Fresko in Ostia und das Relief in El-Amrouni sind Beispiele dafür, daß ein Meister, wenn er das tragische Moment der Geschichte darstellen will, auch die Art und Weise findet, durch die er es eindeutig machen kann. Das attische Relief zeigt also genauso Eurydikes Rückgabe wie alle literarischen und künstlerischen Darstellungen des Mythos vor Vergil. Jene Deutung des Bildes, wonach dieses den letzten Abschied der Gattin darstellen sollte, ist wohl unter dem Einfluß der vergilischen Bearbeitung des Mythos, als deren Rückprojizierung entstanden.

Universität Miskolc
Egyetemváros
H-3515 Miskolc

⁶¹ SICHTERMANN-KOCH: a.a.O.

KATALIN DÉR

MUNDUS DECOLOR

AN ANTIQUE MOTIF IN ST. ANSELM OF CANTERBURY (OR 7 [64–71, 20–21]*)

Sin – evil as privation, *privatio boni* – strips the world of its beauty and order; when man commits a sin he “disrupts that part of the world’s order, that is, its beauty, revealed in him” (CDH 1,15 [8–9, 73]). The world’s beauty is here identified with order, with the intelligible internal structure of things, their form; ugliness is a privation of order. This is a medieval commonplace. More than twenty years before the writing of *Cur deus homo?*, however, in his Seventh Prayer (Ad S. Mariam), written in 1074, Anselm defines a very different notion of beauty. Here ugliness is not the marring, the disfiguring of the proportion, the intelligible, ordered structure of things; instead, in this text, we find an unfamiliar idea: the decay of the world’s beauty is caused by the disappearance of *colour*, of *colourfulness*. Sin brought about the fading of the objects of the material world (*decolorabantur*); everything lost its colour: *caelum, sidera, terra, flumina, dies, nox*, and all things placed under human power, or which serve the needs of man (*quaecumque humanae potestati vel utilitati sunt obnoxia*). Parallel to this, the aesthetic effect of redemption is that things regain their original lustre (*decorantur*). In our opinion, the passage at hand is not just another case of Anselm’s familiar delight in puns (*decolorabantur – decorantur*); there is more here than first meets the eye. All the more, since our two texts can be linked to two elements of Augustine’s famous definition of beauty in corporeal things: “*congruentia partium cum quadam coloris suavitate*.”¹ This cannot be a chance coincidence.

We are looking for the answers to the following questions. Why, and on what conceptual basis, does Anselm identify the disfiguring effect of sin with the absence

* Caelum, sidera, terra, flumina, dies, nox, et quaecumque humanae potestati vel utilitati sunt obnoxia: in amissum decus sese gratulantur, domina, per te quodam modo resuscitata, et nova quadam ineffabili gratia donata. Quasi enim omnia mortua erant: cum amissa congenita dignitate favendi dominatui vel usibus deum laudantium, ad quod facta erant, obruebantur oppressione et decolorabantur *abusu* idolis servantium, propter quos facta non erant. Quasi vero eadem resuscitata laetantur: cum iam deum confitentium et dominatu reguntur et usu decorantur. – The texts are quoted according to the Schmitt edition; on the *abusu* reading (instead of *ab usu*), see below, n. 14.

¹ Epist. 3,4; cf. De civ. 22,19,2.

of colour, rather than the privation of order and form, and what is the source of this strange idea?

According to Anselm's own account (Ep 28), the written version of Or 7 was set down at the request of a brother monk, after two other prayers to Mary (Or 5 and 6). This third version, unlike the others, won the unknown brother's liking, hardly by chance, since it is a true mirror of the personality of its author and expresses the "metaphysical ecstasy" which is a part of the later, great writings; it reveals the character of Anselm, dialectician and poet, who in his faith and in his thought was marked by extreme passions.² It is sufficient to glance in passing at the prayers written by others under the inspiration of Or 7³ to see the great differences in thought, disposition, and character that can be concealed at times beneath superficial philological resemblances, and that this unusual image, the *mundus decolor*, is entirely fitting to the context.

When Anselm links colour and colourlessness to material realities (*sidera, terra, flumina*), or to realities conceived as material (*caelum*) and notions of time (*dies, nox*), he returns to the original substance of colour-symbolism. Because colour belongs primordially to the materiality of things, it symbolizes the material energy, the dynamism of the world, and is almost as powerful an expression of the essence of a thing as its name.⁴ In Philo colour is already a symbol of the Four Elements (white: earth, green: water, violet: air, red: fire); others link the seven pure colours to the seven planets or the seven heavenly spheres.⁵ The colour-symbolism of Christian liturgy, which in later Church practice came to express more abstract concepts (joy, mourning, hope, etc.), originally evoked visible, material reality,⁶ the existing world which is the place, the recipient, and the object of the liturgical act; the fact – in short – that liturgy does not affect only the soul, but spiritually affects the whole of the material world; and, since it is by colour and colour alone that we perceive things, liturgical colour, in the eye of faith, makes the mysteries reveal themselves, giving them an almost material substance.

The medieval view of the aesthetic function of colour – not of particular colours, but of Colour in itself – was framed by Augustine in his definition of beauty quoted above, which was universally known and accepted until the end of the Middle Ages. Out of the text's rich exegesis it is sufficient, from our point of view, to make mention of the two constituent elements of beauty. Beauty, as *congruentia partium*, as the intelligible structure of a thing, the harmony, proportion and order of its parts, can be mathematically expressed, and is the object of rational knowledge. The other

² See R. W. SOUTHERN: *Saint Anselm and his Biographer*. Cambridge 1963, p. 288.

³ On the way in which Or 7 influenced Eadmer, see R. W. SOUTHERN, *op. cit.*, and the sources quoted there.

⁴ See the *Theologische Realenzyklopädie*, s. v. "Farben, Farbensymbolik", Vol. 11, pp. 25–30; *Reallexikon für Antike und Christentum*, s. v. "Farbe", Vol. 7., esp. pp. 359–362.

⁵ *Dictionnaire des symboles* (ed. J. CHEVALIER and A. GHEERBRANT). Paris 1969; s. v. "couleur", pp. 105–113; *Theologische Realenzyklopädie*, *ibid.*; *Lexikon für Theologie und Kirche*, Vol. 4., pp. 23–24; *Knaurs Lexikon für Symbole* (ed. H. BIEDERMANN). München 1989; pp. 133–134.

⁶ *Dizionario patristico e di antichità cristiane* (ed. A. DI BERNARDINO). Marietti 1983; s. v. "colore", Vol. 1. pp. 737–740.

element, *color*, cannot be mathematicized at all; it is not a structural or functional property, but belongs to the ornamentation of a thing, to its *decus* (in our text: *decorabantur*). It has no effect on our sense of order; its power to affect us is somehow bodily, sensual, emotional, like the sensation of sweetness (*suavitas*). No internal, logical necessity links these two properties: colour is additively present (*cum*) in the intelligible thing.

In Or 7 the emphasis is on the thesis that, as a consequence of sin, this other element, colour, is worn away from the world. Neither the intelligible structure nor, still less, the general beauty of things is lost. We will first take a short look at the most widely-accepted opinions held by medieval aesthetics on the subject of colour, which are implied in our own text, and necessary to its understanding.

(1) Colour is an essential constitual element of beauty.⁷ Augustine's definition and the medieval consensus formed in its wake builds on the synthesis of two elements of the antique tradition, the unification of Pythagorean-Stoic and Plotinian conceptions. The first emphasizes mathematically-definable proportion, the other gives a major role, apart from the rational structure, to simple properties, including sound, light, and colour.⁸

(2) Colour, in its *ontological* status, is at once a bodiless, and a bodily-material thing, not a body itself, but only to be found on bodies;⁹ this duality is the basis of the colour symbolism according to which the material reality of colour can refer to spiritual content.

(3) From the point of view of *epistemology*, colour is the condition of our perception of things. The condition of colour-vision, however, is light: the coloured body must be illuminated by something,¹⁰ thus, the symbolism of colour and the mysticism of light are intimately connected. The disappearance of colour can, in this context, signify that the object of our knowledge has become inaccessible to us, just as the absence of light can mean epistemological darkness. This causes different shades of meaning to be found in the word *decolor*: at times it means a lack of colour (eg. paleness), at other times blackness,¹¹ and only the context can reveal which is the correct reading; at times these two meanings combine.¹²

⁷ See Augustine, loc. cit. and De ord. 2, 11, 33. Augustin's definition is quoted by many medieval authors see e. g. Bonaventura's autographs, ch. 51 (in: E. DE BRUYNE: Etudes d'esthétique médiévale I-III. Brugge 1946. vol. III. p. 190 f.), Albertus Magnus (De divin. nom. 4, 76, 3), Ulrichus de Argentina (De summo bono II. 3, 4 [De pulchro] in: M. GRABMAN: Die des Ulrich Engelberti von Strassburg OP Abhandlungen De pulchro. Untersuchung und Texte. München 1926. p. 77), St. Thomas (Sth II-II. 145. a. 2. c; I. 39. a. 8. c.) etc.

⁸ Plotinus: Ennead. 1,6,1.

⁹ See Johannes Scotus Eriugena: De divis. nat. 3, 14.

¹⁰ See Hugo de Sancto Victore, Didasc. 7, 12. Cf. Ulrichus de Argentina, loc. cit. and especially R. Grosseteste's De colore (in: L. BAUR: Die philosophische Werke des R. Grosseteste [BGPM IX]. München 1912. p. 78), cf. A. C. CROMBIE: R. Grosseteste and the origins of experimental sciences 1100-1700. Oxford 1953, still a useful source on Grosseteste's thinking on optics and colour-theory.

¹¹ In Vergil, Aen. 8, 326 *decolor* expresses lack of colour as characteristic of the Silver Age less radiant than the Gold, while in Prudentius (Catahem. 5,69) *decolor pubes* are the black-skinned Egyptians. The Vergil text fits into our current train of thought, in so far as the fading of colour is linked to moral decline: the Age of Silver is "worse, and (hence) colourless", *deterior ... ac decolor aetas*. In the parallel text of Ovid's Metamorphoses, however, there is no mention of the aesthetic effects of this

(4) The *aesthetic* meaning of colour: it is the non-rational constituent of beauty. Even as the same musical note can sound in various tonalities,¹³ so the colour of a thing can be pleasurable or unpleasant, entirely irrespective of its rational structure.

Colour is, therefore, from the ontological, epistemological, and aesthetic points of view, an essential quality of things: in our text the disappearance of colour is a symbol, symbolizing a tragic transformation at work in the world; if colour were *truly* to disappear from the world, then the world would become unknowable, and, in some sense, *quantum ad nos*, would cease to be.

The most general natural foundation of Anselm's thinking on colour is to be found in those passages of the Scriptures concerning the way sin transforms nature and the cosmos, from the topos of the elements' turning against man to the darkening of the sun in the Passion (Mt 27,45 par.). Among several such texts, the most important would seem to be the exegesis of the ninth Egyptian plague in *Sap* 17,1–18,4. Here the question is not the destructive, darkening-discolouring effect of *sin* on nature in general; the darkness and the other calamities are the result of the concrete sin of *idolatry* (*passim*, esp. 13–15,19). This motif can be found in Or 7: objects in the world lose their colour because idol-worshippers use and abuse them ("*decolorabantur abusu* [ab usu?]¹⁴ *idolis servientium*"). *Sap* (loc. cit.) explains this one element of Anselm's text,¹⁵ but neither the rest, nor the whole thought – the sources of this must be sought elsewhere. The following lines of Anselm's prayer shed more light. According to our text, there is a direct connection between the colourlessness of the world and its state of death: the fading or discolouration of things is at once, it would appear, an accompanying phenomenon and the very cause of their deathly

moral decline: for him the people of the Silver Age, *argentea pubes*, are only *auro deterior*, but not *decolor* (Met 1, 114 f.). Hence – without discussing the details of the metal-symbolism of the ages of the world – as far as the naming of the "Gold", "Silver", etc. ages is concerned, the metals which signify the ages are not merely less and less valuable (Ovid), but both metals and worlds are less and less beautiful, ever less colourful (Vergil).

¹² In the *De humanis moribus*, 119, one of the consequences of bodily weakness is that human beings lose their colour, and this can mean both paleness (*pallor*) and darkening (*nigrescit*), while in the decay of the soul as a consequence of sin, only the latter is possible.

¹³ Augustinus, *De ord. ibid.*

¹⁴ The reading *abusu* instead of *ab usu* is supported by three factors: (1) Anselm does not use the *ab* preposition to form the abl. rei efficientis. (2) The reading *abusu* fits more exactly and logically into the context, because it expresses the idea that the idol-worshippers, precisely because they are who they are, are necessarily not able to make proper use of the world's things, and this is *abusus*. (3) Consequently, the *abusu-usu* pair fits better into the developing chain of parallelism/antithesis (see below) than the simple (*ab*) *usu-usu* repetition, since the essence of the logical and stylistic structure of this text is just this parallelism of opposites.

¹⁵ The exegesis in *Sap* makes the symbolic Anselmian meaning of the disappearance of colour and light even clearer when it states that the same place was dark for the Egyptians and bright for the Children of Israel as if darkness were not a factual, external, visible quality, but rather something in the eyes of the sinner (see esp. 18,1). In the same way, Anselm is not talking about an externally-visible change when he uses the verbs *decolorabantur* and *decorantur*. The change caused by the remission of sin in the world – of which only the aesthetic aspects are under discussion – is real, but/and spiritual change, visible only to the eye of faith. Neither *decolorabantur* nor *decorantur* can be seen by the senses: the world after redemption, as far as its external appearance is concerned, is neither better nor more beautiful than before, but exactly the same.

state. In Anselm's words – leaving the other motifs, for the moment, out of consideration – “For all things were as if dead, since they were ... made colourless” (*Omnia enim quasi mortua erant, cum ... decolorabantur*).

We find a similar linkage of death and colourlessness/darkness in Book VI of the *Aeneid*, in the lines at the beginning of the underworld episode, as Aeneas and Sibylla journey to the country of the dead. On this deathly path it was not merely dark; it was like the time when “night steals colour from things”: *rebus nox abstulit atra colorem* (272). The deathly darkness, and the colourlessness it causes begins already in the no-man's-land between the upper and lower worlds, *unterwegs*, on the border between earth and the infernal regions, before we reach the actual entrance to the underworld. Anselm speaks of the deathly state and colourlessness of *this* world, but even as Vergil's dark night is more than a natural phenomenon, since it at once foreshadows and uncovers the country of the dead; in Anselm – in an unspoken, but naturally implied train of thought – the *quasi mortua* state is itself the herald of eternal death, and colourlessness a foreboding of Hell's hideousness. At the parallel point in Lucan's *Pharsalia* it cannot, in fact, be established even to this extent whether we are on the earth or in the Underworld, for the two are really one and the same: the earthly world is itself engulfed by hell,¹⁶ and Lucan emphasizes even more sharply than Vergil the dark, colourless face of this mysterious earthly hell or hellish earth (*Phars* 6, 642–656).¹⁷ Still, I do not recommend that we seek the inspiration of Anselm's thought in Lucan's somewhat complicated obscurity, but rather in Vergil's simpler picture.

The second part of Anselm's train of thought is a logical consequence of the first, in so far as he aims to show the aesthetic impact of redemption. With the remission of sin, the things of the world “are reborn” (*resuscitata*) and regain their beauty (*decorantur*) – this, on the basis of what has already been said, can only be understood to mean that they regain their colour – since, in a movement logically parallel to the first part of the sentence, the man who now makes use of them believes in the true God: *Deum confitentium ... usu decorantur*. For the inspiration behind this thought we must again turn to Vergil. In the *IVth Eclogue* we read that in the sinless world of the new Golden Age certain animals will be coloured (42–45). Macrobius' commentary refers to Etruscan books of prophecy. According to these, the unusual colour of the animals is a sign that the emperor's governance will be happy and prosperous (3,7,1).¹⁸ We cannot say whether this interpretation was known in Anselm's time, and this, in fact, is hardly the point. For the connection

¹⁶ R. M. DANESI: L'anticosmo de Eritto e il capovolgimento dell'inferno Virgiliano (Lucano, *Phars.* 6, 333 sgg.). *Atti dell'Accademia dei Lincei* 1992, pp. 197–263, esp. pp. 220 and following, pp. 230–232.

¹⁷ Lucan (642–648), seems to revel in adjectival expressions: *caecis cavernis, pallida silva, opacat, marcentes tenebrae, pallens longa nocte situs, numquam lumen habet*. – A common thought underlies all the examined texts: being-cognizability-beauty, life-light-colour belong together: one act ends the *being* of things in death, their *cognizability* in darkness, and their *beauty* in the disappearance of colour.

¹⁸ *Traditur in libro Etruscorum, si hoc animal insolito colore fuerint indutum, portendi imperatori omnium rerum felicitatem*. – There not the animals' colour itself, but the strangeness of their colouring is the essence of the change.

between the two Vergilian texts must have been clear – and it is just this connection which appears in the logical relation of the two halves of Anselm's thought. According to this, if sin causes death (*mortua*) and the privation of beauty, colourlessness (*decolorabantur*), then the elimination of sin must bring the rebirth (*resuscitata*) of the world and the return of its original loveliness, its colour (*decorantur*). As, in Vergil: in Aen 6, 272 the proximity of death's darkness steals colour from things, while in Ecl 4, 42–45 the animals regain colour in the sinless world of the Golden Age.

The link with Aen 6, 272, if not a case of direct philological "dependence" but rather one of inspiration, seems certain enough. There is no concrete proof that the corresponding image in the *IVth Eclogue* had a part to play, since anyone could justifiably rejoin that the positive, second half of Anselm's text is simply the logical consequence of the first, and that its wording is too general. Two further circumstances, however, make it seem likely that the text of Or 7 bears some relation to the *IVth Eclogue*. The first is the *De humanis moribus*, based on notes taken from Anselm's oral teaching. In the 50th chapter of this work (*De puchritudine et turpitudine*) eternal life, the absence of sin, and colour are connected in just the same way that the Golden Age, the absence of sin, and the colour of the animals are linked in the eclogue. Human beauty, the colour of human skin (white, red), is not yet perfect in this world; perfect colour will be attained by the Just in the next world, where "they will be shining (white) and red"¹⁹. The second shared motif, in Or 7, is the contrast of the just rule of man over nature with the oppression of nature by man. According to Anselm, the sinner or idolater becomes a tyrannical oppressor of nature, and this oppression seems to bury the world under its weight; by contrast, the rule of the believer over nature (*dominatus*) is in agreement with the will of God. This part, which we left out earlier, is as follows: the things of the world "having lost their innate (*congenita*) dignity, that of assisting the *rule* and of serving the needs of the praisers of God, for which purpose they were made, were crushed into the dust by the oppression ... of the idol-worshippers..." (*omnia ... amissa congenita dignitate favendi dominatui vel usibus deum laudantium, ad quod facta erant, obruebantur oppressione ... idolis servantium*). The loss and return of the world's beauty and colour are linked, in the stylistic perfection of Anselm's preferred devices parallelism and antithesis to good and tyrannical rule, to the two ways in which man uses the world. The passage forms a perfect logical series: twice-four terms – the expressions *idolis servantes* and *Deum laudantes*, *oppressio* and *dominatus*, *abusus* and *usus*, *decolorari* and *decorari* – form twin logical chains, each of their four word-pairs makes at once a perfect parallelism and antithesis. Things

<i>idolis servantium</i>	<i>oppressione obruebantur</i>	<i>abusu</i>	<i>decolorabantur</i>
<i>Deum laudantium</i>	<i>dominatu reguntur</i>	<i>usibus</i>	<i>decorantur</i>

In the *IVth Eclogue* nature changes in the same way: as violence passes from the world it will befriend man and will serve his needs – the coloured animals are

¹⁹ (*iustus*), *fulgebit, rutilabit*. In Augustine we find a similar thought: the colours of the redeemed in the next world will be more beautiful than earthly colours: *Coloris vero suavitas quanta erit, ubi iusti fulgebant, sicut sol in regno patris sui* (De civ. *ibid.*).

just one part of this picture. In the wider context (37–45) three forms of aggression against nature occur and cease together. As “violence” against the sea, mercantile trade, traversing the huge, inimical world of the deep, as agriculture, at once the wounding of the body of Mother Earth and violence against the ploughing oxen, will cease in the Golden Age, so the violent and mendacious alteration of the colour of the skin and wool of the animals themselves becomes unnecessary, since the animals will themselves be coloured.²⁰ This context suits Macrobius’ interpretation of the passage as a description of the Golden Age’s good emperor and his happy and prosperous *dominatus*. But in Anselm this good ruler is the man of true faith (*dominatus Deum laudantium*), and he does not, of course, give voice to the cultic meaning of colour that is, perhaps, to be found in Vergil.²¹

If we try to understand our passage from the Seventh Oratio by breaking it into its constituent parts, we can find the plausible origin of each motif:

(1) *Sin and nature*. The most general background of the entire passage, the disfiguring of nature following the appearance of sin in the world, is a commonplace, to be found in the Bible, Vergil, and in many other descriptions of the Golden Age.

(2) *Faith and practice*. The sin in question is idolatry, but *idolis servire* denotes not only cultic acts, but especially – as Anselm expresses it – *abusus*, all those ways and aims by which and for which the idolater exploits nature; in his hands the things of the world decay *eo ipso* – Sapientia.

(3) *Oppressio and dominatus*: The improper use of the world is violence against nature: opposed to this, in Anselm, is the just rule of the believers, in Vergil the spontaneous end of all violence – Ecl 4, 42–25.

(4) *Mundus decolor – mundus mortuus*. The decay of the world does not mean that the world, after sin, is unable to function: it is expressed in the loss of beauty, concretely colour; the colourlessness of the world, its darkness is connected to its deathly state, a sign and symbol of the death to come present in the earthly Nature of this world, still apparently alive, but the earthly world and the world of hell cannot be separated and are, in fact, almost indistinguishable – Aen 6, 272 (cf. Phars 6, 642–656).

²⁰ See most recently, W. CLAUSEN’s *A Commentary on Virgil’s Eclogues*. Oxford 1995, pp. 138–140; B. THORNTON, *AJPh* 109 (1988) p. 220; cf. F. DELLA CORTE’s commentary *Le Bucoliche di Virgilio* (Genova 1985), on lines 37–52: Two comments should be made: (1) A. J. BOYLE’s interpretation of the eclogues fits remarkably with our thinking on this subject. For Boyle the Eclogues are – like Anselm’s writings for us – first and foremost meditations on the moral, emotional, and intellectual collapse of man after the Fall, a collapse which finds expression in Vergil in pairs of opposites, like colour and colourlessness in Anselm (The Chaonian dove. *Studies in the Eclogues Georgics and Aeneid of Vergil*. Brill, Leiden 1986, see especially Ch. II.: Pastoral Meditation: The Eclogues pp. 15–32. (2) On the aversion to the dyeing of wool: the same motif appears in Georg 2, 165 (*alba neque Assyrio fucatur lana veneno*), as part an idealised peasant life, hence as an accompanying trait of a sinless existence, *nescia fallere vita* (467). Here, however, it is a sign of simplicity, and no mention is made of the wool itself changing colour.

²¹ Since purple, scarlet, and saffron had a cultic use; see L. HAVAS’s commentary in *Auct. Lat. XIV, Vergilii Eclogae*. Budapest 1971, 79.

(5) *Resuscitata, decorantur*. With the remission (Anselm) or the spontaneous end (Vergil) of sin, the things of the world are revived and regain their beauty, colour returns to nature – Ecl 4, 42–45.

The passage from Or 7, in its complex internal coherence, is as follows:

"Sky, stars, earth, rivers, day, night, and all those things that are subordinated to human capacities or the needs of man exult in their beauty (once) lost, Lady; by your hand they are in a sense reborn and some new and ineffable grace has been bestowed upon them. For all things were as if dead: since – having lost their innate dignity, that of assisting the rule and of serving the needs of the praisers of God, for which purpose they were made – they were crushed into the dust by the oppression, and rendered colourless by the misuse of the idol-worshippers, for whom they were not made. But all these now rejoice, reborn, as it were; for the rule of the believers in God governs them, and their use beautifies them."

The question fundamental to our argument, whether Anselm could in fact have known these Classical texts well enough to enable us to speak not so much of their philological influence as their inspirational effect, is to be considered as decided since Koyré and Southern. The great antique authors were never forgotten in any period of the Middle Ages, and we cannot draw far-reaching conclusions from the fact that Anselm rarely mentions or quotes them. He hardly ever names or quotes others, Christian writers, authorities he must have studied very deeply; it is simply not his habit.²² Vergil, in fact, is among the rare exceptions: Anselm mentions him by name, and recommends him for deeper study to his pupil, Mauritius.²³

Research into the history of genre²⁴ and the history of art have documented Anselm's contemporaries' familiarity with Vergil. J. Courcelle's study of the miniatures in Vergil-codices from 10th to the 15th centuries offer an idea of how they read

²² On Anselm's reading and knowledge of the antique authors see A. KOYRÉ: *L'idée de Dieu dans la philosophie de Saint Anselme*. Paris 1984 (1923¹) pp. 15 and following, and p. 106. R. W. SOUTHERN believes that we can in all certainty accept that Anselm knew Horace, Vergil, Lucan, Persius, and perhaps even Terence well, *op. cit.* p. 17. – The following further fact can be added to their many convincing arguments. The significance of the phrase *colorem auferre* (Aen 6, 272) will be noticed only by the most attentive reader; and Anselm himself, who, as we know, made constant efforts at improving the quality of texts in the abbey library of Bec, and considered the texts' accuracy important, thinking it better to have a few good, rather than many bad manuscripts (KOYRÉ: *op. cit.* pp. 15 f.), could well have been such a person.

²³ Ep 64 (14–16).

²⁴ P. KLOPSCH paints a convincing picture of the wide extent to which bucolic poetry was known and fashionably imitated from the beginning of the ninth century at the latest, and of Vergil's widespread cult in the ninth and tenth centuries: *Mittelalterliche Bukolik*. In: *Lectures médiévales de Vergile*. Actes du Colloque organisé par L'Ecole Française de Rome (23–25 Oct. 1982). Paris 1985, pp. 145–165. J. COURCELLE's grandiose work (*Lecteurs païens et lecteurs chrétiens de l'Enéide I–II*. Paris 1984), in its first volume, tries to measure Vergil's influence by his citations. We can read innumerable quotations from Book VI (Vol. I. pp. 419 f.), and a number of quotations of 6, 272, the line with which we are concerned (Vol. I, p. 433 and notes).

the classics at this time.²⁵ The masters worked with full consciousness of their task as illustrators, and faithfully followed Vergil's text, at most only slightly christianizing certain details; they did not want to invent anything new, and their paintings are – entirely irrespective of how much they knew about antiquity in general – surprisingly exact. A miniature of the Underworld, in Paris gives us an idea of how they saw our present theme, the *mundus decolor*, in the Middle Ages.²⁶ The painting is not dark, not even twilit, but rather – if one can say such a thing about a coloured painting – colourless, *decolor*.²⁷ The background, the foreground, every object, all human figures – Pluto, Proserpina, an unknown woman, the other figures of the dead, the landscape – are rendered in a uniform, homogeneous, greyish-yellowish beige anticoulour, except for Cerberus and the two devils, who are blue-black. Only the gods of the underworld cast shadows, for they alone are not “dead”. The picture is not black, on which *nothing can be seen*, but colourless, in which *nothingness* is visible. *Invisibility*, *non-being itself* is visible here. *Privation* is visible: not ugliness, but the *absence of beauty*, not blackness, but the *absence of colour*. This feeling is still to be felt, through many layers of transmission, a primordial consciousness beyond all philologies, in modern film, where a sudden cut to a series of shots in black-and-white suddenly reminds us of our world without beauty, the ugly, tragic, or merely empty, characterless, disfigured, half dead twentieth-century *mundus decolor*.

Eötvös Loránd University
Faculty of Humanities
H-1361 Budapest P.O.B. 107

²⁵ J. COURCELLE: Les illustrations de L'Énéide dans les manuscrits du X au XV siècle. In *Lectures médiévales... op. cit.* pp. 395–401.

²⁶ True, the picture is from the 5th century, long after Anselm. – Bibl. Nat. Paris ms. lat. 7939 A, fol. 128.

²⁷ This would seem to suggest an especially sharp eye, and an unusually precise understanding of Vergil, since there are, among the codex-illuminations to the same scene of the Aeneid, several in brilliant colour; see Plate no. 495 in J. COURCELLE's collection (*Lecteurs... op. cit.* Vol. II.)

ERNST DOBLHOFFER

HORAZ, C.4,5 – EINE LITERARISCHE ‚KIPFFIGUR‘?

In seinem Aufsatz *QUAERIT PATRIA CAESAREM?* oder *HORAZ UND AUGUSTUS*¹ hat mich Severin Koster wiederholt als Vertreter einer ‚positiv-pa-negyrischen‘ Interpretation horazischer Augustusgedichte angesprochen, gegen die er deren semantische Doppeldeutigkeit verfiicht. Er sieht an diesen Gedichten je zwei Seiten einer literarischen Medaille, eine Vorder- und eine Rückseite, die beide „ihr Recht und ihre Gültigkeit haben“ (K.51), so daß ihm die Oden 3,14 und 4,5 zu „lite-rarischen ‚Kippfiguren‘“ werden. Dagegen möchte ich mich erneut, wie schon ein-mal,² „zur Wehr setzen“ (K.52) und diese Überlegungen zugunsten einer konservati-ven Interpretation Istvan Borzsák widmen, der seine lebenslange Arbeit an Horaz mit seiner ‚konservativen‘ Teubneriana³ gekrönt hat.

I

K. behandelt die beiden Augustusoden c.3,14 *Herculis ritu* und c.4,5, *Divis orte bonis*; über seine Interpretation der erstgenannten Ode darf ich mich hier kurz fassen. Er geht dabei von Auffälligkeiten und Unstimmigkeiten aus, an denen c.3,14 ja besonders reich ist.⁴ Beim Aufspüren eines maliziösen Doppelsinnes stützt er sich weitgehend auf D. Kienast,⁵ zum Teil auch auf U. W. Scholz.⁶ Mit diesen beiden

¹ S. KOSTER: *Ille ego qui. Dichter zwischen Wort und Macht. Erlanger Forschungen R. A.* 42, 1988, 49–68; hinfert zit. als K. mit beigefügter Seitenzahl dieser Arbeit.

² E. DOBLHOFFER: *Horaz und Augustus. ANRW II* 31.3, 1981, 1922–1986, bes. 1962–1975, *Herculis ritu* (c.3,14): *Ironie oder Bekenntnis?*

³ Horatius: *Opera*; ed. S. BORZSÁK, Leipzig 1984. Mein Ms. wurde am 5.12.1997 eingereicht.

⁴ Zu den ‚Ungereimtheiten‘ von c.3,14 s. U. W. SCHOLZ: *Herculis ritu – Augustus – consule Planco* (Horaz c.3,14); *WS N. F.* 5, 1971, 123–137; auch R. G. M. NISBET: *Some problems of text and interpretation in Horace Odes III, 14 (Herculis ritu)*. *Liverpool Lat. Semin.* 4, 1983, 105–119, hier 118.

⁵ D. KIENAST: *Horaz und die erste Krise des Prinzipats (Die Ode ‚Herculis ritu‘)*; *Chiron* 1, 1971, 239–251.

⁶ SCHOLZ (A.4).

Autoren habe ich mich schon 1981 eingehend auseinandergesetzt,⁷ was K.52 zwar registriert, ohne aber mit einem Wort auf meine Argumente einzugehen. Daher genüge hier der Hinweis auf meine dort vorgebrachten Gegengründe gegen die Auslegung von c.3,14 als eines versteckten Haßgesanges auf Augustus. Zur Illustration des Wagemuts, mit dem K.55.58 dem locus vexatissimus, dem *nominatis* v.11 zuleibe rückt, um ihm einen schmähenden Doppelsinn abzugewinnen, nur diese Probe: er erklärt das Partizip für die 2. Person Plural Indikativ und übersetzt: „Ihr aber, ihr Jungen und Mädchen, die ihr schon den Mann kennengelernt habt, ihr benennt ihn mit üblem Namen: Spart euch die Worte!“⁸ Diesen Rat befolgt hiermit auch der Verfasser.⁹

Einer ähnlichen Prüfung unterwirft K.52 auch die „noch nicht ‚verdächtige‘ Ode 4,5. Er hat offenbar übersehen, daß c.4,5 sehr wohl ‚verdächtig‘ worden ist, und zwar von A. Palmer, der erklärte, „es gibt mehrere Dinge in dieser Ode, die mich argwöhnen lassen, daß sie nicht von Horaz geschrieben ist.“¹⁰ K. geht auch bei c.4,5 von Auffälligkeiten und Unstimmigkeiten aus. Freilich stutzt der aufmerksame Leser, wenn er auf kaum mehr als acht Druckseiten den Ausdrücken „auffallend“ (60.61.64) und „befremdlich“ (61.62.65) gleich je dreimal, dem Befund „merkwürdig“ (61.63) zweimal begegnet. Es will ihn ein Verdacht beschleichen, allerdings nicht der von K. gehegte, sondern die Befürchtung, daß hier *petitio principii* im Spiele ist. Doch nun mit K. zur düsteren Kehrseite der Ode 4,5. An ihrem Schluß vermißt er (64) Horazens Wunsch, Augustus wieder in Rom zu sehen; der Dichter möchte den Herrscher lieber in dem v.3 f. angesprochenen Heroenkonzil im Himmel gut aufgehoben wissen. Und daraus ergebe sich „ein ganz anderer Sinn für das einleitende *divis orte bonis*: *divis orte bonis* ist da, wo Romulus und der *divus Iulius* weilen.“ Dieser ist allerdings im Gedicht nirgends genannt. Viel wichtiger ist jedoch ein anderer Umstand: es liegt eine Kasusambiguität vor, auf die K. aus irgendwelchen Gründen nicht eingeht; *divis bonis* kann abl. originis, aber auch abl. absolutus sein. Für den Ablativus originis sprechen das *orte* und viele neuere Übersetzer und Kommentatoren; so auch K. Für den Ablativus absolutus treten neben maßgebenden älteren auch einige gegenwärtige Horazforscher ein. Dieser Kasus besagt, daß Augustus *divis bonis*, „unter guten Göttern“ geboren ist, entweder temporal, „als“, oder kausal, „da“ wohlgesinnte Götter herrschten. Das wären dann aber nicht, wie K. meint, die legendären Stammväter der gens Iulia, sondern ganz allgemein jene *boni divi*, denen nach Horaz c.4,2,38 zusammen mit den *fata* das von Augustus heraufgeführte Goldene Zeitalter zu verdanken ist:

⁷ DOBLHOFFER (A.2); dazu jetzt auch NISBET (A.4).

⁸ In den insgesamt 217 sapphischen Strophen (die „größere“ c.1,8 natürlich ausgenommen) gibt es gezählte 55, also fast ein Viertel aller Strophenschlüsse nach dem Muster *nominatis* / *parcite verbis*, an denen ein Beziehungswort und ein Attribut (Adjektiv oder Partizip) das Ende des dritten Elfsilblers mit dem Ende des Adoneus zusammenschließen; zu dieser engen Verbindung s. F. CRUSTIUS–H. RUBENBAUER: Römische Metrik. München 1963, §§ 147.168. Das ist gewiß kein stringentes, aber doch ein beachtenswertes Argument gegen K.s *nominatis* als 2. Pers. Plural. Nach NISBET (A.4) 114 f. sind die *verba male ominata* Lehnübersetzung von δυσώνυμα ἔπη im Sinne von δύσφημα ἔπη; er denkt auch an ein Wortspiel *nomen – verbum*.

⁹ Verwiesen sei aber auf Ch. RATKOWITSCH, WS 103, 1990, 279.

¹⁰ Hermathena 60, 1942, 107, deutsch zit. von E. FRAENKEL: Horaz. Darmstadt 1967, 518, A.4.

*quo nihil maius meliusve terris
fata donavere bonique divi,
nec dabunt, quamvis redeant in aurum
tempora priscum.*

So verstanden die Rolle der *divi boni* in c.4,5,1 schon Dacier, Peerlkamp, Orelli, neuerdings wieder Fraenkel¹¹ und Syndikus.¹² Zugunsten des abl. abs. ist vor allem zweierlei anzuführen: *bonis* wäre überflüssig, hätte Horaz auf des Augustus göttliche Abstammung hinweisen wollen (Peerlkamp), und die Anrufung der *boni divi* an der Parallelstelle c.4,2,37 f. ist nicht an die Ahnen des Augustus, sondern an die guten Götter gerichtet, „durch deren Gnade er in die Welt kam, um die Menschheit zu retten... Am Beginn der Augustusode kommt es nicht in erster Linie auf den Stammbaum an, sondern vielmehr auf den Gedanken, daß sein Dasein einem Akt der Vorsehung zu verdanken ist.“ Fraenkel weist anschließend auf T. E. Page hin, der schon an beabsichtigte Ambiguität gedacht hat: „Augustus ist gleichzeitig ein Beweis für die Gunst des Himmels¹³ und selbst himmlischer Abkunft.“ Zur Syntax ist sat.2,3,8 zu vergleichen, wo Horaz sich beschuldigen läßt, er klage die Wand seines zu engen Zimmers an, den *iratis natus paries dis atque poetis*; sat.2,7,14 über Priscus, der *Vortumnis (quotquot sunt) natus iniquis* ist, und sat.1,5,97 über die Stadt *Gnatia Lymphis iratis exstructa*. Gewiß, diese horazischen Parallelen begegnen alle in den Satiren, und was die Geburt oder die Entstehung der dort Genannten anlangt, so stand sie nicht im Zeichen großer Götter, sondern eher zweitrangiger Numina, der Vortumni und der Lymphae; der Zimmerwand allerdings hatten erzürnte Götter und Dichter Pate gestanden. So darf man wohl von einer Vorliebe des Horaz für diesen absoluten Ablativ sprechen und mit Fraenkel¹⁴ lesen: „Du, der du durch die Gunst der helfenden Götter in Erscheinung getreten bist“, oder mit Kytzler¹⁵: „Durch der Götter Gunst kamst du in die Welt“.

Hingegen hat die Auffassung von *Divis orte bonis* als abl. originis ihre bekannteste Stütze in Kießling-Heinzes Kommentar: „*Divis orte bonis* als *Veneris sanguis* CS 50“, und ihre gewichtige Begründung in dem Hinweis auf Ennius ann. 110 ff. *pectora...tenet desiderium, simul inter sese sic memorant: 'o Romule, Romule die, qualem te patriae custodem di genuerunt! o pater, o genitor, o sanguen dis oriundum, tu produxisti nos intra luminis oras*. Beide Deutungen des Ablativs bestehen zu Recht; eine Kasusambiguität, wie viele bei Horaz. W. Wimmel spricht in solchen Fällen von der „Offenheit zwischen zwei Ablativbedeutungen“ und von Ambiguitäten des politisch-panegyrischen Typus, die er im Bereich von Horazens persönlicher Diplomatie ortet.¹⁶ Wimmel hat schon in seiner frühesten einschlägigen Unter-

¹¹ FRAENKEL (A.10) 515, A.2.

¹² H. P. SYNDIKUS: Die Lyrik des Horaz. Bd. 2. Darmstadt 1973, 332, A.11.

¹³ Dazu würden sich die *iusti divi* der Teilüberlieferung EMR δφψ Porph., für die NISBET (A.4) 110 mit erwägenswerten Gründen eintritt, gut fügen.

¹⁴ FRAENKEL (A.10) 515.

¹⁵ B. KYTZLER: Quintus Horatius Flaccus, Oden und Epoden. Lat./deutsch, übers. u. hrsg.; Stuttgart² 1978, 201.

¹⁶ W. WIMMEL: Sprachliche Ambiguität bei Horaz. Abh. Marburger Gel. Ges. 24. München 1994, 12.

suchung¹⁷ zwischen Fällen von alternierendem, ausschließendem Doppelsinn einerseits und harmonischer Ambivalenz andererseits unterschieden. Diese letztere liegt auch hier vor: Augustus als Göttersproß oder Augustus als Geschenk der Götter – beide Versionen sind unmißverständlich panegyrisch, sie verherrlichen den Princeps; nichts deutet hier auf einen maliziösen Hintersinn.¹⁸

Aber zurück zu dem ‚Heroenkonzil im Himmel‘. Augustus hat nach K.64 kraft seiner Sohnschaft zum *divus Iulius* dem heiligen Konzil seiner Väter, d.h. seinen verstorbenen und vergöttlichten Ahnen, in Gestalt von häufigen, lebensgefährlichen Erkrankungen¹⁹ das Versprechen gegeben, bald auch ein *divus* zu werden und zu seinen versammelten Vorfahren in den Himmel aufzusteigen, dieses Versprechen aber immer wieder gebrochen. Die *patria* v.16 „entpuppt sich nun plötzlich als das ‚himmlische Vaterland‘, als das seines“ (des Augustus) „Vaters, wo das *concilium deorum* tagt.“ Somit sind die *divi boni* des Augustus verstorbene Vorväter, das *patrum concilium* deren Versammlung im Himmel und nicht der Senat, die erbetene Heimkehr die Aufforderung an den Princeps, sich endlich seinen toten Vätern zuzugesellen. Darin vermag man dem kühnen Interpreten nicht mehr zu folgen.

K.s Umgang mit der ersten Strophe von c.4,5 ist eine abgewandelte, aber konsequente Fortsetzung der alten Fehldeutung von c.3,14, *Herculis ritu*, wonach das Volk den Tod des Augustus herbeisehnt. Ob K. hier die Stimme des neuen und anderen Horaz, dem er auf der Spur zu sein glaubt, vernommen hat, muß bezweifelt werden.

Auf die zweite Strophe mit ihrem Herrscher-Sonnen-Vergleich geht K. nicht ein, wohl deshalb, weil sie ihm nur die Vorderseite der Medaille darstellt und sich beim besten Willen nicht ‚kippen‘ läßt. Wie Horaz hier einen alten Topos des Herrscherlobes aufgewertet und vergeistigt hat, habe ich an anderer Stelle gezeigt.²⁰ Auch der „geradezu rührend wirkende Vergleich“ der bangenden Mutter mit dem Vaterland in der dritten und vierten Strophe wird von K.60 nur kurz referiert, sein Aussagewert allerdings mit dem Hinweis auf das Ganze des Gedichtes relativiert. Erst mit dem „auffallenden“ (K.60) *etenim* v.17 beginnen für K.60 f. „die merkwürdigen Aussagen über Land und See.“ An dem *etenim* nimmt K.60 f. Anstoß: „Es kann keine Begründung dafür sein, daß Caesar als *custos gentis Romulae* zurückkommen soll. Das wäre nur verständlich, wenn sein Schutz zu Hause notwendig wäre. Dieser erweist sich aber als überflüssig“, wie der folgende Teil des Gedichtes zeige. „*etenim*

¹⁷ Doppelsinnige Formulierung bei Horaz?; Glotta 40, 1962, 119–143.

¹⁸ Die Stelle c.4,5,1 unterscheidet sich von ähnlichen insofern, als sie nicht eine stark und eine eingeschränkt panegyrische Lesung zuläßt, sondern zwei ‚gleichwertige‘, aber eben panegyrische Deutungen bietet; vgl. DOBLHOFFER (A.2) 1985 f. zu epist. 1,20,23. Ähnlich ‚gleichwertig‘ ist die schon in der Horazüberlieferung gegebene Ambiguität c.3,14,7, an der K.55 Anstoß nimmt: *clari (ducis)*, für das sich sowohl BORZSÁK 1984 als auch SHACKLETON BAILEY² 1991 entscheiden, oder *cari (ducis)*, für das NISBET (A.4) 110 f. eintritt. Auch hier doppelsinnige ‚Gleichwertigkeit‘ im Bunde mit panegyrischer Eindeutigkeit.

¹⁹ Dio 53,25,7; 27,5; Suet. Aug. 80 f.

²⁰ E. DOBLHOFFER: Die Augustuspanegyrik des Horaz in formalhistorischer Sicht. Heidelberg 1966, 87–91; ders. (A.2), 1977 ff.

ist also eine modifizierende Partikel im Sinn eines ‚im übrigen allerdings‘.²¹ K. läßt freilich – inkonsequenterweise – auch „die üblichere begründende Funktion“ gelten. Mir scheint vielmehr das *etenim* die vorausgegangenen *desideria fidelia* der *patria* nach dem Friedensfürsten unmißverständlich zu begründen.

Und nun zu dem „spazierengehenden“ Rind v.17, *bos perambulat*. K.61: „*perambulare* ist ein zielloses, unbeschwertes Wandern, das hier vom Vieh gesagt wird, statt eines gewöhnlichen *errare*. Das Rind hat offenbar nichts Besseres zu tun als eben dies,“ und das auf dem „Land, das anscheinend nicht bearbeitet zu werden braucht.“ Aber man muß nicht mit F. Ritter, ed. Leipzig 1856 und Kießling–Heinze an pflügende Rinder denken; die würden freilich schlecht in das hier vorschwebende Bild des Friedens im Goldenen Zeitalter passen, wo die schwere Arbeit des Pflügens unbekannt ist. Das Richtige trifft Syndikus,²² der an ‚weidende‘ Rinder denkt und dazu auf c.1,17,5–8 verweist, wo die *olentis uxores mariti inpune tutum per nemus arbutos quaerunt*, sowie auf epod. 16,43 ff. *reddit ubi Cererem tellus inarata quotannis, et inputata floret usque vinea*. Von weidenden Rindern, wie im Frieden seines Sabinums und auf den Seligen Inseln, spricht Horaz also auch in c.4,5,17, und was wäre daran merkwürdig? Doch, eines, so K.64: Die in *perambulare* ausgedrückte Lebensfreude empfindet das Rind, weil es sich sicher weiß vor den „maßlosen Motiv- und Supplikationsopfern... diesen unnötigen ‚Hekatomben‘ für kaiserliche Hin- und Herbewegungen.“ K. stützt diese Annahme mit dem Hinweis auf Seneca benef. 3,27,1, wo der Senator Rufus beim Mahl den Wunsch äußerte, Augustus möge nicht mehr heil zurückkehren, und sich in diesem Wunsch mit allen Stieren und Kälbern einig wußte. Kann man aber damit auch die Parallele c.1,17,5, das *tutum nemus* auf Horazens Sabinum, erklären? Ich glaube, daß K. das unbeschwert weidende Rind topischer Friedensschilderungen zu Unrecht als Vehikel einer stillen Opposition gegen Augustus verdächtigt hat.

Aber damit ist der Merkwürdigkeiten noch kein Ende. V.20 *culpari metuit fides* ist nach K.61 „eine befremdliche Formulierung. Wieso sollte eine Römertugend Angst haben, in Schuld verwickelt zu werden? Geht es etwa um Denunziation in der Stadt?“ Abermals hilft die Besinnung auf die Grundbedeutung des Verbums, das, obwohl mit *culpa* stammverwandt, doch in erster Linie ‚tadeln‘ heißt; die *fides* ‚scheut sich nun davor, getadelt zu werden‘, sie möchte ‚tadellos‘ sein. Und sie begegnet zusammen mit der *pax*, deren Lob unmittelbar zuvor v.19 in dem *pacatum mare* anklingt – eine Verbindung, die Horaz auch im CS 57 hergestellt hat. Diese *fides* erscheint schon vorher v.15 als Beweggrund der Sehnsucht der *patria*, die den Caesar *desideriis icta fidelibus* herbeisehnt. Befremdlich? Ebenso wenig wie v.21 *nullis polluitur casta domus stupris* eine „befremdliche Ausdrucksweise für eine Selbstver-

²¹ Für seine alternative Auslegung des *etenim* beruft sich K.60 auf die Grammatiken von LEU-MANN–HOFMANN–SZANTYR, 2,509 und KÜHNER–STEGMANN 2,2,128 f. An diesen Stellen finde ich keine Rechtfertigung von K.s „im übrigen allerdings“. Sein halbherzig vorgebrachter Einwand gegen die begründende Funktion des *etenim* scheint mir Ausdruck einer positivistisch–rationalistischen Logik zu sein, eines unangebrachten, weil unzureichenden Werkzeugs der philologischen Interpretation; ich verweise dazu auf Gedanken meines Lehrers VIKTOR PÖSCHL: Probleme und Gefahren des Interpretierens in der klassischen Philologie. Heidelb. Jahrbbb. 3, 1959, 95–103, hier 102.

²² SYNDIKUS (A.12), 337 f.

ständigkeit (ist), daß eine *casta domus* gegen Ehebrüche gefeit ist: wäre sie sonst *casta?*“ (K.62). Aber das Prädikat *polluitur* wird zunächst durch die Stellung von *nullis* am Versanfang negiert und diese Negation dann durch das Hyperbaton *nullis... stupris* hervorgehoben; die Wortfolge des Verses 21 soll die wiedergewonnene Reinheit der *casta domus* unterstreichen. Emphase und Prolepse liegen vor, nicht aber die befremdliche Erläuterung einer Selbstverständlichkeit. Der folgende Vers 22 kann kaum anders verstanden werden denn als Antwort auf des Dichters bittere Frage c.3,24,35 f. *quid leges sine moribus vanae proficiunt*, auf welche die Kommentare (und K.) verweisen. Nun ist, das besagt c.4,5,22, *mos* wiederhergestellt und im Bunde mit *lex*, und das dank Augustus, dem *custos* der *mores* und der *leges*, und seiner *lex Iulia de adulteriis coercendis*. In c.4,5,22 verschmelzen *mos et lex* zu einer Einheit; das hebt der Dichter hervor, indem er sie mittels des singularischen Prädikats *edomuit* vereint: sie haben gemeinsam das befleckte Laster ganz und gar bezähmt.

Hinter diesem Perfekt vermutet K.62 nun mit Estevez²³ eine „etymologische Anspielung auf ‚e-domu-it‘...„Augustus‘ Gesetze haben erreicht, daß das Verbrechen ‚aus dem Haus geht‘, ‚außer Hauses gewiesen ist‘.“ Das ist eine Lesung ganz im Sinne von F. Ahls „Metaformations“,²⁴ und sie steht, wie ich anderswo²⁵ ausgeführt habe, „vor allem deshalb auf tönernen Füßen, weil sie voraussetzt, daß der antike Leser und Hörer Silben innerhalb eines Wortes als gesonderte Sinneinheiten, unabhängig vom Sinn des Wortes, das sie bilden, empfunden, aufgenommen und verstanden habe; dafür spricht kein einziges antikes Zeugnis.“ Aber selbst wenn man K.s Lesart folgte, würde sie sich doch keineswegs in die düstere Kehrseite seiner ‚Kippfigur‘ fügen, sondern im Gegenteil das Augustuslob der ganzen Ode bestätigen.

An dem Vers 24, *culpam poena premit comes* vermißt K. zutreffend den Ausdruck einer inneren, moralischen Erneuerung. Und in der folgenden, 7. Strophe lasse (K.63) die staatliche Sittenkontrolle in der Privatsphäre „den Dichter eine Frage an den ‘Überwachungsstaat’ stellen: „Wie soll man, bei soviel Angst zu Hause, noch einen Gedanken an *militiae* verschwenden können, oder wie kann noch gebührend an diese Schutzaufgabe des Staates gedacht werden? Parther, Skythen, Iberer sind ungefährlicher als ein *Caesar incolumis*. Das kann nur heißen, daß Caesar einerseits allein in diesen Dingen ungeschoren davorkommt, und andererseits als innerer, ziviler Feind, als sakrosankter Tyrann mehr zu fürchten ist als alle äußeren Staatsfeinde zusammengenommen.“ Und K.66 in seiner Paraphrase der 7. Strophe: „Wer möchte da noch den Parther fürchten, wer den Eisskythen, wer, was das grausige Germanien an Brut wirft, wenn Caesar unbetroffen und noch am Leben ist? Wer möchte sich da um den Krieg im wilden Spanien kümmern?“ Betroffen allerdings liest der Philologe diese Volte über den Ablativus absolutus *incolumi Caesare*. Um ihn so zu verstehen (,wenn doch der Caesar leider noch lebt‘), muß man nicht nur c.3,14,14–16 ignorieren, wo Horaz dem aus Spanien heimkehrenden Augustus versichert *ego nec tumultum / nec mori per vim metuam tenente / Caesare terras*; man muß sich auch über

²³ V. A. ESTEVEZ: A possible pun in Horace, Odes 4.5; CB 61, 1985, 31 f.

²⁴ F. AHL: Metaformations. Soundplay and Wordplay in Ovid and Other Classical Poets. Ithaca / London 1985.

²⁵ Gnomon 60, 1988, 156.

die realen Hintergründe der Nennung der auswärtigen Feinde hinwegsetzen: es sind lauter militärische und diplomatische Erfolge des Princeps,²⁶ auf die hier angespielt wird und die dem Imperium den Frieden gebracht haben, den Horaz preist und gesichert weiß eben *incolumi Caesare*, weil und solange der Caesar lebt.

An der 9. Strophe, v.35 f., findet K.64 es „auffallend“, daß die hier (und epist. 2,1,5) genannten Heroen tot sind: „Augustus wird also wie ein verstorbener und ob seiner Verdienste vergöttlichter Heros verehrt. Man ist froh, daß man in ihm nicht den *deus praesens* zu verehren braucht.“ Aber gerade das tut Horaz ja in der kurz zuvor entstandenen Epistel 2,1,15 f.: *praesenti tibi maturos largimur honores / iurandasque tuum per numen ponimus aras*.²⁷

Nur folgerichtig möchte K.65 f. dann aus der letzten Strophe an den *dux bonus* Horazens Wunsch nach dauernden Ferien vom *custos gentis praesens* herauslesen. Auch hier wäre er gut beraten gewesen von Syndikus,²⁸ der zu v.39 bemerkt: „Und in einer letzten Steigerung reiht sich Horaz in dem ‚dicimus‘ des letzten Satzes in den Preis seines Volkes ein.“ Durch den Übergang in die erste Person Plural vollzieht er sein Einstimmen in den Jubel des Volkes; ein solches Einstimmen findet sich auch in c.4,2,45–52. Dort steht v.46 f. das panegyrische Selbstzitat *o sol pulcher, o laudande*, eine Horaz eigene Abwandlung des Herrscher-Sonnen-Vergleichs, mit der er über bloße *variatio* weit hinausgeht und sich zu Augustus bekennt.²⁹ Diese von mir später in größerem Zusammenhang wiederholte Auslegung³⁰ wurde von Nisbet³¹ angefochten, von anderen namhaften Gelehrten gegen ihn bestätigt.³² Im Hinblick auf die Analogie der beiden jedesmal unter Überbietung der Tradition und in der ersten Person abgelegten ‚Bekanntnisse‘ mag man K. die von Horaz ersehnte ‚Himmelfahrt‘ des Augustus nicht glauben.

K.s. ‚Kehrseite‘ von c. 4,5 läßt sich auf eine einfache Formel bringen: „Horaz wünscht den Princeps tot und im Himmel bei den anderen Heroen gut aufgehoben; von seiner unliebsamen irdischen Präsenz können den Dichter nur Flucht aus der Stadt und Trunkenheit schützen.“³³ Aber seine Argumente sind anfechtbar. Manche vermeintlichen Unstimmigkeiten lösen sich durch die Besinnung auf die Wortbedeutung, so das „spazierengehende“ Rind mit seinen Ängsten, oder durch den Blick auf die Topik des jeweiligen Sujets, die z.B. Horazens von K.63 angenommene Stadtflucht ins Ungesehene und Uneinsehbare ländlicher Absonderung unwahrscheinlich macht. Andere Vermutungen stehen freilich in krassem Widerspruch zu horazischen Parallelen, so der Schrecken verbreitende *incolumis Caesar* der 7. Strophe zu dem Sorgenlöser von c.3,14,14–16; der als Toter verehrte Augustus der Strophe 9 zu dem schon bei Lebzeiten göttlich Verehrten der Epistel 2,1,15 f. Als geradezu abenteuer-

²⁶ Dio 51,20; 53,25,29; 54,5,11,20; Suet. Aug. 20 f.

²⁷ DOBLHOFFER (A.20) 122–141, bes. 127 f.

²⁸ SYNDIKUS (A.2) 342 f.

²⁹ DOBLHOFFER (A.20) 86–91.

³⁰ DOBLHOFFER (A.2) 1979.

³¹ CR 19, 1969, 174.

³² DOBLHOFFER (A.2) 1979 f., A. 243.

³³ E. DOBLHOFFER, AAHG 43, 1990, 25 f.

lich mutet die von K.63 zur 8. Strophe erwogene Rückübersetzung der Winzersprache von v.30 in die konkrete Erotik der Landbevölkerung an.

II

K. 67 wirft selbst „die berechtigte Frage nach der Reaktion des Princeps“ auf, „dem man die Enttarnung dieser Texte zutrauen muß“, und meint, das Fehlen einer bestrafenden Reaktion erweise den Text noch nicht als ein simples Loblied. Auch wir sind der Meinung, daß ein versteckter Hohn dem rhetorisch gebildeten, in Prosa und Poesie dilettierenden und lebenslang literarisch interessierten Herrscher nicht hätte entgehen können – immer vorausgesetzt, daß die Ode einen solchen hämischen Doppelsinn enthalten hätte, zumal einen so unverhohlenen aggressiven, wie K.63 ihn ihr unterlegt; Augustus werde da von Horaz als „innerer, ziviler Feind, als sakrosankter Tyrann“ hingestellt, der „mehr zu fürchten ist als alle anderen Staatsfeinde zusammengenommen.“ Der Princeps sei dagegen nicht eingeschritten, wohl weil er es für politisch opportun gehalten habe, die getarnte Aussage von c.4,5 lieber gänzlich zu ignorieren. Diese Begründung ist nicht von vornherein zu verwerfen; rühmt doch Cremutius Cordus³⁴ bei Tacitus, ann. 4,34,5 den *divus Iulius* und den *divus Augustus*, daß sie sich Briefe, Reden und Gedichte mit Schmähungen gegen die Caesaren hätten gefallen lassen, *haud facile dixerim, moderatione magis an sapientia. namque spreta exolescunt: si irascere, adgnita videntur*. Aber trotz seines Schweigens zur Ode 4,5 habe Augustus mit seinen immer wieder erhobenen, lästigen Forderungen einen Druck ausgeübt, vor dem allein Maecenas den Dichter habe schützen können. Daher sei es kaum verwunderlich, daß Horaz diesem einzigen Schutzschild gegen den Princeps nach nur 59 Tagen in den Tod gefolgt sei. Vermutet K.68 hier etwa gar einen Selbstmord des Horaz oder aber einen Tod „an gebrochenem Herzen“? Und hat, so könnte man im Sinne K. s. weiter fragen, Maecenas in seinem Testament mit dem Vermächtnis *Horati Flacci ut mei esto memor* seinen Dichterfreund vor weiteren Belästigungen durch Augustus schützen wollen?

Dagegen spricht mancherlei. Hätte Horaz mit einem Einschreiten des Princeps rechnen müssen, so hätte er ihm das Begrüßungsgedicht nicht schon vor der Veröffentlichung zugesandt³⁵ oder es in Rom öffentlich vorgetragen,³⁶ geschweige denn es in das vierte Odenbuch aufgenommen. Ferner hätte sich sein Eingreifen schlecht mit der nicht nur von Tacitus, sondern auch von Sueton Aug. 51 gerühmten und mit Beispielen belegten Milde und Leutseligkeit vertragen, die Augustus gegenüber politischen Gegnern, Wortführern übler Nachrede, ja Morddrohungen an den Tag legte:

³⁴ „der angeblich Caesar und Augustus weder schmähte noch verherrlichte“: D. TIMPE, Geschichtsschreibung und Prinzipatsopposition, in: *Opposition et Résistances à l'Empire d'Auguste à Trajan. Entretiens sur l'Antiquité classique*. Bd. 33. Vandoeuvres-Genève 1987, 66–102, 71. Augustus hatte selbst seinen Vorlesungen zugehört: Dio 57, 24, 3; Suet. Tib. 61,3.

³⁵ KIEBLING-HEINZE 1,431: „Gedicht, das natürlich zur Übersendung an den Abwesenden bestimmt war“; s. auch FRAENKEL (A.12) 515.

³⁶ E. LEFÈVRE: Horaz. Dichter im augusteischen Rom. München, 1993, 289 von „dieser Ode, die er sicher bei bedeutendem Anlaß in Rom vortrug.“

Clementiae civilitatisque eius multa et magna documenta sunt. Auch an sein Urteil über seinen ‚Pompeianer‘ Livius (Tac. ann. 4,34,3) ist hier zu erinnern, dem er seine Freundschaft nicht entzog. „Insgesamt scheint Augustus in veröffentlichter Rede, Dichtung und Geschichtsschreibung eher das Urteil über Personen beachtet und verfolgt als den Ausdruck politischer Überzeugungen gefürchtet und bekämpft zu haben.“³⁷ Vor allem aber: Vorbeugende Rücksicht auf die innenpolitische Opposition brauchte Augustus zu der Zeit, als ihm das Carmen 4,5 übersandt oder als es veröffentlicht wurde, nicht mehr zu nehmen, ein solches Kalkül, wie K. es für möglich hält, nicht mehr anzustellen. Er hätte durchaus Maßnahmen gegen eine subversive Kritik durch Horaz ergreifen können: mildere, wie die Entfernung aus seiner näheren Umgebung, oder aber schärfere, von der Relegation bis zum Exil, wie er sie etwa gegen Gallus ergriffen hatte und später gegen Ovid ergreifen sollte. Daß nichts von alledem geschehen ist, erweist die Ode 4,5 als frei von versteckter Bosheit und macht sie in der Tat zum „simplen Loblied“ (K.67); nicht gegen das Lob, wohl aber gegen dessen Simplifikation durch K. sprechen die Urteile von Horazforschern, – kennern und – liebhabern.³⁸

III.

„Auffällig“, um den Terminus nun auch unsrerseits zu verwenden, ist die Tatsache, daß die schärfsten Verurteilungen der horazischen Augustusgedichte und die unentwegten ‚Entdeckungen‘ ihres boshaften Hintersinnes in den letzten Jahrzehnten von italienischen und deutschen Philologen der Nachkriegszeit stammen. Das Herinwirken nationaler Mentalitäten, des jeweiligen Zeitgeistes und der Zeitgeschichte auf die Wissenschaft vom klassischen Altertum hat schon Richard Heinze gerechtfertigt;³⁹ H. G. Gadamer hat die Standortgebundenheit des Interpreten für ein integrierendes Moment der hermeneutischen Wahrheit erklärt,⁴⁰ Wellek–Warren,⁴¹ Nisbet–Hubbard⁴² und E. D. Hirsch⁴³ das unvermeidliche Einwirken von Gegenwart und

³⁷ TIMPE (A. 34) 72 f.

³⁸ Einige Proben: DILLENBURGER 1848: *Dulcissimum hoc carmen, multis nominibus laudandum; ORELLI-BAITER 1851: Totum autem carmen miram quandam tranquillitatem et felicitatis sensum certum ac fiducia plenum spirat; KIEBLING-HEINZE 1930: „Horaz macht sich zum Dolmetsch dieser Empfindungen“, nämlich des Dankes des Volkes für die Segnungen des neuen Regimes; LEFÈVRE 287 verweist auf R. A. SCHRÖDER: Ges. Werke V, 1952, der die Einfalt und den Herzenston dieses Gedichtes rühmt, auf J. PERRET: Horace. Paris 1959, 175 f., für den es le sommet du lyrisme horatien ist, und auf G. RADKE: Dux bonus, Gymnasium Beih. 4, 1964, der PERRET darin beipflichtet; FRAENKEL (A.12) 416 A.1 spricht von „der spätesten und schönsten aller Oden, die sich auf Augustus beziehen“, 515 ist sie ihm „eines seiner vollendetsten Gedichte“ und 518 A.3 „meine Lieblingsode“; „uneingeschränktes Augustuslob“ enthält sie für SYNDIKUS (A.14) 344. Eine gewichtige Gegenstimme erhebt R. G. M. NISBET: *Romanae fidicen lyrae: The Odes of Horace*, in: J. P. SULLIVAN (Ed.): *Critical Essays on Roman Literature, Elegy and Lyric*. London 1962, 181–218, 213 f.: distanziert.*

³⁹ Von den Ursachen der Größe Roms. Rektoratsrede 1921, jetzt in E. BURCK (Hrsg.): R. H., *Vom Geist des Römertums*. Stuttgart 1960, 9–27, 9.

⁴⁰ Wahrheit und Methode. Tübingen 1975, 482.

⁴¹ R. WELLEK–A. WARREN: *Theorie der Literatur*. Frankfurt 1972, 43.

⁴² R. G. M. NISBET–M. HUBBARD: *A Commentary on Horace, Odes, Book I*. Oxford 1970, xxv f.

⁴³ E. D. HIRSCH: *Prinzipien der Interpretation*. München 1972, 311.

Umwelt bestätigt. Auch K.50 räumt ein, „in zeitgebundener Sicht ist wohl jeder Interpret befangen.“ Ich habe schon vor Jahrzehnten bemerkt⁴⁴ und unlängst wiederholt,⁴⁵ daß aus italienischen Arbeiten, die in Horazens Augustuspanegyrik ein Mosaik aus subtiler Ironie und kaum verhülltem Haß des Dichters gegen den Princeps erkennen wollen, offenbar der Italiener der neuen Republik spreche, „der es Augustus büßen lassen möchte, daß der Faschismus seinen Duce mit dem Princeps gleichsetzte.“⁴⁶ Anders als damals, wo ich die Deutschen auch in der Horazforschung als habituell ‚kaisertreu‘ beurteilte, steht es aber heute mit Vorstößen wie dem von K. Auch er hat, meine ich, dem Zeitgeist seinen Zoll entrichtet. Auch für ihn darf ‚höfische‘ Dichtung, darf die poetische Verherrlichung eines Alleinherrschers einfach nicht wahr sein. Darum scheint er mir von der Welle der deutschen ‚Vergangenheitsbewältigung‘ nicht unberührt zu sein. Das soll nun keineswegs prinzipiell als ein Manko angeprangert werden; schließlich ist es auch ein legitimes Lebenszeugnis der Altertumswissenschaft. Freilich läuft der Interpret dabei Gefahr, Verzerrungen zu erliegen, Sinnzusammenhänge zu ‚kippen‘, wie K. es versucht. Als Ausgangspunkt kommt ihm die – korrekte – Übersetzung des zweimaligen *dux* mit ‚Führer‘ sehr zu-statten, ruft sie doch ohne Zutun des Verfassers im deutschen Leser die Assoziation mit Hitler (wie im italienischen die mit dem Duce) wach. In der Folge aber wird die Abrechnung mit der jüngsten Vergangenheit an Vergleichen und im Wortschatz offenbar. So hört er schon aus der ersten Strophe von c. 3,14 das wilhelminische „Heil dir im Siegerkranz“ heraus. Vollends deutlich aber wird die bei K.60 f. mit eingeflossene Kritik an der jüngeren deutschen Vergangenheit in seiner Paraphrase des zweiten Teiles von c. 4,5 von der 5. Strophe an; der nämlich „meldet als ‚Lagebericht an die Front‘, als Rapport aus der Heimat ‚keine besonderen Vorkommnisse‘ an den abwesenden Führer.“ Und schließlich sind ihm die *quis* – Fragen des Dichters in der 7. Strophe gerichtet „an den ‚Überwachungsstaat‘“ (63).

Ich verkenne nicht, daß Severin Koster in seinem anerkennenswerten Streben nach einem neuen Verständnis des Horaz geistreiche (wenn auch m. E. unhaltbare) Vermutungen zu einem auf den ersten Blick bestechenden Ganzen zusammengefaßt hat. Allerdings kann ich nicht umhin, demgegenüber den Rückzug in die „wohlige Geborgenheit in der *opinio communis*“⁴⁷ anzutreten.

Gartenstadtstraße 77
A-8010 Graz

⁴⁴ DOBLHOFER (A.20) 12 f.

⁴⁵ E. DOBLHOFER: Horaz in der Forschung nach 1957. Darmstadt 1992, 4.

⁴⁶ Zustimmung zitiert bei K.50.

⁴⁷ S. KOSTER: Horaz-Studien; Erlanger Forschungen R. A. 66, 1994, 52.

TAMÁS GESZTELYI

EIN KAISERKAMEO IM UNGARISCHEN NATIONALMUSEUM*

Das Ungarische Nationalmuseum hatte 1879 einen hervorragenden Kameo von dem Archäologie-Professor K. Torma erworben. Nach dem Inventarbuch ist das Stück in Mojgrad (Porolissum in Dazien) im demselben Jahr gefunden worden.¹ Bei der Revision im Jahr 1958 war es noch in der Sammlung, momentan ist unbekannt, wo es sich befindet. Wir kennen es jedoch aufgrund eines Fotos und einer Beschreibung (*Abb. 1*). In dem „Buch der Gewerbekunst“ (ungarisch) erwähnt I. Ráth, im Kapitel „Glyptika“ diesen Kameo als ein wertvolles Stück der Sammlung des Nationalmuseums. Nach seiner Beschreibung ist es ein ziemlich großer, zweischichtiger „Chalcedon-cameo“, dem weniger seine Ausführung als die Komposition und die Tatsache, daß er auf heimatlichem Gebiet gefunden wurde (Moigrad), Bedeutung verleiht. Auf dem Stein ist ein junger Mann mit nacktem Oberkörper dargestellt (Bacchus? Antinous?), der auf einem Sphinx-Lehne-Thron sitzt und eine Fackel hält, vor ihm ein belaubter Baum.²

Die Form des Kameos ist ein liegendes abgerundetes Rechteck, die Seiten sind leicht konvex. Die dunkle untere Schicht scheint vollständig zu sein. Die obere weiße Schicht, aus der die Szene geschnitten ist, ist stellenweise abgebrochen. Es fehlen die Grundlinie zwischen dem Baum und der thronenden Gestalt, das hintere Bein des Throns und die dazu gehörende Grundlinie sowie der obere Teil des Baumstammes. Abgesplittert sind die Nasenspitze des Mannes und der rechte obere Zipfel der Fackel. Sprünge gibt es in der Grundlinie unter dem Fuß der Sphinx, am Kopf des jungen Mannes von der Nase bis zum Ohr und im Baumstamm nach der Verzweigung. Bei den Blättern des Baumes sieht man klar den Übergang des Schnitts zwischen der

* Dieser Beitrag ist mit der Unterstützung der ungarischen Förderungsfond der Wissenschaftlichen Forschung (OTKA ID Nr. T 025192) verfertigt worden.

Für die sprachlichen Korrekturen und wertvollen Bemerkungen habe ich Frau A. KRUG (DAI) und Frau G. PLATZ-HORSTER (SMPK) zu danken.

¹ Inv. Nr. R. 93.1879, Material: zweischichtiger Chalcedon, Maße: 3,8 × 4,2 cm. Vgl. *Archaeologiai Értesítő* 13, 1879, 326.

² Az iparművészet könyve. Hrsg. RÁTH Gy. II (Budapest 1905) 10, Abb. 5. Foto: UNM, Neg. R. 1362.

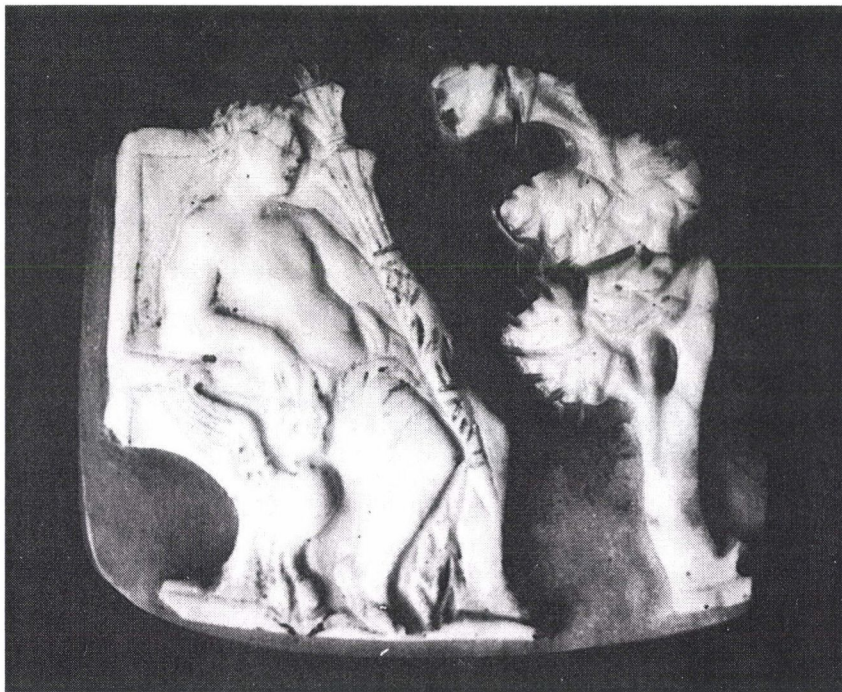


Abb. 1. Kaiserkameo aus Mojgrad (Porolissum).

Foto: Ungarisches Nationalmuseum

weißen und dunklen Schicht, daher kann der Stein kaum dubliert sein. Die regelmäßige Form und der umlaufende Rand sprechen dafür, daß die Szene vollständig ist.

Auf der linken Hälfte des Kameos thront ein bis zur Lende nackter junger Mann, lehnt er sich leicht an die Lehne des Throns. In der Rechten hält er – kaum erkennbar – zwei Ähren, in der Linken eine lange Bündel-Fackel mit Umschnürung durch gekreuzte Bänder. Der Schaft hat oben eine kelchartige Erweiterung, in diese ist ein weiterer Kelch hineingesteckt, in dem das Feuer brennt. Auf dem Kopf trägt der Mann einen (Lorbeer)kranz, dessen Band entlang der rechten Schulter und des Oberarms herabhängt. Der Oberkörper sind in Dreiviertelansicht, der Kopf und der mit Mantel bedeckte Unterkörper sind im Profil dargestellt. Das rechte Bein ist leicht zurückgenommen, der Fuß berührt den Boden mit den Zehenspitzen. Das vordere Bein des Throns ist mit einer Sphinx geschmückt, deren Flügel sich zum oberen Rand der Lehne ausdehnt und sich am Ende zurückbiegt. Gegenüber dem Mann, auf der rechten Hälfte der Grundfläche, steht ein belaubter Baum.

Die nächste Parallele zu der sitzenden Gestalt ist ohne Zweifel auf einem Kameo in Wien zu sehen, wo ein jugendlicher Herrscher neben Dea Roma thront.³ Er wendet den Kopf ein wenig stärker nach links, weil er auf die neben ihm sitzende

³ W. OBERLEITNER: *Geschnittene Steine. Die Prunkkameen der Wiener Antikensammlung*. Wien–Köln–Graz 1985, 46 ff., Abb. 25; W.-R. MEGOW: *Kameen von Augustus bis Alexander Severus. Antike Münzen und geschnittene Steine XI*. Berlin 1987, 49 ff. A 60, Taf. 15, 3; 16, 1.

Dea Roma blickt, auf dem Budapester Kameo dagegen neigt der Mann den Kopf leicht vorwärts und schaut in die Richtung des Baumes. Der Mantel des Herrschers auf dem Wiener Kameo fällt von der linken Schulter herab, bei dem Budapester Kameo bedeckt der Mantel den Körper nur von der Hüfte herunter. Gemeinsam ist aber in beiden Fällen, daß der Mantel die Genitalien verdeckt, was bei den Kaiserdarstellungen üblich war.⁴ Gegensätzlich sind aber die Haltung der Beine und der rechten Arme der Figuren. Während sich die Gestalt des Budapester Kameos auf die Lehne des Throns stützt, umfaßt die des Wiener Kameo den Conus auf einem Doppelfüllhorn. Die Haltung der linken Arme ist gleich.

Der Wiener Kameo hat kalligraphisch geformte Details, eine sorgfältig bearbeitete Oberfläche, bei dem Budapester Kameo scheint dagegen die letzte Feinheit der Ausführung zu fehlen. In der Kompositionskunst stehen sie einander näher. Eine gewisse Unsicherheit in der Hand- und Armhaltung kann man auf beiden Kameen beobachten.⁵ Auffallend ist der Unterschied zwischen den Proportionen der Sphinx. Beim Budapester Kameo sind der Kopf und der vordere Teil etwas größer, der Flügel aber viel kleiner, im ganzen harmonischer als beim Wiener Kameo, auf dem die Sphinx übertrieben große, ausgebreitete Flügel hat.

Typologisch gehören sie zu der Gruppe der sog. Kaiserkameen, auf denen der Herrscher mit göttlichen Attributen auf einem Thron sitzt.⁶ Das Musterbeispiel dieses Typs ist die Gemma Augustea, auf der Augustus und Dea Roma, von weiteren Gestalten umgeben, im Mittelpunkt thronen. Beim Wiener Kameo sind die Meinungen geteilt, ob der dargestellte Mann Augustus oder Caligula ist.⁷ Beim Budapester Kameo sind die Porträtzüge schwierig zu bestimmen, da die Details nicht so minutiös ausgearbeitet sind. Wir können jedoch beobachten, daß die Profile der beiden Männer ganz verschieden sind. Beim Wiener Kameo ist die Stirn senkrecht, und die Nasenlinie setzt sich schräg fort. Beim Budapester Kameo gehen Stirn- und Nasenlinie ineinander über, und es fehlt das bei den meisten Iulio-Claudiern charakteristische starke Kinn. Diese Eigentümlichkeiten kommen nur bei Claudius vor.

Ein charakteristisches Motiv beider Kameen ist die Sphinxlehne. In der Interpretation von Kyrieleis (a.a.O. 493) spielt sie eine wichtige Rolle: „Der exotische Sphinxthron ist durch die ‚libyschen‘ Korkenzieherlocken des Sphinxkopfes – eine typisch alexandrinische Haartracht – als ägyptischer Thron gekennzeichnet.“ Die erwähnten Korkenzieherlocken finden wir beim Budapester Kameo nicht. Die Form der Sphinx ist nicht ägyptisch – wie auf der Tazza Farnese –, sondern griechisch, in diesem Fall halten wir dies also für keinen Hinweis auf Ägypten. Übrigens ist die Sphinx im politischen Leben Roms schon vor der Eroberung Ägyptens erschienen, und zwar auf dem ersten Siegel von Octavian.⁸

⁴ Vgl. G. PLATZ-HORSTER: Nil und Euthenia. 133. Winckelmannsprogramm. Berlin 1992, 13 f.

⁵ Vgl. H. MÖBIUS: Zweck und Typen der römischen Kaiserkameen. ANRW II 12.3. (Berlin-New York 1985) 64; MEGOW a.a.O. 50.

⁶ MÖBIUS a.a.O. 63; MEGOW a.a.O. 50.

⁷ Vgl. Anm. 3 und H. KYRIELEIS: Zu einem Kameo in Wien. AA 1970, 492 ff.

⁸ H. U. INSTINSKY: Die Siegel des Kaisers Augustus. Ein Kapitel zur Geschichte und Symbolik des antiken Herrschersiegels. Baden-Baden 1962.

Die besonderen Motive des Budapest Kameo sind die Ähren und die Fackel, beide gehören zur eleusinischen Symbolik. Die dargestellte Person hat also eine enge Beziehung zu den eleusinischen Mysterien. Unter den iulio-claudischen Kaisern wissen wir von zweien, die eine besondere Beziehung zu den eleusinischen Mysterien hatten. Der eine war Augustus, der sich nach Actium in diese Mysterien einweihen ließ.⁹ Der andere war Claudius, der den eleusinischen Kult nach Rom lassen umsiedeln wollte.¹⁰ Er ist es auch, der auf zwei Kameen als Triptolemos mit Schlangewagen erscheint.¹¹ Die Teilnahme am eleusinischen Mysterium entspringt bei den erwähnten Kaisern nicht nur aus ihrer Zuneigung zur griechischen Kultur, sondern auch aus politisch-ideologischer Erwägung, wie das A. Alföldi erörtert hat.¹² Der Herrscher sicherte die Ordnung und die Fülle der Natur durch seine persönliche Verbindung zu den Göttern. Die zwei schönsten allegorischen Darstellungen dieses Gedankens sind die Tazza Farnese und die Patera von Aquileia, die höchstwahrscheinlich aus der späthellenistischen Alexandria stammen.¹³

Aufgrund der Attribute können wir nicht sagen, daß die thronende Gestalt des Budapest Kameos Triptolemos oder ein als Triptolemos erscheinender Herrscher sei, da dieser niemals eine Fackel trägt. Ähre und Fackel sind die Attribute der Demeter-Ceres. In der frühen Kaiserzeit erscheint sie mit diesen Insignien erst unter Claudius auf Münzen, mit der Inschrift: CERES AVGVSTA.¹⁴ Nach H. Mattingly¹⁵ hat Claudius mit diesem Bild ausgedrückt, welche wichtige Rolle er der Getreideversorgung der Stadt Rom zuschrieb. Die Darstellung der Kaiserin als Ceres war von Anfang an in der Kaiserzeit üblich,¹⁶ es ist aber höchst ungewöhnlich, daß der Kaiser selbst mit den Attributen der Ceres erscheint. Damit wollte er wohl noch eindeutiger seine persönliche Verpflichtung gegenüber der Getreideversorgung und gegenüber dem Kult der ihm helfenden Göttin zum Ausdruck bringen. Dieses Bestreben ist durch mehrere Quellen bestätigt.¹⁷

Ein bestimmendes Motiv des Budapest Kameo ist auch der Baum. Während er auf der Tazza Farnese und auf der Patera von Aquileia nur ein rahmendes Motiv bedeutet, ist er hier eine selbständige Einheit der Komposition. Seine besondere Bedeutung kommt auch darin zum Ausdruck, daß die thronende Gestalt mit Ehrfurcht auf ihn blickt. Aufgrund der großen, zackigen Blätter können wir ihn als Feigenbaum identifizieren. Ein kultisch verehrter Feigenbaum kann kein anderer sein als der *Ficus Ruminalis*. Die Verehrung dieses Baumes stammt aus der Legende, wonach die Wiege der im Tiber ausgesetzten Zwillinge, Romulus und Remus, unter

⁹ Suet. Aug. 93; C. Dio 51, 4; K. CLINTON: Eleusinian Mysteries: 2nd cent. B.C. to A.D. 267. ANRW II 18.2. (Berlin-New York 1989) 1507.

¹⁰ Suet. Claud. 26; CLINTON a.a.O. 1513.

¹¹ G. SCHWARZ: Triptolemos. Ikonographie einer Agrar- und Mysteriengottheit. Graz 1987, 172 (Pariser Claudius-Kameo, Kameo in Ermitage).

¹² A. ALFÖLDI: Redeunt Saturnia regna, VII. Chiron 9, 1979, 584 ff.

¹³ ALFÖLDI a.a.O. 564 ff.; SCHWARZ a.a.O. 169 ff., 177 ff. E. LA ROCCA: L'Eta d'Oro di Cleopatra. Indagine sulla Tazza Farnese. Roma 1984.

¹⁴ BMC Emp. I. 183 f. Nr. 136-139 Pl. 35, 1, 3.

¹⁵ BMC Emp. I. CLVI.

¹⁶ BMC Emp. I. CXXXVI.

¹⁷ Suet. Claud. 18, 20, 25; C. Dio 60, 11; B. Levick, Claudius. London 1990, 109 ff.

einem Feigenbaum gelandet ist.¹⁸ Dieser Baum erscheint auch in einigen Darstellungen der Geschichte von Mars und Rea Silvia: unter ihm schlummert Rea Silvia ein.¹⁹ Der Baum deutet gewissermaßen die Geburt der Zwillinge an. Auch auf dem Budapester Kameo dürfen wir ihn als Hinweis auf die Zwillinge, d.h. auf die Gründung Roms, interpretieren.

Die Aktualität der Darstellung ist in den Feierlichkeiten zu suchen, die am 800. Jahrestag der Gründung von Rom veranstaltet worden sind.²⁰ In der Szene verknüpfen sich also zwei Gedanken: die Säkularfeier im Jahre 47 und die Getreideversorgung der Stadt Rom. Die Verbindung zwischen ihnen können wir damit erklären, daß die *ludi saeculares* seit Augustus die Rückkehr der *aurea aetas* verkündigten, deren offensichtlichste Manifestation die Getreidefülle war.

Alle diese Beobachtungen sprechen dafür, daß der mit den eleusinischen Insignien thronende Mann auf dem Budapester Kameo kein anderer sein kann als der idealisiert und jung dargestellte Claudius. Der Kameo selbst ist ein gut komponiertes, aber weniger anspruchsvoll ausgeführtes Werk der zeitgenössischen Hofkunst. Gegenüber der starren Feierlichkeit des Wiener Kameos steht der Budapester Kameo mit seiner lockeren, zwanglosen Darstellungsart der hellenistischen Tradition näher. Dieser Stil paßt gut zum Kameenschnitt der claudischen Epoche.²¹

Über den Weg des Kameos von einer höfischen Werkstatt bis nach Porolissum können wir nichts sagen, jedoch halten wir es für vorstellbar, daß dieses außerordentliche Stück so weit von Rom entfernt vorhanden war. Selbst Kaiser Caracalla besuchte diese Stadt 213 oder 214.²² Das Gebiet des Municipium und des Lagers ist reich an Gemmenfunden,²³ und die hochrangigen Beamten und Offiziere²⁴ konnten auch erstrangige Stücke besitzen, wie ein Kameo mit Minervabüste unter den neueren Funden zeigt.²⁵

Kossuth Lajos Universität
Egyetem tér 1.
H-4010 Debrecen

¹⁸ Liv. I 4, 5; Ovid. F. II 412. Vgl. F. BÖMER: Die Fasten II (Heidelberg 1958) Komm. ad locum.

¹⁹ Auf der Ara Casali (W. Helbig, Führer I Nr. 268; LIMC VII 617 Nr. 12); auf einem Relief aus Aquincum (ERDELYI G.: A római köfaragás és kőszobrászat Magyarországon [Römische Stein- und Bildhauerei in Ungarn]. Budapest 1974, 143, Abb. 190; LIMC VII 617 Nr. 11); auf der Ara Pacis (L. BERCZELLY: Ilia and the Divine Twins. Acta ad Arch. et Art. Hist. Pertinentia. Inst. Rom. Norvegiae. 5, 1985, 99 ff.).

²⁰ So interpretiert A. ALFÖLDI die Darstellung des Pariser Claudius-Kameo (Anm. 12).

²¹ Vgl. MEGOW a.a.O. 51 f., 70 ff., 95.

²² C. DAICOVICIU: Einige Probleme der Provinz Dazien während des 3. Jahrhunderts. Studi Clasice 7, 1965, 238 ff.; J. FITZ: When was Caracalla in Pannonia and Dacia? Alba Regia 6–7, 1965–66, 202 ff.

²³ L. ȚEPOSU-MARINESCU-É. LAKÓ: Catalogul colecției de geme romane. Zalău 1973.

²⁴ L. BALLA: Prosopographia Dacica (III.). Acta Class. Debr. 9, 1973, 95 ff.

²⁵ Acta Musei Porolissensis 1980, Umschlag.

MÁRTA HAMAR

WHOM DOES THE LAST SONG IN HORACE'S *CARMEN* III.28 RESOUND FOR?

Stephano Borzsák
Sodali Academiae Sc. Hungaricae
octoginta et quinque annos nato

Carmen III.28, addressed to Lyde and put towards the end in Book III, is not too well known and consists of altogether 16 lines.¹ Two poems more follow it: the Ode addressed to Maecenas (*Tyrrhena regum progenies ...*) and the *Exegi monumentum ...* as a closing piece. The latter is well known: Horace finished his work and acquired the well-deserved immortality for himself. Thereafter, he did not write any Ode for nine years indeed. What induced him to do that? On the basis of two poems, put in Book IV (IV.11 and IV.12), I made an attempt to elucidate the reason for his silence.² At the moment of writing these two poems, Horace, the poet, has remained alone. His friends and fellows are no longer together with him. The year is 14 B.C. Neither Gallus, nor Murena, nor Vergilius are any more living and Cinara, his love, “is far away” as well.

Before 23 B.C., towards the end of Book III. of his *Odes*, it seems that Horace is still celebrating together with Lyde, singing at the feast of Neptune on the 23rd July. But let us examine the message of *Ode* III.28.

- 1) *Quid potius faciam* at this feast (*festo die Neptuni*)?
- 2) One has to drink wine, more than thirty years old, to be taken out by Lyde.

¹ For the text and interpretation of *Carmen* III.28 cf. Q. Horatii Opera. Ed. ST. BORZSÁK. Leipzig 1984., Q. Horatius Flaccus. Rec. atque interpret. Io. G. ORELIIUS.³ Turici MDCCCLI. 280–283, Quinti Horatii Flacci Opera Omnia. With a Commentary by E. C. WICKHAM.² Oxford 1877. 249–2501, Q. Horatius Flaccus. Oden und Epoden. Erkl. von H. SCHÜTZ.² Berlin 1880. 241–243, Q. Horatius Flaccus. Publ. par E. SOMMER. Paris 1898. 133–134, Die Oden und Epoden des Horaz. Bearb. von H. MENGE. Berlin 1899. 346–348, F. PLESSIS–P. LEJAY: Oeuvres d'Horace. Publ. par ~. Paris 1911. 181–182, Le liriche di Orazio. Comm. da V. USSANI. Torino 1927. 154–156, F. VILLENUEVE: Horace. Odes et épodes. Paris 1941. 143–144, Q. Horatius Flaccus: Oden und Epoden. Erkl. von A. KIESSLING, besorgt von R. HEINZE.¹² Dublin–Zürich 1966. 372–374, I. BORZSÁK: Horatius. Ódák és epódoszok. Auctores Latini XVIII. Budapest 1975. 395–398, O. MURRAY: Symposium and Genre in the Poetry of Horace. In: Horace 2000. A Celebration. Essays for the Bimillennium. Ed. by N. RUDD. Ann Arbor 1993. 117, 119, E. LEFEVRE: Horaz. Dichter im augustäischen Rom. München 1993. 200.

² M. R. HAMAR: *Iam veris comites ...* Ant.Tan. 41 (1997) 71–80 and Ünneplés Phyllisszel (Celebration together with Phyllis). Ant.Tan. 42 (1998) 73–81.

- 3) But Lyde is to be encouraged by warning that the sun is setting and that winged time is fleeing.
- 4) Song is joining the wine, they will sing in turn (*nos cantabimus in vicem*) of Neptune and the Nereids, then Lyde will sing of Latona and of the arrows of the quick Cynthia (Diana) and believably of Venus as well.
- 5) The last stanza does not mention any divinity but the centres of religious worship mentioned in the verse (*Cnidos, fulgentis Cycladas*³ and *Paphos*) clearly point to Venus who visits her latter holy place on a chariot drawn by swans (*iunctis oloribus*).

Seemingly, the *summum carmen* is meant for her, but its theme is the 'Night' and funeral song closes the poem and, at the same time, the feast which we heard about in the beginning of the verse (*dicetur merita Nox quoque nenia*). There is a *festus dies*: is this a holiday or a mourning day? The term *nenia*⁴ speaks in favour of the latter. The question is, who is being bewailed. We clearly feel the deep sadness. There is darkness and mourning.

Horace is celebrating and mourning together with a woman, Lyde. Theoretically, the wine, the song and Amor (Venus) are first of all elements of a festival. *Omnia vincit amor* – wrote Vergilius in his 10th Eclogue. The all-conquering might of love stands above all. The appearance of Venus would suggest this statement, but the *nenia*, receiving peculiar emphasis as the last word of the poem, contradicts it. The goddess of love is only present anonymously in the background. Names of several divinities resound, but those of Venus and Apollo do not occur.

Perhaps, the mention of Latona reminds us of Apollo, but Horace neither writes down his name nor refers to him by naming his places of worship. On the other hand, Diana figures together with her arrows (*spicula*). Who was the victim, who was hit by some kind of arrow? Why is the feast of Neptune so important? What is the role of the "green-haired" Nereids? Every word awaits explanation and interpretation!

Is this *Ode* a love-poem, a mourning verse or a wailing song? Heinze regarded it as a love-poem, at the end of which "die Nacht hold auf das Paar hinabsinkt".⁵ This latter theme has, however, no linguistic basis in the text of Horace. It was I. Borzsák who referred with fine linguistic instinct to the fact that the sole possible interpretation of *nenia* is "wailing song", "which is rightly due to the eternal night, following the short day of life", and correctly quoted the note of Ps.-Acro: "... *nenia carmen est, quod mortuis cantabatur* ...".⁶

Accordingly, we have surely to regard Horace's *Carmen* III.28 as a mourning verse, a wailing song, and the common singing together with Lyde conceals the fact that somebody is being mourned. It is only possible to understand Horace from

³ Concerning the phrases *fulgentis Cyclades* and *nitentis Cyclades* respectively see G. A. TURLIDES: Ἑρμηνευτικά εἰς Ὅρατον ὁδός (Hor. Carm. I 14, 29, III 28, 14). Platon 32–33 (1980–1981) 265–268, for the passage *fulgentis tenet Cycladas* see 267–268.

⁴ As to the various interpretations of *nenia* see A. KIESSLING–R. HEINZE: op. cit. 374.

⁵ A. KIESSLING–R. HEINZE: op. cit. 372.

⁶ I. BORZSÁK: op. cit. 397–398. Cf. Quintilian: *tertius est huic diversus modus, cum res communis pluribus in uno aliquo habet nomen eximium, ut carmen funebre proprie "nenia"* (Inst. VIII.2, 8). Kind communication of Professor T. ADAMIK.

Horace himself, but for this purpose we can also call to help his friend Vergilius. They well understood one another, they were the two halves of one and the same soul, who always went their own way. They were giants as men, they were giants as poets, so talented that they could praise in such a way that at the same time they humiliated those who deserved it. They could mourn so that the uninitiated should regard it as merry-making. Here we can grasp the substance of the verse. Horace did not wish to make merry, but he wanted to mourn in this poem.

The "Lyde-Ode" is one of the last poems in Book III which might have been written in 24 B.C. or 25 B.C., i.e. in the years somewhat preceding the publication of the collection of the *Odes* in 23 B.C. The *nenia* – the mourning song – resounds for somebody. When Horace wrote *Carmen* III.28, Vergilius was still living, but Gallus was already dead since 26 B.C. The memory of Gallus, their common friend, was immortalized by Vergilius in *Eclogue* 10, fitted subsequently into the collection of the *Eclogues*. Thereby, he created the appearance of writing this *Eclogue* still in the lifetime of Gallus⁷, when the poet had not yet fallen out of favour with Augustus. Otherwise, after the death of Gallus, it was impossible to write of him openly. Augustus had even had the *laudes Galli*, praising the exploits of his former friend, who had fallen out of his favour and been chased by him into death, left out from the *Georgica*.⁸ Thus Vergilius wrote *Eclogue* 10 as if Gallus was still alive, but at the same time he made it feel that the poet was already dead. It seems that it was not the loss of *Lycoris* which Vergilius regarded as most sorrowful: he consoled the poet, Gallus, not for this loss, but as if he wished to calm himself, too, because of some misgiving. As if he, as a *vates* of sensitive soul was having a bad presentiment and predicting the trouble.

What wished Gallus himself in *Eclogue* 10 (lines 33–34)?

... *O mihi tum quam molliter ossa quiescant,*
vestra meos olim si fistula dicat Amores!

Vergilius sang of *this* love in his *Eclogue* 10. And Horace? It seems that he also did that! Horace had chosen, however, other solution as Vergilius did. Together with Lyde, he had sung of this love in a mourning song without the mention of Gallus' name, but with linguistic references pointing clearly to him.

This conjectural conclusion will also be confirmed by the comparative investigation of Horace's *Ode* III.28 and Vergilius' *Eclogue* 10 from the viewpoint of literary semiotics. The theoretical basis of this method is the following: the lexical elements of Vergilius' *Eclogue* function as a code for the reader when he becomes acquainted with the text of Horace's *Ode* as a poetic message, and thereby the referential (cognitive) and fatic function of the corresponding linguistic elements comes

⁷ J.-Y. MALEUVRE: *La mort de Virgile d'après Horace et Ovide*. Paris 1992. 17, 34 (note 12) with further literature.

⁸ E. NORDEN: *Die römische Literatur*.⁵ Leipzig 1954. 62 and Orpheus und Eurydice. SPAW 1934. 1 foll., E. BICKEL: *Geschichte der römischen Literatur*. Heidelberg 1937. 452. D. KIENAST: Augustus. Darmstadt 1982. 219, E. LEFEVRE: *Die laudes Galli* in Vergils *Georgica*. WS NF 20 (1986) 186 foll., U. SCHMITZER: *Zeitgeschichte in Ovids Metamorphosen*. Stuttgart 1990. 221 with the earlier literature.

into being. This creates the evidence of a coherence between the contents of the two poems and demonstrates the identity or the connection of their messages.⁹ Let us take an example from Hungarian literature. If we read the poem entitled "One Thought Troubles Me ..." by Sándor Petőfi and the following lines in it:

And through my corpse
the panting horses
should run at utmost speed to the won victory
and crushing under their hooves there should leave me!

then, if we meet the lines, quoted below, in the poem entitled "The Widow of the Soldier", written by János Arany,

And I would roll without moaning here,
if through my trampled, crushed body,
the battle-horses panting in gallop
would run to the justly won victory.

by the lexical code, existing in our linguistic consciousness, which reveals the referential function of the lexical elements *through my corpse* – *through my ... body*, *panting horse* – *battle-horse panting*, *should run* – *would run*, *to the victory* – *to the ... victory*, it becomes clear at once that János Arany is speaking of Petőfi, even though he does not mention his name at all, because the political circumstances at that time made it impossible to do so.

The same linguistic process takes place, if we read lines 1-2 of the poem entitled "Memories III", by Arany:

But he already lies under still clods,
he is no more troubled by the One Thought.

There can be no doubt in this passage that Arany is speaking of Petőfi, although here he does not name his friend either.

The same kind of lexical code is functioning through the presence of identical lexical elements in Vergilius' *Eclogue* 10 and Horace's *Ode* III.28, creating the referential function which demonstrates the connection between the messages of the two poems.

Vergilius' *Eclogue* 10 (code)

- 1) (Pierides) vos haec *facietis* maxima Gallo (72)
- 2) Tamen *cantabitis*, Arcades (31)
- 3) Quantum vere novo *viridis* se subicit alnus (74)
- 4) libet Partho torquere ... cornu *spicula* (59)
- 5) neget quis *carmina* Gallo? (3)
- 6) *carmina* sunt *dicenda* (3)

Horace's *Ode* III.28 (reference)

- 1) Festo quid die Neptuni *faciam*? (1-2)
- 2) Nos *cantabimus* invicem (9)
- 3) *viridis* Nereidum comas (13-15)
- 4) celeris *spicula* Cynthiae (12)
- 5) summo *carmine* (13)
- 6) summo *carmine* ... *dicetur* (13-16)

⁹ Cf. R. JAKOBSON: Sound – Sign – Verse. (Hungarian translation). Budapest 1972. 14, 234 foll., 237 foll.

It seems that the construction of the poem and the phrases is highly conscious. The use of the verbs *dico* and *facio* appears in chiasmic form in the two poems. The beginning verb of Vergilius' *Eclogue* (*dico*) appears at the end of Horace's *Ode*, while *facio* occurring at the end of the *Eclogue*, returns at the beginning of Horace's *Ode*.

Vergilius' *Eclogue* 10

at the beginning *dicenda*
at the end *facietis*

Horace's *Ode* III.28

at the beginning *faciam*
at the end *dicetur*

At the beginning of the *Ode*, Horace is irresolute about what he has to do (*quid ... faciam*), on the other hand, Vergilius knows what he has to do (*carmina sunt dicenda*). At the end of the *Ode*, Horace sings the mourning song, as night falls (*dicetur merita Nox quoque nenia*), whereas Vergilius has the possibility of action even at the end of the *Eclogue* (*vos haec facietis maxima Gallo*). For Horace is only possible to sing the mourning song. It is upsetting for the reader to feel what kind of emotional storm was raging in the soul of Horace: night, death, mourning.

To write all these in such a manner that the circle of Augustus' court feel that it is a love-poem and gather from it that the deeds of Augustus (the building of a sanctuary to Neptune on the Mars-field for the memory of Agrippa's naval victories in 25 B.C., the renovation by L. Cornificius of Diana's sanctuary on the Aventine on behalf of Augustus) are being celebrated, is the privilege of only great poets. Horace and Vergilius were able to do it. Let us observe how the message of Horace answers the code of Vergilius:

Vergilius \longleftrightarrow Horace

<i>facietis</i>	<i>faciam</i>
<i>cantabitis</i>	<i>cantabimus</i>
<i>viridis</i>	<i>viridis</i>
<i>spicula</i>	<i>spicula</i>
<i>carmina</i>	<i>carmine</i>
<i>dicenda</i>	<i>dicetur</i>

It is remarkable that Apollo, Diana's brother, is figuring in *Eclogue* 10. Was Vergilius praising Augustus (whose protecting divinity was Apollo¹⁰) or did he want to call the attention of Gallus' friends to something else (*Galle, quid insanis?*)? Horace disregards Apollo in his mourning song, yet his mention would, indeed, have been timely, after the consecration of his splendid sanctuary, built by Augustus on the Palatine in 28 B.C. Horace had obvious reason for the omission: the fatal author of Gallus' death was Augustus-Apollo.

Seemingly, the appearance of Venus in Horace's *Ode* III.28 is difficult to explain. And why together with the mourning song (*nenia*)? However, it becomes clear

¹⁰ G. WISSOWA: *Religion und Kultus der Römer*.² München 1912. 75. About the sanctuary of Neptune, built on the Mars-field for the memory of Agrippa's victories, see 227, about the renovation of Diana's sanctuary on the Aventine, see 250.

at once, if we take into consideration that he wished to refer indirectly to Gallus' hopeless love and to the collection of his *Elegies* entitled *Amores*. The use of the name *Lyde*, borrowed from Antimachus of Colophon, whose elegiac poetry was devoted to his deceased love, *Lyde*¹¹, points to the same direction. Accordingly, the use of the name *Lyde* represents a secret hint to the elegiac poetry of Gallus, while the appearance of Venus recalls the heroine of it, viz. the heroine of Gallus' *Amores* bore the name *Lycoris*, but her actress' name was *Cytheris*, a variant of the name *Cythereis*, borne by Venus.

Possibly, it is not by chance that the feast of Neptune was chosen as the moment of the happenings in the *Ode*, inasmuch as it may refer to line 68 of *Eclogue* 10: *versemus oves sub sidera Cancrī*. The zodiacal constellation *Cancer* is still ruling, namely, on the 23rd July, i.e. on the feast of Neptune, afterwards, however, the constellation *Leo* succeeds it.

Why do the Nereids figure in the *Ode*? If the Nereid representations of the Etruscan tombs indicate their function as companions of the deceaseds¹², then their appearance in Horace's *Ode* III.28 represents a heart-piercing hint in gentle form to the eternal leaving of Gallus. In any case, the Nereids only occur in a single passage, in *this Ode*, in the Horatian Corpus. They are gentle goddesses of the sea waters, they render help and pleasure. One of them, *Arethusa*, and their mother, *Doris*, appear in the first lines of *Eclogue* 10. For both poets, these mythic beings were important. If they make the life of sailors easier in the earthly "mythic" existence, why could they not do the same in the travel to "the other world"? They can accompany the deceased with pleasure and serenity even there. Vergilius, being of Etruscan origin, and Horace, acquainted with the Etruscan culture, were well aware of this religious idea. Surely, this fine hint did not escape the attention of the Etruscan Maecenas either.

On the other hand, the name of Gallus never occurs in Horatius. In view of the strong link of friendship between Horace and Vergilius and between Vergilius and Gallus respectively, this omission seems to be incredible. But in 25 B.C., when *Ode* III.28 came into being, Horace was not allowed to mention the name of Gallus in his verses. Not even in Book IV. of his *Odes* was it possible to write of Gallus. Nonetheless, Horace commemorated him (IV.12 stanzas 2-3: reference to the poem of Gallus, stanza 3: reference to Vergilius' *Eclogue* 10, dealing with Gallus).¹³ At this time, the multiple grief was already abating. Losses harden people, the distance of time brings the distant past nearer once more. But how can Horace mourn, how can he help Vergilius to bewail Gallus, who was a near friend and benefactor of the poet? We have merely to think of the struggle for his estate which Gallus played an important role in. They all are already far away in 14 B.C., it is only Horace, who is still alive. At the time of Gallus' death, in 26 B.C., however, Vergilius was still alive. Obviously, he mentioned Gallus repeatedly in his narrowest circle of friends. Thereupon Horace might have reacted with the enigmatic 16 lines of *Ode* III.28. He has woven the

¹¹ E. BICKEL: op. cit. 531.

¹² L. BORHY: Ant.Tan. 40 (1996) 209 (on the basis of K. Clark).

¹³ M. R. HAMAR: *Iam veris comites* ... loc. cit.

phrases of Vergilius from *Eclogue* 10, written to the memory of Gallus, into his *Ode* as a poetic message. If Horace rendered consolation (*Ode* I.24) to Vergilius for the death of Varus¹⁴, he could not leave Gallus without mourning, without a bewailing song either.¹⁵

Eötvös Loránd University
Faculty of Humanities
H-1364 Budapest P.O. Box 107

¹⁴ Concerning this *Ode*, see I. BORZSÁK: op. cit. 126 foll.

¹⁵ My interpretation will also be confirmed by the fragments of Gallus' *Amores*, discovered on a papyrus from Qasr Ibrîm. In one of them, two words occur which became inserted by both Vergilius (*Eclogue* 10) and Horace (*Carmen* III.28) into their poems: 1) the verb *facio*, 2) the noun *carmen*. The text of Gallus' fragment (frg. 4,1 foll.) runs as follows:

[...] *tandem fecerunt carmina Musae*
quae possem domina deicere digna mea

(Cf. U. SCHMITZER: op. cit. 219 and note 166, T. ADAMIK: A római irodalom az aranykorban. Budapest 1994. 225.)

JÁNOS HARMATTA

ALEXANDER THE GREAT IN CENTRAL ASIA

When Darius III was killed by Bessus and his conspirator-companions, Alexander the Great regarded as his most urgent task not their pursuit and punishment, but at first, by a great military operation directed to the south, he wanted to insure the southern provinces of Eastern Iran, because this territory had great importance as line-of-communications area in his campaign against the usurper Bessus, who ascended the throne and assumed the name Artoxerxes in the meantime. Obviously, in this operational plan, Alexander was led by strategic considerations indeed. This is proved by the fact that after the battle of Issus he did not consider the pursuit of Darius III the most urgent task either, but at first he conquered Phoenicia and Egypt, in order to deprive the Persian fleet of its operational bases and to insure his lines-of-communications in this way.

Arrian (*Anab. Alex.* III. 25) describes concisely Alexander's military operations in South-Eastern Iran. These were rendered difficult by the resistance of the Persian governors as well as by the discontent of the staff officers of the Macedonian army who were dissatisfied with the uncertain object of the campaign and with the behaviour of the king, which began to be similar to that of the oriental monarchs. Moreover, Arrian relates how Alexander arrived at the Hindukush mountains, regarded by the Greeks as a range of mountains, identical with the Caucasus and therefore called by them Caucasus indeed. The Macedonian king also founded an *Alexandria* (today Begram¹) here which served as an important operational base for his Indian campaign later. Arrian describes the difficulties of the crossing through the Hindukush, but he does not tell which pass the army of Alexander marched through. He has given, however, the name of *Drapsaka*, the first greater settlement, at which Alexander arrived after crossing the Hindukush. Hereby, it becomes doubtless that he crossed the Hindukush by the Xāvak pass², lying 3545 metres above sea level.

¹ R. GHIRSHMAN–T. GHIRSHMAN: Bégram. Recherches archéologiques et historiques sur les Kouchans. Le Caire 1946. 15 foll.

² W. W. TARN: Alexander the Great. I. Cambridge 1951. 66, FR. SCHACHERMEYER: Alexander der Grosse. Wien 1973. 677.

The town of *Drapsaka* (< Old Iranian **Draṣṣaka*-) played an important role even later and appears by the names *Lrafo* (< Old Iranian **Draṣṣaka*-) and *Andēzo* (< Old Iranian **Ham-daiza*-) in the inscriptions of the Kuṣāṇa kings³, while its actual name is *Qunduz* (< **Kuḥan-dēz* 'Old Fortress'). From Drapsaka, the Macedonian troops marched via *Aornos* (probably identical with present-day Taş-quryan⁴) to Bactra (to-day Balḥ), then from there they went to the Oxus (= Amu-darya river), because by crossing the river together with his mounted troops, consisting of Iranian nomadic Dahae, Bessus had escaped to Sogdiana.

Because of the breadth (6 stadia = 1110 metres), the depth, the strong current of the river and on account of the loose ground of its bed, the Macedonian army could not build a bridge across the Amu-darya. Besides, after crossing, Bessus had the boats burnt. Thus, the Macedonians crossed the river in nomadic manner: on leather bottles, sewn together from leathers used as flaps of tent (Arrian, *Anab. Alex.* III. 29, 2–4). Here, we can observe for the first time in the course of Alexander's campaign that he tried to apply certain elements of the tactics of the Iranian equestrian nomads. He developed the cavalry into a battle-deciding branch of army and later he also employed Iranian nomadic cavalry in his armed forces.⁵

After crossing the Amu-darya and capturing Bessus, beside the Sogdian landlord Spitamenes and the revolting Sogdians who attacked the Macedonian army, Alexander ought still to fight against two Iranian nomadic peoples, viz. the Scythians, called Massagetae who were neighbours to the Sogdians and nomadized between the Amu-darya and the Sir-darya, and the Scythians living beyond the Sir-darya, before he could begin the conquest of India. In these events the town of *Nautaka* where Alexander spent the winter and rested his troops (Arrian, *Anab. Alex.* IV. 18, 2), played an important part, as did *Gaza*, *Kyrupolis*, *Alexandreia Eschate* and *Bagai* as well as the river *Iaxartes* (= Sir-darya), beside whose name *Tanaïs*, based on a geographical mistake, the name *Orxantes*, unknown before, also appears for it with Arrian. Important historical persons are the Sogdian landlords *Sisimithres*, *Chorienes*, *Ariamazdes* and the Scythian tribal head *Satrakes* as well. Interpretation and ethnic origin of all these ethnic and proper names, as well as place-names are not made clear so far. Nor has the exact location of their historical scene been identified. The historical maps of the scholarly literature are often based on mere guesswork. Let us examine these problems one after the other.

According to the report of Arrian, the Scythians, living between the Amu-darya and the Sir-darya, were called *Massagetae* (IV. 16: Σκυθῶν τῶν Μασσαγετῶν καλουμένων), while the professional literature considers them *Sakas*, just like the Scythians nomadizing beyond the Sir-darya river. This scholarly practice is based on the usage of the Old Persian inscriptions, which only mention the ethnic name *Saka*. However, we must not forget that the Old Persian epigraphic texts distinguish four Saka tribes or peoples: 1. *Sakā tayaīy paradraya* "Sakas who are living beyond the

³ J. HARMATTA: The Great Bactrian Inscription. *Acta Ant. Hung.* 12 (1964) 453 foll.

⁴ W. W. TARN: op. cit. 66.

⁵ FR. ALTHEIM: *Weltgeschichte Asiens im griechischen Zeitalter*. I. Halle/Saale 1947. 186, Fr. SCHACHERMEYR: op. cit. 425.

sea" (= European Scythians), 2. *Sakā haumavargā* "Sakas worshipping the Hauma" (= in Central Asia, the Ἀμύργιοι Σάκαι of the Greek geographers), 3. *Sakā tigraxaudā* "Sakas who wear the pointed cap" (between the *Araxša* = Amu-darya and the Sir-darya rivers), 4. *Sakā tayaiy para Sugdam* "Sakas who are living beyond Sogdiana (= beyond the Sir-darya river)".⁶ As we can state on the basis of this survey, the Persians used the ethnic name *Sakā* in the same general sense of "any Northern Iranian nomadic people" just as the Greeks used the ethnic name, *Σκύθαι*, as was observed and noted by Herodotus in his work (VII. 64 οἱ γὰρ Πέρσαι πάντας τοὺς Σκύθας καλέουσι Σάκας "for the Persians call all the Scythians Sakas")⁷. Therefrom it follows that the Persian term *Sakā* did not have any exact ethnic value. Accordingly, its use by the modern professional literature has no justification either.

In the quoted passage, however, Arrian says that these Scythians, living in the neighbourhood of the Sogdians between the Amu-darya and the Sir-darya rivers, were called *Massagetae*. Consequently, the name *Μασσαγέται* may be the individual denomination, the proper name of this Iranian nomadic people. But a clear judgement in this matter is impeded by the fact that Arrian (III. 28, 8) describes the *Dahae* (Δάαι) as living on this side of the Tanais = Sir-darya, i.e. between the Sir-darya and Amu-darya rivers. From this report it follows that the Massagetae were identical with the Dahae. This evidence furnished by Arrian has escaped the attention of historical research so far, even though its reliability can be proved from the linguistic viewpoint as well.

The origin of the Old Persian ethnic name *Dahā* (= Greek Δάαι, Latin *Dahae*) is clear: it is identical with Khotan Saka *daha-* "man"⁸, i.e. it belongs to the group of ethnic names with the meaning "man" and obviously represents the proper name of the Dahae used by themselves. For the interpretation of the other name of the Dahae, viz. *Μασσαγέται*, several attempts were made: 1. <*mas-saka-ta "Great Sakas"⁹, 2. *masyaka-ta "Fish-eating (men)"¹⁰, which are, however, unacceptable on account of either semantic or phonological difficulties. In any case, on the basis of these interpretations, it can be presumed that the root of this denomination was **Massaga*, while the element -ta represented either the sign of the plural or the antecedent of it, viz. the collective formative syllable. As concerns the root **Massaga*- or **Maššaga*- (the Greek spelling *Μασσαγε*- can be interpreted in this way, too), it can mostly be connected with Avestan *maša-*, *mašya-*, *mašyāka-* "man", while the element -ta may be identical with the sign of plural *-tā of the Eastern Iranian languages or with its antecedent, the collective formative syllable, indeed. Taking into consideration that the language of the Avesta came into being in the territory of Bactria, we can regard the ethnic name **Mašyagatā* > **Maššagatā* as the Bactrian denomination of the Dahae. Accordingly, as a matter of fact, it was the Bactrian translation of the ethnic name *Dahā*, meaning "men". Thus, the Iranian nomads, living on the territory of the

⁶ R. G. KENT: Old Persian.² New Haven 1953. 133 (DB V. 22), 137 (DNa 25, 25–26, 28–29), 147 (DH 4–5).

⁷ J. HARMATTA: Quellenstudien zu den Skythika des Herodot. Budapest 1941. 47 foll.

⁸ H. W. BAILEY: Dictionary of Khotan Saka. Cambridge 1979. 155.

⁹ R. N. FRYE: The History of Ancient Iran. München 1984. 207.

¹⁰ J. MARQUART: Untersuchungen zur Geschichte von Eran. II. Leipzig 1905. 78.

Qizil Qum in the neighbourhood of the Sogdians, used the ethnic name *Dahā* as their self-denomination, while translating this name, the Bactrians called them *Maššagatā*, and lastly their name in Old Persian was *Sakā tigraxaudā*. All three denominations are well intelligible from the historical viewpoint. Their Old Persian denomination was based on the general idea "Northern Iranian nomad" of the Persians, who only perceived little differences between the individual Iranian nomadic tribes. The self-denomination of the Dahae was only known to the Sogdians who had permanent contact with them. From the report of Arrian it follows that at the time of the campaign, led by Alexander to Central Asia, the Sogdians still maintained close contact with the Dahae who themselves needed it, because restricted to the Qizil Qum they could not insure the conditions of life for themselves, as was quickly noticed by Alexander, too. On the other hand, promising rich booty, the Sogdian Spitamenes could easily obtain military aid from them. Consequently, here an interesting symbiosis came into being between the sedentary Sogdians and the nomadic Dahae – a relation which strongly differed from the policy of the Ancient Persian Great Kings against the nomads. The latter tried to keep off the nomads from their empire by means of punitive military expeditions and of vassal princes, appointed at their head. This was the object which Darius I wanted to realize by his military expeditions against the European Scythians and the Sakas wearing the pointed cap.¹¹ Essentially, the same object was also in the view of Alexander the Great, when he launched his campaign against the nomads living beyond the Sir-darya.

The name of the latter was not preserved by the historians of Alexander, but in the course of later historical events which led to the ruin of the Graeco-Bactrian Kingdom, their name appears in the historical sources. From the different forms, preserved with greater or smaller deformations, their name can be restored as **Sakā raukā* "Saka kings" or "Royal Sakas"¹². Their inscriptions, prepared in Sanskrit or Gāndhārī Prakrit, furnish some evidence for their language. These linguistic data prove that these Iranian nomads were Sakas, indeed, and they spoke a language similar to Khotan Saka.¹³

The experience, obtained by Alexander in his fight against the Dahae and the Sakas, became exemplary for his successors, the Diadochi, as well. He tried to defend the Iranian territories, developing agriculture, sedentary culture, and later, Greek urbanization, partly by preventive military blows, partly by the foundation of *Alexandreia Eschate* (today Xoǧand¹⁴) on the Sir-darya against the predatory invasions of the nomads. Similarly, his successors continued to launch preventive military expeditions against the nomads on the one hand, and to fortify the frontier defence by fortresses and fortification systems, transformed later into coherent *limes* on some territories, on the other hand. Afterwards, these defence systems spread to Europe and Eastern Asia, too, for keeping of the nomads, and divided the Ancient

¹¹ J. HARMATTA: Darius' Expedition against the Sakā Tigraxaudā. *Acta Ant. Hung.* 24 (1976) 15 foll.

¹² H. W. BAILEY: *op. cit.* 365.

¹³ J. HARMATTA: The Language of the Southern Sakas. *Acta Ant. Hung.* 32 (1989) 299 foll.

¹⁴ Б. Г. ГАФУРОВ–Б. А. ЛИТВИНСКИЙ: История таджикского народа. I. Москва 1963. 255–256.

and Early Medieval World into a southern, more developed zone and a northern undeveloped one.¹⁵

Beside the well-known important centres such as *Baktra* (today Balh), *Marakanda* (Samarkand) and *Kyropolis* (on the Elamite Persepolis Fortification Tablets *Kurišti*, its Sogdian name being *Kurkat* "City of Cyrus"¹⁶ = today Ura-Tübe¹⁷), *Nautaka* played a great role as a strategic base in the military operations of the Macedonian army. Historical research has not succeeded to clarify the geographical location of *Nautaka* so far, but the opinion has become generally accepted that we have to look for it in Sogdiana.¹⁸ In reality, however, we dispose of a whole series of evidences for it which has escaped the attention of historical research hitherto. By help of these evidences the geographical location of *Nautaka* can be determined exactly.

The earliest evidence for *Nautaka* occurs in the inscription of the Taxila silver scroll, dated from year 136 of the Old Saka Era.¹⁹ This date corresponds to 70/71 A. D. The passage concerning *Nautaka* runs as follows: *Urajhakena Imtavhriaputrana Bahaliena Noachae nagare vastavena*. Its translation is the following: "By **Hurāzaka*, of the **Ṛtafriya*-sons, the Bactrian, the resident of the town of **Noachaka*". The inscription was written in Gāndhārī Prakrit, its author was, however, an Iranian and on the basis of his epithet *Bahalia* (< **Bahalika*- < **Bahlika*-) he was of Bactrian origin and resident of the town of *Noachaa*. In Gāndhārī Prakrit, the form *Noachaa* goes back to the antecedent **Noachaka*- and taking into consideration that this form is the name of a Bactrian, i.e. Iranian town, on the basis of Iranian historical phonology, we can restore its Old Iranian form as **Navāthyaka*-. Without doubt, this form can be identified with the Greek spelling *Naútaka* as far as it reflects a form **Navātaka*- or **Navāthaka*-.²⁰ According to the testimony of the inscription on the Taxila silver scroll, *Nautaka* was lying – contrary to the assumption generally accepted – not in Sogdiana, but in Bactria. This mistake of historical research is connected with the cartographic ideas of the Greek geographers who regarded the Oxus river (= Amu-darya) as the frontier between Bactria and Sogdiana. As the oriental sources prove, however, the Barsun-tau mountains and the pass leading through them, the *Dar-i Āhanīn*, the "Iron Gate" was the frontier between the two lands, i.e. the territory of Sogdiana only included the valley of the Zerafšān river.

The other evidence for *Nautaka* is furnished by the Middle Persian work *Šahrīstānīhā-i Ērān* (ch. 8) and runs as follows: *BYN b'hl Y w'myk štr'st'n' <Y> nw'čk' spndy't Y wšt'sp 'n BRH krt*²¹ = *andar Bahl i vāmīg šahrīstān i Navāčag Spandīyād i Vištāspān pus kird*. Its translation is the following: "In the splendid Bactria, the

¹⁵ J. HARMATTA: The Wall of Alexander the Great and the *Limes Sasanicus*. Bull. of the Asia Inst. 10 (1996) 79 foll.

¹⁶ W. BARTHOLD: Turkestan down to the Mongol Invasion. Oxford–London 1928. 166.

¹⁷ Б. Г. ГАФУРОВ–Б. А. ЛИТВИНСКИЙ: op. cit. 255.

¹⁸ Б. Г. ГАФУРОВ–Б. А. ЛИТВИНСКИЙ: op. cit. 245.

¹⁹ ST. KONOW: Kharoshthi Inscriptions with the Exception of those of Aśoka. CIInd Vol. II. Part I. Calcutta 1929. No. XXVII.

²⁰ J. HARMATTA: Sino-Indica. Acta Ant. Hung. 12 (1964) 18.

²¹ J. MARKWART: A Catalogue of the Provincial Capitals of Ērānshahr. Roma 1931. 10, J. MAKRWART: Wehrot und Arang. Leiden 1938. 143 foll.

town of *Navāčag* was built by Spandiyād, the son of Vištāsp". The Middle Persian form *Navāčag* also goes back to Old Iranian **Navāthyaka-*.

The third occurrence of this place-name can be found in the geographical work of Pseudo-Mowes Xorenac'i in the form *Dzi Navāzak*, which is borrowed from a Middle Persian phrase *Dīz-i Navāzag* "the fortress of Navāzag".²² In Middle Persian, from the form *Navāčag* developed *Navāzag* regularly.

Lastly, the fourth evidence comes from an enumeration of Ibn Ḥurradādbih which describes the route leading along the valley of the Surxan-darya.²³ This route started from Termez, from where at a distance of 6 farsaxs was Čarmangān, from there again at 6 farsaxs lay Dārzangī, then at 7 farsaxs was *B.rnġī* which is unidentified so far. This place-name occurs, however, in the form *Naužān* in the Hudūd al-Ālam.²⁴ Taking into consideration that the final *ālif* and *nūn* could come into being by the break of the vertical stroke of a final *kāf*, we can restore the original, correct form of the place-name as **Naužak* or **Navažak*. This form could go back to the antecedent **Navāthyaka-* as well. As concerns the origin of this place-name, obviously, it is a compound, whose first component is Old Iranian *nava-* "new", while its second element is Old Iranian (Avestan) *aθā-* "habitation, settlement". Thus, the meaning of the place-name **Navāθaka-* > Greek *Naútaka* will be "New Settlement". In the case of the other data concerning this place-name, we have to start from the form **Navāthyaka-*, inasmuch as the suffixed form *aθya-* of the word *aθā-* forms the base of the compound.

According to the enumeration of Ibn Ḥurradādbih, *Naužak* ~ *Navažak* (= *Naútaka*) lay at a distance of 19 farsaxs (= c. 106 kilometres) from Termez, somewhat to the north of present-day Šurči, at a place from where the pass, leading through the Barsun-tau, the "Iron Gate" of Central Asia was easy to access. At this place is the gorodišče Dalverzin-tepa lies today, where Albaum and Pugačenkova²⁵ executed archaeological excavations. On the basis of their results, this fortress dates back to the beginnings of the Hellenistic Age.²⁶ Accordingly, it may belong to the group of cities, founded by Alexander. In any case, the Macedonian king had chosen the valley of the Surxan-darya with an excellent sense for his strategic line-of-communications area. This is the sole valley of the right-side tributaries of the Amu-darya forming a plain c. 60 kilometres broad which could provide the Macedonian troops with agricultural products. From strategic viewpoint, Nautaka was an excellent military base as well, because the Barsun-tau mountains provided shelter from the unexpected raids of the Iranian nomadic Dahae and at the same time the pass *Dar-i Āhanīn*, the "Iron Gate" insured easy access to the more important Sogdian cities.

From among the Sogdian settlements, mentioned in the relation of Arrian, *Kyropolis* and *Alexandreia Eschate* have already been discussed above. The rest,

²² J. MARQUART: *Ērānšahr*. Berlin 1901 82.

²³ V. MINORSKY: *Hudūd al-Ālam*. "The Regions of the World". A Persian geography 372 A. H.-982 A. D. Translated and Explained by ~. Oxford-London 1937. 313.

²⁴ V. MINORSKY: *op. cit.* 114.

²⁵ Г. А. ПУГАЧЕНКОВА: *Халчаян*. Ташкент 1966. 23 foll.

²⁶ Г. А. ПУГАЧЕНКОВА: *op. cit.* 22 foll.

Γάζα and *Βαγαί*, could have been identified by earlier historical research as well. *Gaza* was one of the seven Sogdian settlements, kept by the revolting Sogdians (Arrian, *Anab. Alex.* IV. 2.). From the report of Arrian it becomes clear that *Gaza* was lying between *Kyropolis* and the Sir-darya river. This settlement existed even in the Middle Ages, it was called *Gazaq* and its exact geographical location was indicated by the Arab geographers. It was lying at a distance of 6 farsaxs from Xoğand.²⁷

As concerns *Βαγαί*, Arrian (*Anab. Alex.* IV. 17,4) describes it as follows: ...ἐς Βαγάς, χωρίον τῆς Σογδιανῆς ὀχυρόν, ἐν μεθορίῳ τῆς τε Σογδιανῶν γῆς καὶ τῆς Μασσαγετῶν Σκυθῶν ὀκισμένον. On the basis of this passage, it is doubtless that *Βαγαί* lay on the western frontier of Sogdiana in the neighbourhood of Buxāra. Consequently, it can be identified with the medieval settlement of Fağdiz or Fağāndiz (< Sogdian *Bay-diz* or *Bayān-diz* "Fortress of Bay or Bayān"), mentioned by the Arab geographers²⁸ as lying somewhat to the north-west of Buxāra.

The name *Ὀρξάντης* of the Sir-darya may be particularly interesting from the viewpoint of Iranian dialectology. *Ὀρξάντης*, reflecting an Iranian prototype **Vorχšānt* or **Vorχšānd*, may go back to an Old Iranian form *Varu-χšayant*- "ruling over wide (land)" and be connected with the ethnic name *Ξάνθιοι* or *Ξάνδιοι* (Strabo 438 and 442,5 < Old Iranian **χšayant*- "ruling, royal"), the name of a Daha tribe, nomadizing to the north of Lake Aral. Thus, on the basis of its phonological development, *Ὀρξάντης* (**Vorχšant*-) may be the Daha name of the Sir-darya river.

The reliability of the reports concerning the campaign into Central Asia, recorded by Alexander's historians and preserved by Arrian and other Greek authors, is proved beyond any doubt by the linguistic and historical analysis of the topographical data. The study of the Sogdian proper names, preserved similarly by Arrian and Strabo in connection with Alexander's campaign, can also confirm this result. *Χοριήνης* (Arrian, *Anab. Alex.* IV. 21.), the name of a Sogdian landlord, can be explained as a Sogdian compound **xwr-y'n*, consisting of the Sogdian words *xwr* "sun" and *y'n* "favour", hence **Xvaryān* "Having the favour of the Sun". *Σισιμίθρης* (Strabo, 443, 52), the name of another Sogdian landlord, reflecting a Sogdian form **Šišimiθra*-, is again a compound whose first component may be Sogdian **šiš*- "to adhere, stick, cling, be devoted" (cf. Saka *šäš*-, *šiš*- "to adhere"²⁹ < Old Iranian *sray/sri-s*-), while its second element is the name of the god Miθra. Accordingly, the meaning of this proper name is "Devoted to Miθra". The third Sogdian proper name *Ἀριαμάζης* (Strabo, 443, 54) may be the Greek transcription of a Sogdian form **Aryamazda*-, whose meaning might have been "Noble Wisdom" or "Having noble wisdom".

On the other hand, the name of the Scythian leader *Σατράκης*, killed in the battle, fought against Alexander beyond the Sir-darya, reflects a Saka form **Šatrak* or **Šaθrag* which goes back to Old Iranian **Xšaθra-ka*-, being an abridged form of Old Iranian **χšaθra-pati*- "commander". The phonemic change *xš*- > *š*- points to a proper name of Saka origin.

²⁷ W. BARTHOLD: op. cit. 167.

²⁸ W. BARTHOLD: op. cit. 123.

²⁹ H. W. BAILEY: op. cit. 410.

The historical importance of Alexander's campaign into Central Asia can be seen in the fact that in his person ancient civilization came up for the first time against the equestrian nomads of Eurasia, and the experience, obtained in the course of this conflict, determined its behaviour and defence against them for a millennium. It was Alexander the Great who took the first step in Central Asia to construct the mighty system of *limes*, stretching from the Atlantic through Eurasia as far as the East China Sea.

Eötvös Loránd University
Faculty of Humanities
H-1364 Budapest P.O. Box 107

LÁSZLÓ HAVAS

FLORUS ET HADRIEN

Une de mes conférences tenue au Colloque Finno-Hongrois sur l'Antiquité (Helsinki, du 2 au 4 septembre 1998) et qui paraîtra prochainement dans la revue *Arctos*, a comme thème la compétition poétique de Florus, le poète et d'Hadrien, l'empereur. Ce thème avait attiré l'attention du maître à qui nous rendons maintenant hommage à l'occasion de son quatre-vingtième anniversaire¹. Dans mon étude, j'en suis venu à cette conclusion que le poème au ton léger de Florus parle d'un pseudo-triomphe d'Hadrien, que le poète a esquissé à la suite des ambassades oecuméniques et des triomphes d'Alexandre le Grand, de Jules César et de César Auguste et, dans son poème, le même poète utilise un procédé poétique pareil à celui qu'on trouve chez Catulle, ce dernier ayant choisi comme thème l'amour pour dessiner un pseudo-triomphe. C'est à ce poème critique que l'empereur a répondu.

Mais une question reste encore ouverte : à quel moment l'idée de cette manifestation ironique s'est-elle formée dans l'esprit du poète ? Il faut donc tenter de fixer la date du poème, ce que les chercheurs n'ont pas encore fait. A partir de ce qui a été dit ci-dessus, la réponse est claire : le poète a dû écrire la parodie du triomphe oecuménique d'Hadrien après que l'empereur eut effectivement accompli son tour de frontières, après qu'il se fut rendu non seulement au Nord, mais aussi au Sud, à l'Est et à l'Ouest. Pour envisager la datation, il faut poser la question suivante : quand Hadrien a-t-il fini ces voyages ? Malheureusement nous n'avons pas de connaissance précise de tous les voyages impériaux d'Hadrien, mais de nos jours, beaucoup de questions ont été éclaircies.² En tout cas, il est évident que les voyages sans fin de l'empereur ont choqué les contemporains : il est le premier empereur romain qui, à cause de ses voyages, passa plus de la moitié de son règne hors d'Italie ou, au moins, hors de Rome.

¹ BORZSÁK, I. : « *Animula* » d'Hadrien, (en hongrois) *Dragma*, I. Budapest 1996, 235.

² Sur les voyages d'Hadrien dernièrement : U. SACHINGER : *Die Reisen des Kaisers Hadrian nach Aussagen der Münzbilder*, NZ, 104-105, 1997, 83-108. Étude importante plus ancienne : J. SCHWARTZ : *Remarques sur les voyages d'Hadrien*, BHAC, 1979/1981, pp. 291-301 ; R. SYME : *Journeys of Hadrian*, ZPE, 73, 1988, pp. 159-170.

Envisageons donc les faits concernant la chronologie des voyages d'Hadrien.

a) Après son avènement (le 11 août 137) Hadrien consacra toute une année à voyager pour n'en arriver à Rome qu'en juin 138. Comme le lieu de ce voyage était exclusivement l'Est, on ne peut pas parler d'un défilé oecuménique. La date du poème florien doit être donc plus tardive.³

b) Le grand voyage suivant se déroula entre le mois d'avril 121 et l'été 125. Au cours de la première année, Hadrien alla en Gaule, en Germanie, sur le tronçon moyen du Danube. Au cours de la deuxième année, il arriva en Bretagne puis en Hispanie, à travers la Gaule ; l'année suivante, il parvint en Syrie, en Cappadoce, en Bithynie pour passer la fin de l'année à Nicée en Nicomédie. La quatrième année se passa en Asie Mineure, c'est-à-dire à Éphèse, puis l'empereur se rendit à Rhodes et gagna la Grèce européenne pour passer l'hiver 124/125 à Athènes ; la cinquième et dernière année est consacrée à la visite du Péloponnèse et de la Grèce moyenne⁴ ; de Sicile, l'empereur rentra enfin à Rome. Pendant ces cinq ans, il parcourut beaucoup de pays, mais les scènes de ses voyages étaient seulement l'Est et l'Ouest. Il ne s'agit donc pas d'un tour oecuménique dans ce cas non plus. Ce n'est donc pas le moment de la naissance du poème de Florus, même si le poète et l'empereur ont eu la possibilité de se rencontrer justement au cours de ce voyage. En effet, Hadrien a passé l'hiver 122/123 dans la ville de Tarracon (aujourd'hui : Tarragone) où Florus travaillait comme grammairien et rhéteur après avoir fini ses voyages.

c) Le grand voyage suivant de l'empereur se déroula en 128 : au début de l'été, il alla au pays natal de Florus, en Afrique, pour visiter la Mauritanie et il rentra à Rome à la fin ou au milieu de l'été. On voit donc qu'avec ce dernier voyage, il avait vraiment parcouru tous les coins de son empire : après le Nord, l'Est, puis l'Ouest, il traverse même une partie des régions du Sud. Et c'est à ce moment-là que Florus a pu juger oecuménique le tour du monde de son empereur, ainsi le *terminus post quem* de ses *Anacreontei* devrait être fixé à la fin de l'été 128. Mais un autre *terminus* plus tardif ne doit pas être exclu non plus.

d) A la fin de l'été 128 l'empereur quitta de nouveau Rome pour passer l'hiver cette fois aussi dans sa ville préférée, Athènes, puis il fit un tour à Éphèse, en Asie Mineure occidentale et orientale, et à d'autres endroits du Proche-Orient ou du Moyen-Orient comme Antioche, Palmyre, l'Arabie⁵ et la Judée, pour parvenir enfin en Égypte, à Alexandrie ; c'est là, à cette occasion, que s'est effectué son fameux voyage sur le Nil. Antinous, le favori bien connu de l'empereur est également mort au cours de ce voyage, noyé dans le fleuve. Le tombeau de ce fameux châtré est

³ M. TALIAFERRO BOATWRIGHT : *Hadrian and the City of Rome*, Princeton, N. Jersey, 1987, parle de plus de 12 ans passés hors de Rome. Voir encore ici une riche bibliographie sur les voyages de l'empereur. – W. L. MACDONALD : *Hadrian's Villa and Its Legacy*, N. Haven-London, p. 18, parle de 9 ans et demi hors de Rome.

⁴ A. R. BIRLEY : *Hadrian and Greek Senators*, ZPE, 116, 1997, 209–245 parle aussi des rapports d'Hadrien et les Grecs à la lumière des voyages de l'empereur.

⁵ Les idées d'Hadrien concernant l'Arabie sont aussi touchées par H. M. COTTON, H. NEA : ΕΠΑΡΧΙΑ ΑΡΑΒΙΑ, *The New Province of Arabia in the Papyri from the Judaean Desert*, ZPE 116, 1997, 204–208.

l'Égypte, tout comme pour Alexandre le Grand, qui est lui aussi enterré en Égypte. C'était peut-être le meilleur moment pour établir un parallèle entre Alexandre et Hadrien. Mais les contemporains ont dû voir les différences évidentes. La route du roi macédonien de la Macédoine jusqu'à l'Inde, à travers le monde entier, visait à subjuguier presque toute l'*oïcumenè* connue à l'époque, pour qu'enfin l'Égypte reçoive son tombeau. Par contre, à leurs yeux, Hadrien avait parcouru son empire et les frontières de l'*orbis terrarum* par pure curiosité,⁶ alors que – selon Fronton (ep. Ver., 2, 1 ; praeamb. hist., 10, 11) – il a détruit et ruiné l'armée romaine et sa discipline en élevant un obélisque à un eunuque à proximité du tombeau d'Alexandre le Grand. Bien que son tour de l'empire oecuménique se soit achevé par son voyage en Égypte en 130/131 sur les frontières du Sud, aux yeux de plusieurs contemporains, cette aventure n'a pas vraiment renforcé le prestige de l'empire, bien au contraire, elle l'a diminué, comme nous pouvons en juger soit, en examinant l'*Historia Augusta* soit d'après la prise de position négative du sénat après la mort d'Hadrien.⁷ En conséquence, je pense que le poème plaisant de Florus aurait pu naître en 132, au temps du retour de l'empereur à Rome, ou au cours des années qui suivirent son retour. Ainsi on peut fixer la date de naissance de ce poème ironique aux années 128/138 (cette dernière est la date de la mort d'Hadrien), ou plutôt aux années 132–138.

Il nous reste encore à examiner cette question primordiale : existe-t-il une base réelle pour une hypothèse selon laquelle les contemporains ont essayé d'établir une sorte de parallèle entre Alexandre et Hadrien ? Et, au fond, est-ce que l'activité de l'empereur même présente des éléments qui remontent à un rattachement voulu à la tradition d'Alexandre ?

Certains ont établi un parallèle entre l'avènement même d'Hadrien et la tradition d'Alexandre le Grand. On lit dans l'*Histoire Auguste* qu'il y avait plusieurs chercheurs selon lesquels Trajan, désirant continuer la politique expansive d'Alexandre le Grand, avait voulu régler la succession selon le modèle du roi macédonien, et qu'ainsi il n'avait pas désigné, lui non plus, son successeur (HA, Hadr., 4, 9) ; dans ce sens, Hadrien pourrait se montrer comme une sorte d'anti-Alexandre. Pour comprendre à quel point Alexandre le Grand était présent dans l'atmosphère politique et spirituelle du temps d'Hadrien, le *Zeitgeist* il suffit de consulter l'histoire d'Alexandre rédigée en sept livres par Arrien dont j'ai déjà parlé ci-dessus, mais dont le titre précis n'est malheureusement pas connu. Ce n'est pas par hasard que l'auteur faisait partie du cortège d'Hadrien à qui l'empereur avait confié pendant longtemps le gou-

⁶ Cf. HA, v. Hadr., 17, 8 ; v. encore 13, 3 ; 14, 3 ; Tert., apol., 5, 7. A propos des voyages d'Hadrien, une bonne donnée de base se trouve chez W. WEBER : *Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers Hadrianus*, Leipzig, 1907 ; A. GARZETTI : *From Tiberius to the Antonines...*, transl. by J. R. FOSTER. London 1974, 386–401 ; Z. YAVETZ : *Hadrianus the Wanderer*, in : *Commentationes ad antiquitatem classicam pertinentes in memoriam B. KATZ*, ed. by M. ROZELAAR–B. SHIMRON. Tel Aviv 1970, 67–77 ; v. encore M. K. THORNTON : *Hadrian and his Reign*, ANRW, II/2, 1975, pp. 445–453 ; J. SCHWARTZ : *Remarques sur les voyages d'Hadrien*, BHAC, 1979/1981, p. 291–301.

⁷ Pour la supposition, que le peuple de Rome aurait pu haïr Hadrien au moment de sa mort, voir : HA, v. Hadr., 25, 7 ; 24, 3–5 ; v. Pii, 2, 4–6. Sur la probabilité de ces données v. M. TALIAFERRO BOATWRIGHT, op. cit., p. 16.

vernement de la Cappadoce⁸ juste après son dernier grand voyage à l'Est, au cours duquel il avait également visité cette province. Cet écrit montre que la mise en parallèle avec Alexandre n'était pas étrangère à l'esprit du temps, même si l'auteur a écrit cette oeuvre quand il était déjà retiré à Athènes, après la mort d'Hadrien. De même, ce n'est pas par hasard non plus que plusieurs autres écrits d'Arrien montrent dans une certaine mesure, des rapports, avec l'un des éléments dominants du mode de vie d'Hadrien : le voyage. En effet, pensons à l'ouvrage intitulé *Περίπλους Εὐξείνου Πόντου*⁹, né vers 130, ou bien aux oeuvres postérieures comme *Ἰνδικὴ Συγγραφή* et *Βιθυνικά* ou *Παρθικά*.

Malgré tout, une question subsiste : Hadrien lui-même voulait-il donner l'apparence d'une sorte de triomphe oecuménique, faisant ainsi allusion à Alexandre, car il est connu qu'Hadrien avait cité Auguste comme son premier idéal et Jules César entre en considération pour lui dans une moindre mesure. Cette question est délicate, d'autant plus qu'Hadrien avait refusé le triomphe officiel, comme je l'ai déjà mentionné. Malgré ce dernier fait, on trouve beaucoup de circonstances – dont j'ai également parlé – qui prouvent que ces personnages exemplaires éprouvaient eux-mêmes le désir conscient d'imiter Alexandre le Grand, du moins leur attitude peut-elle être interprétée de cette manière ; et, d'autre part, il existe dans les démarches d'Hadrien des éléments qui doivent être en rapport avec l'idée du triomphe.

Jules César, au nom de la restauration de la *pax*, avait organisé quatre cortèges triomphaux qui semblent correspondre aux quatre coins du monde – selon la présentation de Florus, contemporain d'Hadrien ; le premier a été exécuté *de Gallia*, c'est-à-dire pour le Nord, le deuxième s'est déroulé sous le signe de l'Égypte, donc pour le Sud, le troisième concernait Pharnace et le Pont, c'était donc pour l'Est, et le dernier, en dehors de la victoire sur Juba et les Maures, *bis subactam ostendebat Hispaniam*, c'est-à-dire que, outre la mise au pas de l'Afrique, il avait triomphé sur l'Ouest (epit., 2,13/4,2/, 88–89). On a déjà vu dans quelle mesure Florus avait donné une explication oecuménique des guerres d'Auguste et des triomphes accomplis en l'honneur de ces guerres. Et nous avons déjà vu que la littérature romaine avait tendance à considérer tout cela à travers l'optique de la tradition d'Alexandre.

L'exemple des précurseurs aurait donc pu donner à Hadrien l'idée de base qu'il présente ses voyages sur l'*orbis terrarum*, visant à fortifier l'empire, comme un nouveau type du cortège triomphal oecuménique. Mais les démarches de l'empereur contenaient aussi des éléments qui étaient appelés à souligner le caractère triomphal de son règne.¹⁰

Parmi les nouvelles initiatives servant la propagande d'Hadrien, la construction du *Templum Veneris et Romae* a un rôle prépondérant. Ce bâtiment sans exemple

⁸ A. B. BOSWORTH, op. cit., ANRW, p. 230 donne la datation depuis 130/131 apr. J.-Ch., cf. *peripl.*, 17,3.

⁹ A. SILBERMAN, Arrien : « Périples du Pont Euxin ». Essai d'interprétation et d'évaluation des données géographiques et historiques, ANRW, II/34.1 pp. 276–311.

¹⁰ Ce n'est pas par hasard, sans doute, que plusieurs représentations d'Hadrien ont été utilisées pour la construction de l'Arc de triomphe de Constantin, v. encore à ce sujet : A. MELUCCO VACCARO–A. M. FERRONI : Chi costruì l'arco di Costantino ? Un interrogativo ancora attuale, RPAA, 66, 1993–1994, 1–60.

jusqu'à son temps, quant à son caractère et à ses mesures, a été installé juste près de l'Arc de triomphe de Titus, encadrant du haut l'itinéraire traditionnel des triomphes romains.¹¹ Comme on sait, Vénus était devenue la patronne des triomphateurs déjà à la fin de la république. Sylla même a déclaré que son avènement s'était effectué grâce à Vénus. En construisant son théâtre, Pompée, victorieux dans l'Est, a dédié un sanctuaire à *Venus victrix*. Quant à Jules César, pour lui *Venus genetrix* ne représentait pas seulement la dépositaire des victoires de portée universelle du *dictator*, mais elle était la patronne de la *gens Iulia* et même du peuple romain, tout comme, aux années du principat, on la considérait expressément comme *genetrix Aeneadum*. Et en ce qui concerne la déesse *Roma*, elle s'est vu décerner officiellement l'attribut *Felix* justement par Hadrien (BMC, Emp. II, p. 329, n° 704–706, pl. 60,19), lequel attribut, en rapport avec le *triumphus*, n'était dû auparavant qu'à Vénus¹² et à son favori, Sylla. Ce n'est pas par hasard non plus que sur les médailles d'Hadrien, *Roma Aeterna* tient en main, outre le *Palladium* habituel, soit la *Victoria* soit le Soleil et la Lune comme gages de la victoire romaine qui assurera la paix universelle.¹³

Le *Mausoleum Hadriani* dont le plan fut préparé relativement tôt avait aussi des rapports triomphaux. Il ne s'agit pas ici du seul fait que ce mausolée avait été placé dans le prolongement et l'agrandissement du *Campus Martius* qui était décoré de temples et de portiques dédiés par les anciens triomphateurs ; ce mausolée a beaucoup de ressemblance avec le tombeau d'Auguste et les *tropaea*, comme ceux de La Turbie ou d'Adamklissi.¹⁴ Les inscriptions gravées à la mémoire éternelle des faits du *princeps*, les *Res gestae divi Augusti* figurent donc à bon droit sur le *Mausoleum Augusti*. Il nous reste encore à nous demander pourquoi Hadrien n'a pas déposé ses propres *Res gestae* sur son *Mausoleum*, mais dans le *Panthéon* à Athènes (cf. Paus., 1,5,5). L'empereur voulait-il empêcher ainsi la mise en parallèle de ses « actes de guerre » avec ceux de ses précurseurs ? Derrière le poème satirique de Florus, on pourrait chercher aussi ce motif, car cette démarche de l'empereur avait dû étonner ses contemporains.

Pour montrer que ce n'était pas seulement le héros de la tradition tardive d'Alexandre qui voulait embrasser d'un regard hautain son empire s'étendant jusqu'à

¹¹ M. PENZA : Rappresentazioni di monumenti sulle monete di Adriano, RIN, 80, 1978, 51–59 ; D. KIENAST : Zur Baupolitik Hadrians in Rom. Chiron 10, 1980, 399–407 ; G. LUGLI : *Roma aeterna* e il suo culto sulla Velia. Accademia Nazionale dei Lincei, problemi attuali di scienza e di cultura, Quaderno, 11, 8 (Roma, 1949) ; G.A.S. SNIDJER : Kaiser Hadrian u. der Tempel der Venus u. Roma, JdI, 55, 1940, 1–11 ; M. TALIAFERRO BOATWRIGHT : op. cit., 101 (avec une bibliographie détaillée).

¹² Pour une perspective de plus grande envergure de la question v. N. BELAYCHE : Du Mont du Temple au Golgotha : le Capitole de la colonie d'*Aelia Capitolina*. RHR, 214, 1997, 387–413.

¹³ Pour compléter toutes ces questions, voir : J. BEAUJEU : La religion romaine à l'apogée de l'empire, I : La politique religieuse des Antonins. Paris 1955, 136 sqq. ; R. SCHILLING : La religion romaine de Vénus depuis les origines jusqu'au temps d'Auguste, Paris, 1982², 65–266 ; C. KOCH : Untersuchungen zur Geschichte der römischen Venus-Verehrung, Herm., 83, 1955, 35–50 ; cf. encore E. GUARDUCCI : La religione di Adriano, in : Les empereurs romains d'Espagne. Paris 1965, 209–219 ; M. TALIAFERRO BOATWRIGHT, op. cit., p. 131.

¹⁴ Cf. p. ex. J. R. PIERCE : The Mausoleum of Hadrian and the *Pons Aelius*. JRS 15, 1925, 75–103 ; M. TALIAFERRO BOATWRIGHT, op. cit., pp. 179–180 et note 79. – V. encore : A. CLARIDGE : Hadrian's Column of Trajan. JRA 6, 1993, pp. 5–22.

l'extrémité de l'univers, mais qu'Hadrien lui-même voulait faire la même chose, je présente ici un aspect du problème dont l'importance, que je sache, n'a pas encore été dûment mentionnée dans la littérature. Il s'agit d'un aspect architectural de la *Villa Hadriana* à Tibur¹⁵. L'empereur voulait la construire pour évoquer et symboliser l'*imperium Romanum* tout entier¹⁶. Il y a déposé les copies des monuments, installations et lieux les plus importants et en même temps les plus précieux pour lui, mais aussi, comme symbole de l'*orbis terrarum* romain, il a présenté dans la *villa* les lieux de ses voyages, y élevant les statues de chaque *provincia*. En effet, de nos jours, on a l'habitude de donner hypothétiquement – à un endroit du texte de l'*Histoire Auguste, vita Hadriani* – l'interprétation que l'empereur a déposé les inscriptions des provinces (26,5) dans la villa Tiburtina¹⁷. Malheureusement, aujourd'hui nous en connaissons très peu. En tout cas, on tient compte ici de la composition appelée Nil et trouvée dans le *Canopus*, considéré comme symbole de l'Égypte, qui figure aussi en de nombreuses variantes sur les pièces de monnaie d'Égypte frappées par Hadrien. Il s'agit encore également de la tête d'un Maure qui fut retrouvée par Hamilton dans le « Marais » en 1769.¹⁸ Ce serait la représentation de la Mauritanie. On suppose même que l'Artémis d'Éphèse de la *Villa Hadriana* serait le symbole de l'*Asia provincia*, ce qui montre que les contemporains prenaient au sérieux ces tentatives d'Hadrien. C'est le geste de son successeur, Antonin le Pieux, qui le prouve : en effet, après la mort de l'empereur, il a fait dresser les statues des provinces près du *Hadrianeum*.¹⁹

Avec tout cela, Hadrien voulait aussi suivre ses précurseurs. Pompée avait déjà fait installer dans son théâtre les statues des quatorze peuples qu'il avait domptés. La démarche d'Auguste, qui a déposé les portraits de tous les peuples dans la *porticus gentium* est également connue.²⁰ Les idées d'Hadrien montrent des rapports très étroits avec ces antécédents : il a lancé, au nom des mêmes idées, la grande série de monnaies des *provinciae*.²¹ C'est, peut-être, sur son ordre qu'on a installé devant les

¹⁵ A propos des fouilles et de leur histoire v. S. AURIGEMMA : *Villa Adriana*. Roma 1961 [1962], passim. – A propos de la construction de la *villa* v. de nouveau : E. SALZA PRINA RICOTTI : *Nascita e sviluppo di Villa Adriana*. RPAA 65, 1992–1993, pp. 41–73 ; v. encore M. DE FRANCESCHINI : *Villa Adriana*. Roma 1991.

¹⁶ M. TALIAFERRO BOATWRIGHT traite d'une manière détaillée « l'ecumenical view of Roman empire » élaboré par Hadrien, op. cit., 132–133 ; 135. Une étude récente s'attache aussi à la question sur l'Empire romain homogène d'Hadrien : C. P. JONES : *The Panhellenion*. *Chiron* 26, 1996, 29–56. Une étude plus ancienne dans ce contexte est à souligner : J. M. C. TOYNBEE : *The Hadrianic School*. A Chapter in the History of Greek Art. Cambridge 1934, p. 152 et passim. – Un autre acte oecuménique d'Hadrien fut la construction du siège du *collegium* de portée mondiale des athlètes, des vainqueurs et des acteurs, cf. M. TALIAFERRO BOATWRIGHT, op. cit., 208–210 ; v. encore S. B. PLATNER–T. ASHBY : *A Topographical Dictionary of Ancient Rome*. Oxford 1929, s.v. *curia athletarum*, et. CIL, VI, 10 154.

¹⁷ Pour les différentes dénominations de la *villa* d'Hadrien voir p. ex. M. TALIAFERRO BOATWRIGHT, op. cit., 138 (avec les sources indiquées). Notre théorie est confirmée par le fait que la *villa* ne servait pas exclusivement de lieu de repos, mais aussi de résidence officielle, cf. *ibid.*, p. 141.

¹⁸ J. RAEDER : *Die statuarische Ausstattung der Villa Hadriana bei Tivoli*. Frankfurt aM. 1983, p. 133.

¹⁹ Cf. M. TALIAFERRO BOATWRIGHT, op. cit., p. 140.

²⁰ Cf. S. B. PLATNER–T. ASHBY, op. cit., p. 426.

²¹ Cf. J. M. C. TOYNBEE : *The Hadrianic School*. A Chapter in the History of Greek Art. Cambridge 1934, pp. 24–160 ; BMC, CLXXIV–CLXXXI ; D. STRONG : *Roman Art*. 1988², 194–195.

colonnes de l'*Olympieion* les grandes statues en bronze représentant les provinces, dont nous informe Pausanias (1,18,6).

Dans ces circonstances, il n'est pas difficile de comprendre que, pour l'élite contemporaine de Rome, il était naturel de mettre en parallèle l'empereur qui avait fait le tour de monde – et qui donnait sans cesse l'apparence de détenir des triomphes sinon réellement, au sens traditionnel du mot, mais au niveau de la propagande religieuse – avec les actes de portée oecuménique d'Alexandre, le grand conquérant et avec ceux de Jules César et d'Auguste que l'on considérait comme ses successeurs. Cela est tout à fait évident dans le cas de Florus qui, comme historien, paraît avoir plus de rapports avec la tradition de l'historiographie concernant Alexandre qu'on ne le croyait jusqu'à nos jours.

Le texte de Florus où l'écrivain essaie d'expliquer la méthode de présentation de l'*epitoma*, son ouvrage considéré comme le plus important, est depuis longtemps un casse-tête pour les chercheurs. Dans la préface §3 on lit ceci : *faciam quod solent qui terrarum situs pingunt : in brevi quasi tabella totam eius imaginem amplectar, non nihil, ut spero, ad admirationem principis populi conlaturus, si pariter atque insemel universam magnitudinem eius ostendero*. L'interprétation de ces lignes est assez discutée dans la littérature, comme on le constate dans l'importante étude de C. FACCHINI TOSI.²² Il y en a beaucoup qui interprètent l'expression *qui terrarum situs pingunt* comme une référence à la confection des cartes géographiques, mettant en parallèle les méthodes de l'*epitomator* avec la démarche par laquelle on avait confectionné par exemple la *tabula Peutingeriana*.

P. JAL aussi a cherché la solution dans ce sens²³, mais pour lui la dénomination *tabula* représente un genre historique à caractère d'abrégé, qui serait né et se serait répandu suivant les méthodes de la confection des cartes.

FACCHINI TOSI élargit avec succès la sphère des parallélismes dans la mesure où, à propos des mots *pingunt* et *tabella*, elle remonte à la possibilité des rapports avec les peintures triomphales qu'on portait déjà dans les cortèges triomphaux au temps de la république, pour souligner de cette manière également la grandeur des vainqueurs. Ainsi, même au niveau de l'historiographie, nous pouvons aboutir au point de vue triomphal chez Florus, à l'aide duquel nous avons pu donner aussi l'explication de l'*Anacreontum*.

Je voudrais encore préciser tout cela d'un autre point de vue. I. BORZSÁK a démontré dans plusieurs études que dans l'historiographie, tout comme dans la rhétorique, la littérature de consolation et la littérature apocalyptique chrétienne, le regard jeté du haut de la montagne représente une thématique extrêmement fréquente, souvent en rapport avec la conquête de l'univers ou avec la *hybris*.²⁴ Ce thème existe dans les évangiles tout comme dans la tradition d'Alexandre. Selon une

²² C. FACCHINI TOSI : *Il proemio di Floro...* Bologna 1990, 90 sqq.

²³ P. JAL : *Nature et signification politique de l'ouvrage de Florus*, REL, 50, 1965, p. 361 ; Idem : *Florus, Œuvres*, Paris, 1967, XXI sqq.

²⁴ BORZSÁK, I. : *Dragma*. Budapest, I, 1994, 20 sqq. ; 54 sqq. ; 114 skk., surtout p. 117 et 120 (la note 2 avec une bibliographie détaillée) ; II, 1996, 101 sqq. ; 135 sqq.

version, Alexandre le Grand avait déposé un miroir magique au sommet du phare à Alexandrie, d'où l'on pouvait surveiller le pays de Rum (la Grèce), les îles de la mer, chaque pas fait par les habitants ... et tous les navires s'approchant de l'Égypte. Florus esquisse d'après ce modèle l'image réduite, mais fidèle pour l'essentiel, de l'histoire de portée universelle du peuple romain qui possède l'univers et le juge en arbitre. Tout cela détermine la conception de l'histoire de Florus. L'histoire du *populus Romanus* prend ses débuts avec Romulus, *amator montium*, qui reçoit son pouvoir de Jupiter par *auspicium* sur le Palatin²⁵ ; et tout comme le peuple romain, Auguste, après avoir accompli le rôle de sauveur de l'univers à la manière d'Hercule, s'installe sur le lieu de sa dernière victoire, les montagnes des *Astures*, presque aux confins de l'univers, pour lancer son regard autour de lui et accueillir la *legatio oecuménique*, dont on a parlé ci-dessus.

Je pourrais encore compléter mes idées par d'autres arguments mais, faute de temps, c'est impossible. Tout cela a cependant suffi peut-être pour comprendre que l'*Anacreonteum* de Florus, adressé à Hadrien, malgré son caractère en apparence léger, doit être envisagé sous un aspect politique, historique et littéraire plus large, et à l'aide de ce poème, on comprendra mieux l'opinion qu'une partie de l'élite romaine contemporaine s'était faite sur Hadrien – opinion peut-être toute différente de la conception des chercheurs modernes qui esquissent une image beaucoup plus positive de l'empereur. En fait, les contemporains posaient ici le problème dans une certaine mesure philosophique, le débat ayant pour objet l'apparence et la réalité, ainsi que la morale vraie et fausse.

En effet, on pourrait dire que l'*Anacreonteum* de Florus insiste sur une question délicate du point de vue politique. Il n'est pas difficile de deviner quel aurait été le destin d'un poète sous Néron ou Domitien, à la suite d'un tel poème. Les réactions d'Hadrien sur ce point sont toutes différentes de celles qu'on pourrait attendre d'après certaines informations de l'*Histoire Auguste*. En effet, l'empereur aurait pu donner une réponse plus dure, et même très dure à cette critique mordante. Pourquoi ne l'a-t-il pas fait ? Nous en avons une double explication. Premièrement : pour l'empereur, il était évident que l'essentiel des moqueries du poète était si bien caché derrière la surface plaisante du poème que seuls quelques contemporains lettrés, ayant le flair nécessaire, auraient pu le trouver – mais pour ceux-là, de toute manière, il n'y avait plus de secret. L'empereur était donc entré dans le jeu, en réservant lui aussi sa réponse poétique à l'élite. Deuxièmement : il ne faut pas oublier les résultats des dernières recherches : contrairement aux données de l'*Histoire Auguste* et à d'autres sources de ton négatif²⁶, le destin des personnes peu aimées d'Hadrien n'a pas été aussi grave que certains auteurs prévenus contre lui l'ont prétendu ou, au moins, suggéré.

²⁵ Les médailles d'Hadrien avec l'inscription *ROMULUS CONDITOR* prouvent que l'empereur aurait voulu se mettre en parallèle avec le fondateur de la ville qui avait eu le premier triomphe selon la tradition. Ainsi l'empereur se présentait comme le fondateur du nouveau royaume universel, cf. BMC, Emp., III, p. CXLI ; M. TALIAFERRO BOATWRIGHT, op. cit., 122. Sur la question voir dernièrement v. S. F. SCHRÖDER : *Hadrian als neuer Romulus? Zum letzten Porträt Kaiser Hadrians*. pp. 292–297.

²⁶ H. W. BENARIO : *A Commentary on the Vita Hadriani in the Historia Augusta*, Chico, California 1980, nous en donne de bons renseignements.

Comme M. TALIAFERRO BOATWRIGHT l'a démontré récemment, il se peut que l'empereur *Heliodorum famosissimis litteris lacessivit* (HA, v. Hadr., 15,5), toutefois la carrière d'Héliodore n'a pas été complètement brisée (p. 206). Ce fut le cas d'Eudaemon d'Alexandrie et de Favorinus (voir HA, v. Hadr., 15,3 ; 12–13 ; Cass. Dio 69, 3,4 ; Philostr., VS p. 489)²⁷. Notre argumentation pourrait donc contribuer à compléter le portrait d'Hadrien, en nuancéant celui qui se dégage de l'*Histoire Auguste*.²⁸

Université Kossuth Lajos
Faculté des Lettres
H-4010 Debrecen
Egyetem tér 1

²⁷ L'exil de Favorinus est devenu évident à l'aide d'un nouveau papyrus qui a été publié de la manière la plus fiable par A. BARIGAZZI, in : *Opere : Favorino di Arelate*. Firenze 1966, pp. 375–409, cf. 409–521. V. encore G. W. BOWERSOCK : *Greek Sophists in the Roman Empire*. Oxford 1969, p. 36 et M. TALIAFERRO BOATWRIGHT, op. cit., p. 206.

²⁸ Concernant ce problème voir encore de nouveau : B. BALDWIN : *Hadrian's Dismissal of Suetonius : a Reasoned Response*. Hist. 46, 1997, 254–256. A propos des rapports d'Hadrien avec l'élite intellectuelle, des informations importantes sont données encore par A. WALLACE-HADRILL : *Suetonius*, N. Haven–London, 1983, passim.

SIEGFRIED JÄKEL

BEOBACHTUNGEN ZUM AMBIVALENTEN DENKEN BEI PS. LONGINUS IN SEINEM BUCH PERI HYPISOYS

Das Buch PERI HYPISOYS von Ps. Longinus ist als ein Zeugnis der antiken rhetorischen Schultheorien in seiner spezifischen Eigenart immer wieder eingehend behandelt worden. Wobei die bahnbrechende Untersuchung von Winfried Bühler¹ die Forschung der folgenden Jahre wesentlich bestimmt hat.² Dieser Untersuchungsaspekt soll hier jedenfalls nicht weiter verfolgt werden. Auch die Frage, wie massgeblich sich Ps. Longinus' Buch auf die Geschichte der abendländischen Ästhetik ausgewirkt hat, soll hier ausser acht bleiben. Vielmehr geht es darum, der Denkstruktur des freilich nur fragmentarisch überlieferten Büchleins zu folgen.

Seit Aristoteles, dem Vater der abendländischen Wissenschaftsgeschichte, ist man gewohnt, jede Art logischen Denkens einem bestimmten Rahmen, einem System zuzuordnen, innerhalb dessen es sich zu entfalten und zu bewähren hat. Es führt dann zu Ergebnissen, die von den Prämissen, die das System begründen, schon im Keim enthalten sind. Wenn man aber dem System gleichsam die Steine verschiebt, indem man die Praemissen modifiziert oder gar an ihnen zu rütteln versucht, kommt es zu Rissen im Gebäude, sodass die Ergebnisse des Denkens ihre Eindeutigkeit verlieren oder gar zu Paradoxen führen.

Hegel hat diese Schwierigkeit dadurch gelöst, dass er das antithetische Denken begründet und legalisiert hat, indem er von vornherein schon mit der Möglichkeit rechnete, dass der Gegenstand seines Denkens u. U. auch vor anderen als nur systemimmanenten Aspekten sich zu bewähren habe. Er führte so das von der sokratischen Philosophie begründete dialektische Denken weiter.

¹ WINFRIED BÜHLER: Beiträge zur Erklärung der Schrift „Vom Erhabenen“. Göttingen 1964.

² Die wichtigste Forschungsliteratur zu diesem Thema ist zusammengestellt von OTTO SCHÖNBERGER: Longinus, Vom Erhabenen. Stuttgart 1988, S. 131–134. In jüngster Zeit vgl. HANS-JÜRGEN HORN: Philosophische Grundlagen der Dichtererklärung in der Schrift „Vom Erhabenen“, Grazer Beiträge, 1990, 187–205. HORNS Versuch gilt der Deutung des philosophischen Hintergrundes, indem er die wichtigsten literaturkritischen Grundlagen der Schrift in ihrer topologischen Abfolge deutlich macht.

Darüber hinaus bleibt noch hinzuweisen auf D. A. RUSSEL: „Longinus“, On the Sublime, edited with Introduction and Commentary. Oxford 1964, weil er jedem, der sich mit Ps. Longin beschäftigt, viele wichtige Hinweise auf Parallelstellen bequem an die Hand gibt.

Wir haben es also bei Ps. Longinus auch mit einem in diesem Sinne modernen, ambivalenten Denker zu tun, der die Welt nicht durch die Brille eines geschlossenen Systems betrachtet, sondern sie als solche in all ihrer Vielfalt der Erscheinungsformen beobachtet und auf diese Weise natürlich zu ambivalenten Ergebnissen kommt.

Im folgenden sollen einige Beispiele dafür angeführt werden: Der Gegenstand des Autors ist das „Erhabene“, wofür er in seinem Buch eine Reihe von unterschiedlichsten sprachlichen Formulierungen gebraucht, so als sei die von ihm gemeinte Erscheinung viel zu komplex, als dass sie mit einem einzigen Begriff auch nur annähernd zu fassen sei. Und schon im ersten Kapitel begegnet eine erstaunliche Feststellung. Der Autor nähert sich der Definition des Erhabenen, indem er zunächst generell seine Wirkung auf die Zuhörerschaft – oder die Leserschaft – betrachtet. Nachdem er zunächst sowohl die Dichter (ποιηταί, als auch die übrigen Schriftsteller (Bedeutende Historiker und Rhetoriker heissen bei ihm μέγιστοι συγγραφεῖς) in gleicher Weise in seine generellen Forderungen einbezogen hat, schliesst er I,4 in lakonischer Art die erstaunliche Feststellung an:

οὐ γὰρ εἰς πειθῶ τοὺς ἀκρωμένους ἀλλ' εἰς ἔκστασιν ἄγει τὰ ὑπερφυᾶ· πάντη δέ γε σὺν ἐκπλήξει τοῦ πιθανοῦ καὶ τοῦ πρὸς χάριν αἰεὶ κρατεῖ τὸ θαυμάσιον, εἴγε τὸ μὲν πιθανὸν ὡς τὰ πολλὰ ἐφ' ἡμῖν, ταῦτα δὲ δυναστεῖαν καὶ βίαν ἄμαχον προσφέροντα παντὸς ἐπάνω τοῦ ἀκρωμένου καθίσταται.

Das Erhabene, welches er hier mit ὑπερφυᾶ bezeichnet, ein Ausdruck, der schon auf Aussergewöhnliches, Über- oder Unnatürliches vorausweist, soll den Hörer oder Leser nicht zur πειθῶ führen, sondern soll ihn in den Zustand der ἔκστασις versetzen. Mit anderen Worten: nicht der rationale Argumentationshorizont wird angesprochen, sondern der Sinn für das Wunderbar-Ekstatische, für das Enthusiastische soll durch das Erhabene geweckt werden und jene Begeisterung auslösen, die mit grösserer Gewalt vom Hörer oder vom Leser Besitz ergreift als jedes rationale Argument (δυναστεία und βία ἄμαχος), und soll ihn in jenen Ausnahmezustand versetzen, der ihn das Wunderbare erleben lässt und dazu nicht den mühsamen Weg über rationales Erkennen und Argumentieren nötig hat.

Und dementsprechend ist der sich daran anschliessende Gedanke zu verstehen:

καὶ τὴν μὲν ἐμπειρίαν τῆς εὐρέσεως καὶ τὴν τῶν πραγμάτων τάξιν καὶ οἰκονομίαν οὐκ ἐξ ἑνὸς οὐδ' ἐκ δυεῖν, ἐκ δὲ τοῦ ὅλου τῶν λόγων ὕφους μόλις ἐκφαινομένην ὁρῶμεν, ὕψος δέ που καιρῶς ἐξενεχθὲν τὰ τε πράγματα δίκην σκηπτοῦ πάντα διεφόρησεν καὶ τὴν τοῦ ῥήτορος εὐθὺς ἀθρόαν ἐνεδείξατο δύναμιν.

Mit der ἐμπειρία τῆς εὐρέσεως ist offenbar das gemeint, was wir heute unter Textverständnis oder Textinterpretation verstehen, ein Unterfangen, das auch schon zur Zeit unseres Autors ein mühseliger Prozess akkurater Analyse war, und der Ausdruck ἐκ δὲ τοῦ ὅλου τῶν λόγων ὕφους zeigt, dass man auch damals schon im Text eine Art Gewebe sah, das in mühevoller Kleinarbeit entschlüsselt werden musste, um es in seinen Vorder- und seinen Hintergründen zu verstehen. Das Erhabene hingegen

liegt gleichsam jenseits rationaler Analyse, es durchleuchtet seinen Text wie der Blitz den Himmel und führt in einem einzigen Augenblick zum unmittelbaren Texterlebnis, jenseits eines mühevollen Ringens um ein Textverständnis, und zwar dadurch, dass der Leser oder Hörer in eben jene „Ekstase“ versetzt wird, von der eingangs die Rede war.

Im zweiten Kapitel wird ein anderes Gegensatzpaar miteinander in Beziehung gesetzt: Die Natur (φύσις) und die Kunst (τέχνη). Es ist im Grunde das alte Thema des sogenannten sokratischen Intellektualismus, der im moralischen Bereich die Frage nach der Lehrbarkeit der Tugend, d.h. des gerechten Handelns stellte. Hier bei Ps. Longinus wird die Frage nach der Lehrbarkeit der hohen Kunst des Erhabenen gestellt, und der Autor wendet sich entschieden gegen die Vertreter der These, dass allein schon eine natürliche Begabung dazu ausreiche, erhabene Leistungen in seinem Sinn hervorzubringen. Schon in seiner Eigenschaft als Rhetoriklehrer, als den man ihn wohl anzusehen hat, konnte er wohl nicht gut dieser Meinung zustimmen, und so argumentiert er damit, dass die φύσις, d.h. die natürliche Begabung, zwar vorhanden sein müsse, dass man sie aber gleichsam zu kultivieren, zu veredeln habe durch die Kunst, die τέχνη, indem man sie je nach Bedarf zügeln oder anspornen muss:

δεῖ γὰρ αὐτοῖς ὡς κέντρον πολλάκις οὕτω δὲ καὶ χαλινοῦ.

Denn es sei letztenendes nicht ungefährlich, die Natur so ganz ohne ἐπιστήμη, d.h. ohne rationale Kontrolle, walten zu lassen:

καὶ ὡς ἐπικινδυνότερα αὐτὰ ἐφ' αὐτῶν δίχα ἐπιστήμης ἀστήρικτα
καὶ ἀνερμάτιστα ἐαθέντα τὰ μεγάλα, ἐπὶ μόνῃ τῇ φορᾷ καὶ ἀμαθεῖ τόλμῃ
λειπόμενα.

Dabei argumentiert er so, dass er auch im Wesen der Natur ein kalkulierendes rationales Element zu finden glaubt (2, 2)

ὅτι ἡ φύσις... οὐκ εἰκαῖόν τι κακὸν παντὸς ἀμέθοδον εἶναι φιλεῖ.

So schliesst er in dieser Frage mit einem Kompromiss, ein Resultat seines „ambivalenten Denkens“, das beiden Teilen Rechnung trägt, eine Haltung, die das rationale Wesen einer methodisch orientierten Natur voraussetzt, womit auch der rationale Lernprozess im Umgang mit dem Wort seine Rechtfertigung erfährt.³ Diese seine Grundsatzposition lässt sich über das ganze Buch hin verfolgen. Und die rhetorische Wissenschaft erweist sich als eine solche, die Sporn (κέντρον) und Zügel (χαλινός) braucht, um das „Erhabene“ zu erreichen. Dabei stützt er sich auf die Autorität eines Demostheneszitates, wonach der glückliche Zufall (εὐτυχία) Sache der Natur sei, die der Kunst hingegen rationale Wohlberatenheit (εὐβουλία):

³ So etwa taucht dieses Wechselverhältnis von Kunst und Natur etwa im Kapitel 17 wieder auf, wo der Autor – vor allem bei Gerichtsreden und Anklageschriften gegen hochgestellte Persönlichkeiten – den dringenden Rat erteilt, dafür zu sorgen, dass die ΣΧΗΜΑΤΑ der Rhetorischen Kunst als solche nicht zu erkennen sind, sondern vielmehr den Charakter der Natürlichkeit annehmen: διόπερ καὶ τότε ἄριστον δοκεῖ τὸ σχῆμα, ὅταν αὐτὸ τοῦτο διαλανθάνει ὅτι σχῆμά ἐστιν.

ὥς ἡ μὲν φύσις τῆς εὐτυχίας τάξιν ἐπέχει, ἡ τέχνη δὲ τῆς εὐβουλίας.

Danach brechen die Handschriften ab, und man muss von einer grösseren Lücke ausgehen von etwa 4 Seiten.

In den folgenden Kapiteln (3–5) wendet sich der Autor den Fehlern zu, die bei dem Versuch, das Erhabene darzustellen, gewöhnlich zu beobachten sind.⁴ Der Reihe nach zählt er die folgenden Abarten des Erhabenen auf: das Schwülstige (τὸ οἰδοῦν), das Kindische (μειρακιῶδες), das in einer Art schülerhaften Beflissenheit liegt, die gelehrt erscheinen will ohne es zu sein und deshalb frostig wirkt, (ὥς σχολαστικὴ νόησις ὑπὸ περιεργίας λήγουσα εἰς ψυχρότητα 3,4) und als die dritte Verfehlung im Bestreben nach dem erhabenen Ausdruck nennt der Autor das τὸ παρένθυρον, das unzeitgemässe Pathos, die Begeisterung an der falschen Stelle; gemeint ist offenbar ein schulmässiges, gleichsam eingelerntes, künstliches Pathos, das den Hörern oder Lesern eine Leidenschaft vorführt, die selbst davon in keiner Weise betroffen werden.⁵ Ps. Longinus bringt es auf die Formel: Begeisterte posieren vor nicht-Begeisterten (ἐξεσθηκότες πρὸς οὐκ ἐξεσθηκόμενους).

Im Kapitel 5 nennt der Autor den eigentlichen Grund für alle diese Verfehlungen: τὸ περὶ τὰς νοήσεις καινόσπουδον, das Betreiben, unter allen Umständen originelle, d.h. neuartige Gedanken vorzustellen, oder Originalität um jeden Preis.

Es lohnt sich diese Aufzählung von Irrwegen im Hinblick auf das grosse Ziel, das Erhabene, darzustellen, die der Autor der Schrift hier vorlegt, mit seiner Aussage im Kapitel 33 zu vergleichen. Dort kommt der Autor auch auf gewisse Fehler zu sprechen, die er aber eher positiv wertet. Um die Unterschiedlichkeit beider Verfehlungen deutlich zu machen, empfiehlt es sich, zunächst dem Begriff des ἡ τῶν λόγων κρίσις nachzugehen, wie er in Kapitel 6,1 erstmals begegnet. Es sei erlaubt, zu diesem Zweck eine Erklärung von Sextus Empiricus (ad. mathem. I, 79) heranzuziehen, der seine Unterscheidung zwischen zwei verschiedenen Arten von Kritikern deutlich macht. Es heisst da:

διαφέρειν τὸν κριτικὸν τοῦ γραμματικοῦ· καὶ τὸν μὲν κριτικὸν πάσης, φησί, δεῖ λογικῆς ἐπιστήμης ἔμπειρον εἶναι, τὸν δὲ γραμματικὸν ἀπλῶς γλωσσῶν ἐξηγητικὸν καὶ προσωδίας ἀποδοτικὸν καὶ τῶν τούτοις παραπλησίων εἰδήμονα·

Hier wird der blosse Grammatiker dem literarischen Kritiker gegenübergestellt. Dem grammatischen Kritiker ist es nur um die sprachliche Richtigkeit im Sinne des grammatisch richtigen Sprachgebrauchs zu tun, mit allen dazugehörigen phonetischen Zeichen und Formen. Demgegenüber steht die lebenslange Erfahrung des literarischen Kritikers, der allein das Erhabene vom Nicht-Erhabenen zu unterscheiden vermag, und auf den bezieht sich offenbar Ps. Longins Satz in 6,1: ἡ γὰρ τῶν λόγων κρίσις πολλῆς ἐστὶ πείρας τελευταῖον ἐπιγέννημα.

⁴ Vgl. dazu R. PHILIPPSON, Zu PERI HYPISOYS, Rhein. Mus. 1925, 267–279, der sich vor allem auch der Frage nach den falschen Arten des Erhabenen widmet wie sie in Kap. 3–5 aufgezählt werden.

⁵ Ein solches Darstellungsmodell kennzeichnet treffend die Komödie, die der Autor allerdings nicht ernst nimmt.

Im Kapitel 33 spricht der Autor davon, dass grosse Begabungen, grosse Naturen selten frei von Fehlern sind. Es heisst da:

ἐγὼ δ' οἶδα μὲν, ὡς αἱ ὑπερμεγέθεις φύσεις ἥκιστα καθαραί· τὸ γὰρ ἐν παντὶ ἀκριβὲς κίνδυνος μικρότητος, ἐν δὲ τοῖς μεγέθεσιν, ὥσπερ ἐν τοῖς ἄγαν πλούτοις, εἶναι τι χρὴ καὶ παρολιγορούμενον· μήποτε δὲ τοῦτο καὶ ἀναγκαῖον ἦ, τὸ τὰς μὲν ταπεινὰς καὶ μέσας φύσεις διὰ τὸ μηδαμῇ παρακινδυνεύειν μηδὲ ἐφίεσθαι τῶν ἄκρων ἀναμαρτήτους ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ καὶ ἀσφαλεστέρας διαμένειν, τὰ δὲ μεγάλα ἐπισφαλῇ δ' αὐτὸ γίνεσθαι τὸ μέγεθος.

Die allzugrosse Genauigkeit in allem birgt die Gefahr, im Kleinen, im Unbedeutenden stecken zu bleiben, während bei grossen, bedeutenden d.h. hier Erhabenen Unternehmungen schon das eine oder andere vernachlässigt werden kann (*παρολιγορούμενον*). Es müsse zwar nicht so sein, aber in der Regel sei dies das Schicksal der kleineren oder mittleren Begabungen; eben weil sie nichts riskieren, den Gipfel wahrer Grösse nie erreichen, weil sie den sicheren Boden der blossen Richtigkeit nie verlassen, die darin besteht, eben keine Fehler zu machen, scheitern sie daran, das wirklich Bedeutende, das Erhabene, darzustellen. Die wahre Grösse hingegen ist aufgrund ihrer Grösse viel eher der Gefahr ausgesetzt, kleine Fehler zu machen. Hier geht es offenbar um den Unterschied zwischen Irrtum und Fehler: Irrtümer – oder auch Irrwege – sind immer auf ein System bezogen. Das waren die oben kritisierten lächerlichen Versuche, das Erhabene darzustellen – wohingegen Fehler innerhalb eines akzeptierten Systems unterlaufen können. Dahinter steht latent eine Kritik des Perfektionismus, der seine ganze Konzentration darauf richtet, keinen systemimmanenten Fehler zu begehen, und dem deshalb keine Kraft bleibt, das wirklich Grosse, das Erhabene, kreativ zu entwickeln und darzustellen.

In diesem Zusammenhang ist auch der Begriff des ἀδρεπήβολον zu sehen, offenbar eine Sprachschöpfung des Autors, eine Zusammensetzung von ἀδρός = dicht oder konzentriert, ἔπη = Wörter, und βόλον, ein von βάλλειν abgeleitetes „Werfen“, also das, was der Mensch an zutreffenden, an treffenden Worten aus dem Mund wirft.⁶ Es ist damit offenbar die schöpferische Kraft gemeint, in der Konfrontation zwischen Welt und Sprache eben jene Worte zu finden, die nötig sind, um das Erhabene in Form und Inhalt auszudrücken.

Robert Philippon hat in der oben zitierten Arbeit bereits den sekundären Charakter der sogenannten τὰ λέξεως σχήματα in der Rhetorik durchblicken lassen und in der Tat ist das primäre Element das wechselseitige Spannungsverhältnis, das zwischen ἔννοιαι und λόγοι besteht (vgl. 9,1). Mit anderen Worten: Ehe die σχήματα λέξεως überhaupt Anwendung finden können, muss der entsprechende zur Sprache gewordene Gedanke erst gefunden sein.⁷ Und deshalb nennt der Autor in 8,1 diese

⁶ Man ist deutlich an GÜNTER EICHS Spätwerk „Gesammelte Maulwürfe“ (Frankfurt 1978) erinnert, wobei diese Tiere bei ihm die Sprache, oder die Worte bedeuten, die das „Maul“ der Menschen auswirft. Allerdings handelt es sich bei ihm nicht um gesprochene, sondern um geschriebene Worte und demgemäss lautet auch der erste Satz: „Was ich schreibe, sind Maulwürfe...“

⁷ Man vgl. dazu Kapitel 15,1, wo der Autor die Phantasie, die Vorstellungskraft (ἡ φαντασία), die von einigen auch εἰδωλοποιία genannt wird, als treibende, kreative Kraft sieht, die dem Gedanken

schöpferische Fähigkeit, die den Weg über das erkennen zum Gedanken und schliesslich zum adäquaten sprachlichen Ausdruck führt (τὸ περὶ τὰς νοήσεις ἀδρεπήβολον) das πρῶτον und das κράτιστον.

Unmittelbar darauf folgt dann die Gegenüberstellung von νόησις und λέξις in 8,1: ἡ τε ποῖα τῶν σχημάτων πλάσις, δις δὲ που ταῦτα, τὰ μὲν νοήσεως, θάτερα δὲ λέξεως.

Bereits im Kapitel 7 wurde vom Autor die ästhetischen Kategorie des Erhabenen in ethischer Hinsicht durch die Kategorie der μεγαληψυχία ergänzt, ohne die auch die ästhetische Leistung zu nichte würde. Dabei ging es ihm vor allem um die Wirkung, die das Erhabene auf den Leser oder Hörer ausübt als ein Zeichen für seine Echtheit. Er beschreibt in diesem Zusammenhang die Leistung, die eine solche, vom Erhabenen angerührte Seele vollbringt. Es ist die Leistung einer „re-creatio“ im wörtlichsten Sinn von der im Kapitel 7,2 berichtet wird.

Eine solche genuine Rezeption des Erhabenen, bei der der Rezipient im Erleben des erhabenen Werkes dieses gleichsam in seiner Seele noch einmal neu erschafft (ἡ ψυχὴ αὐτὴ γενήσασα ὅπερ ἤκουσεν.) ist natürlich nur denen möglich, die ihrerseits auch die geistigen und seelischen Voraussetzungen dazu mitbringen, d.h. die ἔμφορες und ἔμπειροι λόγων sind und darüberhinaus auch die ethische Qualität der μεγαλοφροσύνη besitzen (Kap. 7,3).⁸

Im Kapitel 9 wird das moralisch-ethische Element des Erhabenen noch deutlicher, noch klarer formuliert, wenn es im dritten Abschnitt programmatisch heisst: ὕψος μεγαλοφροσύνης ἀπήχημα, wo das Erhabene geradezu als der Widerhall einer grossen Gesinnung bezeichnet wird.

Was der Autor unter dieser ethischen Forderung verstanden hat, erfährt der Leser zu Beginn des 7. Kapitels: Wonach alle Welt strebe, Reichtum, Ehre, Ruhm und Macht (πλοῦτοι, τιμαί, δόξαι, τυραννίδες), diese „Güter“ sich zwar jederzeit schaffen zu können, aber ihren Besitz letztlich zu verachten – das sei die eigentliche Haltung eines μεγαλόφρων ἀνὴρ eines Mannes mit grossen Gedanken. In 7,1 heisst es: θαυμάζουσι γοῦν τῶν ἐχόντων αὐτὰ (scil. πλοῦτοι, τιμαί, δόξαι, τυραννίδες) μᾶλλον νοῦς δυναμένους ἔχειν καὶ διὰ μεγαλοψυχίαν ὑπερορῶντας.

Ambivalentes Denken zeigt sich auch in der Art, wie der Autor der Schrift über die homerische Dichtung urteilt. Die Ilias repräsentiert für ihn das Ideal des Erhabenen, die grosse heroische Dichtung, in der die Götter ihre Übermenschlichkeit unter Beweis stellen und ihren Schritt gleichsam ins Weite setzen. Als Beispiel dafür führt Ps. Longin etwa Il. E,770–772 an, jene Stelle, die davon Zeugnis gibt, dass die Rosse der Göttinnen in einem Sprung den Horizont erreichen, d.h. soweit springen können, wie das Auge des Spähers reicht (9,5):

(ἐννόημα) zum Wort (λόγοι) verhilft: καλεῖται μὲν γὰρ κοινῶς φαντασία πᾶν τὸ ὅπως οὖν ἐννόημα γεννητικὸν λόγου παριστάμενον.

⁸ Man denkt hier unwillkürlich an Pindar, Pyth II, 72, γένοι' οἷός ἔσσι μαθῶν. Bei Ps. Longin soll die das Erhabene nachvollziehende Seele selbst zu dem werden, was sie gehört hat, bei Pindar soll Hieron, an den die Ode gerichtet ist, zur Einsicht kommen, indem er erkennt, wohin die Hybris führt, und wer er ist, nämlich ein Sterblicher.

ὅσσον δ' ἡροειδὲς ἀνὴρ ἶδεν ὀφθαλμοῖσιν,
 ἥμενος ἐν σκοπιῇ, λεύσσω ἐπὶ οἶνοπα πόντον,
 τόσσον ἐπιθρώσκουσι θεῶν ὑψηλές ἵπποι.

Allerdings kann der Autor sich im Anschluss an dieses Zitat dann doch einen leicht ironischen Kommentar zu dieser Stelle nicht verkneifen, indem er daran zu zweifeln wagt, ob die Götterpferde bei einem zweiten Sprung dieser Art in dieser Welt überhaupt noch irgendwelchen Boden unter den Füßen bekämen (9,5). Seine Belegstellen aus der *Ilias*, die das Erhabene und Heroische dieser Dichtung anzuzeigen sollen, sind denn auch aus dem Zusammenhang herausgelöste Zusammenfügungen von Versen aus den verschiedensten Büchern, die beim naiven, d.h. in diesem Fall bei dem Leser, der seinen Homer nicht im Kopfe hat, den Eindruck erwecken, dass es sich bei der zitierten Stelle um ein zusammenhängendes Textstück handelt. In Wahrheit hat der Autor mitunter aber bis zu drei verschiedene *Ilias*-stellen so geschickt ausgewählt und zusammengefügt, dass sie sich als ein zusammenhängendes Textstück lesen lassen.⁹

In der *Odyssee* hingegen sieht Ps. Longinus die Dekadenz einer „Altersdichtung“, die märchenhafte Züge enthalte und die eher individuelle Charakterdarstellungen zu bieten habe, wie sie typisch für das Alter und überhaupt wohl für jede Spätzeit sei. Der Autor vergleicht diese Art der Dichtung mit der Komödie, der es seiner Meinung nach vor allem um derartige Charakterzeichnungen zu tun sei. In Kapitel 9,15 heisst es am Ende von der *Odyssee*:

ὥς ἡ ἀπακμὴ τοῦ πάθους ἐν τοῖς μεγάλοις συγγραφεῦσι καὶ
 ποιηταῖς εἰς ἥθος ἐκλύεται. τοιαῦτα γάρ που τὰ περὶ τὴν τοῦ Ὀδυσσεύως
 ἠθικῶς αὐτῷ βιολογούμενα οἰκίαν, οἷον εἰ κωμῳδία τίς ἐστὶν ἠθολο-
 γουμένη.

Das eklektische Verfahren im Zitieren von *Ilias*-versen hat natürlich seinen Grund darin, dass der Autor seine These der Erhabenheit der *Ilias* unter Beweis stellen will. So vermeidet er es tunlichst, komisch wirkende, burleske Szenen zu zitieren wie etwa die *Therites*-Szene am Anfang der *Ilias* oder auch die berühmte *Διὸς ἀπάτη* Szene.

Ganz besonders aber hat ihm das Abendland zu danken, dass er im 10. Kapitel seiner Schrift uns das unvergleichliche Liebesgedicht Sapphos überliefert, dem er auch eine kongeniale Interpretation beifügt, die hier nicht weiter erörtert werden soll.

Das Kapitel 15 ist unter dem grundsätzlichen Thema „Phantasie“ (vgl. Anm. 7) vor allem dem Phänomen der griechischen Tragödie gewidmet, wenngleich sich am Ende des Abschnittes auch noch eine kurze Bemerkung zur Bedeutung und Funktion der Phantasie in der Rhetorik (ῥητορικὴ φαντασία) findet, die der dichterischen Phantasie gegenüberstehen soll. Von den vielen Zitaten aus griechischen Tragödien, die der Autor für das Gelingen anführt, im sprachlichen Ausdruck in seinem Sinne Erhabenes darzustellen, sei hier jenes kurze Euripidesfragment zitiert und in seiner

⁹ So ist das Homerzitat in 9,6 kontaminiert aus *Il.* XXI, 388, V, 750 und XX, 61–65 und das in 9,8 aus XIII, 8, XX, 60 und XIII, 19, 27–29.

ambivalenten Hintergründigkeit vorgeführt, das in den TGF bei Nauck unter der Nummer 935 publiziert ist.

ἀλλ', ὦ φίλιπποι Τρῶες.

Von Ps. Longin werden diese Worte der Cassandra zugeschrieben und man geht sicher nicht fehl in der allgemeinen Annahme, dass sie aus dem Alexandros stammen, jenem am Vorabend der sizilianischen Expedition verfassten Stück, dem ersten Drama jener Trilogie, auf welches dann der Palamedes und die Troerinnen folgten. Gesprochen wurden diese vier Worte von Cassandra offenbar, nachdem ihre Warnung vor dem hölzernen Pferd ungehört verhallt war, und sie das gedankliche Fazit dieser ihrer Vergeblichkeit zieht, indem sie die Pferdeliebe der Trojaner als eigentliche Ursache für ihren Untergang erkennt, eine Liebe also, die zum Tode führt.

Neben dem ästhetischen und ethischen Aspekt findet sich in der Schrift vom Erhabenen auch noch der politische Aspekt im Kapitel 44, dem letzten des Buches.¹⁰ Das Kapitel ist als Frage und Antwort strukturiert, ein nicht näher bezeichneter Philosoph vertritt seine These vom Niedergang der rhetorischen Kunst und der allgemeinen Sprachkultur (ein beliebter Topos der Zeit), wobei er zu bedenken gibt, dass diese Qualitäten sich eigentlich gerade in einer Demokratie voll entfalten sollten. Damit ist dem Autor die Möglichkeit gegeben, sich zu dieser Frage selbst zu äussern.

Es hat den Anschein, als würde Ps. Longinus seine im Kapitel 36 vorgeschlagene Erzählstruktur hier in diesem letzten Kapitel selbst exemplifizieren wollen, eine Darstellungsweise, die dadurch an Spannung und Intensität gewinnt, dass sie in Form eines fingierten Frage-und-Antwort-Spiels, einer PEUSIS und einer EROTHSIS, vorgebracht wird, und so den Eindruck einer gewissen Spontaneität vermittelt.

Dieser letzte Abschnitt des Buches hat immer wieder die Interpreten interessiert und es gibt vor allem topologische Untersuchungen, welche sich damit beruhigen, die einzelnen hier geäusserten Gedanken zum Thema „Demokratie“ oder auch zum „rhetorischen Verfall“ der Gegenwart auf ihren Ursprung zurückverfolgen und sie zu topologisieren (vgl. etwa die unter Anmerkung 10 zitierte Arbeit). Die eigentliche Aussage des Autors kommt darüber zu kurz und es soll hier versucht werden, ihr nachzuspüren.

Der eigentliche Schlüsselbegriff in der fingierten Rede des Philosophen (Kapitel 44, 1–5) ist die ambivalente Bedeutung des Wortes Freiheit (ἐλευθερία), ein Wort das in dieser Rede zweimal vorkommt, aber in einem jeweils anderen semantischen Kontext gestellt ist. In 44.2 ist der ἐλευθερία Begriff in politischer Weise auf dem Hintergrund einer demokratischen Ordnung gesehen und bezeichnet den freien Wettbewerb in einer derartigen Gesellschaft. Und als die treibenden Kräfte solcher Aktivitäten werden der Konkurrenzkampf und der von öffentlicher Anerkennung gekrönte, persönliche Erfolg betrachtet ἡ πρὸς ἀλλήλους ἔρις und ἡ περὶ τὰ πρωτεῖα φιλοτιμία.

¹⁰ Zur Problematik dieses Kapitels vgl. man neuerdings J. BAUSE, *Peri Hypsoys*, Kapitel 44, Rhein. Mus. 1980, 258–266.

θρέψαι τε γάρ φησιν ἰκανὴ τὰ φρονήματα τῶν μεγαλοφρόνων ἢ ἐλευθερία καὶ ἐπελπίσαι καὶ ἅμα διελθεῖν τὸ πρόθυμον τῆς πρὸς ἀλλήλους ἔριδος καὶ τῆς περὶ τὰ πρωτεῖα φιλοτιμίας.

Jeder hat in einer solchen Gesellschaftsordnung, die auf demokratischer Freiheit basiert, von Jugend auf gelernt (παιδομαθεῖς 44,3), den etablierten Werten und Zielvorstellungen konventionellen Verhaltens (τοῖς ... ἔθεσι καὶ ἐπιτηδεύμασιν) nachzueifern, die der Autor überraschender Weise hier bereits als „gerechtfertigte Sklaverei“ (δικαία δουλεία) bezeichnet. Die Erklärung dafür wird die antwortende Stellungnahme des Autors bringen.

Der Begriff der politischen Freiheit, der die Menschen im Banne der Konvention hält und sie zu Objekten einer „gerechtfertigten“ – weil als gerecht betrachteten – Sklaverei macht, steht andererseits der moralphilosophische Begriff einer Freiheit gegenüber (λέγω ἐλευθερίαν) mit dem leider vernachlässigten Postulat, sich des „schönsten und kreativsten Stromes der Sprache“ zu erfreuen (ἄγευστοι καλλίστου καὶ γονιμοτάτου λόγων νάματος), um wahrhaft frei zu werden; aber der Rhetor in einer solchen nur politischen Freiheitsgesellschaft macht sich selbst zum Sklaven (ρήτορα.. γίγνσθαι δοῦλον), weil seine Rede die eigentliche Qualität der Grösse, die παρρησία, verliert (ἀπαρρησίαστον) und so ins Gefängnis konventioneller Werte gerät (ἔμφορον ὑπὸ συνηθείας): selbst begabte Rednernaturen stellen ihr Wort nur noch in den Dienst ihres persönlichen Vorteils, den zu erreichen sie sich durch Lügen, mit anderen Worten durch Schmeicheleien, versprechen (κόλακες ἐκβαίνομεν μεγαλοφυεῖς).

Dass der Verlust eben dieser moralphilosophischen Freiheit gemeint ist, und dass die blosse politische, d.h. die durch eine Demokratie garantierte Freiheit, als eine potentielle Sklaverei erscheint, wird auch noch unterstrichen durch ein Homerizitat, das den nächsten Paragraphen (44,5) eröffnet: ἡμῖν γάρ τ' ἀρετῆς ἀποαίνονται δοῦλιον ἡμᾶρ.¹¹ Es handelt sich hierbei um die verkürzte Fassung einer Odyssee-Stelle (ρ, 322 f.). Der fingierte Philosoph will offenbar deutlich machen, dass unter den gegenwärtigen Umständen nur jener Teil der ἀρετή noch vorhanden ist, der den Erfolg, also die tüchtige Leistung ausmacht, jener andere, moralphilosophische ist auf dem Altar der blossen Leistung und der ihr dienenden Schmeichelei zum Opfer gebracht worden: die παρρησία, d.h. die ungebrochene Beziehung zwischen Denken und Sprache, ist dem kalkulierten Sprach- und Wortgebrauch gewichen. (εὐθὺς γὰρ ἀναζεῖ τὸ ἀπαρρησίαστον καὶ οἷον ἔμφορον ὑπὸ συνηθείας αἰεὶ κεκονδυλισμένον.)

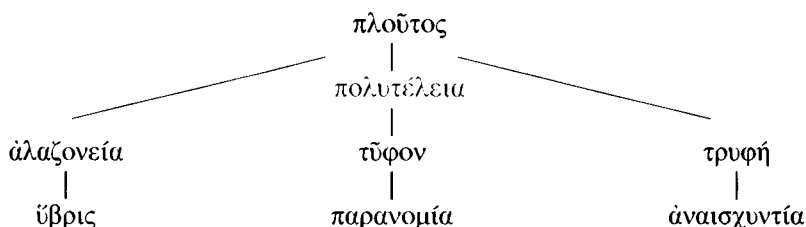
Um noch bildlich seine Gesellschaftskritik zu unterstreichen schliesst der fingierte Philosoph mit einem vergleichenden Hinweis auf das Zwergenvolk der Pygmäen, deren Wuchs in seiner Vorstellung durch das Einzwängen ihrer Körper in

¹¹ Es handelt sich hier um die vom Autor verkürzte Form einer Odyssee-Stelle (p 322 f.), die erklärt, warum der Hund des Odysseus keine Leistungen mehr wie früher erbringt, nachdem er seinen Herrn verloren hat. Das Wort ἀρετή hat ja in der Sprache Homers noch die Bedeutung von praktischem Nutzen, von einer Leistung, deren Moral gerade im Gelingen einer Tat selbst liegt. Für Ps. Longin, einen Autor der Spätzeit, dürfte die Semantik dieses Wort sicher auch noch eine moralphilosophische Komponente enthalten.

enge Käfige auf unnatürliche Weise künstlich am natürlichen Wachstum gehindert wurde, sodass sie nicht nur körperlich sondern auch geistig-seelisch verkrüppeln.

In der zweiten Hälfte des Kapitels (44,6 ff.) ergreift der Autor selbst, Ps. Longinus, das Wort zu einer Entgegnung, die im Grunde eine vertiefende Weiterführung dessen darstellt, war der Philosoph in seiner Rede bereits angesprochen hatte. Der fiktive Sprecher hatte seine Kritik auf die Gegenwart beschränkt, und durchblicken lassen, dass es früher anders, also besser gewesen sei: Jede These vom Verfall setzt die Vorstellung von der guten alten Zeit voraus. Ps. Longin beginnt seine Antwort und weiterführende Stellungnahme mit der Feststellung, dass es für den Menschen eigentümlich sei, immer nur die Gegenwart zu tadeln (τὸ καταμέμψεσθαι ἀεὶ τὰ παρόντα). In einer genaueren Prüfung dessen, was man den Weltfrieden (ἡ τῆς οἰκουμένης εἰρήνη) zu nennen pflegt, kommt er zu dem Schluss, dass jenseits politischer Ereignisse, der eigentliche Krieg endlos im Innern des Menschen tobt unter den Wünschen und Begierden, denen die Seele des Menschen ausgesetzt ist, und die sie beherrschen. Darin sieht Ps. Longinus die eigentliche Sklaverei, die auch und gerade in einer gesellschaftspolitischen Freiheit erhalten bleibt, wie sie eine Demokratie zu garantieren scheint. Dann gibt er ein anschauliches Bild von der Hierarchie und vom Stammbaum der Begierden, wie man sie ähnlich in Platons Staat (560 C–d und 575 A–D) findet, ein Buch, das unser Autor offensichtlich gründlich studiert hat, ein Gedanke, wie er in abgewandelter Form in den moralphilosophischen Abhandlungen der Folgezeit immer wieder auftaucht (das meint offenbar der präpositionelle Ausdruck: κατὰ τοὺς σοφοῦς in 44.7):

ἐπιθυμίαι = πάθη : φιλοχρηματία → φιληδονία → φιλαργυρία



Im darauffolgenden 8. Abschnitt des Kapitels zieht der Autor die Konsequenzen aus dieser Beobachtung: Die Menschen, die in der Knechtschaft ihrer Begierden und Leidenschaften wie in einem Kerker gefangen sind, verlieren den Sinn für das wahrhaft Grosse und Unsterbliche, denn alle ihre Wünsche sind auf vergängliche Dinge gerichtet, wie sie selbst auch sterblich sind. Hier wird die negative Definition des Erhabenen deutlich: Das Nicht-Erhabene ist das dem Irdischen Verhaftete.

Im 9. Abschnitt dieses Schlusskapitels rundet sich der Gedankenkreis, indem der Autor auf jenen Begriff zu sprechen kommt, dessen Ambivalenz in der ersten Rede des Philosophen bereits angeklungen war: die wahre und die scheinbare Freiheit (ἐλευθερία). Auch Ps. Longin greift nach einem konkreten Beispiel, um seine These zu erläutern, er exemplifiziert seine Kritik am Beispiel des bestochenen Richters, der in seinen Entscheidungen über Recht und Unrecht nicht mehr frei ist, οὐ γὰρ

ἐπὶ κρίσει μὲν τις δεκασθεὶς οὐκ ἂν ἐπὶ τῶν δικαίων καὶ καλῶν ἐλεύθερος καὶ ὑγιὴς ἂν κριτὴς γένιτο.

Am Beispiel des Erbschleichers, der nur auf den Tod seines reichen Anverwandten lauert und am Beispiel derer, die um reichen Gewinn willen ihre Seelen verkaufen (τὸ δ' ἐκ τοῦ παντὸς κερδαίνειν ὠνούμεθα τῆς ψυχῆς ἕκαστος... ἡνδραποδισμένοι...).

Dann stellt er die verzweifelte Frage, wo in dieser durch Leidenschaften und Begierden verpesteten und versklavten Gesellschaft sich noch eine unabhängige Instanz findet, die wirklich frei darüber entscheiden kann, was gross und ewig ist (44,9).

ἄρα δὴ ἐν τῇ τοσαύτῃ λοιμικῇ τοῦ βίου διαφθορᾷ δοκοῦμεν ἔτι ἐλεύθερόν τινα κριτὴν τῶν μεγάλων ἢ διηκόντων πρὸς τὸν αἰῶνα κάδε-
καστον ἀπολελεῖσθαι καὶ μὴ καταρχαιρεσιάζεσθαι πρὸς τῆς τοῦ πλεονεκτεῖν ἐπιθυμίας;

So stellt sich dem Autor im nächsten Abschnitt (44,10) die kritische Frage, ob es mit der blossen politischen Freiheit in einer Demokratie getan ist, ob der Mensch nicht vielmehr – aufgrund seiner Abhängigkeit von seinen Leidenschaften und seiner seelischen Verklavung durch die Begierden – gerade im politischen Bereich eine moralphilosophische Führungsinstanz braucht, die ihn erst wahrhaft frei macht, indem sie ihm die Herrschaft über sich selbst im Sinne der platonischen ἐγκράτεια ermöglicht. Aber offenbar zweifelt der Autor daran, dass der Mensch die äussere, demokratische Freiheit von sich aus in eine innere Befreiung umzusetzen vermag.¹²

Und Ps. Longin schliesst seine Rede mit dem Hinweis darauf, dass Begriffe wie ζῆλος (Wetteifer) und τιμή (Ehre) nur dann als genuine Erscheinungen anzuerkennen sind, wenn sie auf das Ziel eines gemeinsamen Nutzens gerichtet sind (ἀξίας ὠφελείας), sonst wird aus ihnen nur das Streben nach persönlichen Lob- (ἔπαινος) oder Lusterlebnissen (ἡδονή). In 44. 11 heisst es:

11. ὅλως δὲ δαπανῶν ἔφην εἶναι τῶν νῦν γεννωμένων φύσεων τὴν ῥαθυμίαν, ἥ πλὴν ὀλίγων πάντες ἐγκαταβιοῦμεν, οὐκ ἄλλως ποιοῦντες ἢ ἀναλαμβάνοντες εἰ μὴ ἐπαίνου καὶ ἡδονῆς ἕνεκα, ἀλλὰ μὴ τῆς ζήλου καὶ τιμῆς ἀξίας ποτὲ ὠφελείας.

Schlussbemerkung: Es hatte sich an einigen Beispielen gezeigt, dass Ps. Longinus in seinem Buch „Über das Erhabene“ mit seinem Denken nicht nur *einem* festen System verpflichtet bleibt, sondern sich offen hält für viele Aspekte der Welt und des Lebens. Und so kommt er immer wieder zu scheinbar paradoxen Resultaten und Feststellungen, die sich an der offensichtlichen Diskrepanz entzünden zwischen dem, was die Menschen wollen, und dem was sie eigentlich sollten, um nicht nur ihren eigenen Vorteil zu wahren, sondern vor allem auch das Wohl der Gesellschaft, in der sie leben. So fanden sich die Gegensatzpaare Ratio-Ekstase (πειθῶ / ἔκστασις), Natur-

¹² Man ist hier deutlich an die platonische Idee vom Philosophen-König aus dem Staat erinnert, aber man assoziiert hier auch die Ambivalenz des ἔρις-Begriffes, wie sie seit Hesiod dem abendländischen Denken vertraut ist.

Kunst, (φύσις / τέχνη), Irrtum-Fehler (ἀμαρτία in zwei Bedeutungen), Gedanke-Wort (έννοια / λόγος), Freiheit-Sklaverei (ἐλευθερία / δουλεία), die – in der Analyse des Autors – keineswegs blosse Gegensätze bleiben, sondern in enger Beziehung, Verschränkung und Wechselwirksamkeit verbunden sind. Das eben macht ihre Ambivalenz aus.

So gesehen handelt es sich bei Ps. Longinus – wer immer er auch gewesen sein mag – um einen modernen Denker, wie ihn unser Zeitalter hervorgebracht haben könnte.

Piimätie 10A4
FIN-21140 Rymättylä

LÁSZLÓ KÁKOSY

MYSTERIES IN THE ISIAC RELIGION

Initiation into mysteries was a feature of religions which most intrigued the imagination of the laity in Antiquity and continues to do so even today. Mysteries were integral parts of various religions in the Roman period. The mysteries of Eleusis had a considerable influence on the latest stage of the Isiac religion. It is well known that Plutarch's *De Iside* contains motifs borrowed from the Homeric Demeter hymn. There were mysteries in the cult of Mithras, which had seven stages of initiation, and in the cults of Dionysos; the cult of Cybele and Attis were also linked with mysteries.¹

These rituals offered additional religious knowledge, and the initiate became acquainted with otherwise concealed details of the myths and was introduced to secret doctrines. A Greek interpretation of the name "Isis" said that "to her more than anyone belong knowledge and understanding."² The Greek name of her temple *Iseion* shows "that we shall know what really exists if we approach the sanctuaries of the goddess with reason and reverence."³ The initiate had to undergo trials (cf. Mozart's *Zauberflöte*) and swear to secrecy. Esoteric knowledge had to be preserved from profanation and exposure to unworthy eyes.

If one follows closely the thread of events in book XI of Apuleius' novel, it will be clear that Lucius is being cautiously led to the heights of ultimate truths and the most hidden secrets of religion. This gradual progress is expressed not only in the three stages of the initiation. The first step towards the great goal is taken by Lucius himself, still in the form of an ass, when he awakens with sudden fright on the sea-shore and sees the full orb of the moon emerging from the sea.⁴ As through a revela-

¹ BURKERT, W.: *Antike Mysterien*, München 1990, M. GIEBEL: *Das Geheimnis der Mysterien. Antike Kulte in Griechenland, Rom und Ägypten*. Zürich–München 1990, R. MERKELBACH: *Isis regina – Zeus Sarapis*. Stuttgart–Leipzig 1995, 161–174.

² *De Iside* 2. The English translations are by J. GWYN GRIFITHS. Plutarch's *de Iside et Osiride*, Cardiff 1970. μάλλον αὐτῇ τὸ εἰδέναι καὶ τὴν ἐπιστήμην προσήκουσαν.

³ *ibid.* ὀνομάζεται γὰρ Ἰσεῖον ὡς εἰσομένων τὸ ὄν, ἂν μετὰ λόγου καὶ ὁσίως εἰς τὰ ἱερά τῆς θεοῦ προσέλθωμεν.

⁴ Met. XI. 1

tion, he comes to realize that all human affairs are governed by the goddess who manifests herself in the moon. (He became worthy of this revelation by the grace of the gods, by his voluntary escape from a spectacle planned to take place in the theater in Corinth where he was to copulate publicly with a murderess.)

He begins to pray to the goddess whose true name is still unknown to him. The second step towards knowledge was due to the grace of Isis who rose from the middle of the sea and revealed herself in her full splendour and overwhelming divine majesty. But what was even more essential to Lucius, she revealed herself to him as a goddess of universal power. She is the highest of deities whose power is revered by the whole world in various forms and by diverse names, such as Minerva, Venus, Diana, Proserpina, Ceres, Juno, Bellona and Hecate. Still, it is the Ethiopians and the Egyptians who gave the goddess her true name, Queen Isis.

In Egypt her cosmic power is summed up in the use of the name *Isis* in the meaning *sky*.⁵ She is also called the "Female Sun (Rê) on the sky".⁶

One unusual feature, alien to her original Pharaonic image, was her late identification with the moon.⁷ In Ancient Egypt the moon was held to be male, but the notion that the moon was the Eye of Re ("eye" is feminine) led to its association with some goddesses.

The second part of the goddess' self-revelation touches directly on Lucius' fate. According to the instructions given by Isis, he had to eat a crown of roses held by the priest in the procession of the feast of the *Navigium Isidis* to regain his human body.

When the miraculous transformation really took place, in exactly the way as foretold by the goddess, the revelation received the full authentication. Lucius became a devotee of the Isiac religion, and he certainly learned much of its ritual and theology. This status, however, only gave him access to exoteric knowledge; the most essential steps, the three initiations were still before him.

An important question must here be addressed which has given rise to much controversy among scholars. There is a strong doubt as to the ancient origins of the Isiac mysteries in the Roman Period. Mysteries are considered to be a mainly Greek phenomenon. Pharaonic religious literature primarily focused on afterlife, on the eternal existence of the soul; ritual and magical texts and the hymnic praises of the gods also played a predominant role.

A careful reading of the relevant texts has brought, however, to light a number of allusions to mysteries in Pharaonic Egypt and has proved the existence of an esoteric literature mainly in the domain of the solar cult.⁸ Herodotos was the first to rec-

⁵ D. KURTH: Göttinger Miszellen 19 (1976) 35–37).

⁶ Dendara IV 72.

⁷ E.g. Plutarch: De Iside 43, 52, Diodorus I, 11, 1.

⁸ J. ASSMANN: Re und Amun (Orbis Biblicus et Orientalis 51). Freiburg–Göttingen 1983, ASSMANN: Unio Liturgica. Die kultische Einstimmung in götterweltlichen Lobpreis als Grundmotiv "esoterischer" Überlieferung im Alten Ägypten. (Secrecy and Concealment, edited by KIPPENBERG, H. G. and STROUMSA, G. G.). Leiden–New York–Köln 1995, 37–60. L. KÁKOSY: Tempel und Mysterien (Ägyptische Tempel – Struktur, Funktion und Programm. Hildesheimer Ägyptologische Beiträge 37, Herausgegeben von GUNDLACH, R. und ROCHHOLZ M.). Hildesheim 1994, 165–173.

ognize the existence of mysteries in Egypt.⁹ He seems to have been initiated into some of these cults, and he dutifully keeps secret about the details of these ceremonies. A group of texts from the 21st–23rd dyn. describes the “introduction” (*bes*) of the kings, high officials and priests into the innermost sanctuary of the temple to contemplate the most sacred cult-statue of the god.¹⁰ The cult of Osiris was undoubtedly associated with secret rituals; the religious drama representing the triumph of Osiris over death which took place in the chapels on the roof of the temple of Dendara was performed behind closed doors with the exclusion of the public.¹¹

We may, furthermore, consider the existence of other mysteries in Egypt. As mentioned above, the cult of the Sun preserved its important position in Late Egyptian mysteries and esoteric doctrines. To quote just one element, the two boats of Re, *manedjet* and *mesektet* were regarded as secret objects and access to them was only granted to privileged persons who were regarded as initiates.¹²

On the day of Lucius’ initiation, he was dressed in an unworn linen garment and the high priest led him into the holy shrine. At this point, however, the narrative, which was hitherto verbose, becomes reticent and deliberately obscure.

“I approached the boundary of death and treading on Proserpine’s threshold, I was carried through all the elements, after which I returned. At dead night I saw the sun flashing with bright effulgence. I approached close to the gods above and the gods below and worshipped them face to face. Behold, I have related things about which you must remain in ignorance, though you have heard them”.¹³

The dramatic climax of the initiation was enacted at night in the innermost sanctuary. Under the seal of secrecy Lucius (Apuleius) was not permitted to relate the details, but in spite of the vague formulation it is clear that the initiate experienced death and resurrection. The rite had strong ancient Egyptian affinities,¹⁴ with the sun shining bright in the night in the underworld, as it is described in the Egyptian funerary literature, first of all in the *Amduat* and the *Book of Gates*, but also in some chapters of the *Book of the Dead*. The initiate passed through the cosmic elements and thus gained a full idea about life after death. He sees the “gods above” too

⁹ II. 170–171.

¹⁰ J.-M. KRUCHTEN: *Les annales des prêtres de Karnak ...* (Orientalia Lovaniensia Analecta 32). Leuven 1989.

¹¹ S. CAUVILLE: *Le temple de Dendara. Les chapelles osiriennes I–III* (BdE 117–9). Le Caire 1997.

¹² J. BERGMAN: *Ancient Egyptian Theogony in a Greek Magical Papyrus*. In: *Studies in Egyptian religion: Dedicated to Prof. J. Zandee. Suppl. to Numen XLIII*. Leiden 1982, 28–37. KAKOSY: *Tem-pel... 170–1*.

¹³ XI.23. *Accessi confinium mortis et calcato Proserpinae limine per omnia vectus elementa remeavi, nocte media vidi solem candido coruscantem lumine, deos inferos et deos superos accessi coram et adoravi de proxumo. Ecce tibi rettuli, quae, quamvis audita, ignores tamen necesse est*. Trad. by J. GWYN GRIFFITHS: *Apuleius of Madauros. The Isis-Book* (ÉPRO 39). Leiden 1975.

¹⁴ M. P. NILSSON: *Geschichte der griechischen Religion II*. München 1961, 624 ff., J. G. GRIFFITHS: *Apuleius of Madauros. The Isis Book (Metamorphoses, Book XI ÉPRO 39)*. Leiden 1975, 296–308.

because the Sun god Re makes his voyage through the twelve regions – called *hours* in Egyptian terminology – of the realm of the dead.

In the morning the initiate who rose from a symbolic death to new life received *twelve* robes. The following acts of the ritual took place publicly, without any secrecy. Lucius carried a torch in his right hand and his head was garlanded with a crown of leaves standing out like sun rays, indicating the solar nature of the resurrection. On the third day the ceremonies of the initiation were concluded with a cultic banquet.

The *Metamorphoses* suggests that Isis was willing to raise her devotees from moral death. She gave back Lucius' human form who had been changed into an ass because of his depravity. The crown of roses by which the miracle of transformation is brought about derives from the "crown of triumph" in Chapter 19 of the *Book of the Dead*. Archaeological evidence for roses is known from Egypt in the Roman period, when it is apparently introduced into the funerary cult.¹⁵

When Lucius regained his human form, he was born again to a new life. Isis' magical healing power was a conspicuous feature of her personality and it was famous also among the foreigners interested in Egypt or living in the country. Diodoros attributes to her the discovery of the drug of immortality by which she raised Horus to new life.¹⁶ The belief in Isis' power over life and death is also attested in earlier times. In a hieratic magical papyrus Isis speaks of herself: "I call back to life who is dead".¹⁷

Besides the ritual form of mysteries, we also have to mention an intellectual, philosophical initiation into the deepest essence of religion. In *De Iside* Plutarch leads the reader to understand the real message of the myth of Osiris and Isis by quoting the views of various philosophical schools about the history of Osiris. The understanding of the essence of the nature of the god, which is only intelligible spiritually, shines through the soul like a lightning.¹⁸ This type of philosophy which gives guidance to the searching soul is called *epopticos*, i.e. offering insight into the ultimate realities of religion and philosophy. The last phase in this development is represented by the Neoplatonic *unio mystica* which means not merely an access to the secrets of the divine, but also a complete spiritual union with god.

The iconography of the goddess also contains allusions to philosophical cosmology. Some Isis statues have a disk on their heads decorated with two incised lines crossing each other in the shape of an X or a cross.¹⁹ The source of many similar representations in Roman times was Plato's *Timaeus* 36 B. In this treatise the World-Soul, the spiritual aspect of the cosmos, is described as an entity divided by two axes resembling the Greek letter X. The neoplatonist Porphyrius later traced this idea to Egypt, noting that the Egyptians had a sign, a circle with a X which to them depicted

¹⁵ GRIFFITHS: Apuleius... 159–161.

¹⁶ I.25.

¹⁷ A. MASSART: MDAIK 15 1957, 179.

¹⁸ De Is. 77.

¹⁹ KÁKOSY: Solar Disk or Solar Globe? FS. Westendorf–Göttingen 1984, 1060 and the statue in the Museum in Tata: V. WESSETZKY: Die ägyptischen Kulte zur Römerzeit in Ungarn (ÉPRO 1), Leiden 1961, fig.20.

the cosmic soul.²⁰ The two circles on the spheres originally probably represented the celestial equator and the ecliptic (zodiac) crossing each other obliquely.²¹ To describe them as an X is a simplification of physical reality. As a matter of fact, on most monuments, including some Isis statues, the figure is depicted schematically with rectangularly crossed lines. In the case of these monuments the lines may have been interpreted as the horizon and the meridian. The cosmic globe on her head (represented as a disk) was an eloquent symbol of the universal rule of Isis.

In the Roman Imperial period a close relation was established between Egyptian cults and the philosophical school of the Neoplatonists. *Theurgy*, a practice to evoke the spirits and gods and to influence them was accepted both by Egyptian religion and Neoplatonism. An interesting instance of such an occult ritual is found in the *Life of Plotinus*, written by his disciple Porphyrius.²² An Egyptian priest who arrived in Rome and was introduced to Plotinus wanted to demonstrate his knowledge in spiritual magic and offered to show the indwelling *daimon* of Plotinus. The séance took place in the Iseum in Rome, this being – in the opinion of the priest – the only pure place in the city. In the course of the theurgical ritual it turned out that it was not a demon, but actually a god which dwelt in the philosopher. It should be noted here that the idea that a god resides in the human personality can be traced back to the New Kingdom in Egypt.²³

The initiates of Isis and Osiris were believed to have share in the divine nature of the gods to such a degree that on some monuments it is difficult to decide whether we are confronted with the image of the deity or her devotee.²⁴ On a mummy portrait the deceased woman was allowed to wear a miniature Isiatic crown.²⁵

I offer this study to Professor I. Borzsák whose œuvre has enriched the research of Egyptian religion with new comparative methods.²⁶

Eötvös Loránd University
Faculty of Humanities
Dept. of Egyptology
H-1364 Budapest P.O. Box 107

²⁰ Proclus, In Timaeum III. II.247.

²¹ O. J. BRENDÉL: Symbolism of the Sphere (ÉPRO 67). Leiden 1977, 53.

²² Vita Plot. 10.

²³ H. BONNET, RÄRG, 225–8 s.v. Gott im Menschen.

²⁴ E.g. the tomb stones from Athens on which the deceased is represented in the likeness of Isis. FR. DUNAND: Le culte d'Isis dans la bassin oriental de le Méditerranée II (ÉPRO 26), Leiden 1973, 144–150.

²⁵ L. H. CORCORAN: Mysticism and the Mummy Portraits in: M. L. BIERBRIER (ed.): Portraits and masks. Burial Customs in Roman Egypt. London 1997, p. 49, pl. 26/3.

²⁶ E.g. Volgai Osiris-mythos. (The myth of Osiris in the Volga district). Antiquitas Hungarica 3 (1949) 111 ff, Aquis submersus. Acta Ant. Hung. I (1951–1952), 201–222, Caesars Funeralien und die christliche Passion. Acta Ant. Hung. 10 (1962) 23–31.

PÉTER KOVÁCS

CUM HONORE SACRORUM

Earlier I published in the *Acta Antiqua Hungarica* an altar dedicated to Liber Pater et Libera found at Érd-Ófalu.¹ It was probably transported to Érd from Matrica (Százhalombatta). In the abacus among the acroteria a cantharus can be seen. The first line of the inscription is on the abacus and the last one is on the basis.

Its inscription reads:

Lib(ero) P(atri) et Lib(erae) / voverat hanc / aram Ulpius / Baccho Marianus or Marinus / vet(eranus) ex tess(erario) leg(ionis) I ad(iutricis) / pro sal(ute) sua suorumq(ue) / omnium et nunc / solvit laetus cum / honore sacrorum /⁰ Albino {II} et Aemil[i]/ano [co(n)sulibus].

The reading of the inscription is clear, but complicated, and there are 28 ligaturae in the text. According to the *consules*, it can be dated to 206 AD. Ulpius Marianus who dedicated the altar to Liber Pater and Libera most likely came from the Orient (Syria). He probably settled down as a veteran in the auxiliary vicus of Matrica or in a neighbouring *villa rustica* as well (cf. CIL III 10377).² It is very unusual that Liber Pater – Bacchus – was mentioned twice in the text and both names were used.

I wrote that the meaning of the formula *nunc solvit laetus cum honore sacrorum* is not clear and it probably refers to the cult of Bacchus.³ In my paper I will study the meaning of this expression.

First, I must emphasize that as far as I know there is no Roman altar with the same text but there are similar expressions by which the term can probably be understood. The word *honor* means, among others, high esteem or respect, a special hon-

¹ P. KOVÁCS: A százhalombattai Matrica Múzeum faragott és feliratos római emlékei. In: Százhalombatta története. Az állandó kiállítás vezetője. Ed.: I. POROSZLAI. Budapest 1993–1994, 33, Nr. 15; id.: Neue Inschriften im Matrica Museum. *Acta Antiqua Hungarica* 36, 1995, 251–252, Nr. 3; *AEp* 1993, 1304.

² P. KOVÁCS: Excavations in the Roman fort at Százhalombatta (Matrica), 1993–1995. In: Roman Frontier Studies 1995. Proceedings of the XVth International Congress of Roman Frontier Studies. Ed. W. GROENMAN-VAN WAATERINGE–B. L. VAN BEEK–W. J. H. WILLEMS–S. L. WYNIA, Exeter 1997, 425–427.

³ KOVÁCS: op. cit. (above n. 1.), 252.

our or privilege, a public or political office and finally a particular mark of esteem paid to the dead or to the gods.⁴ *Honor* could be *sacer* as well (Iuv. I, 110 *sacro ne cedat honori*), but the two words were never used together as *honor sacrorum* by classical authors, and therefore the meaning of the term must be interpreted on the basis of analogies.

In its sacral meaning *honor* was often used as an honour of the gods or *imperatores* on the Roman altars: e.g. *in honorem Iovis* (CIL III 7086, 18) or *Iunonis* (Hor. *carm.* 1, 7, 8; cf. Paul. *Fest.* p. 41, 68, 87.94, 122.307), *in honorem domus divinae* (CIL III Indices, p. 2680) or *Augustae*, *in honorem imperatoris* (CIL V 2035; X 5827; cf. Plin. *epist.* 6, 27, 1), *in honorem* of a dead person (CIL II 23, p. 1195; XIV 2795) and *in honorem legionis* or *aquilae* (CIL XIII 8038; 6679).⁵ The word was often used as *ob honorem* if one wanted to thank the deity for something. *Honor* was used by the authors as the synonym of the words *pietas*, *adoratio*, *veneratio*, but it can be understood as *sacrificium*, *litatio*, *hostia* as well (Non. p. 320): GlossL I Ansil. HO 70: *honore: sacris sive religione*. *Honor* was the synonym of *sacrificia*, *victima* as well (GlossL I Ansil. HO 74) on the basis of the following quotations:

- Curt. 5, 12, 6: d. *auspiciis ac summis honoribus cultus*
 nat. *deor.* 1, 3: *quid est quod ullos deis immortalibus cultus, honores, preces adhibeamus?*
catal. 14, 8: *sparget honore focos ...*
 Tib. 1, 7, 53: *turis honores ...*
 Sil. 13, 434: *Bacchi ... et lactis*.
 Colum. 10, 261: *rosa praestet honores caelitibus*.
 Plin. *nat.* 21, 11: *iam tunc coronae deorum honos erant*.
 Tert. *patient.* 10 p. 15, 24: *quem ... honorem litabimus domino deo ...?*
 Liv. 8, 33, 21: *arae sacrificiis fument, honore, donis cumulentur*.
 Aen. 1, 49: *supplex aris imponet honorem...*
 Aen. 3, 118: *meritos aris mactavit honores*.
 Aen. 1, 736: *in mensam laticum libavit honorem*
 Aen. 5, 94: *inceptos genitori instaurat honores ... caeditque binas ... bidentes*.
 Aen. 8, 339: *aram et Carmentalem ... portam ..., nymphae priscum Carmentis honorem*.
 Sil. 12, 392: *meritum vati Ennio sacremus honorem*

LIR·PELIB

VOVERA·HNC
 ARAM·VLPI·S
 BAC·H·MAR·N·S
 VE·EX·ESS·LEG·A
 RO·SA·S·AS·VOR·M
 OM·N·M·EN·NC
 SOL·VIT·LAT·S·CM
 HO·NO·RES·SAC·RO·RYM
 AB·NO·HE·Æ·MIL
 A·NO·COS

Cum honore sacrorum

⁴ ThLL VI.3. Fasc. XVI. Stuttgart 1989, 2916-2931; Oxford Latin Dictionary IV. Ed. P. G. W. GLARE. Oxford 1973, 801-802.

⁵ Dizionario Epigrafico di Antichità Romana. Vol. II. Ed. E. RUGGIERO. Roma 1895, 2063.

The only problem is that *honor* does not occur with similar meaning in our epigraphical sources. In Rome a *libertus* erected an altar with the following inscription (CIL VI 3692 = 30913)⁶:

[- -] *M. Bicoleio(s) V(ibii) l(ibertus) honore donom dedet merito.*

In this case the word *honor* can mean something similar as on the Érd altar. The expression *honore dedet* cannot concern the *aedes Honoris extra portam Collinam* as has been suggested in the CIL. It seems to me that this expression is similar to the formula mentioned on the CIL IX 3837 basis where *aram et statuam honoris causa posuerunt* can be read. The altar was also erected *honoris causa*.

Sacrum means a sacred object, a holy place (shrine), a religious ceremony (of specifically secret rites), a festival and a sacred status.⁷ In our epigraphical sources (on altars or on grave-altars) *sacrum* means almost solely the sacrifice, the offering dedicated to the god(s or to the dead) mentioned on the altar or on the grave-altar.

There are several altars where the word *sacrum* was not used in its traditional meaning in the accusative but its plural ablative form can be observed:

Corduba CIL II² 7, 233 (AD 234):

Pro salute / Imp(eratoris) domini n(ostri) [[M(arci) Aurelii / Severi Alexandri]] pii felicitis / Aug(usti) / tauribolium fecit Publicius / Fortunatus t(h)alamas suscepit / chrionis Coelia Ianuaria / adstante Ulpio Heliade sacerdo[te] / aram sacris suis d(ederunt) d(edicaverunt) / (vac.) / Maximo et Urbano co(n)s(ulibus).

CIL II² 7, 235 (AD 234):

[- -] / Clodia [- -] / adstante Ul[pio] Helia] / de sacerdote ar[am] / sacris suis d(ederunt) d(edicaverunt) Maximo et Urbano co(n)s(ulibus).

Narbo CIL XII 4326:

Matri deum / tauribolium impe[rio] accepit Liguria Thymele / et [ar] am sacris posu[it].

In these cases the ablative must be understood as instrumentalis: the *arae* were erected with their own *sacra*, sacrifices. Earlier it was believed that the expression *sacris suis* must be understood as dative finalis or as denoting the time when the sacrifice was performed,⁸ but it is obviously an instrumentalis. Among the *tauribolium* altars there are several inscriptions where the expression (*tauribolium*) *hostis suis*

⁶ Cf. CIL VI.6. 1, p. 38; the gentilicium: CIL VI 1241: W. SCHULZE: Zur Geschichte lateinischer Eigennamen. Abh. Ak. Göttingen N. F. V:2. Berlin 1904, 460.

⁷ Oxford Latin Dictionary. Ed. P. G. W. GLARE. Oxford 1973, 1676; K. E. GEORGES: Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Hannover 1992⁵, 2441–2442.

⁸ R. DUTHOY: The taurobolium. Its evolution and terminology. Leiden 1969, 36–37, Nr. 75–76; A. GARCÍA Y BELLIDO: Les religions orientales dans l'Espagne romaine. EPRO 5, Leiden 1967, 47; L. WICKERT: Bericht über eine zweite Reise zur Vorbereitung von CIL II suppl. 2. in: Sitzb. Preuss. Akad. Wissensch. Phil.-Hist. Klasse 32, 1931, 830; CIL II² 7, p. 70.

was used without the preposition *cum* (e.g. CIL XIII 505–506; 508–509, 512–519). On the CIL III 8336 altar the formule *sacro dicavit* can be read (cf. CIL III p. 2589).

The altar was called *ara*, *altarium*, *altare*, *focus* by the Romans.⁹ The word *ara* occurs often in our epigraphical sources but otherwise it was rarely mentioned on the altars. One might *aram ponere*, *dedicare*, *dare*, *statuere* (AÉp 1968, 645), *aedificare* (AÉp 1973, 449), *dicare* (AÉp 1975, 480), *facere* (AÉp 1981, 657), *referre* (CIL VI 32380; 32386), *adampliare* (CIL III 3626; 6423). On the Liber Pater altar at Érd the expression *voverat hanc aram*, ... *nunc solvit* was used. Beside *ara*, the god to whom the altar was dedicated can be mentioned in genitive as well. The word *ara* was hardly used in expressions on the altars. We know the following expressions: *ara cum sigillo* (e.g. AÉp 1987, 873; 885), *ara cum cancellis* (RIB 235), *ara cum columnis* (CIL VI 31105), *ara cum monimento* (CIL VI 3474), *ara cum base* or *cum basibus suis* (CIL VI 360; VIII 934), *ara de lapide quadrato* (AÉp 1974, 286; cf. *ara opere quadratario a fundamentis facta* – EE 5, 931 or *ara operis quadratari* – EE 5, 948), *ara restaurata et munificentia ornata vel aucta* (AÉp 1971, 63), *ara lapidea* (CIL X 205), *ara aenea* (CIL XIV 2215; 3437), *ara marmorea* (CIL VI 225; 671; VIII 840; 1014), *ara cum gradibus* (CIL VIII 10564; IX 3079), *ara cum hostia* (e.g. CIL XIII 37; AÉp 1975, 480 – *ara cum hostiis auratis*). An *ara* can be *sacra*, *sacrata* (CIL VI 271; 709) but one could *an aram sacrare* or *consacrare*, too (AÉp 1983, 560; CIL VI 510; XIII 522; 525; 360).

As we can see, most of the expressions concern the exterior of the altars, what the altars were made of (e.g. *marmorea*, *aenea*, *de lapide quadrato*). In other cases they were mentioned together with other sacred objects (statue, basis, column, e.g. they were erected with the statue of the god – *ara cum sigillo*), but the expressions *ara cum hostia* and *ara cum sacris suis* are similar to the expression on the Liber Pater altar from Érd.

There are several altars where the expression *ara cum suis ornamentis* was used (CIL VI, 746; XII 2217; V 5769; II 3286; *ara cum ornamentis et signis suis* EE 5, 1214). On the CIL II 5387 altar the word *ara* was not mentioned and *sacrum* was used instead: *Dianae A[ug(ustae)] / sacrum c[um] / suis ornam[entis]*.

On the CIL VIII 73 altar the expression *ara operi albari exornata* can be read and the CIL VIII 775 altar has the expression *ara omnibus ornamentis perfecta*. It can be assumed that in these cases *ornamenta* meant the instruments of the sacrifice performed on the altars¹⁰ or, in its literal sense, the ornaments of the altars.¹¹

A similar meaning to the expression on the Érd altar was found on an altar dedicated to Mithras (CIL V 5661 = AÉp 1969/70, 203a):

*I(nvicto) M(ithrae) / Novellia Pandarus / pro se et suis / omnibus
ara(m) / deo donum p(osuit).*

⁹ E. SAGLIO: *Ara*. in: M. DAREMBERG–E. SAGLIO: *Dictionnaire des antiquités Grecques et Romaines* I, 347–353; *Dizionario Epigrafico di Antichità Romana*. Vol. I. Ed. E. RUGGIERO. Roma 1895, 594–607.

¹⁰ *Dizionario Epigrafico di Antichità Romana*. Vol. I. Ed. E. RUGGIERO, Roma 1895, 595.

¹¹ O. DRÄGER: *Religionem significare. Studien zur reich verzierten römischen Altären und Basen aus Marmor*. *Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts. Ergänzungsheft*. Mainz 1995.

Here, the god was also mentioned twice as on the altar from Érd (beside the dedication). The word *donum* must be understood as an appositio praedicativa. In this case *donum* can be interpreted as offering.

As we could see above, most of the altars bearing these expressions belonged mainly to the oriental cults and they can be dated to the 3rd century, as the altar from Érd (AD 206). The expression *cum honore sacrorum* cannot relate to the mysteria, but means the sacrifice which was carried out with the erection of the altar and thus Liber Pater et Libera were honoured. Two different concepts are mixed in this expression: the first is the sacrifice and the second is the honour of the sacrifice to the gods. We have similar expressions in our epigraphical sources, but always separately: the term *aram sacris suis* on the tauribolium altars from Corduba and Narbo and the term *honore dedit* from Rome. The Liber Pater altar found at Érd is the only Roman altar where these words occur together.

Pázmány Péter Catholic University
Department of Classical Philology
H-2087 Piliscsaba Egyetem u.1.

THOMAS KÖVES-ZULAUF

APOLLO AGYIEUS:
HORAZ CARMEN 4, 6, 28

Dive, quem proles Niobeae magnae
vindicem linguae Tityosque raptor
sensit et Troiae prope victor altae
Phthius Achilles,

ceteris maior, tibi miles inpar,
filius quamvis Thetidis marinae
Dardanas turris quateret tremenda
 cuspidē pugna

(ille, mordaci velut icta ferro
pinus aut impulsus cupressus Euro
procidit late posuitque collum in
 pulvere Teucro,

ille non inclusus equo Minervae
sacra mentito male feriatos
Troas et laetam Priami choreis
 falleret aulam,

sed palam captis gravis, heu nefas, heu,
nescios fari pueros Achivis
ureret flammis, etiam latentem
 matris in alvo,

ni tuis victus Venerisque gratae
vocibus divom pater adnuisset
rebus Aeneae potiore ductos
 alite muros),

doctor argutae fidicen Thaliae,
Phoebe, qui Xantho lavis amne crinis,

Dauniae defende decus Camenae
levis Agyieus.

spiritum Phoebus mihi, Phoebus mihi artem
carminis nomenque dedit poetae:
virginum primae puerique claris
patribus orti,

Deliae tutela deae, fugacis
lyncae et cervos cohibentis arcu,
Lesbium servate pedem meique
pollicis ictum,

rite Latonae puerum canentes,
rite crescentem face Noctilucam
prosperam frugum celeremque pronos
volvere menses.

nupta iam dices: 'ego dis amicum,
saeculo festas referente luces,
reddidi carmen docilis modorum
vatis Horati.'

Carmen 4, 6 verfaßte Horaz als-wirkliches oder fiktives-Präludium zum carmen saeculare¹. C. Becker nannte es „das voraussetzungsreichste im horazischen Werk ..., zugleich im Aufbau, im Ton, in den ganzen Vorstellungen eines der persönlichsten“²: Umstände, die es zum bevorzugten Gegenstand deutender Betrachtung prädestinieren. Dem steht jedoch ein ausgeprägter Charakter der Unregelmäßigkeit, im Ganzen und in manchen Einzelheiten, gegenüber, der den Zugang zu dem Gedicht erschwerte und dazu geführt hat, daß es „der *curiositas* der auf die Regelmäßigkeit bedachten Philologen zum Opfer fiel“³. Zuweilen meinte man, es handle sich um zwei verschiedene Gedichte⁴; man erklärte die zweite Hälfte sogar für eine nachträglich hinzugefügte Fälschung⁵. Diese Ansichten sind heute obsolet. Es bleibt jedoch als Tatsache, daß das ganze Gedicht aus zwei völlig gegensätzlichen Hälften zusammengesetzt ist. Als Unregelmäßigkeit im Einzelnen kann aber die Verwendung eines „abstrusen Mythos“⁶ erwähnt werden oder der selten große Abstand von 25

¹ G. PASQUALI: *Orazio Lirico*. Firenze 1920, 751. TH. BIRT: *Horaz' Lieder*. Leipzig 1925, 45. E. FRÄNKEL: *Horaz*. Darmstadt, 1967² (= 1957¹) 476. E. ROMANO: *Orazio*. Roma 1991, 877. O. L. HENDRICKSON: *CPh* 48 (1953) 73 ff. St. BORZSÁK, *GB* 5 (1976) 25. H. P. SYNDIKUS: *Die Lyrik des Horaz*, 2. Darmstadt 1973, 346 f. C. BECKER: *Das Spätwerk des Horaz*. Göttingen 1962, 117. G. CALBOLI: *Klio* 67 (1985) 171.

² O.c. 120 Anm. 16.

³ St. BORZSÁK, *GB* 5 (1976) 26.

⁴ N. E. SANADON, Paris. 1728 bei FR. BÜCHELER, *RhM* 14 (1859) 158 ff.

⁵ P. HOFMAN PEERLKAMP: *Q. Horati Flacci carmina*. Amsterdam 1862², 299.

⁶ G. WILLIAMS: *Tradition and Originality in Roman Poetry*. Oxford 1968, 63. G. CALBOLI: *Klio* 67 (1985) 170. A. BARCHIESI: *ZPE* 107 (1995) 34 ff.

Zeilen zwischen Attribut und Namen des angeredeten Gottes: „Dive (v.1) ... Phoebe (v.26).“

Unter solchen Einzelheiten der Unregelmäßigkeit kommt der Anrede Apollos mit dem Beinamen Agyieus (v.28) ein eminenter Platz zu. In der gesamten lateinischen Literatur steht dieser Name nämlich nur an dieser einen Stelle *auf römische Umgebung bezogen*⁷. So ist es kein Wunder, daß die Horaz-Kommentatoren diesem Beinamen lange Zeit mit Verständnislosigkeit begegneten. Sie haben zuerst gar nicht erkannt, daß er ein Problem darstellt⁸. Dann hat man Agyieus eine bloß äußerliche Funktion zugeschrieben: Horaz habe den Namen wegen seines weichen Klanges⁹ oder wegen seiner mystischen Färbung¹⁰ gewählt. Es ist St. Borzsáks Verdienst, die *inhaltliche* Bedeutung des Beinamens entdeckt zu haben¹¹. Im folgenden soll versucht werden, diese Interpretation zu präzisieren, in der Überzeugung, daß es keine größere Ehrung für einen Jubilar geben kann, als den Versuch, auf einem von ihm geöffneten Weg weiterzugehen.

Dies scheint umso notwendiger zu sein, als in den letzten Jahrzehnten, von der Philologie zunächst unbemerkt, neugefundenes oder neubewertetes archäologisches Material zu Agyieus sich angesammelt hat. Es beweist, daß Agyieus-Darstellungen in Italien spätestens seit der Endzeit der Republik realiter vorhanden waren¹². Insbesondere in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts sind zwei Agyieus-Darstellungen im neuausgegrabenen Haus des Augustus auf dem Palatin entdeckt worden¹³, wodurch das ganze Problem endgültig in ein neues Licht gerückt wurde. M. C. J. Putnam hat zwar in seinem 1986 erschienenen Horaz-Buch mit der philologischen Auswertung der palatinischen Funde begonnen, sein Ergebnis¹⁴ kann aber auch nicht als abschließend betrachtet werden.

1. Agyieus = Musagetes?

Borzsák geht mit Recht davon aus, daß ein Beiname in einer inhaltlich so durchdacht gestalteten Umgebung nicht ohne inhaltliche Aussage sein kann. Er stützt sich bei seinem Lösungsvorschlag außer der Gedankenwelt der Umrahmung auf die Etymologie des Namens sowie auf die Vorstellungen, die in ähnlich lautenden Bei-

⁷ Agyieus wird in der römischen Literatur, außer dieses eine Mal bei Horaz, überhaupt nur noch drei- oder viermal erwähnt (Varro bei Porphyrio ad Hor. *carm.* 4, 6, 28. Pl. *Bac.* 172 f. *Mer.* 676 bei Pl. fällt der Name Agyieus nicht, er ist nur mit *vicinus* gemeint. Macr. Sat. 1, 9, 6). An allen diesen Stellen bezieht sich der Text auf griechische Umgebung. Textzusammenstellungen s. RE s. v. Agyieus 2) (1894, REISCH). LIMC 2, 1 (1984) s. v. Apollon Agyieus (E. F. BALESTRAZZI) 327.

⁸ BORZSÁK GB 5 (1976) 32.

⁹ KIEBLING-HEINZE und VILLENEUVE z. St.

¹⁰ PLESSIS-LEJAY z. St.

¹¹ O.c. 32 ff.

¹² E. SIMON: Der Vierjahreszeitalter in Würzburg. Stuttgart 1967, 28. Vgl. unten S. 179f., insbes. Anm. 52.

¹³ G. CARETONI, BA 46 (1961) 189 ff. Idem, Atti della Pontificia Acc. Rom. di Arch. Rendiconti 44 (1971/1972) 123 ff.

¹⁴ Artifices of Eternity. Ithaca-London 1986, 124 ff.

namen Apollos zum Ausdruck kommen. So gelangt er zu dem Schluß, daß hier mit Agyieus Apollos Führerqualität gemeint ist, wie in Agetor, Agetes, Musagetes, und diese aus dem Verb ἄγω abgeleitete allgemeine Bedeutung durch die gegebene gedankliche Umgebung als die des Führers eines jugendlichen Chores definiert wird¹⁵.

So überzeugend diese Lösung in ihren allgemeinen Grundlagen auch ist, so ausbaufähig erscheint sie in ihrer konkreten Ausprägung. Wenn nämlich mit dem Beinamen nur Apollos allgemeine Führungsqualität gemeint wäre, so hätte der Dichter ohne jede Schwierigkeit einen Beinamen verwenden können, der eben nur diese allgemeine Qualität des Führens zum Ausdruck bringt, etwa (*levis*) *Agete*. Agyieus aber beinhaltet als Wort eine konkret definierte Art der Führerschaft und seine Verwendung durch Horaz mit inhaltlichem Wert macht nur dann wirklich Sinn, wenn gerade diese konkrete Art der Führerschaft im gegebenen Zusammenhang eine Funktion besitzt.

Zwei Merkmale charakterisieren diese konkrete Art der Führerschaft: Es handelt sich immer (a) um *lokale* Führerschaft und (b) um eine Führung in eine (neue) Heimat, *nach Hause*.

(a) Agyieus leitet sich etymologisch aus ἄγω nur mittelbar ab. Unmittelbar stammt der Beiname aus ἀγνιά, das seinerseits aus ἄγω gebildet ist. Ἀγνιά ist ursprünglich ein aktives Partizip femininer Form, neben einem zu ergänzenden Begriff ὁδός und bezeichnet einen „(irgendwohin) *führenden* (Weg)“¹⁶. Der aus dem Wort ἀγνιά mit Hilfe des Zugehörigkeitssuffixes -εύς gebildete Personenname Agyieus bedeutet demnach „den zu einer hinführenden Straße Gehörigen“, nicht einfach „den Führenden“ an sich. Zugehörigkeit einer Person zu einem nomen actionis bedeutet aber, die Funktion des agens auszuüben. Und in der Tat das Suffix -εύς hat vornehmlich die Qualität eines nomen agentis¹⁷: τραπεύς aus τροφή, φονεύς aus φονή, νομεύς (= Hirte) aus νομή (= Weiden, Weide) etc. Agyieus stellt also nichts anderes dar als die Führungspotenz der Straße in persönlicher Form. Es ist mithin ungenau, das Verhältnis von Apollo Agyieus zu ἀγνιά dahingehend zu deuten, dieser Apollo sei einfach der Gott der Straßen¹⁸, der Gott, der die Straßen „beschützt“¹⁹ oder „reinigt... von allem Bösen“²⁰ u.ä. Er ist vielmehr der Gott, „der wie die Straße zu einem Ziel hinführt“ oder „dafür sorgt, daß die Straßen zu einem Ziel hinführen“²¹.

¹⁵ BORZSÁKS Interpretation scheint PUTNAM o.c. 124¹⁷ nicht ganz zutreffend zusammenzufassen: Agyieus = „patron of the young coming to adulthood“.

¹⁶ E. SCHWYZER: Griechische Grammatik. München 1939, 2, 540 f. H. FRISK: Griech. etym. Wörterbuch s.v. Es besteht kein Grund, intransitive (FRISK) oder gar passive Bedeutung (SCHWYZER) von ἀγο im gegebenen Fall anzunehmen und ἀγνιά als „die hinführende“ oder als „die, wo getrieben worden ist, Triftweg“ zu deuten. Selbst bei solcher Deutung aber bleibt ἀγνιά, angesichts des Sprachgebrauchs, letztlich die Straße, die Tiere oder Menschen nach Hause bringt. Das Perfekt ist gnomisch zu verstehen.

¹⁷ Zum Suffix allgemein s. SCHWYZER, o.c. 2, 476 (§ 5,1: „zu ‚nomina actionis‘ ... teilweise als Ersatz eines fehlenden ‚nomen agentis simplex‘“), 477.

¹⁸ R. HEINZE z. ST. BALESTRAZZI I. c. (oben Anm. 7). CH. DAREMBERG–E. SAGLIO: Dictionnaire d. Antiqu. gr. et rom. I (1877) s. v. Agyieus, 168.

¹⁹ BORZSÁK GB 5 (1976) 33.

²⁰ W. F. OTTO: Die Götter Griechenlands. Bonn 1929, 86.

²¹ L. R. FARNELL: The Cults of the Greek States, 4. Oxford 1907, 150: „to reject the supposition that the name originally designated the deity of... the city's streets: the god marched at the head of the immigrant tribe down its perilous path...“

(b) Die Textzusammenhänge, in denen das Wort *aguiā* und der Name ihres Gottes *Agyieus* gebraucht werden, zeigen mit großer Klarheit, daß die Führung, die in der Etymologie der beiden Wörter gegeben ist, Führung zu einem bestimmten Ziel, zu einem *Zuhause als Ziel* ist. *Agyia* selbst bezeichnet seit den frühesten Vorkommen (*Ilias* 5, 642. *Od.* 2, 388) nur die Straßen einer Stadt²², dann insbesondere den Teil der Straße, der unmittelbar vor der Haustür liegt²³. *Sophokles* verbindet die *aguiā* mit der Vorstellung der Heimat, wenn er in einem Fragment von dem „straßenreichen (*agyaiaios*) Heimatland“ spricht²⁴, *Lykophron* schreibt *agyaia* sogar Nestqualität zu²⁵.

Dieser heimatlichen Färbung von *aguiā* entspricht der Standort der *Agyieus*-Denkmäler. Diese stellte man – in Form einer anikonischen Spitzsäule – zwischen Straße und Eingangstür auf²⁶. Der Gott gehörte nicht in das Haus, nicht zum Haus, aber auch nicht zur Fremde, sondern nahm eine Mittelstellung ein. Dies fand seinen Ausdruck in dem Beiwort, das man ihm, vertraulich-ironisch, beilegte: *geiton*, *vicinus*, „Nachbar“²⁷. *Apollon* war ja allgemein ein Gott, der nirgends zuhause war, ein Gott der Ferne, einer, der-immer wieder-aus der Ferne kam²⁸. Wenn er als Führer auf den nachhause führenden Straßen seinen Standort vor dem Eingang des Hauses hatte, so kann das nur bedeuten, daß er der bis zur Tür des Hauses führende Gott war. Unterstrichen wird diese Qualität durch den besonderen Charakter seiner speziellen Verehrer. Denn diese sind Menschen, die in eine – neue oder alte – Heimat ankommen. So sollen das erste Monument des Gottes die *Dorier* aufgestellt haben, nachdem sie als erste ihre zukünftige Heimat in Besitz nahmen²⁹. Dies ist vor dem allgemeinen Hintergrund der Tätigkeit *Apollons* als Führer von *Kolonisten* in ihre neue Heimat, unter den verwandten, allgemeineren Beinamen *Agetor*, *Agetes*, *Prokathegemon* etc., zu sehen³⁰. *Kassandra* wendet sich bei ihrer Ankunft in ihr neues Zuhause als Sklavin an diesen Gott: „*Apollon*, *Apollon Agyiates*“³¹, mein *Apollon*, wohin hast Du mich geführt? Zu welchem Haus?“ – „Zum Haus der *Atriden*“ – antwortet der Chor³². *Polyneikes* und „Die Sieben gegen Theben“ legen vor dem Altar des *Agyieus* ihren Eid ab, bevor sie sich auf den Weg machen, um in die Heimat des Haupthelden zurückzukehren³³; *Polyneikes* verabschiedet sich von *Agyieus* und seinem Vaterhaus zusammen: „*Phoibos*, Herrscher *Agyieus*, und Vaterhaus, lebt

²² *Macr. Sat.* 1, 9, 6: *vias quae intra pomeria sunt, ἀγυιάς* appellant. *Demosth. Contra Meid.* 52. *Aristoph. Aves* 1233. *Steph. Byz.* p. 22, 10 *Meineke*.

²³ Es wird mit ἀμφοδὸν identifiziert *Phot. Lex.* p. 35 Nr. 275 *Theodoridis. Suda* p. 39, 11 ff. *Adler. Test. Nov. Marc.* 11, 4. *Thuk.* 3, 104, 4: ἀγυιά = Kultplatz vor dem Tempel.

²⁴ ἄλλ' ὃ πατρώας γῆς ἀγυιαίου πέδον *Frsg.* 202 (*Hermione*).

²⁵ *Alexandra* 601.

²⁶ *LIMC* II, 1 (1984) 188 f., 327 ff. *RE* I (1894) s.v. *Agyieus* 909 ff. (mit vielen Mißdeutungen).

²⁷ *Soph. Oid. tyr.* 919. *Aristoph. Vesp.* 874. *Plaut. Bacch.* 172.

²⁸ *E. SIMON: Die Götter der Griechen.* München 1969, 137, 139.

²⁹ *Schol. Aristoph. Vesp.* 875c (*KOSTER-HOLWERDA* p. 139).

³⁰ *RE* I (1896) s.v. *Apollon* (*WERNICKE*) 18 f. *BORZSÁK GB* 5 (1976) 34.

³¹ Eine Nebenform von *Agyieus*.

³² *Aesch. Agam.* 1080 f., 1085 ff.

³³ *Pausanias* 2, 19, 8.

wohl“³⁴. Auch bei Plautus erscheinen Heimat und Apollo Agyieus als engverbundene Vorstellungen. Der nachhause zurückkehrende athenische Sklave Chrysalus spricht:

*Erilis patria, salve, quam ego biennio
Postquam hinc in Ephesum abii conspicio lubens.
Saluto te, vicine Apollo, qui aedibus
Propinquus nostris accolis, veneroque te.*

Heimat meines Herrn, ich grüße dich, die
ich freudig erblicke, nachdem ich vor zwei Jahren
nach Ephesos von hier wegging.
Sei mir begrüßt, Nachbar Apollo, der in der Nähe
unseres Hauses wohnst, ich verehere Dich.³⁵

Horaz muß wahrlich einen gewichtigen Grund gehabt haben, diesen vornehmlich in Griechenland präsenten Gott im zentralen Bereich seines Gedichtes, der die zwei so gegensätzlichen Hälften zur Einheit verbindet, auftreten zu lassen.

2. Apollo Agyieus = Apollo Actius?

Nach Putnam nennt Horaz Agyieus aus zwei Gründen: Einerseits werde er erwähnt als Gott „der Erneuerungen, die die Zeit bringt“, im gegebenen Fall als „Schutzgott römischer Säkularität (secularity)“ d.h. der wiederholten Erneuerung Roms. (o.c.125). Andererseits stelle der Beiname einen Hinweis auf den Sieg bei Actium dar: „Apollo Agyieus is also Apollo Actius“ (o.c. 127). Als Beweis dieser Identifikation dient vor allem die Parallele oktavianischer Münzbilder aus Gallien. Auf diesen erscheint ein Schiffsvorderteil zusammen mit einem Agyieus-Pfeiler (*Abb. 1*). Diese Münzbilder datiert H. Kühmann³⁶, dessen Forschungen Putnam hier folgt, in die Zeit zwischen 31 und 28 v. Chr. und er deutet sie als Erinnerung an die siegreiche Seeschlacht bei Actium, weil für jene Gegend Agyieus-Säulen typisch waren. Dies gilt für Kühmann umso mehr, als auf einem akarnanischen Münztyp sogar Apollon Aktios direkt neben einem kleinen Agyieus-Pfeiler zu sehen ist.

Agyieus kann nur sekundär etwas mit Erneuerung zu tun haben, wenn man nämlich seine primär lokal bestimmte Funktion auf die Ebene der Zeit projiziert. Denn eine Führung in eine neue Heimat bedeutet zugleich das Versetzen in einen neuen Zustand. Der „Türgott“ mag metaphorisch auch als der Herr „eines neuen Jahrhunderts“ gelten³⁷. Ein solches Verständnis kann sich jedoch nur aus Hinweisen im unmittelbar gegebenen Kontext ergeben, wie z. B. im Falle des Würzburger Vierjahreszeitalters, nicht aus dem Kultbeinamen an sich. Der Kontext bei Horaz aber ist ausschließlich geographisch geprägt (Xantho amne, Dauniae Camenae). Zudem gibt

³⁴ Eur. Phoen. 651. Man hält diese Stelle für das Vorbild des horazischen *levis Agyieu*: O. KELLER: *Epilegomena zu Horaz*. Leipzig 1879, 321.

³⁵ Bacch. 170–174.

³⁶ Jahrbuch des römisch-germanischen Zentralmuseums 4 (1957) 76 ff.

³⁷ E. SIMON: *Der Vierjahreszeitalter*, 28.

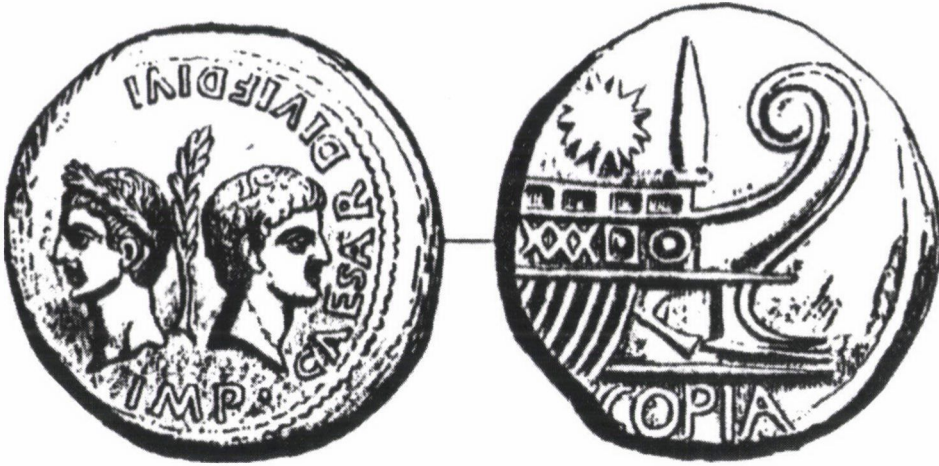


Abb. 1. Bronzemünze aus Lugdunum

es andere Benennungen des Gottes, mit stark ausgeprägter zeitlicher Perspektive, die hier besser passen würden, wäre es dem Dichter auf eine zeitliche Sicht angekommen. So z. B. ὁρίτης „der (Jahres)zeitliche“, oder Ἐφῶς „der Morgendliche“; oder Γενέσιος „der zur Geburt Gehörende“, ja Αἰτεγενέτης „der ewig Erzeugende“³⁸. Oder der Name Apollon selbst, der im carmen saeculare grundsätzlich in solcher Perspektive steht³⁹. Ihn statt Agyieus zu verwenden, wäre metrisch ohne weiteres möglich gewesen.

Enthält die Deutung Putnams in diesem Punkt zumindest eine sekundäre Wahrheit, so bleibt von seiner Erklärung im zweiten Punkt bei kritischer Betrachtung bedeutend weniger übrig. Die Achilles-Ferse seiner Interpretation in der Nachfolge KÜTHMANNs ist die Chronologie. Ein allgemein anerkannter Terminus post quem für die gallischen Münzen Oktavians ist das Jahr des Vertrages von Brundisium (40 v. Chr.), in dem Oktavian die Zuständigkeit für Gallien erhielt⁴⁰. Die Münzen mit Schiffsvorderteil und Agyieus-Pfeiler werden in der numismatischen Fachliteratur vor KÜTHMAN⁴¹ in die frühen dreißiger Jahre datiert. Die Spätdatierung durch KÜTHMAN beruht einzig und allein auf der Ähnlichkeit zwischen den gallischen Münzdarstellungen mit den Münzbildern auf epirotisch-akarnanischen Münzen, unter anderem auch in den Nachbargebieten Actiums. Dies kann aber nur dann beweiskräftig sein, wenn es sicher ist, daß Oktavian diese Darstellungen erst zur Zeit der Schlacht

³⁸ RE s. v. Apollon 10, 10 ff.–52, 23 ff.–46, 1 ff.–42, 18 ff. s. auch 11, 2 ff.–61, 27 ff.–50, 51 ff. M. P. NILSSON: Geschichte d. griech. Rel. 1. München 1992³, 529 ff.

³⁹ Nicht anders ist es in der 4. Ekloge Vergils.

⁴⁰ H. WILLERS, Numismatische Zeitschrift, 34 (1902) 85–91, 117 f., 121–132. A. BLANCHET: Traité des monnaies gauloises. Paris 1905, 429, 434, 438. H. MATTINGLY–E. A. SYDENHAM: The Roman Imperial Coinage, 1. London 1923 = 1948, p. 43. KÜTHMAN, o.c. 78.

⁴¹ MATTINGLY–SYDENHAM, l.c.: „after B.C. 40“. M. GRANT: From Imperium to Auctoritas. Cambridge 1945 = 1969, 207: 38/39. Frühdatierung auch bei P. ZANKER: Città e architettura nella Roma imperiale. ARID Suppl. 10 (1983) 25.

bei Actium kennengelernt hatte⁴² und wenn er in den frühen Dreißigern, vor Actium, keine Seeschlachten geschlagen hätte, auf die die Schiffsdarstellungen auf den gallischen Münzen sich beziehen könnten. Beide Bedingungen treffen aber nachweislich nicht zu. Denn es gab Seegefechte zwischen Oktavian und Sextus Pompeius 38–36, gerade in der Epoche, in die der Anfang der Prägung der gallischen Münzen mit Agyieus-Pfeiler vor Küthmann datiert wird. Auf der anderen Seite muß es für sicher gehalten werden, daß Oktavian schon mehr als zehn Jahre vor der Schlacht bei Actium Bekanntschaft mit Agyieus-Säulen an der Westküste der Balkanhalbinsel gemacht hatte. Seit dem Herbst 45 hielt er sich in Apollonia in Illyrien auf. Diese Stadt hatte nicht nur seinen Namen von Apollo, die Einwohner hielten ihre Stadt sogar für eine Gründung Apollos⁴³. Die Agyieus-Säule galt als Emblem der Stadt, eine solche stand frei im Stadtgebiet⁴⁴ (Abb. 2) und war auch auf den Münzen Apollonias abgebildet⁴⁵. Während seines halbjährigen Aufenthalts in dieser Stadt trieb Oktavian Studien⁴⁶, hatte mit Geldgeschäften zu tun⁴⁷, so ist es nicht vorstellbar, daß er auf das Emblem der Stadt nicht aufmerksam geworden wäre. Tatsache ist auf jeden Fall, daß er später auf seinen Münzen auch einen anderen Gegenstand abbilden ließ, auf den er in seiner Zeit in Apollonia aufmerksam geworden ist, den Steinbock⁴⁸. Kann es Zufall sein, daß der Agyieus-Pfeiler, der auf einem Wandgemälde im Hause des Augustus dargestellt ist, seiner Ausformung nach stark an die Agyieus-Pfeiler der apollonischen Münzen erinnert?⁴⁹

All dies untergräbt die Glaubwürdigkeit der These, daß die Agyieus-Pfeiler auf gallischen Münzen Oktavians eine Erinnerung an Schauplatz und Sieg von Actium seien. Hinzukommt, daß der Agyieus-Pfeiler, den Küthmann auf akarnanischen Münzen (in der Nähe Actiums) dargestellt sehen will, keiner ist. Dieser hat nämlich nicht einmal ein Viertel der sonst üblichen Höhe eines Agyieus-Pfeilers und ist ohne die sonstige charakteristische Ausbildung der Spitze⁵⁰.

Die Agyieus-Darstellungen auf Oktavians gallischen Münzen müssen also kein Hinweis auf Apollo Actius sein und erweisen sich damit als ungeeignetes Argument für Putnams Identifikationsthese. Man muß sich auch fragen, warum der Dichter den Gott nicht als Actius benannt hat, wenn er diese seine Funktion hat thematisieren wollen. Metrisch wäre auch dies ohne Probleme möglich gewesen, etwa: *o deus Acti*. Aber selbst wenn die Identifikation annehmbar wäre, bliebe die eigentliche Frage, warum Horaz den Gott Actiums hier gerade als Agyieus anspricht. Ist das nicht letzten Endes ein Verkennen der spezifischen inhaltlichen Bedeutung des Beinamens überhaupt, nach Art der Zeit vor Borzsák?

⁴² Dies nimmt auch E. SIMON an, JDAI 93 (1978) 218.

⁴³ RE s.v. Apollonia 1) (HIRSCHFELD, 1896), 112, 40 f. Paus. 5, 22, 3.

⁴⁴ A. KAHN, Archeology, 14 (1961) 162. M.-Th. PICARD-SCHMITTER, Mon. Piot 57 (1971) 77.

⁴⁵ L. c. A. B. COOK: Zeus, 2. Cambridge 1925, 161.

⁴⁶ Suet. Aug. 8, 2; 89,1. G. F. HERTZBERG: Die Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer. Halle 1866, 1, 434.

⁴⁷ Nicol. Damasc. FGrHist II A Nr. 90, frag. 130, 55.

⁴⁸ Suet. Aug. 94, 12. Auf den Aufenthalt des jungen Oktavian in Apollonia führen seine Bekanntschaft mit Agyieus zurück: PICARD-SCHMITTER, o.c. 77. CHR. TZOUVARA-SOULI, Dodone 13 (1984) 438.

⁴⁹ PICARD-SCHMITTER, o.c. 77. s. unten S. 185.

⁵⁰ Entgegen der Äußerung KÜTHMANNs, o.c. 78⁴⁰.



Abb. 2. Agyieus-Säule

Was ist aber nun die spezifische Bedeutung von Agyieus im horazischen Kontext, die mit den Bedeutungen kompatibel ist, welche andere Vorkommen von Agyieus-Pfeilern in derselben Epoche im Umkreise des Augustus haben?

3. Die frühaugusteischen Agyieus-Denkmäler

Mitunter hat man Horazens Kenntnis der Agyieus-Gestalt auf Euripides zurückführen wollen⁵¹. Horaz hatte jedoch Gelegenheit, Agyieus auch in Rom selbst aus unmittelbarer Anschauung kennenzulernen. Von den etwa 13 Denkmälern in römischer Umgebung gehört, bemerkenswerter Weise, mehr als die Hälfte (7) in das

⁵¹ O. KELLER: *Epilegomena zu Horaz*, 321. S. oben Anm. 34. Über die Ablehnung und Vernachlässigung des Euripides durch Horaz zutreffend F. REBELO GONÇALVES, *Euphrosyne* 3 (1961) 49 ff.

eine Jahrhundert zwischen 80 vor und 20 nach Chr.⁵². Wenn man sich auf diejenigen Monumente beschränkt, die mit Sicherheit Apollos zuzuweisen sind⁵³, und vor der Verfassung des Gedichts c. 4. 6 (frühestens 17 v. Chr.) schon vorhanden waren, so hat man es mit fünf Gegenständen zu tun. Es sind dies die oben besprochenen Münztypen aus Lugdunum und Vienna (LIMC I.c. Nnr. 22, 23); eine Terrakottaplatte aus dem palatinischen Apollotempel (Nr. 19); ein Wandgemälde aus dem Wohnhaus des Augustus (Nr. 13) sowie ein in Rom verfertigter Kalathos aus Wardt-Lüttingen (Nr. 21). Letzterer gehört zwar möglicherweise erst in die Zeit nach 11 v. Chr., hängt aber mit dem Palastgemälde eng zusammen, weil er als Hinweis auf jenes Gemälde gedacht ist⁵⁴.

A. Die Aussage der Münzbilder

Die Stelle des Agyieus-Pfeilers über dem Vorderteil des Schiffes ist eine Position, die seiner oben festgestellten allgemeinen Funktion entspricht, den Führer auf dem Weg zu einem bestimmten Ziel darzustellen. Auf dieselbe Funktion weist der Widderkopf hin, der auf einigen Münzen an Stelle des Agyieus-Pfeilers erscheint⁵⁵. Der Widderkopf ist als Hinweis auf Apollon Karneios zu deuten, den „Gott mit dem Widderkopf“⁵⁶. Agetor, „Führer“ ist der Beiname des Karneios in Argos; in Sparta gibt es ein gemeinsames Heiligtum des Apollon Karneios, der Eileithyia und seiner Schwester Artemis mit dem Beinamen Hegemone, „die Führerin“⁵⁷. Aber auch ein Komet wie das sidus Iulium, das gelegentlich neben dem Agyieus-Pfeiler auf Münzen aus Lugdunum zu sehen ist, kann wegweisende Funktion haben⁵⁸. Dasselbe gilt schließlich auch für den Delphin, der auf zwei oktavischen Münzen aus Lugdunum neben dem Schiffsvorderteil mit Agyieus-Pfeiler und sidus Iulium zu sehen ist.⁵⁹ Der Delphin ist ein Attribut des Seefahrgottes Apollon, ja der Gott selbst erscheint in dieser Form und er trägt den Beinamen Delphinios⁶⁰. Er ist die maritime

⁵² LIMC II, 1 s.v. Apollon Agyieus 329 f. Nnr. 13, 15, 16, 17, 18, 19, 21, 22, 23, 24, 26, 27, 31, davon im angegebenen Jahrhundert Nnr. 13, 16, 19, 21, 22, 23, 24.

⁵³ Nr. 24 wird z. T. Dionysos zugeschrieben.

⁵⁴ E. KÜNZL, BJ 169 (1969) 375 ff.

⁵⁵ BLANCHET, o.c. p. 434, fig. 473. GRANT, o.c. 208 ff. KÜTHMANN, o.c. 79 f.

⁵⁶ RE s.v. Apollon 10, 28. Nach Hesych. bedeutet sogar das Wort κύριος soviel wie Widder I.c. 55, 9. W. BURKERT: Griechische Religion. Stuttgart etc. 1977, 356 ff. So richtig KÜTHMANN, o.c. 79 f., den nur der selbstauferlegte Zwang, das Münzbild auf Actium zu beziehen, daran hindert, sich noch entschiedener für Apollon Karneios auszusprechen. Apollon Karneios war Agyieus engverwandt: auf einer süditalischen Vase ist ein Pfeiler mit „Karneios“ beschriftet zu sehen (BURKERT, o.c. 355). Auf dem Peloponnes gab es einen Agyieus-artigen Pfeiler mit Widderkopf (R. LULLIES, WJb 4–1949/50–130¹). In Megara hatte Apollon Karinos die Form einer Pyramide: Paus. 1, 44, 2. RE s. v. Agyieus (REISCH, 1894) 911, 51 ff. D. B. THOMPSON: Ptolemaic Oinochoai. Oxford 1973, 63.

⁵⁷ RE s. v. Apollon, 41,45. 55,48. Der Name der Geburtsgöttin Eileithyia wurde allgemein als „Die Kommende“ verstanden.

⁵⁸ Verg. Aen. 2, 700 ff.

⁵⁹ WILLERS, o.c. S. 86 f. Taf. 5, 7–8. KÜTHMANN, o.c. 73 f. Taf. 12, 1–2. Schon im homerischen Apollonhymnus erscheint Apollon in Gestalt eines Delphins „einem Sterne gleich..., daß viele Funken davon flogen und ein Lichtglanz bis zum Himmel drang“ (vv. 440–442).

⁶⁰ RE s.v. Apollon, 18, 47.

Parallelförmig zu dem festländischen Apollon Agyieus, der seine Schützlinge genauso zielsicher auf dem Meer zu ihrem Bestimmungsort führt, wie Agyieus dies auf einer festländischen agyia tut. So kann auch das Attribut des Delphinios, der Delphin, einem Agyieus-Pfeiler in Megara zugesellt werden⁶¹ und dasselbe Tier auf den gallischen Münzen als gleichwertiges Symbol der Führerschaft neben dem Agyieus-Pfeiler erscheinen.

Was haben nun diese Münzbilder apollinischer Führerschaft mit den Seeschlachten gegen Sextus Pompeius zu tun, auf die sie aus chronologischen Gründen nach unseren obigen Ausführungen zu beziehen sind? Sie ordnen sich nahtlos in die propagandistische Linie ein, die Oktavian gegenüber Sextus Pompeius verfolgte. Diese Linie bestand in der Betonung des besonderen Schutzverhältnisses zwischen Oktavian und dem Gott Apollo. Während der Blockade der Lebensmittelfuhr nach Rom durch Sextus Pompeius tritt Oktavian im Rahmen des Zwölfgöttermahls als Apollo verkleidet auf⁶². Als Dank für den Sieg über Sextus bei Naulochos im Jahre 36 gelobt er dem Apollo einen Tempel⁶³ (der erst später, am Ende der siebenjährigen Bauzeit, als Dankesgabe für den Sieg bei Actium uminterpretiert werden wird⁶⁴). Diese Apolloverehrung bildet den Gegenpol zur Kultivierung Neptuns durch Sextus Pompeius, der sich für den Sohn Neptuns ausgibt⁶⁵.

Doch wohin sollen Delphin und Agyieus-Pfeiler das Schiff Oktavians auf den gallischen Münzen lenken? Nach unserer früheren Analyse der Textstellen über Agyieus müßte man annehmen, daß das Endziel auch dieser Führung das Zuhause, eine (neue) Heimat ist. Dies fällt keineswegs aus dem Rahmen. Denn die glanzvolle Heimkehr nach Rom im Anschluß an den Sieg über Sextus Pompeius war letztlich tatsächlich das Ziel des zukünftigen Augustus, ein Ziel, das er erreicht hat⁶⁶. Hinzu kommt, daß die Heimkehr nach Rom im Laufe seines Lebens mehrmals eine herausgehobene Rolle gespielt hat, vielleicht sogar so etwas wie einen roten Faden seines Lebenslaufes darstellt⁶⁷. Besondere Wichtigkeit kam seiner *ersten* Heimkehr nach

⁶¹ Auf Münzen von Megara erscheint ein Agyieus-Pfeiler zwischen Delphinen. RE s. v. Agyieus 911, 54 ff. KÜTHMANN, o.c. 77 f.

⁶² Suet. Aug. 70. J. GAGÉ, Apollon Romain. Paris 1955, 487 ff.

⁶³ Dio Cass. 49, 15, 5. Vell. 2, 81, 3. GAGÉ, o.c. 491, 524.

⁶⁴ H. JUCKER, MH 39 (1982) 82, 84 („Der Sieg von Actium und die Einnahme Aegyptens hatten während der siebenjährigen Bauzeit den Erfolg von Naulochos in den Schatten gestellt“). In ähnlicher Weise wird der Triumphbogen für Naulochos nach Actium durch einen größeren, dem Sieg bei Actium geltenden ersetzt: E. SIMON: Augustus. München 1986, 86. G. CARETONI: Das Haus des Augustus, 86. T. P. WISEMAN in: T. WOODMAN—D. WEST: Poetry and Politics in the Age of Augustus. Cambridge etc. 1984, 125.

⁶⁵ Möglicherweise entstand diese Parallelität der beiden Gottessohnschaften dadurch, daß Sextus Pompeius Oktavian nachgeahmt hat: Der Kleine Pauly, 4 (1979, M. D.-M.) s. v. Pompeius 3) 1028, 33 ff.

⁶⁶ Am 13. 11. 36 zog er mit einer ovatio in Rom ein: CIL² p. 50. Dio 49, 15, 1.

⁶⁷ Im Jahre 41 kehrte er nach der Schlacht bei Philippi heim und erhielt den Augurat. 36: Heimkehr mit ovatio nach dem Sieg bei Naulochos. 29: Einzug in dreifachem Triumph wegen des Sieges über Dalmater, bei Actium und über Ägypten, Augurium salutis. 19: Heimkehr aus dem Orient, Errichtung eines Altars für Fortuna Redux(!). 13: Heimkehr aus Gallien. Errichtung der ara Pacis Augustae. S. V. GARDTHAUSEN: Augustus und seine Zeit. Leipzig 1891, 2, 644 ff. Der Kleine Pauly s. v. Augustus (1979, R. HANSLIK) 746 ff. Cf. Suet. Aug. 92 (maturique et prosperi reditus). S. dazu Paus. 2, 19, 8. Darstellung der Rückkehr 19 v. Chr. auf dem Panzer der Augustusstatue von Prima porta: E. SIMON: Augustus, 55.

Rom als politisch handelnder Mensch zu und diese war allem Anschein nach eng mit der Agyieus-Vorstellung verbunden. Er befand sich nämlich in Apollonia, wo er Bekanntschaft mit der Agyieus-Gestalt gemacht hatte⁶⁸, als er die Nachricht von der Ermordung Caesars erhielt. Nach Rom eiligst zurückzukehren war für ihn von existentiellem Interesse, um seine Ansprüche als politischer Erbe Caesars geltend machen zu können. Man kann sicher sein, daß er sich dabei Unterstützung von seinem persönlichen Schutzgott Apollo erflachte, und zwar gerade in der unlängst kennengelernten Spezialform des Heimführergottes Agyieus. Die Bedeutung seines Einzugs in Rom wurde jedenfalls durch ein gleichzeitig erscheinendes Lichtzeichen am Himmel hervorgehoben.⁶⁹

B. Die Terrakottaplatte des palatinischen Apollotempels (*Abb. 3*)

Eine vor dem Apollo-Tempel gefundene Terrakottaplatte stellt einen Agyieus-Pfeiler dar, der von zwei Mädchen mit Bändern geschmückt wird. Angelehnt an den Pfeiler sind Kithara links, Köcher und Bogen rechts, als unstrittige Hinweise auf Apollo⁷⁰. Warum wird hier Apollo in der Agyieus-Form geehrt? Es ist folgerichtig, daß ein Gott der Heimführung nach Erreichen des Ziels auch dort als solcher geehrt wird, wo sein Schützling sein Zuhause gefunden hat⁷¹. Leier und Bogen mit Köcher sind zwar umfassend gebräuchliche Attribute zur Charakterisierung des ambivalenten Grundcharakters des Gottes. Doch sie ergeben auch einen guten konkreten Sinn als Begleitgegenstände der konkreten Agyieus-Gestalt: Auch diese hat die negative Funktion der kämpferischen Gefahrenabwehr gegenüber der Umgebung, wo und wohin geführt wird einerseits (Bogen und Köcher), und die positive Funktion der Schaffung des Lebensgenusses am endlich erreichten Ruhepunkt andererseits (Leier). Noch weiter kommt man, wenn man von der sehr wahrscheinlich richtigen Deutung der zwei Mädchen als Horen ausgeht⁷². Diese stellen die Jahreszeiten dar, und damit Ankunft, Rückkehr im zeitlichen Sinne; diese Rückkehr ist immer auch mit Ankunft im lokalen Sinne verbunden, für diejenigen Wesen und Erscheinungen, die mit bestimmten Jahreszeiten wiederkehren. Im hier gegebenen Fall wird angenommen, daß die Horen des Frühlings und des Sommers an die jährliche Rückkehr Apollos nach Delphi im Frühling und seinen Aufenthalt dort im Sommer erinnern sollen⁷³. Die Horen sind zugleich Gestalten, die mit dem Sonnenlauf und dem Blühen der Natur verbunden sind. Auch dies sind zwei Züge, die für die Agyieus-Gestalt gleichermaßen cha-

⁶⁸ S. oben S. 178.

⁶⁹ Suet. Aug. 95. Plin. Nat. hist. 2, 98. Zu der Bedeutung der Heimkehr aus Apollonia für Augustus s. J. GAGÉ, ANRW 2, 17, 2 (1981), 568, 573

⁷⁰ B. ANDREAE: Römische Kunst, Freiburg etc. 1982⁴, Abb. 40, SS. 112, 130. Die Deutung der zwei Gestalten als Apollo und Diana ist überholt, s. dazu Zanker, o.c. 35 (Anm. 41) und unten Anm. 72.

⁷¹ Der palatinische Apollo-Tempel bildete bekanntlich mit dem Wohnhaus des Augustus einen einheitlichen Gebäudekomplex.

⁷² E. SIMON, JDAI 93(1978), 220. Dieselbe, Augustus, 129.

⁷³ LI. cc.



Abb. 3. Terrakottaplate des palatinischen Apollotempels

rakteristisch sind, hier jedoch nicht näher erörtert werden können⁷⁴. Abschließend soll nur festgehalten werden, daß die Horen der sicheren Wiederkehr, die zugleich blühende Zeiten mit sich bringen, der Wunschvorstellung wesensgleich sind, die sich Augustus von einer gelungenen Heimkehr machte, wenn er *maturus(!) et prosper(!) reditus* herbeisehnte (Suet. Aug. 92, 1). Daß er gerade die Horen der Gestalt des Gottes zugesellen ließ, die für ihn jenen *reditus* verkörperte, erscheint daher äußerst sinnvoll.

C. Agyieus auf einem Wandgemälde des Augustus-Palastes (Abb. 4)

Der Agyieus-Pfeiler auf einem Wandgemälde im sogenannten Maskenraum (Nr. 5) des augusteischen Wohnhauses steht mitten in einer Sakrallandschaft. Er hat die Form einer großen Spindel, die oben eine horizontale Scheibe trägt und darüber in einer sehr dünnen langen Spitze endet. Oberhalb der Spitze ist eine zweigliedrige Laubgirlande zu sehen, die zwei Äste überragt, welche die Spindelform symmetrisch zu umgeben scheinen, als ob die Spindel für die Äste der Baumstamm wäre. Der Körper des Pfeilers macht den Eindruck von vergoldeter Bronze. Rechts lehnt ein Köcher an dem Pfeiler, dessen Basis von beiden Seiten von einer pflanzlichen Kette umgeben ist. Von der linken Mitte des Pfeilerkörpers geht eine lange Lanze aus, die mit ihrer Spitze bis zum Boden reicht⁷⁵.

⁷⁴ S. dazu weiter unten S. 184f.

⁷⁵ Abbildung s. G. CARETTONI: *Das Haus des Augustus*, Farbtafel B und F, Abbildung S. 24. Gute Beschreibung bei PICARD-SCHMITTER, o.c. 76.

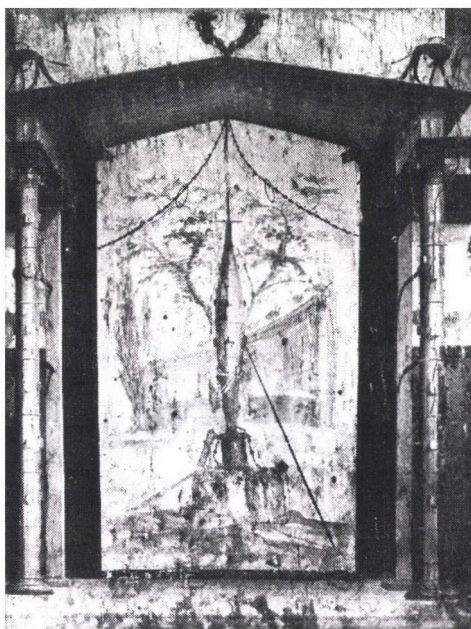


Abb. 4. Wandgemälde im „Raum der Masken“
des Augustus-Palastes

Wohnhaus und Apollotempel bilden Teile eines als Einheit konzipierten Gebäudekomplexes, der in den Jahren 36–28 v. Chr. fertiggestellt wurde⁷⁶. So kann es nicht für Zufall gehalten werden, daß derselbe apollinische Kultpfeiler im Wohnhaus wie im Tempel seine Darstellung fand. Erstere Darstellung ist die prächtigere und die ausdrücklichere. Dies wird durch die Verdeutlichung von Vorstellungen erreicht, die auf der Terrakottaplatte indirekt auch schon vorhanden sind, aber mehr im Hintergrund. Es handelt sich vor allem um zwei Komponenten, um Vorstellungen der Blüte der Natur sowie des Lichts.

Beide Vorstellungen stehen im Hintergrund der Darstellung der Horen auf der Terrakottaplatte, ja sind auch mit dem Agyieus-Pfeiler selbst seit alters her hintergründig verbunden. Denn die Horen sind Göttinnen der blühenden Natur, dies besagen schon ihre Namen Auxo, Thallo, Karpo, die „Wachsende“, „Blühende“, „Fruchtbringende“. Zugleich sind sie die Gottheiten der „richtigen Zeit“, der regelmäßig wiederkehrenden Jahreszeiten, und diese werden durch die Sonne regiert⁷⁷. Was aber den Agyieus-Pfeiler betrifft, sind neben ihm stehende, mit ihm eine Einheit bildende heilige Büsche schon im Athen des 5. Jhdt.-s v. Chr. bezeugt⁷⁸. Dieses Ensemble wurzelt letzten Endes im uralten Phänomen des Zusammenhangs von Baum-und Stein-

⁷⁶ ZANKER, o.c. 21 ff. (oben Anm. 41).

⁷⁷ Der Kleine Pauly s.v. (H. VON GEISAU, 1979). K. KERÉNYI: Die Mythologie der Griechen 1. München 1997¹⁸, 82.

⁷⁸ Aristoph. Thesmoph. 489.

kult, auf das hier nicht eingegangen werden kann⁷⁹. Jedoch gibt es Beispiele für diese Zusammenstellung auch aus späterer Zeit, etwa ein Apollon Agyieus mit Kithara und Baumstamm aus Attika im 1. Jhdt.n. Chr.⁸⁰ oder ein Triumphwagen aus dem Rom der frühen Kaiserzeit mit Agyieus-Pfeiler und daran festgebundenen zwei sich überkreuzenden großen Lorbeerzweigen⁸¹.

Mindestens gleich stark ausgeprägt ist der Zusammenhang zwischen Agyieus-Pfeiler und Licht. Davon zeugen Erklärungen, die den Grund der Benennung des Pfeilergottes nach den Straßen (agyiai) darin sehen, daß er die Straßen (bei Sonnenaufgang) beleuchtet⁸² oder dies bei der Gründung einer Siedlung (!) getan hat⁸³. Ein realer Grund bestand darin, daß der Agyieus-Pfeiler mitunter auch als Altar ausgestaltet wurde, und man auf diesem Altar wirkliches Feuer entzündete: "Es leuchtet der Agyieus-Altar..."⁸⁴. So wird mit Recht das spitze Ende mancher Agyieus-Darstellungen als Flammensymbol gedeutet, gerade auch auf dem Wandgemälde im Hause des Augustus, das in dieser Hinsicht an ähnlich geformte Darstellungen auf Münzen aus Apollonia (4–1. Jhdt. v. Chr.) erinnert⁸⁵. In diesen Zusammenhang gehört schließlich auch die „Lanzen“-Darstellung auf dem Wandgemälde, die etwas ausführlicher zu erörtern ist.

Diese wird von Picard-Schmitter⁸⁶ überzeugend als Abbild der Episode gedeutet, wie durch einen von Apollo gesendeten Blitz die Stätte des zukünftigen Apollotempels auf dem Palatin bestimmt wurde, unmittelbar nach dem Sieg über Sextus Pompeius 36 v. Chr.⁸⁷. Die ‚Lanze‘ stelle den vom Blitz ausgehenden himmlischen Feuerstrahl dar, das Viereck, in das er trifft, den Grundriß des geplanten Tempels. Diese Interpretation vermag das Dargestellte besser als jeder andere Versuch⁸⁸ erklären; auch findet sie in dem suetonischen sowie in dem dionischen Text ihre Grundlage⁸⁹. Das Bemerkenswerte daran ist, daß dadurch Apollon Agyieus als derjenige

⁷⁹ M. W. DE VISSER: Die nicht menschengestaltigen Götter der Griechen. Leiden 1903, S. 77 f. KÜNZL, o. c. 372. Vgl. auch E. F. BALESTRAZZI, QAL 8 (1976) 136 f.

⁸⁰ LIMC s. v. Apollon Agyieus Nr. 32 (= Apollon 219).

⁸¹ LIMC s. v. Apollon Agyieus Nr. 16. W. HELBIG–H. SPIER: Führer durch die öffentlichen Sammlungen in Rom, I. (Tübingen 1963¹) 401 ff. S. unten S. 187 f.

⁸² Schol. Plat. Leg. 11, 914 b. Cornutus nat. deor. 32, 228.

⁸³ Schol. Aristoph. Vesp. 875 b.

⁸⁴ Harpokration s. v. agyias = Soph. Laokoon (Trag. Graec. Fragm. 370/341/ RADT):

λάμπει δ' ἀγυιεύς βομῶς ἀτμίζων πυρὶ

σμήρνης σταλαγμοῦς, βαρβάρων εὐοσμίας. Simon, Vierjahreszeitaltar, 27 f.

⁸⁵ LIMC s. v. Apollon Agyieus Nr. 2 Nr. 18. – BALESTRAZZI, QAL 8 (1976) 138, 150. s. oben S. 178.

⁸⁶ O. c. 76–78. Diese Interpretation wird auch erwogen von J. GAGÉ, ANRW 2, 17, 2 (1981) 567 und Anm. 15. Vgl. auch PUTNAM, o.c. 126⁶¹.

⁸⁷ Suet. Aug. 29, 3. Dio Cass. 49, 15, 5. Ich beschränke mich hier auf den Kern der Deutung von PICARD-SCHMITTER und lasse offen, ob diese auch in allen weiteren Einzelheiten zutreffend ist.

⁸⁸ E. SIMON, Augustus 188, 219 deutet die ‚Lanze‘ als ein Diana-Attribut, das dem Apollosymbol beigelegt wurde. Auf den Parallelgemälden, die als Argument angeführt werden, trifft die Lanze jedoch nie über das Niveau des Unterbaues hinaus, und berührt nie ein tieferliegendes Viereck. Die Lanze war auch ein Attribut Apollons schon seit dem 8. Jhdt. v. Chr. (RE s. v. Apollon 111, 38 ff. W. BURKERT, GB 4–1975–63 f. LIMC s. v. Apollon Nr. 55 und 56) u. a. m.

⁸⁹ Aus dem Textzusammenhang bei Sueton geht hervor, daß Apollo den Blitz sendet. Der Autor spricht aber nicht offen von Apollo, nennt als Urheber nur deus. Diese abgeschwächte Ausdrucksweise

vor uns steht, der dem Apollo Palatinus seinen Platz in der unmittelbaren Nähe des augusteischen Wohnhauses zuweist, (und noch dazu in einer so frühen Zeit, als eine Identität dieses palatinischen Apollo mit dem Actius noch kein Thema sein konnte). Die eigentliche Bedeutung dieses Umstandes liegt darin, daß auf diese Weise der Gott des Agyieus-Pfeilers wieder als Orientierungsgeber erscheint, als derjenige, der zu einem lokalen Ziel, im häuslichen Bereich, hinführt.

Daß es sich hier um die Darstellung eines auf dem richtigen Weg führenden Gott handelt, wird auch durch eine weitere wichtige Einzelheit unterstrichen. Die Wandmalereien im ‚Raum der Masken‘ sind mit ägyptisierenden Nebenelementen geschmückt. Im Rahmen dieser modischen Ägyptomanie wurden an den zwei oberen Enden der Öffnung auf die Sakrallandschaft zwei stilisierte Tiergestalten angebracht, die als Parallelgestalten der „Wegöffner“ gedeutet werden, welche als Abzeichen dem Pharao vorangetragen wurden⁹⁰.

Es gibt zwei weitere stadtrömische Agyieus-Darstellungen, die zwar jünger sind als das hier zu untersuchende Horazgedicht, ihre geistigen Wurzeln aber in dessen Entstehungszeit zurückreichen können, und deswegen hier ergänzend kurz zu betrachten sind. Die erste wird in die Jahre 11–6 v. Chr. datiert⁹¹, ist somit etwa 10 Jahre jünger als das Gedicht. Es handelt sich um die Szene der Eheschließung von Jason und Kreusa auf einem Silbergefäß aus Wardt-Lüttingen bei Xanten (*Abb. 5*), die überzeugenderweise als stellvertretendes mythologisches Bild für die Hochzeit von Tiberius und Julia i. J. 11 v. Chr. gedeutet wird⁹². Die Darstellung wird rechts und links von einer gefäßtragenden Säule und einem Kultpfeiler begrenzt. Die Funktion dieser Umrahmung wird auf der mythologischen Ebene als die Andeutung eines sakralen Raumes gewertet, auf der zweiten Ebene als ein Hinweis auf das kaiserliche Wohngebäude auf dem Palatin, in dem eben diese Säule und dieser Pfeiler als Wandgemälde dargestellt waren. Obwohl die Deutung beider Gegenstände durch Künzl heute überholt ist⁹³, bleibt die Erklärung richtig, daß der Agyieus-Pfeiler auf dem Silbergefäß als Kürzel für das kaiserliche Wohngebäude betrachtet werden kann. Dies unterstreicht erneut seinen Wert als Symbol für ein Zuhause und für die Führung nachhause. Ähnliches gilt aber auch dann, wenn man den ‚Agyieus-Pfeiler‘ hier als

könnte damit zusammenhängen, daß für Blitze eigentlich Jupiter zuständig war, und Apollo nur zweitrangig Blitze schleudern konnte; diese galten dann mitunter, wie auch hier, vor allem als Lichtphänomene, nicht so sehr als Werkzeuge der Vernichtung. E. SIMON: *Die Götter der Römer*. München 1990, 30 ff. Die zurückhaltende, ja positive Darstellung eines potentiell verheerenden Phänomens paßt auf jeden Fall vorzüglich in einen Kontext, der die negativen Elemente abschwächt und die Glücksmerkmale verstärkt. Auf einer Münze Oktavians erscheint ein Apollokopf als Herme mit Blitz: LIEGLE, *JDAI* 56 (1941) 94 ff. Sie ist m.E. als Agyieus-Darstellung zu deuten. Zur Begründung dieser Ansicht ist hier kein Raum.

⁹⁰ PICARD-SCHMITTER, o. c. 83.

⁹¹ KÜNZL, o. c. 368, 374 f., 380.

⁹² O. c. 342 ff. SIMON, *Augustus* 228.

⁹³ Er wertet die Ergebnisse der Ausgrabung des Augustus-Hauses noch nicht richtig aus; noch wird die ‚Casa di Livia‘ für das Wohnhaus des Augustus gehalten o. c. 352, 362. Die gefäßtragende Säule wird als Apollo, der Kultpfeiler als Artemis gedeutet, in Anlehnung an die längst überholte erste Deutung von CARETTONI *BA* 46 (1961) 196. CARETTONI änderte seine Meinung später: *Haus des Augustus*, 27. KÜNZL, o. c. 376. Seit 1976 hat sich die Interpretation des Kultpfeilers als Apollo Agyieus allgemein durchgesetzt, E. SIMON, *Augustus* 219, 254.

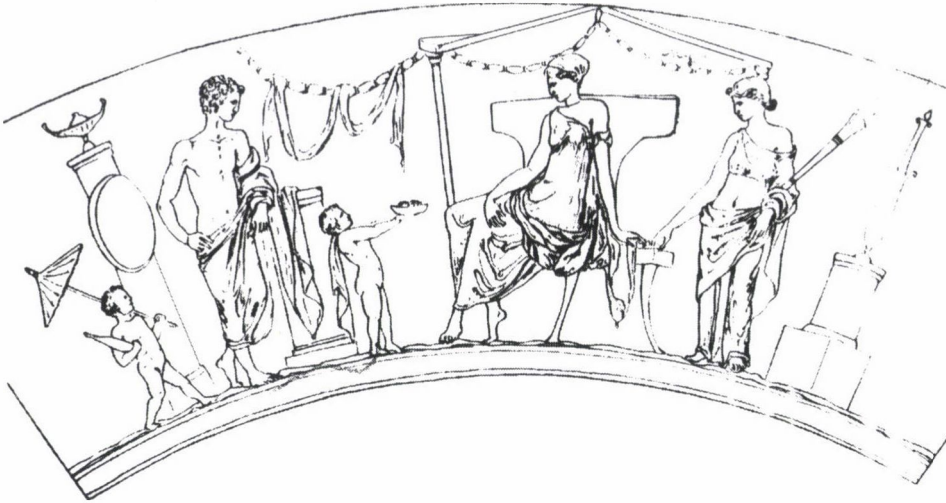


Abb. 5. Darstellung auf dem Silbergefäß aus Wardt-Lüttingen bei Xanten

Verkörperung der Hekate auffasst wie E. Simon, Augustus, 228, es tut. Denn er gilt auch dann als der Wächter vor einem Zuhause, vor einer anderen Art von Zuhause, vor dem Eingang der Unterwelt, Heimatort der Toten, wohin die tote Braut ‚nachhause‘ geführt werden wird.

Die zweite zu erwähnende Agyieus-Darstellung befindet sich auf der Innenseite einer marmornen Biga, die an einen Triumphwagen erinnert und in die Zeit nach der Errichtung der ara Pacis (13–9 v. Chr.) datiert wird⁹⁴. Der Wagen stellt das Gefährt für eine mythologische Gestalt, vielleicht den Triptolemos dar und ist offensichtlich aus dem Typ des römischen Triumphwagens auf dem Wege der Weiterstilisierung entwickelt worden. Der Agyieus-Pfeiler muß zur Ausschmückung des triumphalen Grundtyps gehören, da zwischen Triptolemos und dem Agyieus-Pfeiler, ja Apollon überhaupt, keine Verbindung bekannt ist⁹⁵, Apollon dagegen beim Triumph eine wichtige Rolle gespielt hat⁹⁶. Zu dem Grundtyp werden auch die zwei sich kreuzenden und an den Pfeiler gebundenen Lorbeerzweige gehört haben. Denn Lorbeer ist ein sehr altes, generelles Attribut Apollos, mit einer wichtigen Funktion auch im römischen Triumphzug. Diese triumphale Bedeutung des Lorbeers wurde durch Augustus in erheblichem Maße noch verstärkt⁹⁷. Er paßt auch organisch zu dem Agyieus-Pfeiler, dessen Spitze als Blume ausgestaltet ist, was an die Darstellung auf dem Gefäß aus Wardt-Lüttingen erinnert: dort hat die Spitze des Agyieus-Pfeilers die Form einer Knospe⁹⁸.

⁹⁴ HELBIG, Führer 1, S. 401–403, Nr. 507 (E. SIMON). KÜNZL, o.c. 352⁷⁴. LIMC s.v. Apollon Agyieus Nr. 21.

⁹⁵ RE s.v. Apollon 33–41

⁹⁶ TH. KÖVES-ZULAUF, Acta Antiqua et Arch. Szeged 27 (1998) 111. Idem, A&A 44 (1998) 78–96.

⁹⁷ RE s.v. Apollon, 110, 40–58. E. SIMON: Die Portlandvase. Mainz 1957, 38 ff. A ALFÖLDI: Die zwei Lorbeerbäume des Augustus. Bonn 1973, 1, 4 f., 7 f., 50–54. E. SIMON: Die Götter der Römer, 28 f. W. UNTE, Gymnasium 101 (1994) 238.

⁹⁸ E. KÜNZL, BJ 169 (1969) 342. BALESTRAZZI in: LIMC s. v. Apollon Agyieus Nr. 21.

Diese originäre Verbindung des Pfeilers mit der Pflanzenwelt mag den Kern der Weiterstilisierung gebildet haben, die im wesentlichen in der Entwicklung eines üppigen Blumen- und Pflanzenschmuckes innen und außen besteht. Aus dieser Präsenz eines Agyieus-Pfeilers an einem ‚Triumphwagen‘ ergeben sich im gegebenen Zusammenhang, außer einer weiteren Betonung der schon erörterten Verbindung zwischen Agyieus-Pfeiler und Pflanzenwelt (oben SS. 184 f.), zwei wichtige Feststellungen. Erstens steht der Kultpfeiler hier wieder in einem Kontext glücklicher Heimkehr. Denn ein Triumph stellte die Höchstform einer solchen dar⁹⁹. Zweitens ist der Agyieus-Pfeiler auf der Innenseite des Wagens dargestellt, war also nur vom Fahrer des Wagens einzusehen, nicht für das Publikum gedacht; er muß somit einen stark persönlichen Charakter gehabt haben. Dies harmoniert in auffallender Weise mit der Art, wie der gleiche Kultpfeiler im Hause des Augustus seine Darstellung fand. Dieser war nämlich im Inneren des Hauses, also nur für die Hausbewohner und ihre Gäste dargestellt. Angesichts der Bedeutung des Agyieus-Pfeilers für Augustus ist die Erwartung legitim, daß „die dem Apollo heilige Marmorsäule in der Nähe seiner Kultstätte auf dem Palatin gestanden hat“ d.h. auf einem öffentlichen Platz¹⁰⁰. Der festgestellte private, persönliche Charakter der Beziehung zwischen Schützling und Agyieus stellt eine Begründung dafür dar, warum dem nicht so war. Dies allerdings könnte als ein Widerspruch zu der früheren Feststellung erscheinen, daß Apollon Agyieus immer Distanz wahrt, seinen Platz nicht *im* Haus, sondern *vor* dem Haus findet (oben S. 175). In Wirklichkeit jedoch existiert dieser Widerspruch nicht. Das Agyieus-Gemälde befand sich zwar realiter in einem Wohnraum. Nach dem Sinn der Darstellung aber außerhalb, in doppelter Weise. Aus der Perspektive des realen Betrachters gesehen stand er in einem sakralen Quasi-Garten, auf den sich der Wohnraum scheinbar öffnete. Aber auch in der Innenperspektive des Quasi-Gartens selbst stand er außerhalb, nämlich vor einer halbkreisförmigen Mauer, die einer Exedra entspricht.

4. Das Gedicht des Horaz im Lichte der Denkmäler

A. Die Gesamtstruktur

Carmen 4, 6 ist sehr kunstvoll aufgebaut. Es besteht aus zwei Hälften, aus einer Anrede an Apollo (1–28) und aus einer Anrede an den Chor (31–44)¹⁰¹. Als Trennungstreifen zwischen den beiden Teilen dient ein drittes Aufbauelement, das aus zwei Zeilen besteht (29–30) und das persönliche Bekenntnis des Dichters enthält. Auf diese Weise kommt eine Abfolge Apollo-Horaz-Chor zustande, so daß der Dichter als Verbindungsgestalt zwischen dem Gott und dem Chor vor uns steht. Die An-

⁹⁹ In der hier in Frage kommenden Zeitspanne fanden in Rom zwei Triumphzüge statt: der des Augustus i. J. 29 v. Chr. und der pannonische Triumph des Tiberius i. J. 12 n. Chr. Ist der erörterte kultische ‚Triumphwagen‘ nach dem des augusteischen oder des tiberianischen Triumphzuges modelliert?

¹⁰⁰ CARETTONI: Haus des Augustus, 27.

¹⁰¹ BÜCHELER, RhM 14 (1859) 158.

rede an Apollo wird durch einen großen Bogen zusammengehalten, der mit dem Ansprechen des Gottes, *dive v. 1*, beginnt und mit der Nennung des (der) dazugehörigen Namens (Namen) endet *v. 28*¹⁰². Der erste Teil ist doppelt so lang, wie der dritte, besteht aus 7 Strophen = 28 (= 4·7) Zeilen gegenüber 3,5 (= 7:2) Strophen = 14 (= 2·7) Zeilen des letzten Teils. Beide Teile werden strukturell von der Zahl sieben beherrscht, was kein Zufall sein wird, da diese die wichtigste heilige Zahl Apollons war¹⁰³. Im Größenunterschied zwischen dem 1. Teil über Apollo und dem 3. über den ihn lobpreisenden Chor kann man den Ausdruck des Unterschieds zwischen dem Gewicht des Gottes und dem seiner menschlichen Verehrer sehen: Der Gott ist Apollo, die Verehrer sind nur apollinisch. Der zweite Teil erfüllt neben seiner primären Trennungsfunktion auch eine unterschwellige Aufgabe der Verbindung, nach vorne ebenso wie nach hinten. In beide Richtungen stellt er einen Bezug zu dem Ende des entsprechenden Teils her:

Endstrophe des ersten Teils:

- 25 doctor argutae fidicen Thaliae
 26 Phoebe, qui Xantho lavis amne crinis,
 +
 27 Dauniae defende decus Camenae
 28 levis Agyieus.

Zwischenteil:

- 29 spiritum Phoebus mihi, Phoebus artem
 30 carminis nomenque dedit *poetae*.

Endstrophe des dritten Teils:

- 41 -----
 42 -----
 43 reddidi carmen docilis modorum
 44 vatis Horati

„Phoebus“ im Zwischenteil verweist zurück auf denselben Namen am Ende des ersten Teils, ja auf die Namen Apollos überhaupt, die erst hier ausgesprochen werden, und dazu stellt „Phoebus“ auch eine Beziehung zu dem Vorgang der Namensnennung überhaupt her (*nomenque dedit v. 30*). Hinzukommt die zweizeilige Gliederung, die im ganzen Gedicht nur im Zwischenteil und in der Endstrophe des ersten Teils ausgeprägt ist¹⁰⁴. Auch am Ende des dritten Teils spielt aber der Name eine wichtige Rolle: Horatius (44), die einzige Stelle im horazischen Odenwerk, an der dieser Name ausgesprochen wird¹⁰⁵, *vatis* verweist auf das Synonym *poeta* im Zwi-

¹⁰² D. H. PORTER, *Illinois Classical Studies* 12 (1987) 109 sieht hier auch eine Trennung zwischen „Apollo the doer of visible deeds of war“ und „Apollo the giver of inner qualities“.

¹⁰³ RE s.v. Apollon. 9, 5–19. M. P. NILSSON, *Gesch. d. gr. Rel. I*. München 1967¹, 561 f. Der Kleine Pauly, 2 (1979) s.v. Hebdomas (W[ALTHER] S[ONTHEIMER]) 961, 21–29.

¹⁰⁴ Die je zwei Zeilen der Endstrophe des ersten Teils sind durch vielfältige inhaltliche Beziehungen miteinander verwoben.

¹⁰⁵ A. KERCKHECKER, *A&A* 34 (1988) 136.

schenteil zurück, zugleich auf die begeisterte Art der Dichtung spiritus v. 29. Modorum v. 43 entspricht der kunstmäßigen Art der Dichtung, ars v. 29.

Der Zwischenteil, der die grundsätzliche Trennung des Gedichts in zwei Hälften bewerkstelligt und dadurch als Scharnierelement fungiert, weist nicht nur auf die zwei anderen Teile zurück bzw. voraus, sondern er wird auch seinerseits im vorhergehenden Teil vorbereitet: Schon hier finden Trennungen – sekundären Gewichts – statt, am Anfang der 6. Strophe (21 ff.) und am Anfang der 7. Strophe (25 ff.). Dunkle Färbung wird mit Beginn der 6. Strophe durch helle Farben abgelöst; dumpfe Töne durch helle ersetzt; Aggression durch Sanftheit, kriegerrische Handlungen durch Friedenstaten; hier erscheint an Stelle des negativ wirkenden Gottes der Positives gewährende Apollo, der Sängergott statt des Hekebolos¹⁰⁶.

Auch der dritte Teil ist durch einen sekundären Einschnitt markiert: In den Zeilen 31–40 wird nämlich der Chor in der Gegenwart angesprochen, 41–44 ist von seiner Zukunft die Rede. Auch diese sekundären Trennungen zeigen insgesamt eine Regelmäßigkeit in ihrem Ausmaß: sie haben den Umfang der Hälfte minus 1/10 des nichtgeteilten Abschnittes im gegebenen Teil¹⁰⁷.

Im Rahmen dieser Gesamtstruktur ist der Stellenwert von Agyieus v.28 zu bestimmen. Er bildet den Kulminations- und Schlußpunkt des wichtigsten, apollinischen, ersten Teils des Gedichtes¹⁰⁸. Er steht dort, wo der Gott endlich namentlich angesprochen wird, und stellt den höherrangigen Namen dar. Im Bereich der hellen Töne und Farben, des Friedens, dort, wo es nicht mehr um Taten, sondern um Dichtung geht, und zwar um lyrische, nicht mehr um epische. Er ist ein Tatbestand der „positiven Epiphanie“¹⁰⁹ des Gottes, der hier nicht mehr Pfeil und Bogen, sondern die Leier trägt. An jene Waffen erinnert nur noch eine schwache Restspur, defende v.27.

B. Thalia

In der Forschung ist die Auffassung verbreitet, Horaz nenne Thalia hier ohne besonderen Grund, sie vertrete bloß die griechischen Musen allgemein¹¹⁰. Nur Putnam o.c. 121 scheint ihr einen speziellen Charakter zuzuschreiben: sie repräsentiere

¹⁰⁶ BORZSÁK, GB 5 (1976) 28 ff. = *Dragma* 1 (Budapest 1994) 153 ff. PUTNAM, o.c. 119 ff. PORTER, o.c. 105, 109, 112, 117. KERCKHECKER l.c. Manchmal wird der Einschnitt 20/21 für den wichtigsten Wendepunkt des Gedichts gehalten (s. das Wort flexus als Textvariante v. 21). Dies ist nicht richtig: Der Beginn der Namensnennung des Gottes sowie die Ablösung des epischen Stoffes durch lyrischen 24/25 ist wichtiger. Nicht zu sprechen von dem Ende der Anrede an Apollo und dem Beginn eines persönlichen Bekenntnisses 28/29.

¹⁰⁷ I. Teil ungetrennter Abschnitt 1–20, = 20 Zeilen. – Abschnitt mit Trennungen 21–28 = 8 Zeilen; die Hälfte von 20 Zeilen macht 10, davon abgezogen ein Zehntel von 20 = 2 ergibt 8. III. Teil ungetrennter Abschnitt 31–40 = 10 Zeilen, Abschnitt mit Trennungen 41–44 = 4 Zeilen; die Hälfte von 10 macht 5, davon abgezogen ein Zehntel von 10 = 1 ergibt 4.

¹⁰⁸ Im zweiten Teil dominiert Diana und das weibliche Element.

¹⁰⁹ BORZSÁK, GB 5 (1976) 28.

¹¹⁰ R. HEINZE z.St. G. WILLIAMS: *Tradition and Originality*. Oxford 1968, 66 f., BORZSÁK, o.c. 33 = *Dragma* 1, 156. E. ROMANO: *Orazio, Le opere* I. Roma 1991, p. 881 z.St. Vgl. auch E. A. McDERMOTT *AJPh* 98 (1977) 378¹⁸.

eine spezifische Verbindung mit „festivity and celebration“. Ihre Individualität ist jedoch noch ausgeprägter. Die ursprüngliche Bedeutung des Namens („die Blühende“) verbindet sie mit der Vorstellung der Jugend, die der Dichter in der bald beginnenden zweiten Hälfte des Gedichts ansprechen wird. So ist es nur folgerichtig, daß Thalia zugleich den Wechsel zu den hellen Stimmen, welche auch die der Jugend ist, verkörpert: Sie ist *arguta*, mit heller Stimme singend (25), nach den dumpfen Tönen des mit dem Speer geschlagenen Bastions (7), des auf der Erde aufschlagenden mächtigen Baums, des hohlklingenden trojanischen Pferdes (13 f.: Verg. Aen. 2, 52 f.; 243). Sie personifiziert aber auch die kleine Gattung, das *tenue*, dessen Bereich jetzt beginnt (35: *Lesbium pedem*), eine Rolle Thalias, die durch die vergilische Tradition Horaz vorgegeben war¹¹¹. Diese Thalia stellt der Dichter dem Leser als Zögling des Phoebus vor und bittet ihn mit dieser Begründung um Schutz für die daunische Camena = die einheimische Muse des Horaz, auch dies eine individuelle Erscheinungsform¹¹² und nennt dann den Gott in dieser Schutzfunktion Agyieus. Vor dem Hintergrund der Agyieus-Monumente und der einschlägigen Texte stellt sich für den aufmerksamen Leser die Frage, ob in dieser Verknüpfung der Göttin der ‚Blüte‘ mit dem Pfeilergott eine Reminiszenz des Nebeneinanders von Pfeilermonument und Repräsentant pflanzlichen Gedeihens (Baum, Lorbeer) weiterlebt, oder gar der Verbindung von Pfeiler und Gottheiten der jahreszeitlichen Blüte, der Horen, deren eine mitunter den der Thalia engverwandten Namen Thallo tragen kann (s. oben S. 184).

C. levis Agyieus

Levis in seiner ursprünglichen Bedeutung ‚glatt‘ ist ein passendes Attribut für einen Pfeiler, wenn er ungekehlt ist, vor allem wenn er aus Marmor oder ausnahmsweise aus Metall gefertigt ist. Meistens diente diese Eigenart aber als Hinweis auf besondere Qualität, wie es auch in unserem Fall wegen der hervorgehobenen Position des Wortes anzunehmen ist¹¹³. Diese Qualität bestand nicht so sehr im angenehmen Taktgefühl, als vielmehr im optischen Genuß¹¹⁴. Dafür spricht im gegebenen Fall auch der Kontext: Agyieus ist steigernd auf Phoebus bezogen, das etymologisch vielleicht den ‚Reiniger‘ bedeutet¹¹⁵, dem Wortgebrauch nach aber Apollon vor allem als Gott des Lichts bezeichnet¹¹⁶. Levis nimmt andererseits das Waschen im ‚blonden Fluß‘ Xanthus wieder auf¹¹⁷. Diese Verbindung von Glätte und Glanz ist auch für den

¹¹¹ Ecl. 6, 2. Zu den Spuren vergilischen Einflusses in dem unmittelbar vorhergehenden Teil s. unten S. 193 f.

¹¹² Zum damit zusammenhängenden Problem s. weiter unten S. 194 f.

¹¹³ Vgl. Verg. ecl. 7, 31. Aen. 5, 91. Hor. c. 1, 2, 38.–c. 2, 7, 21.

¹¹⁴ ThLL s. v. 1222, 24 sq. 76 sq. Hor. c. 2, 11, 6.

¹¹⁵ NILSSON, o.c. 1, München 1955², 559². K. KERÉNYI: Die Religion der Griechen und Römer. München–Zürich, 1963, 111. H. FRISK, Gr. etym. Wbuch s. v.

¹¹⁶ RE s. v. Apollon 19, 31. ThLL Onomasticon s. v. Apollo 143 a.

¹¹⁷ Apollon als Lichtgott hat blonde Haare: RE s. v. Apollon 19, 32. ThLL Onomasticon s. v. Apollo 143 b. Der Name des Flusses, griechisch verstanden, heißt ‚blond‘. Es ist ein Zusammenhang zwischen dem Namen des Flusses und der Farbe der Haare Apollons, die darin gewaschen werden, anzunehmen. Im übrigen spielen Xanthos und das gleichbedeutende Wort Xuthos auch als Personenna-

Kultpfeiler auf dem Wandgemälde des Augustuspalastes charakteristisch – wohl nicht zufällig: er scheint aus glatter Bronze gefertigt und mit Goldfarbe bemalt zu sein¹¹⁸. Der Lichteffect der glatten Oberfläche stellt ihren Sinn dar: glänzend, gut beleuchtet kann ein Agyieus-Pfeiler seine Funktion der Orientierung, entlang einer bestimmten Straße, bestens erfüllen.¹¹⁹

Nun wird in der Fachliteratur das Attribut im horazischen Gedicht allgemein ausschließlich personifiziert verstanden und mit „unbärtig“ (Borzsák, o.c. 34), „Jüngling Agyieus“ (E. Lefèvre, Horaz, 274), „strahlender Agyieus“ (C. Becker, Das Spätwerk des Horaz, 116) übersetzt. Dies alles ist nicht falsch, mit der Bedingung, daß man sich des sekundären Charakters der Personifizierung bewußt ist. Denn die sichtbare, handgreifliche Erscheinungsform des Gottes Agyieus war primär der Pfeiler, die Personifizierung fand nachträglich und gedanklich, in eher vager Form, statt. Spuren rudimentärer plastischer Teilausgestaltung des Pfeilers sind rar¹²⁰. Mit dieser Einschränkung kann durchaus angenommen werden, daß bei levis dem Dichter nebenbei auch die Vorstellung eines Apollo mit bartlos glattem, glatt glänzendem¹²¹ Gesicht vorschwebte. Dies entspricht zweifelsohne sonstigen Schilderungen Apollos¹²² ebenso wie der gedanklichen Struktur des horazischen Kontextes. Die Bartlosigkeit bildet nämlich einen Kontrapunkt zu den im vorigen Strukturteil stehenden Kopfharen (26), während die Vorstellung des Glanzes (Phoebus/Agyieus, Xanthus/levis) beide Teile überwölbt. Und der folgende große Teil des Gedichts ist der Jugend gewidmet, der levis iuventas, wie unser Dichter sie einmal nennt (c. 2, 11, 6). Der Ausdruck levis Agyieus erweist sich auf diese Weise als eine doppelte, sehr ‚dichte‘ Formulierung.

D. Decus Dauniae Camenae

Die ‚daunische Camena‘ meint nicht die italische Dichtung allgemein im Unterschied zu der griechischen¹²³, sondern die persönliche Kunst des aus der apuli-

men eine Rolle im Umkreis Apollons. Im Ion des Euripides heißt so der menschliche Vater des Apollon-Sohnes. Die Auffassung hat viel für sich, daß Xuthos = Xanthos eigentlich ein Doppelgänger Apollons selbst war: RE s. v. Xuthos 1) (H. v. GEISAU, 1967) 2159, 54 ff. Der Kleine Pauly 5 (1979 G[ERHARD], R[ADKE] s. v. Xuthos 1437.

¹¹⁸ „l’ aspect d’un fuseau de bronze doré“ M.-Th. PICARD-SCHMITTER, o.c. 76.

¹¹⁹ Dies erklärt auch die oben S. 185 behandelten vielfältigen Beziehungen zwischen Agyieus-Pfeiler und Licht. Ein besonders wichtiger Umstand ist das nahe Verhältnis des Agyieus zu den anteloi daimones ‚den der (aufgehenden) Sonne zugewandten Gottheiten‘, diesen Steinidolen, die in seiner Nähe vor Eingangstüren aufgestellt waren. (RE s. v. 1894, TUMPEL – Aisch. Agam. 519 mit E. FRÄNKELS wichtigem Kommentar z. St., Oxford, 1950, I, 264 f.). Zu der Glätte des Agyieus-Pfeilers in Kyrene und den damit verbundenen Lichteffecten s. BALESTRAZZI, QAL 8 (1976) 110, 117, 123, 125, 138.

¹²⁰ BALESTRAZZI QAL 8 (1976) 133. Es ist nicht unwichtig, daß diese plastische Teilpersonifizierung mitunter das Moment des Glanzes hervorhebt. So spricht Eur. Ion 188 f. vom Licht der Augen im Gesicht des Pfeilergottes.

¹²¹ So etwa müßte auch das Wort übersetzt werden, beide vorgeschlagenen Alternativen in eins fassend.

¹²² ThLL s. v. levis 1222, 47 sqq.

¹²³ So unrichtig H. P. SYNDIKUS: Die Lyrik des Horaz. Darmstadt 1973, 2, 352. Gegenargumente s. in der in der nächsten Anm. angegebenen Literatur. Verg. Ae. 8, 146 ist irrelevant. Hor. c. 2, 1, 34 stehen solche Stellen gegenüber wie c. 1, 22, 14.–3, 30, 11.–4, 14, 26. Der ‚pathetische Klang der

schen Provinz stammenden Dichters Horaz¹²⁴. Es geht um den Ruhm, den der Dichter mit dem *carmen saeculare* oder mit seinem ganzen Lebenswerk erwirbt bzw. erworben hat, ja um seine gesellschaftliche Stellung als großer Dichter des zeitgenössischen Rom¹²⁵. Warum erbittet er göttlichen Schutz dafür? Warum wendet er sich zu diesem Zweck gerade an Agyieus?

Horaz hat sein Gedicht vor einem zeitgeschichtlichen sowie literaturgeschichtlichen Hintergrund verfaßt, der ihn besonders empfänglich für eine Gestalt wie Agyieus machen mußte. Er schrieb das Gedicht ja als Präludium zum *carmen saeculare*, zwischen 17 und 13 v.Chr.¹²⁶ Dieses Jahrzehnt war durch zwei langjährige Abwesenheiten des Augustus von Rom charakterisiert, durch die sehnstichtige Erwartung seiner Rückkehr und die monumentale Verewigung der endlich erfolgten glücklichen Ereignisse. 19 kehrte der Princeps aus Sizilien, Samos, Syrien zurück und aus diesem Anlaß wurde ein Altar für die „heimführende Fortuna“, *Fortuna redux* errichtet¹²⁷, vor der *porta Capena*, dem „Tor der Aufnahme“¹²⁸. Von 16 bis 13 weilte Augustus im Westen und aus Anlaß seiner Rückkehr 13 wurde die *ara Pacis* gelobt¹²⁹. Insbesondere die letzterwähnte Abwesenheit bildet den Gegenstand zweier Gedichte, 4,2 und 4,5, die sich in unmittelbarer Nähe zu der Ode 4,6 im Gedichtband befinden¹³⁰. Nichts ist also verständlicher als daß der Dichter vor solchem zeitgeschichtlichen Hintergrund und in solchem dichterischen Kontext einem Gott glücklicher Heimführung wie Apollo Agyieus besondere Aufmerksamkeit schenkt.

Für die wichtige Rolle dieses Gottes im horazischen Gedicht mag es jedoch auch einen guten Grund literaturgeschichtlicher Art gegeben haben. Denn gerade in der ersten Hälfte dieses Jahrzehnts, 19–17, erfolgte die Veröffentlichung der vergilischen *Aeneis* d.h. der Geschichte der Reise eines Gründungsheros nach Rom, die un-

Stelle' ist kein faßbares Argument. WILLIAMS, o.c. 63 f. vereint beide Lösungen: Horazens persönliche Dichtung als Repräsentant der italischen.

¹²⁴ BORZSÁK: GB 5 (1976) 36. Idem, *Dragma*, 1, 155. PUTNAM, o.c. 121. J.-P. BRISSON, REL 71 (1993) 174. LEFÈVRE, Horaz, 275. v. 29 mihi, v. 35 mei zeigen, daß Horaz in v. 27 auf die Betrachtung der eigenen Dichtung sich zubewegt.

¹²⁵ *Decus des carmen saeculare*: Th. BIRT: Horaz' Lieder. Leipzig 1925, 46. G. L. HENDRICKSON CPh 48 (1953), 73 f. *Decus der Lebensleistung und der gesellschaftlichen Stellung*: HENDRICKSON, o.c. 79. BRISSON, REL 71 (1993) 175. PUTNAM, o.c. 121.

¹²⁶ S. oben Anm. 1.

¹²⁷ K. LATTE: Römische Religionsgeschichte. München 1960, 305. TH. KÖVES-ZULAUF, GB Suppl. 5 (1993) 172. Was hat Fortuna mit Agyieus zu tun? Es fällt auf, daß die Griechen für „gutes Glück“, *agathe tyche*, an Apollon Agyieus gebetet haben (Demosth. contra Meid. 52; contra Macart. 66), Weihungen zusammen an Agathe Tyche und Apollon Prostaterios, Apotropaios, Agyieus (= „dem schützend vorstehenden, abwehrenden. Agyieus Apollon“) gemacht haben (IG II² 4852) sowie Agyieus um das Glück gebeten haben, daß das Herumirren aufhören möge (Aristoph. Vesp. 869–877). Der Zusammenhang ist gut zu verstehen, wenn man annimmt, daß man an diesen Stellen in Agyieus den Garanten einer glücklichen Heimkehr oder Einkehr sieht. Vgl. oben Anm. 67.

¹²⁸ TH. KÖVES-ZULAUF, GB Suppl. 5 (1993) 171⁸¹.

¹²⁹ Mon. Anc. 2, 39, Lat. 6, 20 ff. S. dazu oben S. 181 f. insbes. Anm. 67.

¹³⁰ KIEBLING-HEINZE zu 4,5 (S. 412 Ausgabe 1930⁷). S. insbes. Horaz 4, 2, 42–48. 4, 5, 2 f. Zu 19 v. Chr.: Dio Cass. 54,10.

ter stetiger Führung Apollos erfolgte¹³¹ und nach Auffassung Vergils (und des Horaz) eigentlich eine Heimkehr in die Urheimat war¹³². Horaz hat auf das Werk Vergils schnell reagiert: er nahm sowohl in das *carmen saeculare* als auch in dessen Präludium 4,6 vergilisches Gedankengut und vergilische Wendungen auf¹³³. Insbesondere die der Erwähnung des Agyieus unmittelbar vorausgehenden Zeilen in Ode 4,6 zeigen starken vergilischen Einfluß. Dieser Name des Gottes erscheint daher bei Horaz auf natürliche Weise auch als abschließende onomastische Formulierung der heimführenden Funktion Apollos, wie diese in der Aeneis dargestellt wurde.

Doch es ergeben sich sinnvolle Bezüge auch zu der dichterischen Tätigkeit, ja zum persönlichen Lebensweg des Horaz selbst. Der Dichter verkündet nämlich, daß er seine Inspiration, seine Kunstfertigkeit und seinen Ruf als Dichter dem Phoebus Agyieus verdankt (vv. 29–32). Schon Vergil hatte sein dichterisches Tun mitunter im Bilde eines sein Heer *nachhause führenden* Triumphators gesehen¹³⁴; auch Horaz vergleicht Dichten gelegentlich mit *hinführendem Tun*¹³⁵. So leuchtet es ein, daß er die Befähigung zu dieser Tätigkeit einem Gott zuschreibt, dessen typische Funktion die Heimführung aus der Fremde war. Apollo Agyieus erscheint auf diese Weise auch als das göttliche Vorbild des Dichters Horaz selbst.

Diese Funktion des Gottes hat schließlich etwas mit dem Lebensweg des Menschen Horaz zu tun. Horaz bittet den Gott, der die Sünde überheblicher Rede ahndet (v.2), er möge die Wertschätzung (*decus* v. 27) seiner dichterischen Leistung vertei-

¹³¹ W. UNTE, *Gymnasium*, 101 (1994) 208 ff., 254. TH. KÖVES-ZULAUF, *Acta Antiqua et Archaeologica Szeged*, 27 (1998) 108. G. BINDER: *Aeneas und Augustus*. Meisenheim a. Glan, 1971, 17 f., 97 f.

¹³² Aen. 7, 205 ff.; 8, 36 ff. BINDER, o.c. 17 f., 63 f.

¹³³ PASQUALI, o.c. 755., HENDRICKSON, o.c. 74. BECKER, o.c. 1 18 f. SYNDIKUS, o.c. 2, 350 f. MCDERMOTT, *AJPh* 98 (1977) 377. G. CALBOLI, *Klio* 67 (1985) 170. J.-P. BRISSON, *REL* 71 (1993) 175 f.

¹³⁴ Georg. 3, 10: *primus ego in patriam mecum, modo vita supersit, I Aonio rediens deducam vertice Musas*; Hor. c. 3, 30, 13 f.: *Aeolium carmen ad Italos deduxisse modos*: „ich habe das aeolische Lied in die italische Dichtung eingeführt“.

¹³⁵ Ars 244: *Silvis deducti Fauni*: das Satyrspiel erscheint als das Hinführen der Waldgötter in die Stadt. ars 129: *Iliacum carmen deducis in actus*: die Bearbeitung homerischen Stoffes in Dramenform gilt als „das Hinführen der Ilias auf die Bühne“. Vgl. Properz 2, 1, 18: *heroas ducere in arma manus*.

Sowohl Vergil als auch Horaz verwenden für Dichten auch andere Metaphern. Insbesondere sehen sie diese Tätigkeit auch im Bilde des ‚Spinnens eines Fadens‘ und drücken auch dieses Bild durch dasselbe Verb *deducere* aus, wie das dichterische ‚Hinführen‘: Verg. ecl. 6, 5. (*pace* W. EISENHUT: *Gedenkschrift für G. ROHDE*. Tübingen 1961, 92 f.). Hor. sat. 2, 1, 225. epist. 2, 1, 225. Auf die vielerörterte Frage, welches Bild sich hinter *deduxisse* in Hor. c. 3, 30, 13 verbirgt, kann hier nicht näher eingegangen werden. S. dazu die Literaturübersicht bei E. DOBLHOFFER: *Horaz in der Forschung nach 1957*. Darmstadt 1992, 112–115. St. BORZSÁK, *Gymnasium* 103 (1996) 81. Mir scheint diese berühmte Stelle eine Mischung der beiden Vorstellungen *deducere* = ‚ein Lied spinnen‘ und *deducere* = ‚ein Lied irgendwo hinführen‘ zu enthalten (T. WOODMAN–D. WEST: *Quality and Pleasure in Latin Poetry*. Cambridge 1974, 14). Die Bedeutung ‚ein Lied spinnen‘ allein ist – trotz Doblhofer o.c. 115 – nicht zu vereinbaren mit der monumentalen Atmosphäre der ganzen Ode 3, 30, insbesondere mit dem Bild des Triumphes als Fortsetzung. Ebensovienig mit der Tatsache, daß *deducere* in der Bedeutung ‚ein Lied spinnen‘ kein einziges Mal sonst mit einer Angabe des Ziels oder der begleitenden Umstände (*ad Italos modos*) verbunden wird, s. ThLL s.v. p. 279, 69 sqq., p. 282, 55 sqq. Zu Ovid trist. 1, 1, 39 EISENHUT, o.c. 103 f. Die Frage verdiente vielleicht eine Neuerörterung aus der Sicht der horazischen Agyieus-Verehrung.

digen. Wenn er dabei seine Dichtung als „daunische Camena“ bezeichnet, so ist dies keine *l'art pour l'art* Charakterisierung, sondern kontextbezogen zu verstehen, wie die übrigen Attribute des Gedichts. Dies bedeutet, daß er Verteidigung gegen Angriffe benötigt, die seine provinziellen Wurzeln betreffen. Damit in Einklang stehen seine Äußerungen über seine Erfolge als Dichter, in denen er immer betont, daß er dies *in Rom* erreicht hat, daß sie in der Akzeptanz durch die Stadtrömer bestehen¹³⁶. Seine Lebensleistung sieht er nicht nur in sozialer, sondern auch in regionaler Perspektive: sein Weg führte ihn nicht nur aus dem Hause eines freigelassenen Vaters nach oben¹³⁷, sondern zugleich aus einem Provinzstädtchen in die Hauptstadt der Welt¹³⁸. Nichts ist daher sinnvoller, als daß er das Beschützen und Sichern dieses Lebensweges von einem Gott erbittet, der seine Verehrer in eine neue Heimat führt, Phoebus Agyieus.

5. Horaz und Agyieus

Der Name Agyieus wird im horazischen Gedicht eingerahmt von zwei Erwähnungen des Phoebus, als Benennungen des Gottes der Kithara, der Musenbelehrung und der Dichterbeseelung. Die Funktion des Agyieus wird dabei auf den Schutz des persönlichen Kunst- und Lebensweges des Dichters beschränkt, während die Aufgabe des für die Öffentlichkeit wirkenden vates Horatius (v.44) dem Bereich des Phoebus entspricht. Dies mag an die Verhältnisse in dem oben S. 187 f. besprochenen ‚Triumphwagen‘ erinnern, wo die Darstellung des Agyieus-Pfeilers auch nur zum persönlichen Gebrauch angebracht und für das große Publikum unsichtbar war. Mehr aber noch an die Umstände im palatinischen Gebäudekomplex des Augustus: Auch hier gab es zwei(!) in der großen Öffentlichkeit aufgestellte Statuen des Apollon Kitharodos(!)¹³⁹ und versteckte Darstellungen des Agyieus, insbesondere im Wohnraum des Augustus (s. oben S. 183 f.). Damit bestätigt sich abschließend auch in der Anrufung und Handhabung des Agyieus der anfangs festgestellte allgemeine Charakter der Ode 4, 6: Sie ist in der Tat ein sehr voraussetzungsreiches und ein sehr persönliches Gedicht.

Korrekturzusatz

Der Aufsatz von V. FEHRENTZ JDAI 108 (1993) 123 ff., *Der antike Agyieus* (= Diss. Köln 1989) kommt, aus der Sicht des Archäologen, in vielen Punkten zu Ergebnissen, die mit obigen Ausführungen übereinstimmen bzw. sie ergänzen. Beson-

¹³⁶ c. 4, 3, 13–15. Epist. 1, 20, 23. Sat. 1, 6, 63. HENDRICKSON, o. c. 79.

¹³⁷ c. 2, 20, 6. c. 3, 30, 12 (s. dazu W. WIMMEL: Sprachliche Ambiguitäten bei Horaz. München 1994, 20. Die Wendung *ex humili potens* bezieht sich wohl primär auf Horaz). Sat. 1, 6, 21 f.; 45 ff.; 86 ff. BRISSON o. c. 170 f., 174 f.

¹³⁸ Epist. 2, 2, 41. Sat. 1, 6, 76.

¹³⁹ E. LEFÈVRE: Das Bild-Programm des Apollo-Tempels auf dem Palatin. Konstanz 1989, 18, 23 f.

ders hinweisen möchte ich auf Feststellungen betreffend den Lichtcharakter der Monumente (130⁷³, 136, 162 f., 164, 168, 170 f., 174, 191), die Verbindung mit Pflanzen (141, 144, 152), die Verwandtschaft mit Karneios (137, 148), die aus Apollonia herrührende Bekanntschaft Oktavians mit Agyieus (146²²⁹), die sekundäre Verbindung des Pfeilers mit Diana als spezielle Leistung Oktavians nach Naulochos (124, 158, 160, 168 f.), das Beziehen des horazischen Attributs *levis* auf die anikonische Darstellung des Gottes (,glatt', nicht ,bartlos': 133, 165). Unzulänglich scheint mir vor allem die sprachliche Deutung des Eigennamnes (134), das Beziehen der gallischen Münzen auf Actium (146²²⁹, 156 ff.), die generelle Interpretation der augusteischen Agyeis mit Hilfe undifferenzierter Anwendung trivialer Gemeinplätze der Forschung (,Siegesmal', ,Garant der Ewigkeit', ,Glückssymbol': 156, 161, 165 f., 170, 172, 174, 177, 182 f.), die Deutung des Gemäldes im Maskenraum als Darstellung der Gründung Roms durch Romulus (161). Apollo aber war dem Romulus noch unbekannt; der Kornelkirschbaum Apollo nie heilig: RE s.v. cornus 2) 1634, 67 ff. etc. Auf diesen Punkt und ähnliche Fragen jedoch wird andernorts ausführlicher einzugehen sein.

Vogelbergstr. 15
D-35043 Marburg

BARNABÁS LŐRINCZ

EIN NEUES MILITÄRDIPLOM FÜR DIE PROVINZ MOESIA SUPERIOR

Seit 1994 sind 8 Militärdiplomfragmente in Ungarn zum Vorschein gekommen.¹ Von diesen veröffentlichen wir jetzt den Text einer Auxiliarkonstitution für die Provinz Moesia superior.²

Die Urkunde wurde in Vetus Salina/Adony gefunden. Von diesem Diplom ist das obere mittlere Bruchstück (bzw. 2 zusammenpassende Bruchstücke) der *tabella II* erhalten geblieben. Es hat eine Höhe von 6 cm, eine Breite von 3,8 cm und eine Dicke von 0,1 cm. Die Abschrift lautet wie folgt (*Abb. 1a–d*):

intus	extrinsecus
]TIO IV[]VLI [
]RT I BRIT[]VLI [
]LAVTIV[]TTIENI [
[
]MARO +[
]PTVMET R[
]NEA QVA[

Auf der Außenseite sind die ersten drei Zeugennamen in der fragmentarischen Form erhalten geblieben. Von diesen kann der dritte entweder mit C. Vettienus Modestus oder mit C. Vettienus Hermes identifiziert werden, die zwischen 100 und 129 bzw. zwischen 112 und 134 n.Chr. als Zeugen in den Militärdiplomen erscheinen.³

¹ Zu den früher gefundenen Stücken siehe B. LŐRINCZ: Neue Militärdiplome aus Pannonien. ZPE 111, 1996, 259–268.

² Herr LAJOS SÁNDOR (Tatabánya) hat mir dankenswerterweise das Diplom zugänglich gemacht. Ich danke Herrn Dr. SÁNDOR PETÉNYI (Kuny Domokos Museum, Tata) für die Publikationserlaubnis. Das Stück ist in Privatbesitz. Die Publikation der weiteren Diplome ist in Vorbereitung.

Abkürzungen: RMD = M. M. ROXAN: Roman Military Diplomas 1954–1977, London 1978; DIES., Roman Military Diplomas 1978–1984, London 1985; DIES.: Roman Military Diplomas 1985–1993, London 1994.

³ Siehe dazu zusammenfassend J. MORRIS–M. ROXAN: The Witnesses to Roman Military *diplomata*, Arheološki vestnik 28, 1977, 309–312, 319; zuletzt RMD pp. 348–349, bzw. M. M. ROXAN: The

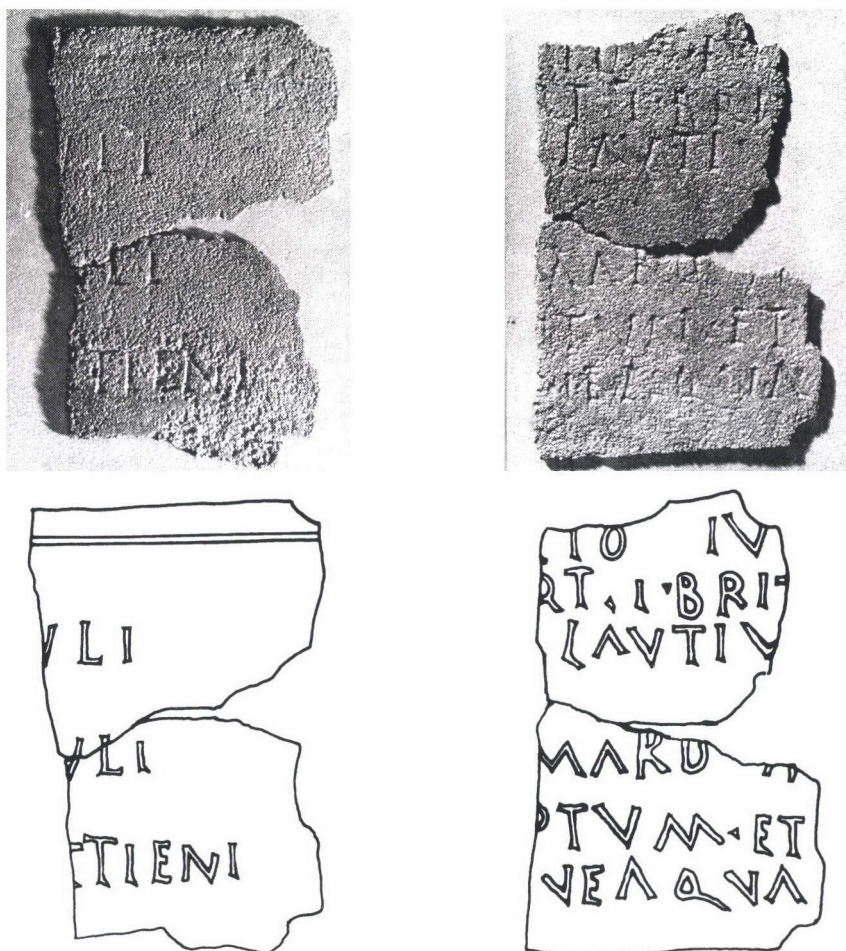


Abb. 1a–d. Die Außen- und Innenseite der *tabella II* des Militärdiploms von Vetus Salina/Adony
(Photo: O. Harl, Zeichnung: Zs. Mráv)

Bei der Ergänzung können wir jedoch C. Vettienus Hermes ausschließen, weil diese Person in den bisherigen Diplomen an der 3. Stelle der Zeugennamen nicht belegt ist.⁴ Demgegenüber haben wir über C. Vettienus Modestus die folgenden Angaben:

Earliest Extant Diploma of Pannonia Superior: issued 3rd May 112. *Electrum* 1, 1997, 161–173, bes. 163, 172.

⁴M. M. ROXAN: *Electrum* 1, 1997, 163 (3.5.112–5), RMD 86 (16.12.113–4), E. I. PAUNOV–M. M. ROXAN: The Earliest Extant Diploma of Thrace, A.D. 114 (= RMD I 14). *ZPE* 119, 1997, 269–279 (19.7.114–4), CIL XVI 61, RMD 152 (1.9.114 – –), CIL XVI 68, RMD 17 (29.6.120 – –), 19 (?3/4.121–2), CIL XVI 69 (17.7.122 – –), 70 = RIB 2401.6 (16?9.124–?), RMD 27 (31.1./12.2.126–7), M. M. ROXAN: An Auxiliary/Fleet Diploma of Moesia Inferior: 127 August 20. *ZPE* 118, 1997, 287–299, bes. 288, 295 (20.8.127–5), CIL XVI 74 (18.2.129–7), 75 (22.3.129–7), RMD 34 (30.4.129–7), CIL XVI 76 (2.7.133–7), 78 (2.4.134 – –), 79 (15.9.134–7).

Diplom	Datierung	Stelle
CIL XVI 46	8.5.100.	5.
RMD 143	15.4./15.6.101.	-
CIL XVI 48 = RIB 2401.1	19.1.103	5.
CIL XVI 49	12.1.105.	3.
CIL XVI 50	13.5.105.	-
RMD 8	1.5./15.7.105.	-
RMD 9	24.5.105.	-
CIL XVI 55	30.6.107.	7.
CIL XVI 56	24.11.107.	-
RMD 148	14.10.109.	-
CIL XVI 163	2.7.110.	-
CIL XVI 164	2.7.110.	-
Electrum 1, 1997, 161–163	3.5.112.	-
RMD 86	16.12.113.	-
CIL XVI 61, RMD 152	1.9.114.	-
CIL XVI 68, RMD 17	29.6.120.	-
RMD 19	??.121.	-
CIL XVI 69	17.7.122.	-
RMD 27	31.1./12.2.126.	-
ZPE 118, 1997, 288	20.8.127.	-
CIL XVI 74	18.2.129	4.
RMD 34	30.4.129.	-

Aus dieser Tabelle ist ersichtlich, daß C. Vettienus Modestus nur im Militärdiplom CIL XVI 49, das am 12. Januar 105 n.Chr. ausgestellt wurde, an 3. Stelle unter den Zeugnennamen erscheint. Die erhaltenen Buchstaben der Gentilnamen der ersten zwei Zeugen entsprechen ebenso jenen des Diploms CIL XVI 49: Ti. Iulius Urbanus und P. Cauius Gemellus (vgl. *Abb. 2*). Die Ergänzung der erhaltenen Zeugnennamen lautet wie folgt:

[Ti. I]uli [Urbani]
 [P. Ca]uli [Gemelli]
 [C. Ve]tteni [Modesti]

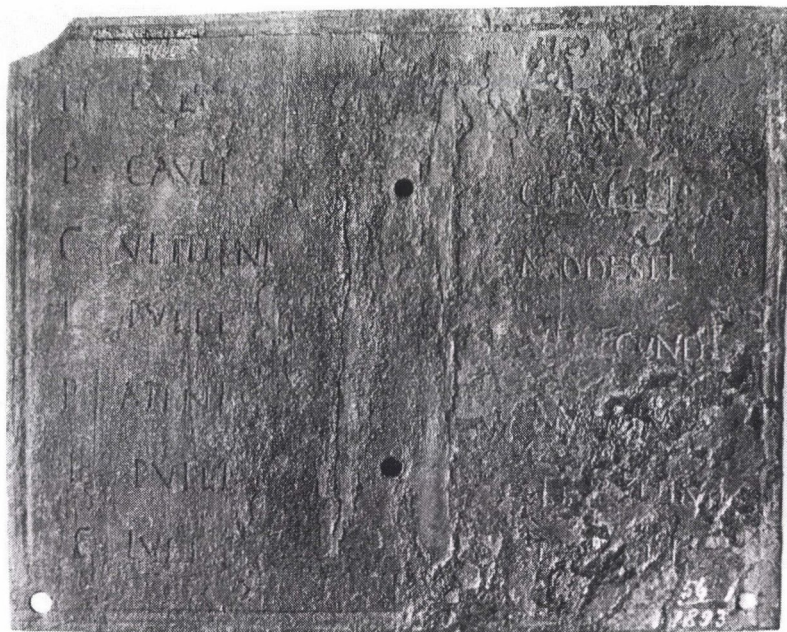


Abb. 2. Die Außenseite der *tabella II* des Militärdiploms CIL XVI 49
(Photo: Magyar Nemzeti Múzeum, Budapest)

Damit steht auch die Konsuldatierung im Einklang, da die Buchstaben [---]tio Iul[---] in der 1. erhaltenen Zeile der Innenseite mit dem *consul ordinarius II* des Jahres 105 n.Chr. – C. Antius A. Iulius Quadratus – identifiziert werden können (vgl. Abb. 3).⁵ Der Senator war zwischen 1. Januar und 30. April mit Ti. Iulius Candidus Marius Celsus im Amt.⁶ Zu dieser Zeit war die Truppe des Diplomempfängers – die [coho]rs I Brit[---], die entweder mit der cohors I Britannica (milliaria) c. R. oder mit der cohors I Brittonum (milliaria) equitata gleichgesetzt werden kann⁷ – schon nicht mehr in Pannonien, sondern in der Moesia superior stationiert.⁸ Aufgrund des Namens des Auxiliärpräfekten [- P]lautiu[s ---] können wir die erste Möglichkeit ausschließen, da Q. Caecilius Redditus am 12. Januar 105 n.Chr. die cohors I Britannica (milliaria) c. R. kommandierte.⁹ Der Truppenkommandeur kann mit den be-

⁵ Siehe dazu A. DEGRASSI: *I fasti consolari dell'Impero Romano dal 30 avanti Cristo al 613 dopo Cristo*, Roma 1952, 31; PIR² I 507; L. VIDMAN: *Fasti Ostienses*,² Praha 1982, 46.

⁶ L. VIDMAN, a.O. 46, 99.

⁷ Zu beiden Kohorten siehe jetzt B. LŐRINCZ, *Westliche Hilfstruppen im pannonischen Heer*. In: Gy. NÉMETH (Hrsg.) *Gedenkschrift István Hahn = Annales Univ. Sc. Budapestinensis Sectio Historica* 26, 1993, 80-81; DERS., *Die Hilfstruppen der römischen Provinz Pannonien in der Prinzipatszeit*, Wien 1999, im Druck (mit weiterer Literatur).

⁸ CIL XVI 54, zur Datierung siehe RMD p. 24.

⁹ CIL XVI 49.

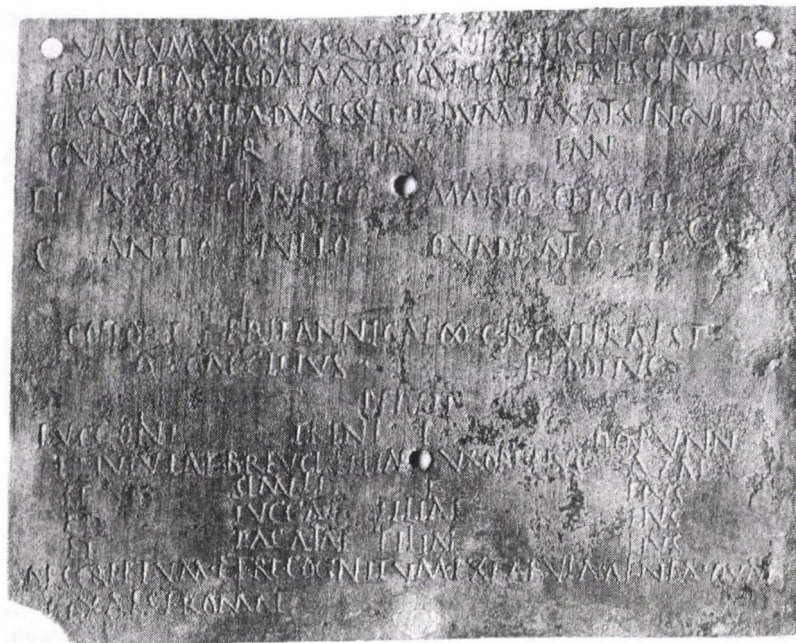


Abb. 3. Die Innenseite der *tabella II* des Militärdiploms CIL XVI 49 (Photo: Magyar Nemzeti Múzeum, Budapest)

kannten ritterlichen *Plautii* nicht identifiziert werden.¹⁰ Dementsprechend ergänzen wir die erhaltenen 2–3. Zeile der Innenseite folgendermaßen¹¹:

[*coho*]rt(is) I Brit[tonum (*milliariae*) cui pra(e)st]
[- P]lautiu[s ----]

In der nächsten Zeile, deren Text nicht erhalten geblieben ist, stand entweder [*equiti*] oder [*pediti*].¹² Der Name des Diplomempfängers war [---]marus +[--- f(i)lius]. Am Anfang der Zeile fehlen etwa 4–5 Buchstaben. Eine einwandfreie Ergänzung des Cognomens ist unmöglich.¹³ Der Soldat wurde allerdings für die Kohorte um 80 n.Chr. in Britannien ausgehoben.¹⁴ Die Schlußformel steht, wie auf den Innen-

¹⁰ Vgl. H. DEVIJVER: *Prosopographia militiarum equestrum quae fuerunt ab Augusto ad Gallienum I–III*, Suppl. I–II, Leuven 1976–1993, pp. 645–646, 1681–1682, 2201–2202 (P 40–43bis).

¹¹ Bei der Ergänzung des Truppennamens haben wir in Betracht gezogen, daß die Kohorte erst nach den Dakerkriegen Trajans eine neue Nomenklatur hatte, siehe CIL XVI 160, RMD 148, CIL XVI 163.

¹² Vgl. CIL XVI 160 (*pediti*), 163 (*ex pedit*), RMD 47 (*ex pedit*), 177 (*ex equit[e]*), 63 (*ex equit[e]*).

¹³ Zu den Möglichkeiten siehe A. MÓCSY–R. FELDMANN–E. MARTON–M. SZILÁGYI: *Nomenclator provinciarum Europae Latinarum et Galliae Cisalpiniae cum indice inverso*. DissPann III 1, Budapest 1983, 389.

¹⁴ Vgl. dazu die *origo*-Angaben: CIL XVI 160: *Rati(s)* (11.8.106/110), 163: *Belgo* (2.7.110.), RMD 47: *Britt(oni)* (27.9.154). Siehe noch B. DOBSON–J. C. MANN: *The Roman Army in Britain and*

seiten anderer Militärdiplome trajanischer Zeit,¹⁵ in 2 Zeilen. Die Ergänzung des erhaltenen Gesamttextes lautet wie folgt:

tabella II intus

---- *pr(idie) idus Ian(uarias) (?)*
Ti. Iulio Candido Mario Celso II,
C. Ant]io Iu[lio Quadrato II co(n)s(ulibus).
coho]rt(is) I Brit[tonum (milliariae), cui pra(e)est
- P]lautius ----,
equiti oder pediti
----]maro +[---- f(ilio), ----.
Descri]ptum et r[ecognitum ex tabu-
la ae]nea qua[e fixa est Romae].

tabella II extrinsecus

[Ti. I]uli [Urbani
P. Ca]uli [Gemelli
C. Ve]t[er]iani [Modesti
L. Pulli Verrecundi
P. Atini Amerimni
C. Iuli Parati]

Es ist sehr wahrscheinlich, daß das neue Diplom zu derselben Auxiliarkonstitution gehört wie CIL XVI 49.¹⁶ Wie oben beschrieben, war die Truppe des Diplomempfängers ungeachtet des Fundortes (Vetus Salina/Adony) nicht in Pannonien, sondern in der Moesia superior stationiert.¹⁷ Der Fundort ist sehr wichtig, da vor den Dakerkriegen Trajans die cohors I Brittonum milliaria equitata in Vetus Salina lag.¹⁸ Dieser Umstand bedeutet, daß der entlassene Kohortensoldat nach dem früheren Standort zurückgekehrt ist, wo er den Großteil seiner Dienstzeit verbracht hat.

Eötvös Loránd Universität
 Philosophische Fakultät
 H-1364 Budapest, Pf. 107

Britons in the Roman Army. *Britannia* 4, 1973, 199 = D. J. BREEZE–B. DOBSON: Roman Officers and Frontiers. M. P. Speidel (ed.): *Mavors. Roman Army Researches X*, Stuttgart 1993, 519; M. P. SPEIDEL: The Soldiers' Homes. In: W. Eck–H. Wolff (Hrsg.): *Heer und Integrationspolitik Die römischen Militärdiplome als historische Quelle*. Passauer Historische Forschungen 2, Köln Wien 1986, 470 = *Roman Army Studies II*. M. P. Speidel (ed.): *Mavors. Roman Army Researches VIII*, Stuttgart 1992, 316.

¹⁵ RMD 7 (14.8.99), CIL XVI 46 (8.5.100), RMD 143 (15.4./15.6.101), CIL XVI 48 = RIB 2401.1 (19.1.103), CIL XVI 49 (12.1.105), RMD 8 = RIB 2401.3 (1.5./15.7.105), RMD 9 (24.9.105), CIL XVI 55 (30.6.107), 56 (24.11.107), RMD 148 (14.10.109), CIL XVI 163, 164 (2.7.110), 160 (11.8.106/110), M. M. ROXAN: *Electrum* 1, 1997, 163, Fig. 3 (3.5.112), RMD 86 (16.12.113), Ausnahmen: RMD 142 (12.6.100: in 3 Zeilen), CIL XVI 61, RMD 152 (1.9.114: in 1 Zeile).

¹⁶ Siehe dazu zuletzt die Zusammenstellung von M. M. Roxan (RMD p. 344). – Seitdem kennen wir einen Fall, wo eine Provinz (Raetien) innerhalb einiger Monate zwei Auxiliarkonstitutionen hatte, siehe dazu RMD 155 und H. WOLFF: Ein neues Militärdiplom aus dem Straubinger Vicus vom 16. August 116 n.Chr. Jahresbericht des Historischen Vereins für Straubing und Umgebung 97, 1995, 21–33, bes. 28–29.

¹⁷ CIL XVI 54.

¹⁸ Siehe Anm. 7 sowie eine fragmentarische Grabinschrift aus Vetus Salina/Adony: [---]so, equ[es coh(ortis)] I Britto[n(um) (milliariae), ----, a]n[fnor(um) ----, stip(endiorum)] XXII. [⁵ [----. (J. FITZ: Römische Inschriften im Komitat Fejér. Alba Regia 8–9, 1967–68, 197 Nr. 1, Taf. XLVIII 4, mit anderer Ergänzung).

MIKLÓS MARÓTH

DIE WURZEL DER *VERITAS DUPLEX*-LEHRE

Im frühen Mittelalter lebte der berühmte Philosoph der Araber, al-Fârâbî († 950), der den Titel des „zweiten Lehrers“ im Islam bekam, wo Aristoteles als „erster Lehrer“ galt. Al-Fârâbî verdiente diesen Titel durch seine fortlaufenden Kommentare und Kompendien, die er zu Aristoteles' Werken schrieb. Als Verfasser der fortlaufenden Kommentare folgte er dem Beispiel der neuplatonischen Philosophen der alexandrinischen Schule, aber auch als Kompendienschreiber knüpfte er an diejenige antike Tradition an, die u. a. durch Cicero (z. B. seine *Topica*) oder durch Galen (z. B. seine arabisch erhalten gebliebenen Kompendien zu Platos Dialogen usw.) vertreten wurde.

Al-Fârâbî konnte in allen seinen Werken beweisen, daß er die Lehren und Gedankengänge Platos und Aristoteles' nicht nur kennt, sondern sie auch – im Geiste seiner alexandrinischen neuplatonischen Vorgänger – auslegen, weiterdenken und weiterführen kann.

Der zweite Lehrer erörtert die Frage der Induktion in seinem kurzen, kompendienartigen Kommentar zu Aristoteles' *Topika*. In diesem Werk betont er nachdrücklich, daß die wahre Induktion zum Zweck der Formulierung oder Korrektur der allgemein gültigen Thesen dient.¹ Man kennt aber auch eine Art der Induktion, die durch viele ähnliche Dinge oder Erscheinungen zu einem einzigen ähnlichen Fall gelangen will. Die zwei Arten der Induktion sind klar auseinanderzuhalten. Die erste Unterart ist eine logische Methode, die andere Unterart heißt arabisch *mithâl*, das ist griechisch *paradeigma*.² Sie ist ein theoretisches Beweisverfahren.

Aristoteles selbst klassifiziert das Beispiel (*παράδειγμα*) als eine Art von Beweis (*pistis*).³ Aristoteles gab also die Gattung des Beispiels als *Pistis*, Beweis an,

¹ Al-Mantiq 'inda 'l-Farabi, III. ed. RAFIQ AL-'ADSAM, Beirut, 1986, 97–98: وإنما يستعمل الاستقراء: في الجدل أكثر من ذلك، وأولا لأجل القياس، وذلك أنه إنما يستعمل لتصحيح به المقدمة الكبرى في قياسات الشكل الأول. فإذا صحّت ألغت إلى الصغرى فأننتجت النتيجة عنها عند ذلك. ولا تستعمل أصلا أو أقل ذلك لتصحيح النتيجة المقصودة أولا. وليس الاستقراء هو المصير من أشباه كثيرة إلى شبيه واحد. فإن هذا طريق أخذ من جزئيات متشابهة إلى جزئى آخر شبيه بها. فهو مصير من جزئى إلى جزئى وهو داخل في جملة المثالات. إلخ.

² a. a. O. 98.

³ Rhetorik, II. 20: εἰσὶ δ' αἱ κοιναὶ πίστεις δύο τῶ γενεῖ, παράδειγμα καὶ ἐνθύμημα.

dann versucht er auch seine *differentia specifica* anzugeben: sie ist ein Beweis, wie die Induktion, die zu den Prinzipien des Wissens gehört.⁴ Was al-Fârâbî sagt, widerspricht nicht der Lehre des Aristoteles, die zwei Ansichten sind aber nicht völlig identisch.

Wenn wir die Bedeutung und Tragweite dieser Stellungnahme näher ins Auge fassen wollen, dann müssen wir davon ausgehen, was Plato und Aristoteles über die Rhetorik unterrichteten.

Die Bedeutung der Tätigkeit Platos vom Standpunkt der Rhetorik aus wurde von R. Volkmann folgendermaßen zusammengefaßt: „Plato hat bekanntlich die Rhetorik seiner sophistischen Zeitgenossen sowohl nach ihrer theoretischen als nach ihrer praktischen Seite im Phädrus und Gorgias einer herben Kritik unterzogen, zu einer Zeit, als er noch hoffte, den Isokrates vielleicht ganz für die Philosophie gewinnen zu können. Er verlangt vor allen Dingen eine philosophische, auf psychologischer Erkenntnis beruhende Vertiefung der Rhetorik, wenn sie darauf Anspruch machen wolle, in Wahrheit eine Kunst und nicht bloss eine empirische Fertigkeit zu sein. Ihre Aufgabe besteht nach ihm allerdings darin, durch Kunstvolle Redeform bei den Zuhörern Überzeugung zu wecken ...“⁵

Die Platonische Tradition, die die Aufgabe der Rhetorik im Überzeugen sieht, wurde später von Aristoteles weitergeführt. Im Sinne der Platonischen Lehre kann Aristoteles die Rhetorik mit den folgenden Worten definieren: Rhetorik ist eine Gewandtheit, die die mögliche Überzeugung *in bezug auf alle Dinge* findet.⁶ Alle Wissenschaften wollen die Leute nur in ihrem speziellen Gebiet überzeugen, allein die Rhetorik versucht, die Leute *in allen beliebigen Fragen* zur Einsicht zu bringen.⁷

F. Solmsen behauptet also mit Recht, daß das System der Beweise (*pisteis*) das Wesentliche der Aristotelischen Theorie der Rhetorik bildet.⁸

Wenn wir F. Solmsen Glauben schenken dürfen, dann besteht die revolutionäre Bedeutung der rhetorischen Theorie Platos und Aristoteles' eben darin, daß sie das Überzeugen in bezug auf alle möglichen Fragen in den Mittelpunkt des Interesses gestellt haben.⁹

Die Erörterung der Induktion, die oben aus al-Fârâbîs Text zitiert wurde, wird die aufmerksamen Leser Aristoteles' nicht überraschen. Aristoteles selbst behauptet am Anfang der Rhetorik, daß das Beispiel Induktion ist,¹⁰ oder mit anderen Worten,

⁴ a. a. O.: ὁμοίον γὰρ ἐπαγωγῇ τὸ παράδειγμα, ἢ δ' ἐπαγωγῇ ἀρχή.

⁵ R. VOLKMANN: Rhetorik der Griechen, in: Handbuch der klassischen Altertums-Wissenschaft, hrsg. I. MÜLLER, München, 1901, 5–6.

⁶ Rhetorik, I. 2: Ἐστὼ δὲ ῥητορικὴ δύναμις περὶ ἕκαστον τοῦ θεωρῆσαι τὸ ἐνδεχόμενον πιθανόν, 1355 b 15 sqq.

⁷ a. a. O.: τῶν γὰρ ἄλλων ἐκάστη περὶ τὸ αὐτῇ ὑποκειμένον ἐστὶ διδασκαλικὴ καὶ πειστικὴ ... ἢ δὲ ῥητορικὴ περὶ τοῦ δοθέντος ὡς εἰπεῖν δοκεῖ δύνασθαι θεωρεῖν τὸ πιθανόν.

⁸ F. SOLMSEN: The Aristotelian Tradition in Ancient Rhetoric, in: Kleine Schriften, II. G. Olms Hildesheim, 1968, 182: The system of "proofs" (*pisteis*) may be called the core of Aristotle's *Rhetoric*.

⁹ a. a. O.

¹⁰ Rhetorik 1356 b 2–3: ἔστι γὰρ τὸ μὲν παράδειγμα ἐπαγωγῇ.

wenn wir viele individuelle Dinge ins Auge fassen, dann wird es in der Dialektik Induktion, in der Rhetorik Beispiel genannt.¹¹

Aristoteles vergleicht also die Induktion und das Beispiel, er betont die Ähnlichkeit, die zwischen ihnen nachzuweisen ist, er vergleicht aber die zwei Begriffe nicht. Wenn er aber auf das Paradeigma näher eingeht, dann sagt er, daß das Beispiel von der Ähnlichkeit der Dinge ausgeht. Das *paradeigma* stellt sich aber weder als die Beziehung des Teiles zum Ganzen, noch als die Beziehung des Ganzen zum Teil, sondern als die Beziehung des Teiles zum Teile, des ähnlichen Dinges zum ähnlichen Ding dar, die unter demselben Genus sind, aber das eine bekannter ist, als das andere.¹²

Die Lehre, daß die Induktion auf eine allgemeine These, das Beispiel auf einen Einzelfall hinausläuft, ist also auch in Aristoteles' Text zu finden, das Novum in al-Fârâbîs Text besteht darin, daß er wissenschaftliche Induktion und Beispiel als zwei Unterarten der Induktion im Rahmen der Topik in einem System vereinigte: Das ist die natürliche Konsequenz der neuplatonischen Lehre, die besagte, daß Rhetorik und Poetik zum logischen Organon des Aristoteles gehören.¹³ Wenn Rhetorik und Poetik Teile des Organons sind, dann können die rhetorischen und poetischen Methoden, hauptsächlich dann, wenn es mit den Aristotelischen Äußerungen im Einklang steht, in einem System erörtert werden.

An den zitierten Stellen spricht aber Aristoteles auch von der Ähnlichkeit zwischen den rhetorischen Enthymemata und den logischen Syllogismen. Wie man in der Dialektik Syllogismen hat, ebenso hat der Rhetor die Enthymemata. Wenn man verschiedene Dinge annimmt und aus diesen gesetzten Dingen etwas anderes folgt, dann ist es Syllogismus dort (in der Dialektik) und Enthymema hier (in der Rhetorik).¹⁴

Die jetzt dargelegte Stellungnahme des Aristoteles ist in den arabischen Texten nicht unbekannt. Hier möchte ich nur eine Stelle al-Fârâbîs zitieren. In seinem kurzen Kommentar zur Rhetorik¹⁵ sagt er ausdrücklich: „Die Dinge, die Überzeugung produzieren, sind die Enthymemata (ضمائر) und die Paradeigmata (مثالات): Die Enthymemata nehmen die Stellung der Beweise in den Wissenschaften ein, ... das Enthymema gilt als ein rhetorischer Beweis, das Paradeigma ist wie eine rhetorische Induktion.“

Der Weg dieser Idee führte über die alexandrinischen Kommentatoren zu den Arabern. Stephanos, ein Mitglied der spätalexandrinischen neuplatonischen Schule, schreibt in seinem Kommentar zur Rhetorik, daß die in Worten ausgedrückten Be-

¹¹ a. a. O.: τὸ μὲν τὸ ἐπὶ πολλῶν καὶ ὁμοίων δεῖκνυσθαι ὅτι οὕτως ἔχει ἐκεῖ μὲν ἐπαγωγή ἐστὶν ἐνταῦθα δὲ παράδειγμα.

¹² Aristotle: op. cit. 1357 b 26–35: ἔστι δὲ οὔτε ὡς μέρος πρὸς ὅλον οὔθ' ὡς ὅλον πρὸς μέρος οὔθ' ὡς ὅλον πρὸς ὅλον, ἀλλ' ὡς μέρος πρὸς μέρος, ὅμοιον πρὸς ὅμοιον, ὅταν ἄμφω μὲν ἢ ὑπὸ τὸ αὐτὸ γένος, γνωριμώτερον δὲ θάτερον ἢ θετέρου, παράδειγμά ἐστιν.

¹³ R. WALZER: Zur Traditionsgeschichte der Aristotelischen Poetik, Studi Italiani di Filologia Classica, N.S. 11(1934) 5–14, idem: R. WALZER: Greek into Arabic, Oxford, 1963, 129–136.

¹⁴ Rhetorik 1356 b: τὸ δὲ τινῶν ὄντων ἑτερόν τι διὰ ταῦτα συμβαίνειν παρὰ ταῦτα τῶ ταῦτα εἶναι, ἢ καθόλου ἢ ὅς ἐπὶ τὸ πολὺ, ἐκεῖ μὲν συλλογισμὸς, ἐνταῦθα δὲ ἐνθύμημα καλεῖται.

¹⁵ Abu Nasr al-Fârâbi: Kitâb fi al-mantiq, al-Khitabat; ed. Mohammad Salim Salem, Cairo, 1976. J. LANGHADE–M. GRIGNASCHI: Al-Fârâbi, Deux ouvrages inédits sur la rhétorique; Beyrouth, 1971. Al-Mantiqijjat li'l-Fârâbi; ed. MOHAMMAD DANESHPAZUH, Teheran, [1987], 456–492.

weise, die zur Kunst (*entekhnōi*) gehören, zwei sind: Beispiel und Enthymema.¹⁶ Diese einfache Lehre wurde von al-Fārābī so gedeutet, daß er in seiner oben zitierten Stelle das Beispiel schon als eine Unterart der Induktion behandelt.

Aristoteles hebt aber nicht nur die Beweismethoden, sondern auch den Stil (*lexis*) und die Anordnung (*taxis*) der Rede als wichtige Teile der Kunst der Rhetorik hervor.¹⁷

Auf dem Gebiete des Stils empfiehlt Aristoteles die Anwendung der geeigneten Wörter und der Metaphern.¹⁸ Die geeigneten Wörter zu finden, bereitet dem Redner keine außerordentlich große Schwierigkeit, so widmet Aristoteles seine Aufmerksamkeit hauptsächlich den Metaphern.

Die Metaphern bringen, wie Aristoteles behauptet, Klarheit, Vergnügen und fremde Atmosphäre mit sich.¹⁹ Die Rolle der Metaphern besteht also darin, daß sie den Zuhörern Vergnügen bereiten und eine bestimmte Atmosphäre schaffen. In diesem Sinne sind sie Stilmittel. Die Klarheit aber, die sie mit sich bringen, kann der Überzeugungskraft der Rede beitragen. Das wurde aber von Aristoteles nicht ausgesagt, und die Metaphern wurden von ihm nicht mit den logischen Methoden verglichen.

Wenn Aristoteles das Wesentliche der Metaphern hervorheben will, dann betont er die Rolle der Ähnlichkeit. „Eine gute Metaphor zu machen, das bedeutet die Beobachtung der Ähnlichkeit.“²⁰ Aus diesem Grund kann er in der Rhetorik sagen, daß man, wenn Metaphern macht, Scharfsinn braucht, ebenso wie in der Philosophie, wenn man die Ähnlichkeit der einander fernliegenden Dinge begreift. In diesem Sinne konnte Archytas sagen, daß es keinen Unterschied zwischen dem *arbitrator* und dem *altar* gibt. Die ungerecht behandelten Leute können bei beiden Zuflucht suchen.²¹

Die Metaphern wurden aber nicht in der Rhetorik, sondern in der Poetik behandelt. Hier beschreibt Aristoteles an einer berühmten Stelle die vier Arten der Metapher auf die folgende Weise:²²

„Metapher ist die Übertragung eines Wortes, das eigentlich eine andere Bedeutung hat, entweder von der Gattung auf die Art oder von der Art auf die Gattung oder von einer Art auf die andere oder durch Analogie. ‘Von der Gattung auf die Art’ sage ich in Fällen wie ‘da steht das Schiff, denn das Verankertsein ist eine Art des Stehens. Übertragung von der Art auf die Gattung ist ‘tausend wackere Taten vollbrachte Odysseus’. Denn Tausend ist viel, und dieses Wort ‘Tausend’ wird nun statt ‘viel’ gebraucht. Übertragung von einer Art auf die andere ist ‘mit Erz das Leben ausschöpfend’ und ‘wegschneidend mit dem hartem Erz’. In einem Fall nennt der

¹⁶ Aristotle: op. cit., 1356 a 34–1356 b 10; Stephani in Artem Rhetoricam Commentaria, CAG 21/2, Berolini 1896, ed. H. RABE, 279.

¹⁷ Aristotle: Rhetorik, 1403 b 3–6.

¹⁸ Aristotle: op. cit. 1404 b 33–36.

¹⁹ a. a. 0: 1405 a. 3–10: καὶ τὸ σαφὲς καὶ τὸ ἡδὺ καὶ τὸ ξενικὸν ἔχει ἡ μεταφορά.

²⁰ Poetics 1459 a 7–8: τὸ γὰρ εὖ μεταφέρειν τὸ ὅμοιον θεωρεῖν ἐστὶ. Topica 140 a, 9–12: ἡ μὲν γὰρ μεταφορὰ ποιεῖ πῶς γινώριμον τὸ σημαινόμενον διὰ τὴν ὁμοιότητα. πάντες γὰρ οἱ μεταφέροντες κατὰ τὴν ὁμοιότητα μεταφέρουσιν.

²¹ Aristotle: Rhetorik, 1412 a 10–15, 22, Aristotle: Poetik, 1457 b 7–33.

²² Aristoteles: Poetik, 1457 b 7–33; Aristoteles: Poetik, griechisch und deutsch, ed. W. SCHÖNHERR–E. G. SCHMIDT–M. SIMON, Leipzig (Reclam), 1979, 77–79.

Dichter das schneiden 'schöpfen', im anderen Fall das Schöpfen 'schneiden', und beides sind Arten des Wegnehmens. 'Durch Analogie' aber sage ich, wenn sich das zweite zum ersten ähnlich verhält, wie das vierte zum dritten. Man nimmt dann statt des zweiten das vierte und statt des vierten das zweite. Und bisweilen fügt man noch den Gegenstand (im folgenden Beispiel: den Namen des Gottes) hinzu, zu dem dasjenige Ding, das für das andere eintritt, in Beziehung steht. So verhält sich zum Beispiel die Trinkschale zu Dionysos wie der Schild zu Ares. Der Dichter nennt also die Trinkschale den Schild des Dionysos und den Schild die Trinkschale des Ares. Oder: das Greisenalter steht zum Leben im gleichen Verhältnis, wie der Abend zum Tag. Da kann man den Abend das Greisenalter des Tages oder – wie Empedokles – das Greisenalter den Abend des Lebens oder den Niedergang des Lebens nennen.“

Wenn wir diese Stelle näher ins Auge fassen, dann können wir die ersten drei Arten der Metaphern von der vierten Art trennen. In den ersten drei Arten spielen die logischen Begriffe *Art* und *Gattung* die grundlegende Rolle. Die vierte Art der Metaphern geht von der Ähnlichkeit aus.

In der Rhetorik lesen wir, daß man mit Hilfe der Metaphern auch diejenigen Dinge nennen kann, die keinen Namen besitzen. In diesem Fall müssen wir den Namen eines Dinges aus derselben Gattung auf das namenlose Ding übertragen.²³ Ferner ist die Metapher zum Unterrichten geeignet. Die Wendung in der Rhetorik, „es wird ihm klar, daß er etwas gelernt hat“ (μᾶλλον γὰρ γίγνεται δῆλον ὅτι ἔμαθε),²⁴ deutet auf diese Eigenschaft der Metaphern hin.

Unbekannten Dingen Namen zu geben, über das Wesen bestimmter Dingen etwas zu unterrichten, all das erinnert uns an die Definitionen. Dieser Eindruck wird auch dadurch verstärkt, daß Genus, *differentia*, und *species* die konstitutiven Teile einer Definition sind. In den Metaphern finden wir *genera* und *species*. Wenn wir das Genus nennen, dann geben wir ihre unvollkommene Definition an.

Über die Beziehungen zwischen dem stilistischen und dem erkenntnistheoretischen Wert der Metapher läßt uns Aristoteles nicht im Zweifel. „Es ist angenehm für alle Leute, leicht zu lernen“ (τὸ γὰρ μαθάνειν ῥαδίως ἢ δὲ φύσει πᾶσιν ἐστὶ) – schreibt er in der Rhetorik; und wenig später fügt er hinzu: „Es ist die Metapher, die diesen Effekt vor allem produziert.“²⁵

Die ersten drei Arten der Metapher sind im Geiste der Aristotelischen Logik, die die *metabasis eis to allo genos* verboten hat, erlaubte und gesetzmäßige Definitionen, die in einer unvollkommenen Form vorgetragen wurden.

Die vierte Art der Metapher ist dagegen im Geiste der Aristotelischen Logik ein unerlaubtes, gesetzwidriges, aber trotzdem nützliches (lehrreiches) Verfahren. Hinter der vierten Art der Metapher stecken zwei Begriffspaare, die verschiedenen Gattungen angehören, aber ein ähnliches Verhältnis aufweisen. Der Ausdruck „der Schild von Dionysos“ setzt einen Satz voraus, der folgendermaßen lauten mag: „Wenn das Attribut von Dionysos der Becher ist, dann ist das Attribut von Ares der Schield.“

²³ Aristoteles: *Rhetorik*, 1405 a 35–1405 b 1: ἐκ τῶν συγγενῶν καὶ τῶν ὁμοειδῶν μεταφέρειν τὰ ἀνώνυμα ὀνομασμένως.

²⁴ a. a. O. 1412 a 17 ff.

²⁵ Aristotle: *Rhetorik*, 1410 b 6–20: ἡ δὲ μεταφορὰ ποιεῖ τοῦτο μάλιστα.

Die Schwäche der vierten Art der Metapher liegt darin, daß in der Metapher „der Lebensabend“ auf einen Konditionalsatz zurückgeführt werden kann, der die Beziehung zwischen den zwei ähnlichen Begriffspaaren ausdrückt. In unserem Fall ist der Konditionalsatz „wenn der Abend das Ende des Tages ist, dann ist das Alter das Ende des Lebens“. Der Satz ist geeignet für eine *praemissa maior* in einem hypothetischen Syllogismus, er kann aber nie *praemissa maior* in einem kategorischen Syllogismus sein.

Die vier Arten der Metaphern waren auch den Arabern bekannt. Hier möchte ich nur an Ibn Sînâ und Ibn Rušd erinnern.

Ibn Sînâ schreibt in seinem Kommentar zur Poetik, daß der Name von einem Genus auf eine Spezies, von einer Spezies auf das Genus, von einer Spezies auf eine andere Spezies übertragen werden können. Manchmal können die Namen der Sachen, die in einer ähnlichen Beziehung zu einer dritten bzw. vierten Sache stehen, einander Namen geben, wie das Greisenalter „Lebensabend“ oder „Herbst des Lebens“ genannt werden kann.²⁶

Ibn Rušd sagt, daß ein Name von der Spezies auf das Genus (Ermordung-Tod), vom Genus auf die Spezies (Bewegung-Wanderung), von Spezies auf Spezies (Trug-Diebstahl); oder der Name von einer Sache auf die zweite Sache übertragen werden kann, wenn sie mit der dritten so verbunden ist, wie die zweite mit der vierten (Greisenalter-Lebensdämmerung, Abend-Greisenalter des Tages).²⁷

Ähnlich äußert sich Ibn Rušd in seinem Kommentar zur Rhetorik. Hier behandelt er die „Änderungen“ (تغييرات) zusammenfassend. Eine Art dieser „Änderungen“ ist, wenn man den Namen des ersten Dinges, das sich zum zweiten so verhält wie das dritte zum vierten, anstelle des dritten nimmt. Auf diese Weise kann man über die im Krieg verstorbenen Jungmannen sagen, daß „der Staat den Frühling verloren hat“.²⁸

In diesem Fall können wir beobachten, daß alle logischen Methoden mit einer parallelen rhetorischen Methode verglichen werden können. Oben haben wir gesehen, daß Enthymema und Syllogismus, Paradeigma und Induktion einander entsprechen. Hier können wir bestätigen, daß die ersten drei Arten der Metaphern unvollständige Definitionen sind und die vierte Art der Metaphern ein enthymematischer hypothetischer Syllogismus ist.

All das bedeutet, daß alle logischen Methoden einer beweisenden, axiomatischen Wissenschaft in einer unvollkommenen Form auch in der Rhetorik vorhanden sind. Die Rhetorik hat also eine mit der Logik parallele, allgemeine Forschungsmethodologie. Dieser Umstand erklärt, warum Aristoteles²⁹ und später ihm folgend auch al-Fârâbî³⁰ behaupten, daß die Rhetorik eine logische Tekhne ist, die die Leute in allen Wissensgebieten überzeugen kann.

²⁶ Ibn Sînâ: Kitâb al-Šifâ', al-Ši'r; ed. ABDARRAHMAN BADAWI, Cairo, 1966, 66.

²⁷ Averrois Cordubensis Commentarium Medium in Aristotelis De Arte Poetica Liber; ed. Ch. E. BUTTERWORTH adjuvante A. A. HARIDI, Cairo, 1986, 113–114.

²⁸ Ibn Rušd: Talkhîš al-khitâbat; ed. 'Abdarrahman Badawi, Cairo, 1960, 294.

²⁹ Rhetorik, 1355 b 8 ff.: "Ὅτι μὲν οὐκ ἔστι οὔτε ἑνὸς τινος γένους ἀφωρισμένου ἢ ῥητορικῆ, ἀλλὰ καθάπερ ἡ διαλεκτικῆ, καὶ ὅτι χρησιμὸς ... ἐν ταῖς ἄλλαις τέχναις πάσαις..."

³⁰ al-Fârâbî: al-Khitâbat; 7: „Die Rhetorik ist eine syllogistische Tekhné, deren Zweck ist, die Leute zu überzeugen, in allen zehn Kategorien.“ 21: Meinung (δόξα) wird „durch rhetorische Methoden

Die rhetorische Methodologie ist also weniger exakt (sie produziert nur Meinung, *δόξα*), weil sie formal unvollständig ist und oft auch den verbotenen Schritt von einem Genus in das andere macht (*μετάβασις εἰς τὸ ἄλλο γένος*). Sie ist aber gleichzeitig bildhaft (z. B. Lebensdämmerung) und leicht zu verstehen. Sie vermittelt kein genaues Wissen, sondern nur Impressionen, oder wie al-Fârâbî sagt: sie vermittelt nur Meinungen.

Ibn Rušd war sich darüber klar, daß die Metapher die von Aristoteles erwähnte erkenntnistheoretische Rolle spielt. In seinem Rhetorik-Kompendium sagt er: „Im allgemeinen gibt die Änderung (تغيير) in der Bedeutung gute Verständigung, Merkwürdigkeit (gharabat) und Freude (ladḍat)“.³¹

In diesem Fall wiederholt Ibn Rušd die Gedanken des Aristoteles. An einer anderen Stelle geht er aber weiter. Als Ibn Rušd die rhetorischen Mittel aufzählt, die zur Klarheit der Darlegung und der Überzeugung beitragen, schreibt er wie folgt: „Es wurde aus den früher gesagten Worten klar, daß die Enthymemata und die gut gelungenen Paradeigmata in dieser Tekhne so zusammengesetzt sind, wie diese Ausdrücke, und die gut gelungenen Worte, die ganz geändert sind – das ist die Metaphern – bereiten Genuß und rufen eine *representatio imaginativa* hervor.“³²

In dieser Stelle stellt Ibn Rušd die Metaphern an die Seite der Enthymemata und Paradeigmata, die – wie auch er selbst in einem anderen Werk klar gesagt hat³³ – Mittel der Überzeugung sind. Hier wurden also die Metaphern nicht als bloße Stilmittel behandelt.

Ibn Rušd würde aber dieser Feststellung nicht zustimmen. Er dachte wahrscheinlich, daß nicht er, sondern Aristoteles die Ansicht begründete, die besagt, daß Metaphern, Enthymemata und Paradeigmata Bestandteile einer logischen Beweistheorie sind. Diese Behauptung kann durch den Text der von al-Fârâbî gemachten Abkürzung der Aristotelischen Poetik unterstützt werden.

Al-Fârâbî sagt über die Nachahmung: „Ein zusammengesetzter Ausdruck, der das Ding nachahmt, versucht seine imaginative Darstellung (تخييل) zu geben, entweder es selbst, oder es in einem anderen Ding darzustellen. Es gibt also zwei Arten der Nachahmungen: die eine ist die imaginative Repräsentation (تخييل) des Dinges, die andere ist die Darstellung der Existenz des Dinges in einem anderen Ding. Das ist ebenso auch im Falle der wissenschaftlichen Aussagen. Die eine gibt das Ding selbst bekannt, wie z. B. die Definition. Die andere gibt die Existenz des Dinges in einem anderen Ding bekannt, wie z. B. der Beweis. Die imaginative Darstellung (تخييل) nimmt hier (in dieser Tekhne) den Platz der Wissenschaft in dem Beweis ein, usw.“³⁴

Die in der Anführung erwähnte einfache Nachahmung oder imaginative Darstellung, die der Definition ähnlich ist, ist die Darstellung der Begriffe durch Meta-

zustandegebracht“, weil man „die Methoden der Rhetorik früher kennt, als diejenige der Dialektik“, 25: sie ist „die gemeinsame Methode für Alle“.

³¹ Ibn Rušd: Talkhîs al-Khitâbat, 264.

³² a. a. O. 292.

³³ Ch. E. BUTTERWORTH: Averroes' Three Short Commentaries on Aristotle's "Topics", "Rhetoric", and "Poetics"; Albany, 1977, 63–73, 169–187.

³⁴ Ibn Rušd: Talkhîs Kitâb Aristatalis fi'l-šî'r wa ma'ahu dsawami' al-šî'r li-l-Fârâbî; ed: MOHAMMAD SALIM SALEH, Cairo 1971, 174.

phern. Auch Ibn Rušd knüpfte die imaginative Darstellung an die Metaphern an. Die andere Art der Nachahmung, die eine Beziehung zwischen den Dingen feststellt, geschieht durch die anderen rhetorischen Beweismethoden.

Die Parallelität der logischen und der rhetorischen Methodologie, die sich aus den Worten des Aristoteles herauschälen läßt, ist also eine anerkannte und durch die Autorität des Aristoteles sanktionierte Ansicht.

Was für eine Rolle spielt die logische und die parallele rhetorische Methodologie in den Wissenschaften? Die Antwort auf diese Frage finden wir in den Werken al-Fârâbîs und Ibn Sînâs.

Al-Fârâbî schreibt in seinem *Buch der Religion*,³⁵ daß die Religion (مِلَّة) aus zwei Teilen besteht. Der eine ist die Bestimmung der Ansichten (تحديد الآراء) und der andere ist die Vorschrift der Taten (تقدير الأفعال).³⁶

In den Anmerkungen zu den kanonisierten spätneuplatonischen Definitionen der Philosophie betont Ammonios die doppelte Natur der Philosophie: sie ist Theorie und Praxis. Sie ist ὁμοίως θεῷ, weil Gott alles kennt (Theorie) und erhält (Praxis). Sie ist τέχνη τεχνῶν καὶ ἐπιστήμη ἐπιστήμων, wobei sich die τέχνη auf die Praxis, ἐπιστήμη auf die Theorie bezieht.³⁷ Diese kanonisierten Definitionen der Philosophie waren den Philosophen der islamischen Länder geläufig, wie es von Ch. Hein gezeigt wurde.³⁸

Al-Fârâbî, der die zitierten Definitionen kannte, unterrichtete also bewußt die Lehre der strukturellen Identität der Philosophie und der Religion. In seinem *Buch der Religion* schreibt er wie folgt: „Die treffliche Religion ist der Philosophie ähnlich: es gibt eine theoretische und eine praktische Philosophie ..., und so ist es auch mit der Religion.“³⁹

Philosophie und Religion, philosophische und rhetorische Methodologie sind einander ähnlich geartet. All das läßt uns daran denken, daß die rhetorische Methodologie an die Religion anzuknüpfen ist. Dieser Gedanke kann durch griechische und arabische Textstellen unterstützt werden.

Die erste Stelle ist im *Kitâb al-Hurûf* des al-Fârâbî zu finden. Im zweiten Buch dieses Werkes schildert al-Fârâbî die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Denkens. Seiner Meinung nach arbeiteten die Leute am Anfang mit rhetorischen, dialektischen und sophistischen Methoden, bis Aristoteles kam, der die mathematischen, wissenschaftlichen Beweismethoden einführte. Die strengen wissenschaftlichen Methoden waren aber den großen Massen nicht zugänglich. Nur wenige Leute sind imstande, diese Art der Wissenschaften zu verstehen, gegenüber den anderen vielen, die nur die andere Art der Wissenschaften aneignen konnten, die die dialektischen, rhetorischen und poetischen Methoden anwenden.⁴⁰

³⁵ Abu Nasr al-Farabi: *Kitab al-Millat*; ed. MUHSIN MAHDI, Beirut, 1968.

³⁶ a. a. O. 46.

³⁷ Ammonios: *In Porphyrii Isagogen sive V Voces*; ed. A. BUSSE, in: CAG V/3, Berolini, 1891, 2/21–6/25.

³⁸ CH. HEIN: *Definition und Einteilung der Philosophie. Von der spätantiken Einleitungsliteratur zur arabischen Enzyklopädie*; Frankfurt a. M.–Bern–New York, 1985.

³⁹ a. a. O. 46–47.

⁴⁰ Abu Nasr al-Fârâbî: *Kitâb al-Hurûf*; ed. MUHSIN MAHDI, Beirut, 1970, 150–152.

Es sind die rhetorischen und poetischen Methoden, die in der Erziehung der Massen angewandt werden, wenn man ihnen diejenige Kenntnisse beibringen will, die in bezug auf die theoretischen und praktischen Dinge durch strenge Beweismethoden festgelegt wurden.⁴¹

In seinem Kommentar zur Rhetorik geht al-Fârâbî weiter. Hier schildert er die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Denkens so wie in der eben zitierten anderen Stelle, am Ende des Gedankenganges fügt er aber hinzu, daß man die rhetorischen Methoden bei den allen Wissensgebieten gemeinsamen Problemen anwenden kann, wenn man die Massen oder diejenigen Leute, die in den gegebenen Wissenschaften nicht als Fachleute gelten, in den theoretischen Fragen unterrichten will.⁴²

Wenn wir die Ursache suchen, warum die rhetorische und poetische Methodologie für den Unterricht der Massen in allen Wissensgebieten geeignet ist, finden wir die Antwort in der Ansicht al-Fârâbîs, die besagt, daß die Leute die „theoretischen Intelligibilia“ (المعقولات النظرية) nicht verstehen. Wer die Massen (الجمهور) führen will, muß imstande sein, die Wahrheit in *repräsentativen Darstellungen* (تخييل) oder Probleme mit *überzeugenden Methoden* (طرق الاقناع) vorzutragen. Wenn ein Gesetzgeber die theoretischen und praktischen Wahrheiten der Philosophie auf diese Weise vorgetragen hat, ist die Religion entstanden.⁴³

Takhjil ist ein Terminus, der mit der Poetik, *iqnâ'* ein Terminus, der mit der Rhetorik verbunden ist. Die Religion ist also nichts anderes als, mit rhetorischen und poetischen Methoden vorgetragene Philosophie. Wenn dem so ist, dann versteht man, warum al-Fârâbî im *Buch der Religion* behauptet, daß die theoretischen Ansichten der Religion in der theoretischen Philosophie bewiesen werden. In der Religion werden diese Wahrheiten ohne Beweise vorgetragen.⁴⁴ Ähnlich ist das Verhältnis zwischen den praktischen Teilen der Religion und der Philosophie geartet.⁴⁵

Al-Fârâbî sagt, daß die Rhetorik zu den Tekhnai gehört, die Meinungen produzieren. Die *differentia specifica* der Rhetorik ist, daß sie Meinungen in allen Wissensgebieten produziert.⁴⁶ Meinung (δόξα) und Religion stehen also dem Wissen gegenüber.

Die jetzt in den arabischen Quellen nachgewiesenen Gedanken galten nicht als neu. Die zwei wichtigen Elemente der Theorie werde ich mit zwei Zitaten veranschaulichen.

Galenos sagt in seinem arabisch erhaltenen Platon-Kompendium, daß die Massen nicht geeignet sind, die Beweise zu verstehen. Diese Leute brauchen Symbole, die sie von den Propheten bekommen.⁴⁷

⁴¹ a. a. O. Seite 152, Zeilen 4–6.

⁴² Abu Nasr al-Fârâbî: *Kitâb fi 'l-mantiq*, al-Khitâbat, ed. MOHAMMAD SALIM SALEM, 23. Derselbe Text: J. LANGHADE–M. GRIGNASCHI: a. a. O: 56 und 57.

⁴³ a. a. O. 156, 8–16 Zeilen.

⁴⁴ a. a. O: Seite 47, Zeilen 6–7.

⁴⁵ a. a. O. 47/10–14.

⁴⁶ a. a. O. MOHAMMAD SALIM SALEM 23–25, LANGHADE-GRIGNASCHI: 56–59.

⁴⁷ Plato Arabus I: Galeni Compendium Timaei Platonis; ed. P. KRAUS–R. WALZER, London 1951, 37 und 99–100: Ferner: The Muntakhab Siwan al-Hikmat of Abu Sulaiman as-Sijistani; ed. D. M. DUNLOP, 11–12. Weitere Stellen wurden von D. GUTAS: *Avicenna and the Aristotelian Tradition*, E. J. Brill, 1988; 300 zitiert.

Die Idee der Religion als symbolische, überzeugende Darstellung der wissenschaftlichen, aber für das Gemeinvolk nicht verständlichen Wahrheit ist also in einem arabisch erhaltenen Werk Galens vorhanden.

Simplicios schreibt in seinem *De anima*-Kommentar, daß die Meinung (δόξα) dem praktischen und theoretischen Wissen entspricht und der Unterschied zwischen dem Wissen und Meinung darin besteht, daß der wissende Mensch auch die Ursachen kennt, während der meinende Mensch die Ursachen nicht kennt.⁴⁸ Diese Worte erklären uns, wie sich al-Fârâbî in seinem *Buch der Religion* die Beziehungen zwischen der praktischen und theoretischen Wissenschaft auf der einen Seite und Religion auf der anderen Seite vorstellte. (Siehe Anm. 36–40.) Die Leute, die die Beweise nicht verstehen, kennen die Ursachen nicht, die durch den Mittelbegriff der Syllogismen angegeben werden.

Nachdem wir all diese griechischen und arabischen Ansichten kennengelernt haben, ist es verständlich, daß auch Ibn Sînâ die Idee der Anwendung der rhetorischen Methoden kannte. Auch er hielt es für möglich, dieselbe Wahrheit entweder symbolisch-religiös oder wissenschaftlich-beweisend vorzutragen.⁴⁹ Die rhetorische Vortragsweise war für ihn keine theoretische Möglichkeit: er versuchte seine Gedanken auch in symbolischen Traktaten wie *Hajj ibn Jaqzân*, *Risâlat al-Ṭajr*, *Salmân wa Absâl*, darzulegen.

Diese Tradition fortsetzend schrieb Ibn Rušd seinen berühmten Traktat, der im Mittelalter als die Quelle der bekannten Theorie der *veritas duplex* galt. In diesem Traktat wiederholt Ibn Rušd bereits Wohlbekanntes: Die schwer zugänglichen Dinge (die *intelligibilia*) können nur durch Beweise erkannt werden. Allah versuchte seinen Dienern, die die Beweise nicht verstehen, diese (theoretischen) Wahrheiten durch Paradeigmata und Gleichnisse bekannt zu machen. Die Paradeigmata können den Leuten mit Hilfe der jedermann verständlichen Argumente, das ist durch dialektische und rhetorische Beweise, eingebracht werden.⁵⁰

Später, als Ibn Rušd die drei Grundtypen von Menschen beschreibt, sagt er, daß die große Mehrheit (الجمهور الغالب) der Menschen „rhetorisch“ eingestellt sind (خطابيون).⁵¹

Sehen wir jetzt in diesem Licht die Konklusionen des Traktats! Ibn Rušd gibt am Ende des Traktats die Zusammenfassung seiner Untersuchungen wie folgt:

Die religiösen Aussagen können auf folgende Weise charakterisiert werden: 1, Sie sind für alle Leute die überzeugendsten (اتم اقتناء). 2, Diejenigen, die die Methode des wissenschaftlichen Beweises kennen, sind imstande, den religiösen Aussagen eine allegorische Interpretation zu geben. 3, Die Anhaltspunkte für eine allegorische Interpretation sind in diesen Aussagen zu finden.⁵²

⁴⁸ Simplicii in Libros Aristotelis de Anima, Commentaria, ed. M. HAYDUCK, Berolini, 1882, 207: ἡ μὲν οὖν φρόνησις πρακτικὴ ἐστὶ μετ' αἰτίας γνώσις, θεωρητικὴ δὲ ἡ ἐπιστήμη, ἐπαμφοτερίζει δὲ ἡ ἀληθὴς δόξα, τῆς αἰτίας ἐκατέρωθι ἀμοιροῦσα...

⁴⁹ D. GUTAS: Avicenna, and the Aristotelian Tradition, 299–307.

⁵⁰ Ibn Rušd: Fasl al-Maqâl; ed. ALBERT NADER, Beirut, 1968, 45.

⁵¹ a. a. O. 52.

⁵² a. a. O. 75.

Die jetzt zitierten drei Thesen stellen die Religion als allegorische Darlegung der philosophischen Wahrheiten dar. Der Zweck der religiösen Aussagen ist das Überzeugen der Massen, der oben erwähnten „überwiegende Mehrheit“ (الجمهور الغالب) der Menschen. Dieser Zweck fällt mit dem von Plato und Aristoteles angegebenen Zweck der Rhetorik zusammen.

Oben bei al-Fārābī haben wir gesehen, daß die die Massen (الجمهور) überzeugende (مقنع) allegorische Methode nicht Wissen, sondern Meinungen (δόξα, ظن) produziert. Die Meinungen (in diesem Fall die religiösen Wahrheiten) fallen mit den wissenschaftlichen Wahrheiten zusammen, wie es aus der Theorie von Aristoteles und Simplikios folgt.

Die Konsequenz dieser Lehre kann mit den oben zitierten Worten Galens veranschaulicht werden. Galen sagt in seinem Kommentar zu den *Nomoi*, daß die Massen, die die Beweise nicht verstehen, die Wahrheit mit Hilfe der Symbole auffassen können. So haben demzufolge z. B. die Christen, die die Vorschriften ihrer Religion annehmen, eine wirklich philosophische Lebensweise.⁵³

Aufgrund der angeführten Textstellen und den hier vorgetragenen Erwägungen müssen wir zur folgenden Schlußfolgerung kommen:

Die Lehre der *veritas duplex* ist eine natürliche Folge der aristotelischen Theorie der Rhetorik. Nach Aristoteles waren die Elemente dieser Lehre in den Gedanken der griechisch und arabisch schreibenden Philosophen anwesend. Der Traktat des Ibn Rušd ist eine für Ibn Rušd charakteristische Bearbeitung der diesbezüglichen Anschauungen, die später durch Übersetzung auch in Europa bekannt wurden.

Pázmány Péter Katholische Universität
Philosophische Fakultät
H-2087 Piliscsaba, Egyetem u. 1

⁵³ KRAUS-WATZER: Plato Arabus, 37, 99–100. Die hier geschilderte „philosophische Lebensweise“ ist diejenige typisch spätantike „philosophische Lebensweise“, die auch in der Auseinandersetzung der zwei Razis das Thema ist: *Kitab ad-sirat al falsafija*; in: Abi Bakr Mohammadi filii Zachariae Raghensis Opera Philosophica, ed. P. KRAUS, Cahirae., 1939, 97–111.

BÉLA NÉMETH

THE QUESTION OF ARRANGEMENT IN VIRGIL'S *CATALEPTON* AND *CATULLI VERONENSIS LIBER*

Some ninety years ago, the Hungarian Géza Némethy wrote a Latin commentary on the Virgilian *Catalepton*,¹ a study largely ignored by his compatriots.² The booklet, offering a comprehensive overview of Catullan reminiscences in Virgil's poetry, is most interesting and instructive, and clearly shows that the poetry of the young Virgil is most definitely worth considering in debates on other issues. Far be it from me to say that I intend to solve all the enigmas surrounding the Appendix Vergiliana,³ even though this is a task meriting many studies, as is the problem of poems arranged into books. It seems to me that the poems of the *Catalepton* are poems arranged into a book according to certain regularities.⁴ I shall here first analyze the Book of the Andesian Vergilius⁵ and shall subsequently return to Catullus and the *Catalepton*.

The *Catalepton* contains a certain number of twin poems (i.e. synchronically born complementary pairs) as demonstrated by the titles, themes and metres. The creation of such poetry was raised into Greek high poetry from oral poetry by Theocritus⁶ and into Latin high poetry by Catullus and Calvus⁷ as indicated in the Vergilian *Bucolics*.⁸

¹ P. Vergilii Maronis *Catalepton*. Budapestini MCMXI 31 pp.

² For example L. HAVAS in *Világirodalmi Lexikon* s.v. *Catalepton* I p. 105

³ For a methodological approach, see R. E. H. WESTENDORP BOERMA: *Ou an est aujourd'hui l'énigme de l'appendix Vergiliana?* (*Vergiliana*, 1971, pp. 386–421.)

⁴ See for example, the presence of a *sphragis* c. 15. The regularities are emphasized by RICHMOND, *Mnemosyne* 1975.

⁵ I know it very well that the first 'genuine' Virgilian collection is the Book of Eclogues.

⁶ The latest words about it I heard on 27th April 1992 at a meeting on poetical models *Modelli testuali e prassi poetica: Grecia ellenistica e Roma* from Prof. R. PRETAGOSTINI (Urbino) *Tracce di poesia orale in Teocrito*.

⁷ Cf. I. K. HORVÁTH: *Catulle et la tradition populaire italique*. *Acta Antiqua Academiae Scientiarum Hungaricae* 5 (1957) 169 ff.

⁸ See the singing concourses in the 3rd and 7th Eclogues or the construction c.1–c.9; c.2–c.8; c.3–c.7; c.4–c.6; c.5–c.10. For this see MAURY: *Lettres d'Humanité* 3 (1944) 71 ff. de SAINT-DENIS: *Inform. Litt.* 6 (1954), BROWN: *Coll. Latomus* 63. and others.

Let us begin in the very middle of the book, with c. 10, *Sabinus ille quem videtis hospites*, a brilliant paraphrase of Catullus' c. 4.⁹ The piece seems to be authentic for the following reasons. Although an *imitatio* of Catullus, it offers a uniquely different picture of the young Virgil. An assumed fraud could easily assemble from the information in the *Vitae Vergilianae* or from other sources, such as Horace, Ovid and others, something else. Though often misunderstood in its intention, it is convincing enough, owing to its poetical wit and dynamism, to many scholars who have admired it as a masterpiece, rather than as an effort at writing poetry with the purpose of publishing it under Virgil's name. In my view, the poem is a parody of a politician rising to higher and higher positions through his shameless use of illegal treaties, pacts, compromises and the like.¹⁰ A well-known parallel is Horace's 4th Epode with the *tribunus militum* and the *bis trium ulnarum toga*. The main motif is that this kind of ambition is in stark contrast to Epicurean sobriety and the abandonment of political activity aimed at gaining power and authority over others. The twin poems in Catullus are c. 4 and 31, reflecting on the sunny side of Bithynian travel and summing it up in a true Epicurean light. It is delightful to sail the seas with the proud feeling of Antigone's famous stasimon.¹¹ It is good to return home and bid farewell to all sorrow.¹² The young Virgil accepts the metres, pure iambics in c. 10, and Hipponactean in the second half of the twin poem, also known as c. 5, *Ite hinc inanes*. C. 10 is conceived in the mood of other Catullian iambics, the anti-Caesarean invectives while the sailing is transferred to c. 5 in which the arrival by ship to the *magni docta dicta Sironis*¹³ is not considered absolutely necessary. The elements suggesting a twin composition are the name of Sabinus and the epitheton ornans of the philosopher *magnus*. This is to imply that the wise man who abandons rhetorics, politics and so on¹⁴ is the true follower of Alexandros *ho megas*, rather than the *muliones*.¹⁵ It must be frankly admitted that c. 8, *Villula quae Sironis eras*, cannot be regarded as the counterpart c. 5. I shall return to this problem after demonstrating the existence of other twin compositions. There are two pieces with the name Noctuinus, c. 6 and 12, which form a twin composition, linked by *putidum caput*, *gener socerque*, and depicting a scandalous family with low, rather than high morals, even though the Atilius of c. 12 is a member of the aristocracy.¹⁶ The author of c. 13 has mastered the Archilochean mode of thinking,¹⁷ and has added an Epode in Horace's style. I do not agree with Némethy in that this should be regarded as a composition by the great Venusian,¹⁸ even though it certainly does contain reminis-

⁹ To the debate over the questions see WESTENDORP BOERMA: o.c.

¹⁰ Otherwise K.SZABÓ: A fiatal Vergilius Catullus-paródiája. *Antik Tanulmányok* 12 (1965) 252 ff. V. 335 ff.

¹² peregrino labore fessi venimus Larem ad nostrum.

¹³ For the expression see M. GIGANTE: *StudIt* 1990.

¹⁴ See the Latin proverb, *multi mutuum scabunt Otto*.

¹⁵ See Catullus, c. 11, *Caesaris visens monimenta magni*.

¹⁶ See for example the legendary Atilius Regulus, it is otherwise a serious argument against the alleged antivergilian falsificative tendencies, it is later the aulic Martial calling the former aristocratic families names.

¹⁷ Though it was clear enough before, it is much clearer after the Cologne poem.

¹⁸ See NÉMETHY: o. c. p. 149.

cences of his poetry which were probably known to Virgil later. Two pieces, c. 4 and c. 11 form another twin composition, linked by Octavius in c. 11 and Musa in c. 4. The historical motif, *Romanam flebimus historiam*¹⁹ in c. 11 and Clio in c. 4 are both in distichs. The contrast with a self-styled historian is taken from Catullus' praise of Cornelius in his c. 1.²⁰ Similarly to Catullus' twin poems to his two friends, Veranius and Fabullus (c. 9 and c. 13), we find a Vergilian pair of friends, Tucca and Varius, in c. 1 and c. 7. A 'philosophical' and a 'grammatical' problem reveal the free language of the *nugae*.

Let us now sum up this interpretation. C. 1 can be paired with c. 7, c. 4 with c. 11, c. 5 with c. 10, c. 6 with c. 12. Of the remaining *carmina*, c. 16 and the sphragis, c. 15, mentioning the Bucolics, the Georgics and the Aeneid can hardly be attributed to Virgil, and the same may be said of c. 14, with its reminiscences of Horace and the mature Virgil (with a hint of Ovid here and there). C. 13, as noted above, is an epode in the Horacean style which can hardly be attributed to Virgil. C. 9, written after Valerius Messala's *triumphus*, is definitely later than Virgil's early years. C. 3, also displaying reminiscences of Horace's Odes,²¹ can hardly have been written by the young Virgil.

Two poems remain, c. 2 and 8. Quintilian claimed that the former was written by Virgil,²² and later analyses have proven him right, for it is a poem that was contemporaneous with the murder committed by Anniius Cimber²³ and portrays a family of the Roman plebeian aristocracy²⁴ which, although boasting an exquisite culture, was nonetheless morally baser than the others, a trait we can observe in the Nocturnus twins. It is therefore reasonable to say that although c. 8 has Siro's *villula* as its theme, is the twin composition to the poet's *pietas* to his own family. C. 8 can also be attributed to the young Virgil since it is imitated by Horace in his satires.²⁵

We thus have exactly ten poems²⁶ forming twin compositions, i.e. five pairs of twin poems. These are arranged into a book, but not as regularly as Virgil arranged his later Bucolics. The chronology is inverse in the case of c. 6 and c. 12 since the marriage motif must have preceded the *puella rus abibit* motif. C. 1 is separated from c. 7 by four pieces, c. 2 from c. 8 by four pieces, c. 4 from c. 11 by five pieces, c. 5 from c. 10 by three pieces, and c. 6 from c. 12 by four pieces.

¹⁹ A detail imitated by the Qasr Ibrim Gallus elegy: *cum tu/ maxima Romanae pars eris historiae*.

²⁰ Otherwise L. HAVAS: in his paper published in *Reflets d'Humanisme*, a work I could have seen only for a while, but I mean it is worth reading once again.

²¹ Cf. v. 5 *hic grave servitium, tibi iam, tibi Roma ferebat* which is a clear, but badly formed imitation of the Cleopatra-ode.

²² Inst. Or. VIII 3,28 NÉMETHY: o.c. 12 ff.

²³ Cf. a. 43 Cic. Phil. XI 6,14 Germanum Cimber occidit.

²⁴ Remember that Anniius Cimber was a member of the Antonius' party of citizens.

²⁵ Sat. I 6, 71, *causa fuit pater his, qui macro pauper agello*. I have mentioned my interpretation to BORZSÁK, who is among others also a commentator of the *Sermones*, and who did not deny my statement.

²⁶ That is to say not 12 as others do.

My reader may at this point expect me to declare that this system was set up by Virgil himself and that *tant pis pour lui* anyone who is unable to see this.²⁷ But in spite of my name,²⁸ I abhor rigid principles, no matter what country they come from. I am quite certain that the *corpus* was edited by Tucca and Varius²⁹ who discovered the twin poems in the bequest of the great poet and who edited them in the traditional way, by arranging the halves according to a greater break. Their choice to publish exactly ten pieces or five pairs of twin poems can be seen as an analogy taken from Virgil's *Bucolica*. It is, at the same time, also an instructive example of how twin poems can create a *fata morgana* of the author's alleged intention in an inauthentic edition.

It would be most delightful to spend more time in the world of the young Virgil, who began his career in the company of Asinius Pollio, Varius, Helvius Cinna³⁰ and others who followed the great poet of Verona. Let us now turn to Catullus and the Catullan corpus. I know that one of the easiest ways of writing a paper is to choose an opponent whose views differ from your own, who is not particularly able methodologically and to then demonstrate the absurdity of his or her views.³¹ I am not particularly fond of this method; I myself have criticized Stoessel's biographical approach in which every Catullan word is assigned a date and a place,³² even though he is a renowned expert, a professor in Graz and most certainly not a methodologically-handicapped person.

Still, I would like to demonstrate the consequences of 'elucidating' the secrets underlying the composition of the *Catulli Veronensis Liber*. Before citing the American example, I have to confess that although I dislike this type of sophistication, I do realize the advantages of applying this method. The student or scholar is required to read a little Latin, to find the words and the 'themes' for the new, 'perfect' system. I shall in the following present the main idea of this system, but without naming the perpetrator or the follower who takes it all seriously. Catullus is said to have combined the polymetra of five cycles in which there are mutual correspondences. C. 61 is simply ignored, as is the galliambic c. 63. We are asked to accept as a fact that there are unmatched poems, such as c. 17, and also to believe that – despite the metre or the names – there are no connections whatsoever between the cycles. The mutual correspondences are based on the following solid facts. C. 1 is linked to c. 14 because both mention new books. It seems unimportant that a later poem, c. 50, is about the composition and sending of poems to the recipient of c. 14. The two *passer* poems are linked, but c. 2b is linked to c. 2 in a most unacceptable way – no birds appear in the three verses. The grammar does not allow an irreal optative *tristis animi levare curas possem* to be followed by an indicative *tam gratum est mihi*.³³ But let

²⁷ Without mentioning the name of the great scholar who terrifies posterity, I cite here rather the teacher of my teacher, i.e. TH. ZIELINSKI.

²⁸ In Hungarian *német* means "German".

²⁹ See the *Vitae Vergilianae* (Donatus, Servius).

³⁰ See the *Bucolics* IV. VIII.

³¹ You can see this exactly concerning our theme in the new total Catullus interpretation.

³² Antik Tanulmányok, ACD 20 (1975).

³³ For this see for example the commentary of FORDYCE ad loc.

us not be bothered by this short fragment;³⁴ let us rather see how this pair is linked to the rest of the first 'cycle'. They are said to be the counterparts to the c. 12, 'lack of *urbanitas*' and c. 13, '*urbanitas*' pair. We are told that the Fabullus poem has nothing to do with the Veranius poem or the Fabullus-Veranius cycle; still, we may ask, what on earth is the connection between the *passer* poems and the *urbanitas* problem? Then comes c. 4 with its travel motif – and it does indeed contain something of this sort – and the travels with the companions: c. 9 with Veranius and c. 11 with Furius and Aurelius, then although it is not entirely clear why, c. 10, mentioning Bithynia, and c. 46, the farewell to Nicaea. The kiss-poems, c. 5 and 7, are allowed to remain together, while c. 6, the Flavius poem, is linked to c. 10 not because of the *scortum* motif – the single link between the two – but for deeper and more human reasons. Following these positive examples, we are told that c. 8 can be associated with the kiss-poems simply because it laments over the end to the kisses. Similarly, I can mention no more sparrow, or travels or *scorta*, if we search for motifs not mentioned in the piece. *Hactenus potui!* I believe this is enough.

Does this mean that there are no regularities in the book? Or does it mean that all efforts to demonstrate pairs³⁵ or cycles³⁶ have been in vain? I would here like to emphasize again that these regularities are the regularities of Catullan poetry, and not of how the poems were arranged in the book.

I shall seize this opportunity to summarize my views on twin compositions in the Catullan corpus.³⁷ Not long ago I was told by a Hungarian scholar that I was mistaken in my search for pairs because Catullus also composed single poems.³⁸ I fully agree with him concerning the second part of his sentence, but it is a fact that other outstanding scholars³⁹ have also shown that there are also synchron-born complementary pairs. I am hardly mistaken if I search for this type of composition in the corpus; and even if my actual suggestions miss the truth, they are certainly not intended to mislead. It must also be noted here that this type of composition is relatively old in the Catullan poetical practice since the kiss-poems predate c. 16,⁴⁰ and exists in the last datable pieces (see c. 11⁴¹ and c. 51). Let me now review the certainties and possibilities. C. 1 addresses Cornelius and c. 102 may perhaps be regarded as its pair.⁴² Cornelius is also mentioned in an elegy,⁴³ but this belongs to

³⁴ It is perhaps interesting to mention that there is a Hungarian effort to show these lines as a perfect poem, Miss I. TAR: Catullus 2A – fragmentum? Acta Antiqua et Archaeologica Suppl. II (Szeged 1979) 5 ff, with a summary in German.

³⁵ Among the good papers I see to be most important the interpretation of CAIRNS to the kiss-poems *Mnemosyne* 26, 15 ff.

³⁶ See for example L. TROMARAS: Catullinterpretationen, Die Aurelius-, Furius- und Juventius-Gedichte Diss. Würzburg 1983.

³⁷ For my earlier efforts, see the Bibliography in HOLOKA 1985 (12 titles), and the numbers of our Acta Classica Univ. Scient. Debr.

³⁸ It happened at the Meeting of the Hungarian Association of Ancient Studies.

³⁹ For the pair c. 11–c. 51 it was G. NÉMETHY I mentioned before.

⁴⁰ Cf. *quod milia multa basiorum legistis*.

⁴¹ Cf. *ulti mosque Britannos*.

⁴² There is another pair where the names linking the pieces are the same, c. 55, Camerium – c. 58b Cameri. Of course for assuming this pair with an obscene motive in 102, you have to abandon the theory of a true *amicitia* between Cornelius Nepos and Catullus.

another pattern. C. 2 and c. 3 are genuine twin compositions, a fact recognized well before I began my research,⁴³ even though they are separated by fragment 2b which is part of neither. C. 4 forms a pair with c. 31, and c. 5 and c. 7, the kiss-poems, are clearly twin compositions.⁴⁵ C. 6 and c. 10 also form a pair owing to the poet's poetical power and self-irony.⁴⁶ C. 8 stands alone or can perhaps be paired off with c. 107,⁴⁷ while c. 9 (Veranius, Epicureism) is the twin composition to c. 13 (Fabullus, *amores*). (C. 10 – c. 6.) C. 11 forms a pair with c. 51; c. 12 seems to pair with c. 28 through the joint mentioning of Veranius and Fabullus. (C. 13 – c. 9.) C. 14 can be clearly paired with c. 50.⁴⁸ Fragment 14 is apparently related to the Furius-Aurelius-Juventius cycle, a larger compositional unit that is not made up of twin poems,⁴⁹ and which includes c. 15, c. 16, c. 21, c. 23, c. 24 and c. 26. C. 17 is the counterpart to c. 61. One can note the metre in a larger system which includes c. 34 and fragment 1.⁵⁰ C. 22 (Varus, humour) probably forms a pair with c. 30 (Alfenus,⁵¹ morality) and c. 25 (Thallus, *mollis*) with c. 33 (*fur, cineadus*), although the connection is rather loose. C. 27 stands alone.⁵² (One may, eventually, find an urban motif or something similar, although I fail to see any other similar poem.) (C. 28 – c. 12.) C. 29, a harsh invective against Caesar and Mamurra, forms a pair with c. 57. (C. 30 – c. 22; c. 31 – c. 4.) C. 32 stands alone, the Philodemus theme⁵³ being too general to allow an association with either c. 13 (resembling the Piso invitation) or the Epicurean pieces. (C. 33 – c. 25.) C. 34, *Dianae sumus in fide*, can be paired with fragment 1, *Hunc lucum tibi dedico consecroque Priape*. C. 35, Caecilius, forms a pair with c. 38, Cornificius,⁵⁴ while c. 36, *Annales Volusi*, can probably be linked to c. 42, *Adeste, hendecasyllabi, quot estis*. C. 37, *Salax taberna*, against Egnatius, clearly forms a twin composition with c. 39, *Egnatius, quod candidos habet dentes*. (C. 38 – c. 35.)⁵⁵ C. 40, Ravidus (Archilochus), forms a pair with c. 49, *Disertissime Romuli nepotum*.

Although I am obviously unable to present any documents from Catullus stating that he intended to compose these pieces together, I can demonstrate the common background to these twin compositions and shed light on how they would have been understood in their time.

As regards the interpretation of c. 49, it has rarely been mentioned recently that there was a scandal which shocked and, at the same time, beguiled the upper echelons of Roman society at the time when the Catullan poems were born. Young

⁴³ C. 67,35 In the indirect neighbourhood of Brixia Veronae mater amata meae.

⁴⁴ See the literature given in my paper ACD 9 (1973) 41 ff.

⁴⁵ See the literature to the poems.

⁴⁶ A detailed demonstration cannot be offered here.

⁴⁷ Cf. *fulsere vere candidi tibi soles, o lucem candidiore nota* see A. GHISELLI in: Studi di Francesco della Corte.

⁴⁸ See my paper in the BORZSÁK volume of our ACD 10–11 (1974–1975) 45 ff.

⁴⁹ See TROMARAS o.c.

⁵⁰ See J. LOOMIS: Studies in Catullan verse Leiden 1972 63 ff.

⁵¹ The name of Alfenus Varus is very plausible here, I may add the joke with 'etymology' Suffenus – Alfenus.

⁵² See the interpretation of Prof. CAIRNS: Mnemosyne 18 (1975) 24 ff.

⁵³ A.P. 11, 30.

⁵⁴ An analogy to Veranius – Fabullus, two younger poets becoming thoughts from Catullus.

⁵⁵ See my German paper read at the last Eirene congress in Budapest.

Caelius Rufus was accused of attempting to murder Clodia, Publius Clodius' sister.⁵⁶ As Caelius' defender, Marcus Tullius Cicero delivered a brilliant speech, not devoid of wit and irony, against the accusers. He refers to Clodia as Lesbius' wife – pardon me! – Clodius as her *vir* – *fratrem voluit dicere, hic semper errat*.

The most interesting part of Cicero's brilliant attack is the following passage (Cael. 13, 31 f.): *Res est omnis in hac causa, iudices, cum Clodia, muliere non solum nobili verum etiam nota; de qua ego nihil dicam nisi depellendi criminis causa. ... Sic ista muliere remota nec crimen ullum nec opes ad oppugnandum M. Caelium illis relinquuntur, quid est aliud quod nos patroni facere debeamus, nisi ut eos qui insectantur repellamus. Quod quidem facerem vehementius, nisi intercederent mihi inimicitiae cum istius mulieris viro – fratrem volui dicere; semper hic erro. Nunc agam modice nec longius progrediar quam me mea fides et causa ipsa coget: nec enim muliebres umquam inimicitias mihi gerendas putavi, praesertim cum ea quam omnes semper amicam omnium quam cuiuspiam inimicam putaverunt.*

Let us now turn to c. 40, a lesser-known poem, an invective. I have already offered an interpretation of this poem elsewhere.⁵⁷ We know that this poem reveals a strong link between Catullus and Archilochus,⁵⁸ although most scholars have failed to link this Archilochism to the Cicero passage quoted above.

Let me quote one verse from c. 40: *Qualubet esse notus optas? Eris*. This is clearly an allusion to Ciceronian wit: *non solum nobilis, sed etiam nota*. Conclusive proof, however, comes from Cicero: *Quam omnes semper amicam omnium ... putaverunt*. It is Cicero who first alludes to the great iambograph in the above-quoted passage. The phrase *amica omnium* is the translation of an Archilochian distich preserved by Athenaeus and naming a woman, Pasiphile (Arch. 15)⁵⁹ where the obscene metaphor leaves no doubt as to his intentions. It is Cicero, then, who deviously invokes a *deus* – the heroized Archilochus – to make a *rixa*; the consequences can be seen in Catullus' twin poems. A genuine poet can indeed make good use of the Archilochian weapons. The association between the poems reveals the complementary feature. Marcus Tullius in c. 49, *notus* in c. 40, *omnium patronus* in c. 49, *advocatus* in c. 49, *pessimus omnium poeta* in c. 49, *pervenias in ora vulgi* (a play on Ennius' *ora virum*) in c. 40; *omnium, omnium, omnium* in c. 49, *amare* in c. 40. The motive behind dealing with Cicero's imitation of Archilochus is certainly not a personal one – Catullus, Calvus and their friends called for perfection in even the smallest detail. Cicero, the author of bad poems, is hardly qualified to allude to the renowned Greek iambograph.

Let us now return to our list. C. 41, Aemeana is pair to c. 43, *Salve nec minimo*, cf. *decotoris amica Formiani*. (C. 42 – c. 36; c. 43 – c. 41.) C. 44, *O funde noster*, can probably be linked to c. 45, *Acmen Septimius suos amores*, although this is far from certain.⁶⁰ C. 46, *Iam ver egeidos*, stands alone. C. 47 can be assigned to the

⁵⁶ See Quinns commentary, the date is 56 B.C.

⁵⁷ Zeitschrift der Universität Rostock 23 (1974) 237 ff, cp. also the bibliography of HOLOKA.

⁵⁸ See KROLL ad locum.

⁵⁹ Sykéé petraíé ...

⁶⁰ Cf. sternuit, frequens tussis

Veranius-Fabullus cycle. (C. 48 can be assigned to the Furius-Aurelius-Juventius cycle, c. 49 can be paired with c. 40, c. 50 with c. 14 and c. 51 with c. 11.) C. 52 and c. 53 are the Vatinius poems. They are not separated because the latter follows the former with a new metre. The purpose of c. 54, *Otonis caput oppido est pusillum*, a fragment, is uncertain – it was perhaps intended as part of the Caesar-Mamurra cycle. C. 55, Camerius, can be clearly paired with c. 58.⁶¹ C. 56 belongs to the Veranius-Fabullus cycle. (C. 57 – c. 29.) C. 58 (Caelius, Lesbia) is the pair to c. 77 (Rufus, *eripuisti*). (C. 58b – c. 55.) C. 59, *Bononiensis Rufa*, stands alone, but can probably be assigned to the Furius-Aurelius-Juventius cycle.⁶² C. 60, *Num te leaena*, stands alone. (C. 61 is related to c. 17.) C. 62 is a good example of the non-separable bucolic twin poems, and may be considered the counterpart of c. 63, the Attis poem,⁶³ written in galliambics. C. 64 is an example of objective erotic poetry, the twin composition being reflected in the two love stories: the one of Peleus and Thetis, the other of Theseus and Ariadne. This poem nonetheless stands alone. From this point, the book contains two additional genres: elegies and epigrams. C. 65 and c. 67 are twin compositions addressed to Ortalus in a manner resembling the polymetra against Cornelius Nepos, Cicero and Caesar. Allow me to point out the nature of the relation between Hortensius Hortalus and Catullus. It is my conviction that the metaphor with the young *sponsa* can hardly be independent of the Hortensius' well-known marriage.⁶⁴ In Catullus' view piety and chastity cannot be reconciled with the moral ruination of the enemy.⁶⁵ This pair can be assigned to the sub-genre of the subjective elegy,⁶⁶ while the other pair, c. 66 and 67, is written in language of the objective Alexandrine elegy, contrasted with a parody. One unusual twin composition is c. 68 in which the parts are not separated. Of the short elegies, c. 96 and c. 101 are closely related.⁶⁷ We can distinguish two Aufillena epigrams, c. 110 and c. 111, as well as a Lesbia cycle, a Gellius cycle and a number of 'single' epigrams.

Let us now see what became of this rather regularly composed poetry in the book. Fragment 1 has been dismissed, even though it is closely related to c. 17, c. 61 and c. 34. Even fragments are occasionally inserted between the disposed poems. In some cases, when it was not possible to separate successive poems because the metre remained the same, the poem pairs were not separated. The separation of the composition into halves shows a disregard for chronology. Instead of referring to the well-known problem of c. 11 and c. 51, suffice it here to mention the Ameana poems. Irrespective of the name of the *decoctor Formianus*' girlfriend, it is clear that the apostrophe *Salve ...* precedes the negotiations concerning the payment of the *decem*

⁶¹ See my paper in ACD 14 (1978) 37 ff.

⁶² See my paper in ACD 20 (1984) 43 ff. (esp. 45 f.)

⁶³ In this case there is hardly a twin composition, the pieces are too long for it.

⁶⁴ Der Kleine Pauly, s.v. Hortensius 1230

⁶⁵ *Cum se cogitat esse pium, nec sanctam violasse fidem...*

⁶⁶ The theme for debate between NÉMETHY and JACOBY in the old times, but German handbooks ignore even NÉMETHY's *Catalepton* commentary. Why?

⁶⁷ Elegy by Calvus and Catullus in its traditional dirge-form, see for Tibullus Horace' *nec miserrabiles decantes elegos*.

milia for something one became after becoming acquainted with somebody. Moreover, if one of the poems was written in distichs, it is thrown far away from the poem in polymetra, even though they form a pair. The third part of the book shows signs of a rush to finish the editing work, with the Gellius poems, the two Aufilena poems thrown in before the final invective against Gellius, followed by the two Mentula epigrams, none of which are separated. This arrangement rejects posing a *sphragis* at the end – this can hardly be the result of mechanical damage, seeing that the two pairs were not separated before.

We have seen that the authentic Vergilian Book of Eclogues was assembled by the poet himself, revealing the original relation between the twin compositions, and providing them with a new architecture, arranged around a *cardo*, the 5th Eclogue which was paired with the 10th.⁶⁸ When publishing the poems of the young Virgil, Tucca and Varius wanted to employ the same technique: they adhered to the principle of separating the poems, as well as to the number 5 as a numerical guide – however, they did not apply these principles consistently and neither could they find a poem with Virgil's own name in the bequest which they could have placed at the end as a *sphragis*. As a result, poems by more recent poets eventually wound up in this collection. Tucca and Varius performed their task mechanically: they mixed up the chronology of the Nocturnus twin poems – but even so, they did much better than the person who assembled the *Catulli Veronensis Liber*.

In sum, it is my conviction that the poetic themes which Catullus elaborated in twin poems, cycles and single poems show certain similarities and this allows the creation of combinations (even more so, since the losses in the Catullan heritage do not appear to be too heavy as shown by the many pairs).

Finally, I shall briefly review how this issue is addressed by scholars in Hungary and abroad.

The Russian Tronskiy⁶⁹ does not even mention this problem. In his study of classical literature,⁷⁰ Prof. Gasparov notes that c. 1 was probably the introduction to the poetic corpus. In her monograph, Poezy Gaya Valeriya Katulla, Moskva 1977, V. I. Stal completely neglects this issue. Falus, author of the standard Hungarian work on the history of ancient literature,⁷¹ is convinced of the Catullan authenticity of the arrangement. Loránt believes that the corpus was dedicated to Cornelius Nepos by Catullus himself.⁷² J. Gy. Szilágyi⁷³ and Devecseri,⁷⁴ the brilliant translator of Catullus' poems into Hungarian, follow Tronskiy. The late Horváth (I. K.), perhaps the best Hungarian expert on Catullus, believed that the book was in essence arranged by the poet himself (MTA Közleményei XVII p. 277). Adamik, the author of a Hungarian commentary on Catullus,⁷⁵ too believes that the poet can be credited with the

⁶⁸ See L. HAVAS, who this time well accepts the results of others.

⁶⁹ Leningrad 1952.

⁷⁰ Moskva 1983.

⁷¹ Budapest 1976.

⁷² In Világirodalmi Kisenciklopédia s.v.

⁷³ Világirodalmi Antológia Budapest 1952.

⁷⁴ The latest edition Budapest 1993.

⁷⁵ Second edition Budapest 1987.

arrangement. In his book on Latin literature,⁷⁶ Brozek mentions only a formally arranged book. Although K. Kumaniecki offers certain arguments against the authenticity of the arrangement in his *Literature of Rome, Ciceronian period*,⁷⁷ he nonetheless concludes that the arrangement can be attributed to Catullus.

In an entry written for the *Encyclopaedia of World Literature*,⁷⁸ I. Borzsák notes that the book reflects a post-Catullian, mechanical edition, a point I have tried to prove here through analogy and interpretation.⁷⁹

KLTE University
Dept. of Classical Philology
H-4010 Debrecen
Egyetem tér 1

⁷⁶ Kraków 1976.

⁷⁷ Warszawa 1979.

⁷⁸ Budapest 1972.

⁷⁹ I am attaching my paper the revised and updated version of the handout I used in Leeds.

Analogy

Catalepton

Not from Vergil: c.3, c.9, c.13, c.14, c.15, c.16

Twin poems: c.1–c.7; c.2–c.8; c.4–c.11; c.5–c.10; c.6–c.12

Interpretation

Catullus

Twin poems: = Probably twin poems: – Cycle: + Alone: 0

c.1 – c.102; c.2 = c.3; c.3 = c.2; c.4 = c.31; c.5 = c.7; c.6 = c.10; c.7 = c.5; c.8–c.107; c.9 = c.13; c.10 = c.6; c.11 = c.51; c.12 +; c.13 = c.9; c.14 = c.50; c.14b +; c.15 +; c.16 +; c.17 = c.61; c.21 +; c.22 – c.30; c.23 +; c.24 +; c.25 – c.33; c.26 +; c.27 0; c.28 +; c.29 = c.57; c.30 – c.22; c.31 = c.4; c.32 0; c.33 – c.25; c.34 = frg.1; c.35 – c.38; c.36 – c.42; c.37 = c.39; c.38 – c.35; c.39 = c.37; c.40 = c.49; c.41 = c.43; c.42 – c.36; c.43 = c.41; c.44 – c.45; c.45 – c.44; c.46 0; c.47 +; c.48 +; c.49 = c.40; c.50 = c.14; c.51 = c.11; c.52 = c.53; c.53 = c.52; c.54 +; c.55 = c.58b; c.56 +; c.57 = c.29; c.58 = c.77; c.58b = c.55; c.59 +; c.60 0; c.61 = c.17; c.62 0; c.63 – c.64; c.64 – c.63; c.65 = c.76; c.66 = c.67; c.67 = c.66; c.68 0; c.69 = c.71; c.70 = c.72; c.71 = c.69; c.72 = c.70; c.73 0; c.74 +; c.75 +; c.76 = c.65; c.77 = c.58; c.78 0; c.79 +; c.80 +; c.81 +; c.82 0; c.83 +; c.84 0; c.85 0; c.86 +; c.87 +; c.88 +; c.89 +; c.90 +; c.91 +; c.92 +; c.93 0; c.94 +; c.95 +; c.96 = 101; c.97 – c.98; c.98 – c.97; c.99 +; c.100 +; c.101 = c.96; c.102 – c.1; c.103 0; c.104 0; c.105 +; c.106 0; c.107 +; c.108 0; c.109 +; c.110 = c.111; c.111 = c.110; c.112 0; c.113 0; c.114 = c.115; c.115 = c.114; c.116 +; frg.1 = c.34; frg.2 0; frg.3 +.

ROBIN G. M. NISBET

EPILEGOMENA ON THE TEXT OF JUVENAL

The text of Juvenal presents more problems than Housman recognised, and many of them have been highlighted in James Willis's recent Teubner edition (1997). The present notes deal with a few *minutiae* not discussed in my three previous treatments of the subject;¹ it is a pleasure to dedicate them to so distinguished a scholar as Professor Borzsák, though I fear he will find me still too ready to doubt the transmitted reading. In referring to the manuscripts I have followed the notation of Clausen and Willis: P, the ninth-century Pithoeanus, is detached from the main tradition (with occasional support elsewhere); the Φ group (roughly equivalent to Housman's Ψ) is independent of P, but has suffered more from rewriting.

- (a) *possis ignavus haberi*
et subiti casus improvidus, ad cenam si
intestatus eas; adeo tot fata quot illa
nocte patent vigiles te praetereunte fenestreae. (3, 272–5)

Juvenal is talking of the danger to the passer-by of objects thrown from windows. In line 274 *illa* lacks a precise point of reference (Juvenal is not describing one particular night); we cannot appeal to 268 *respice nunc alia ac diversa pericula noctis*, for there *noctis* refers to nights in general. The difficulty is magnified by the emphatic position of *illa*, which is separated from *nocte* by the end of the line; the natural implication seems to be 'on that night though not on others', which is pointless. The only parallels in Juvenal for this placing of *illa* are at 6, 250f. *nisi si quid in illo / pectore plus agitat* (where Scholte plausibly proposed *imo*); 8, 73f. *rarus enim ferme sensus communis in illa / fortuna* (sympathy is rare in that particular station of life); 14, 121f. *iuvenes hortatur ut illa / ire via pergant* (to proceed on that course rather than on others).

¹ Journal of Roman Studies 52 (1962) 18ff.; Bulletin of the Institute of Classical Studies, Supplement 51 (1988) 86ff.; Illinois Classical Studies 14 (1989) 285ff. These articles are reprinted in my Collected Papers on Latin Literature (Oxford 1995) 18ff., 227ff., 272ff.; see also the list of conjectures in J. WILLIS's Teubner edition (1997) 246f.

I propose *alta*,² which sometimes refers to the 'depths of the night' (implying extreme darkness); cf. Sen. Phoen. 143f. *nam scelere haec meo / parum alta nox est*, Lucan VI 570f. *alta / nocte poli*, Val. Flacc. II 288 *altae per opaca silentia noctis*, Thes. Ling. Lat. I 1780, 20ff. Sometimes with *altus* the notions of 'deep' and 'high' cannot be distinguished (cf. Hor. Carm. I 9, 1f. *vides ut alta stet nive candidum / Soracte?*); in the same way in our passage *alta nocte* could also hint at the height of the windows (cf. 269 *quod spatium tectis sublimibus*; 6, 31 *cum pateant altae caligantesque fenestrae*). In the depths of the night one expects people to be asleep (Sil. III 198f. *neque enim sopor ille nec altae / vis aderat noctis*, Apul. Met. I 17, 1 *ubi es tu qui alta nocte immodice festinabas?*); so if *alta nocte* is read in our passage, *vigiles* points a contrast. Juvenal's line is cleverly expressed: *patent* is a surprise for the usual *latent* (Catull. 62, 34 *nocte latent fures*), and after the emotive *alta nocte* there is an anticlimax in the banal *fenestrae*.

- (b) *nec defuit illi*
unde emeret multa pascendum carne leonem
iam domitum; constat leviori belua sumptu
nimirum et capiunt plus intestina poetae. (7, 75–8)

The rich patron would rather spend his money on a lion than a poet. Courtney comments on *iam domitum* that a tame lion would cost more than one straight from the wilds. But Juvenal is more concerned with the expense of feeding the animal; it was this rather than the purchase-price that makes the contrast with the poet. After *multa pascendum carne* it is an anticlimax to add that the lion was tame; it was the untamed lion that had a particular craving for flesh (Aesch. Ag. 730ff.). I propose *indomitum*.

- (c) *maniplos*
solvat et infundet iumentis hordea lassis. (8, 153–4)

Lateranus, who drives his own carriage, will one day sink to feeding the mules himself. *infundet* might seem to imply that he will pour the barley over the animals; cf. Virg. Georg. I 385 *certatim largos umeris infundere rores*. The Thesaurus Linguae Latinae implausibly takes *iumentis* as *dativus commodi* (VII 1 1506, 3); this leaves the prefix of *infundet* unexplained, but shows awareness of a difficulty. Some editors compare Theophrast. Characters 4, 8 τοῖς ὑποζυγίοις ἐμβαλεῖν τὴν ὀλῦραν, but ἐμβαλεῖν, unlike *infundere*, easily bears the sense 'throw among'.

I suggest *effundet*; cf. Varro, Rust. III 13, 1 *cum ex superiore loco ... apris effunderetur glas, capreis vicia aut quid aliud ...* The prefix could have been lost after *et*, especially if the word was spelt *ecfundet*; for the sequence *effundere* > *ecfundere* > *et fundere* see Housman, Classical Review 5 (1891) 295f. = Classical Papers (ed. J. Diggle and F. R. D. Goodyear, Cambridge 1972) I 179. For the corruption of prefixes in the MSS of Juvenal see my Collected Papers (Oxford 1995) 233.

² When I told Dr S. J. HARRISON that I had made a conjecture on this passage, without a moment's hesitation he also suggested *alta*.

- (d) *non derit qui te per compita quaerat
nolentem et miseram vinosus inebriet aurem.* (9, 112–13)

The rich man with the guilty secret is sought out by a drunken acquaintance who pours scandalous gossip in his ear. But it is not clear why the rich man is unwilling to be sought out: he does not yet know what his acquaintance is going to say to him. I suggest that we should put a comma after *quaerat* and begin the next line with *nolenti*. G.G. Ramsay in his Loeb edition (1918) translates ‘and do what you will, pour his drunken story into your ear’; this gives the expected sense, though he reads *nolentem* like everybody else. When Horace tries to escape from the ‘importunate man’ in the via Sacra, he says *misere discedere quaerens* (Serm. I 9, 8); here too the acquaintance has begun talking.

- (e) *quid Crassos, quid Pompeios evertit et illum
ad sua qui domitos deduxit flagra Quirites?* (10, 108–9)

Political ambition notoriously destroyed Julius Caesar, who treated Roman citizens like slaves or tamed animals (thus Courtney). *deducere* can mean ‘to bring to a particular place or situation’, sometimes a disagreeable one (as with *in periculum*). But I feel doubt about *ad sua flagra*, as this does not describe a place; it is true that Seneca says *omnia delicta ad poenam deducere* (De Clementia II 5, 2), but the more abstract *ad poenam* seems distinctly easier. Editors refer to Cicero’s dream that Jupiter handed Caesar a *flagellum* (Suet. Aug. 94, 9), or to the punishment of Laberius, who was forced to act the part of a flogged slave (Macrob. Sat. II 7, 4). But it is difficult to see the point of *sua*, which is given great emphasis by the long hyperbaton; there cannot be any contrast with Crassus and Pompey, as they did not treat Roman citizens in this way.

My first thought was to try *frena*, which suits *domitos* (a word regularly used of tamed horses). One might compare Manilius IV 232 *ardentis et equos ad mollia ducere frena* (of a skilled trainer); but in Juvenal’s context, where violent subjugation is described, *in* might be the more natural preposition. What is more important, the difficulty about emphatic *sua* is not removed.

A bolder conjecture would be *saepta*, which suits an enclosure for animals and so again coheres with *domitos*. Juvenal would be referring to the Saepta Julia³ (also known as Ovile), the voting precinct in the Campus Martius that was already planned by Julius Caesar in 54 B.C. (Cic. Att. IV 16, 8); it was not in fact completed till 26 B.C., but Juvenal might associate it primarily with Caesar’s control of elections. The emphatic *sua* would underline that the precinct was called ‘Julian’; it could also point a contrast with the previous Ovile, the scene of a notorious massacre by Sulla (Lucan II 196f.). The conjecture will be thought too remote from the transmitted reading; but if *saepta* was once corrupted (for instance to *sceptra*), it could have been replaced by something that gave at least the semblance of sense.

³ L. RICHARDSON: A New Topographical Dictionary of Ancient Rome (Baltimore 1992) 340f.

- (f) *suspirat longo non visam tempore matrem
et casulam et notos tristis desiderat haedos
ingenui vultus puer ingenuique pudoris.* (11, 152–4)

Juvenal is contrasting the innocent country-boy with the depravity of city-dwellers. The collocation *ingenui pudoris* is paralleled at Valerius Maximus IX 10, ext. 2 *inritamento ingenui pudoris*, Sen. De Constantia Sapientis 15, 1 *si quid aliud ferre cogetur eorum quae excogitari pudori ingenuo molesta possunt*. Yet the adjective is not used the same way as with *vultus*: there it adds something (a face can be open and honest, but is not always so), but with *pudoris* it is conventional and tautological.

I believe that *ingenitique pudoris* ('inborn modesty') would have more point; the assonance after *ingenui* is as elegant as a repetition, and corruption was inevitable. For the use of the word cf. Pliny Panegyricus 20, 2 *adfectata aliis castitas, tibi ingenita et innata*, Cyprian Epistulae 55, 8 *ingenitae sibi ... verecundiae*, CIL XI 970 *virum ... ingenita verecundia ornatum*. For the theme see Juvenal himself, 10, 300ff. *praeterea castum ingenium vultumque modesto / sanguine ferventem tribuat natura benigna / larga manu (quid enim puero conferre potest plus / custode et cura natura potentior omni? ...)*.

After writing this note I found from Knoche's edition that the second hand of the Pithoeanus actually has *ingeniti* at both places in the line. As these readings have no authority, they are understandably ignored in the apparatus of most modern texts. *ingeniti vultus* is obviously absurd, but *ingenitique pudoris* might well be right.

- (g) *non fenoris ulla
mentio, nec prima si luce egressa reverti
nocte solet, tacito bilem tibi contrahat uxor,
umida suspectis referens multicia rugis
vexatasque comas et vultum auremque calentem.* (11, 185–9)

At Juvenal's simple meal his friend can forget his worries and not feel furious if his wife is out all day. After *prima luce* plain *nocte* seems weak, so I suggest *nocte ... tacita*, 'at dead of night'; cf. Tib. I 6, 6 *nescioquem tacita callida nocte fovet*. For *nocte silenti* Pease supplies parallels on Virg. Aen. IV 527; at Macrobi. Sat. I 3, 12 *conticium* is defined as the time of night before *diluculum*, when day can first be distinguished. On the other hand *tacito* with *tibi* seems unnecessary, as it does not matter in the context whether the husband keeps quiet or not; editors compare 6, 432f. *ergo maritus / nauseat atque oculis bilem substringit opertis*, but there the wife is dominant and the nausea is literal.

A further point may be added about the position of *tibi*. In a famous article⁴ Wackernagel remarked on the tendency of unemphatic pronouns to appear in the second place in the colon; recently J. N. Adams⁵ has pointed out that the pronoun

⁴ Über ein Gesetz der indogermanische Wortstellung, Indogermanische Forschungen I (1892) 333ff. = Kleine Schriften (Göttingen 1955) I 1ff.

⁵ Wackernagel's Law and the Position of Unstressed Personal Pronouns in Classical Latin, Transactions of the Philological Society 92 (1994) 103ff.

may follow an emphatic word, what he calls the 'focused host', whether it comes first in the colon or not. Thus in Juvenal unemphatic *tibi* sometimes follows the verb (14, 49 *sed peccaturo obstat tibi filius infans*), sometimes a significant noun or adjective (7, 8f. *nam si Pieria quadrans tibi nullus in arca / ostendatur*; 6, 655 *occurret multae tibi Belides atque Eriphylae*). In our passage *bilem* does not seem significant enough to act as 'focused host'; though one cannot be certain that the transmitted word-order is impossible, the position of *tibi* is more convincing if the colon begins at *bilem*.

- (h) *niveam reginae ducimus agnam,
par vellus dabitur pugnanti Gorgone Maura.* (12, 2–4)

Juvenal is offering sacrifices to Juno and Minerva to celebrate the safe return of a friend. *pugnanti Gorgone Maura* is an odd way of saying 'to her who fights with the Moorish Gorgon'; the use of the participle is much more natural in Greek, where the presence of an article readily allows τῇ τὴν αἰγίδα φορούσῃ. Yet the construction is not impossible in Latin, at least if a mock-poetic tone is allowed; cf. Hor. Carm. III 20, 15f. *qualis aut Nireus fuit aut aquosa / raptus ab Ida*. But in our passage the word-order causes further difficulties: it is unusual to end the line and the sentence with a dactylic noun in the ablative immediately followed by an unemphatic adjective in agreement.⁶ There is an exception at 9, 150 *quae Siculos cantus effugit remige surdo*; but there the languorous cadence seems to parody a 'neoteric' line (cf. Catullus 64, 408 *nec se contingi patiuntur lumine claro*).

Instead of *Maura* one really expects a dative noun agreeing with *pugnanti*; I have considered *Maurae*, as a satiric description of Minerva herself. Minerva is often called *Tritonia* in Latin poetry, according to some because of her association with the Tritonian Lake in southern Tunisia (cf. Aesch. Eum. 292f., RE 7A 1, 244f., 305ff.); Nonnus even speaks of Λιβυστίδος ἔγχος Ἀθήνης (XIII 345). J. D. Duff in his commentary describes the transmitted *Maura* as 'sarcastic', and recently Michael Hendry has called it 'a racial slur'.⁷ Such disrespect to Minerva herself would be more surprising, but Juvenal might have reacted against the Domitianic cult; 'Black Athena' would be no compliment in his eyes. After writing this note I found that Ruperti (1825) records *Maurae* from a late Florentine MS of 1483; it obviously has no authority and may simply be a slip, but sometimes the slips of scholars show an instinct for expected patterns.

- (i) *parcat tunicis licet atque lacernis
curatoris eget qui navem mercibus implet ...* (14, 287–8)
lacernis P Sang. FLOTU Ambr.: *lacertis* Φ

The merchant-adventurer is a lunatic who needs a keeper, even if he shows none of the conventional signs of madness. P's *lacernis* is accepted by all the editions I have consulted, but I think it is wrong: a *lacerna* was a heavy cloak that could be damaged in the course of time (3, 148 *si foeda et scissa lacerna*), but not ripped as

⁶ At Virg. Aen. II 616 *nimbo effulgens et Gorgone saeva*, of course *saeva* is nominative.

⁷ Museum Criticum 30–31 (1995–6) 263.

easily as a tunic. On the other hand to slash one's body was comparatively simple, and generally regarded as evidence of insanity (Cic. Pis. 47, Sen. Contr. Exc. III 7 *furenti et membra sua lanianti*); it is now recognised by psychologists as an attempt to attract attention or help. The slashing of the arms was particularly associated with the devotees of Cybele; cf. Prop. II 22, 15 *cur aliquis sacris laniat sua brachia cultris?* with Enk's parallels; Sen. De Vita Beata 26, 8 *cum aliquis secandi lacertos suos artifex brachia atque umeros suspensa manu cruentat*; Arnob. Nat. V 17 *cur more lugentium caedant cum pectoribus lacertos?*; Firmicus Maternus, De Errore Profanarum Religionum II 3 *lacerant lacertos*. In Juvenal *lacertis* makes a new and vivid point after *tunicis*, but in the context corruption was almost inevitable.

(j) *inde virorum*
saltatus nigro tibicine, qualiacumque
unguenta et flores, multaeque in fronte coronae. (15, 48–50)

Juvenal is describing the primitive celebrations of Egyptian villagers. W. S. Watt comments 'We should expect the disparaging tone of *nigro* and *qualiacumque* to be carried on in line 50';⁸ but as he points out, *multae* cannot possibly be disparaging. Accordingly he proposes *simulatae in fronte coronae*, which he takes as genitive. He does this to explain the relationship of the flowers to the garlands, but *flores* might refer to petals scattered on the ground.

I agree that *multae* must be corrupt, but think that a better climax would be produced by another nominative adjective. I suggest *mutilae*, 'hacked about'; cf. Ovid (?), Nux 37 *at mihi saeva nocent mutilatis vulnera ramis*. The adjective would be the opposite of *tonsae* and similar words that are applied to neatly clipped garlands and shrubs; cf. Virg. Aen. V 556 *omnibus in morem tonsa coma pressa corona*, Stat. Silv. IV 7, 10f. *nunc ab intonsa capienda myrto /serta*, Mart. VI 80, 8 *tonsilibus sertis omne rubebat iter*. At Rome the making of garlands was a skilled craft; for *coronarii* cf. RE IV 1643f.

mutilus is sometimes used of an animal's stunted horn; note also Hor. Serm. I 5, 58ff. '*o tua cornu / ni foret exsecto frons*' inquit '*quid faceres cum / sic mutilus minitaris?*'. So in Juvenal after *mutilaeque in fronte* there is a witty point in the unexpected *coronae*.

Corpus Christi College, Oxford
 OX1 4JF
 Great Britain

⁸ Eikasmos 7 (1996) 288f.

GERHARD PERL

HORAZ-INTERPRETATIONEN

(ZU EPOD. 7. 16; CARM. 1, 4. 37; 3, 1. 6. 9. 26. 28. 30; 4, 5. 7. 15)

UTINAM ESSEM BONUS GRAMMATICUS.
J. J. SCALIGER^{*}

epod. 7

Quo, quo scelesti ruitis? aut cur dexteris 1
aptantur enses conditi?

Ist *scelesti* in v. 1 Vokativ oder Nominativ? Bei einem Vokativ hat *aut* keinen spezifischen Sinn, da keine Alternative vorhergeht. Die abgeschwächte Bedeutung von *aut* (= *et*), die man daher angenommen hat,¹ kommt aber nur unter bestimmten Bedingungen vor, nämlich in erweiterten, abundanten Fragen, vornehmlich in der Umgangssprache (erst im Spätlatein ist für *aut* die Bedeutung von *et* geläufig).² Da wir hier zwei verschiedene Fragewörter haben, handelt es sich nicht um die Ergänzung einer Frage. Die Auffassung von *scelesti* als prädikativem Nominativ in adverbialer Funktion empfiehlt schon Porphyrio (*furiosa mente*): „... in verbrecherischer Gesinnung? Oder aus welchem andern Grund (als um Verbrechen zu begehen) ...“. Um welches *scelus* es sich handelt, wird in v. 18 gesagt: Brudermord = Bürgerkrieg; mögliche weitere Ursachen sind in v. 13 f. genannt: *furorne caecos an rapit* (nimmt *ruitis* v. 1 auf) *vis acrior an culpa?*

Die Variante *caecos* in v. 13 (statt *caecus*, das neben *furor lectio facilius* ist) bietet schon Porphyrio in seinem Text, und neuerdings hat ihr C. O. Brink³ (nach

^{*} Zitiert nach: Einleitung in die Altertumswissenschaft, hrsg. von A. GERCKE und E. NORDEN, I, Leipzig 1910 (1912, 1927), Merksprüche auf Vorsatzblatt. - Die Auswahl der behandelten Gedichte beruht auf dem Programm eines Seminars; nur zu kontroversen Interpretationen wird Stellung genommen. Widu-Wolfgang Ehlers war so freundlich, das Manuskript zu lesen, und hat wertvolle Hinweise gegeben.

¹ K. NUMBERGER: Horaz, Lyrische Gedichte, 3. Aufl. Münster 1997, 748. Oder *aut* entfällt in der Übersetzung ganz, z. B. H. MENGE: Die Oden und Epoden des Horaz, 4. Aufl. Berlin 1910, 471; K. WITTE: Geschichte der römischen Dichtung im Zeitalter des Augustus, II 2, Erlangen 1931, 29. Als Nominativ erklärt z. B. von L. MÜLLER: Horatius, Oden und Epoden, II, St. Petersburg und Leipzig 1900, 441; S. COMMAGER: The Odes of Horace, New Haven 1962, 181.

² J. B. HOFMANN-A. SZANTYR: Lateinische Syntax, München 1972, 499 f.

³ Proceedings of the Cambridge Philological Society 28, 1982, 38 f.; vgl. R. G. M. NISBET: *Epo-des and History*, in: Poetry and politics in the age of Augustus, ed. by T. Woodman and D. West, Cambridge 1984, 7; SHACKLETON BAILEY im Text; ferner in älteren Ausgaben z. B. von L. MÜLLER 1900, C. W. NAUCK-O. WEISSENFELS 1905, VOLLMER 1914, CAMPBELL 1945.

Bentley) zu ihrem Recht verholffen. Die Junktur *furor caecus*, die in Senecas Tragödien mehrfach vorkommt, ist als solche einwandfrei. Es fragt sich aber, welche der beiden Varianten, *caecus* oder *caecos*, den Erfordernissen des Textes besser gerecht wird. *caecus* ist ohne Einbuße entbehrlich, *caecos* nicht. Es wird in dem Satz zu *rapit* ein persönliches Objekt benötigt, das man bei der Lesart *caecus* aus *ruitis* v. 1 und *date* v. 14 erst ableiten muß: *vos*. Gerade unter den Parallelstellen Senecas, die zugunsten von *furor caecus* angeführt werden,⁴ findet sich in gleichem Zusammenhang aber ausdrücklich das Objekt *vos*: Thy. 339 *quis vos exagitat furor* (ferner ein anderes Akkusativ-Objekt: Thy. 27 *mentes caecus instiget furor*); noch deutlicher ist das in der Imitatio des Statius: *vos caecos*.⁵ Statius kennt nicht nur die Dramen Senecas sehr gut, da sie für seine Thebais eine wichtige Quelle waren, sondern auch Horaz. Die Berührung mit Seneca ist evident; das Plus gegenüber Seneca, *caecos*, weist auf Horaz selbst; damit ist diese Lesart im Horaz-Text indirekt schon für das 1. Jahrhundert bezeugt. Die Variante *caecos* bietet das sprachlich notwendige Akkusativ-Objekt. Wie das gemeinsame Verbum *rapit* gehört auch das damit verbundene Prädicativum *caecos* in adverbialer Funktion („in eurer Blindheit, blindlings“)⁶ zu allen drei Subjekten, ein größerer Gewinn, als wenn *caecus* allein mit *furor* verbunden wird: „Reißt euch Wahnsinn⁷ oder eine noch heftigere Gewalt (*fata* v. 17)⁸ oder eigenes Verschulden (*scelus* v. 18)⁹ blindlings fort?“ Die noch stärkere Gewalt als *furor* ist *deorum ira* (Porphyrio: „*quae est acrior vis quam furor? aut numquid deorum ira?*“).

Unter den Befürwortern der Verbindung *furor caecus* hat namentlich D. Ableitinger-Grünberger¹⁰ eine Differenzierung nach dem Grad der Verantwortlichkeit von *furor* (Krankheit) über *vis* (Anlage, Eigenschaft) zu *culpa* (volle Verantwortung) konstruiert, die sich in dieser strikten Unterscheidung kaum aufrechterhalten läßt, wie die Variation dieser Stelle in *carm.* 4, 15, 17ff. zeigt (s. Anm. 7). Soviel ist richtig, daß die von vielen (in Anlehnung an die Scholiasten) angenommene Gleichsetzung von *vis acrior* mit *vis maior* (*quam Graeci* θεοῦ βίαν *appellant*: Dig. 19, 2, 25, 6) anderweitig nicht belegt ist und man Zuflucht zu „poetischer Freiheit“ nehmen

⁴ In der Ausgabe von KELLER-HOLDER: Sen. Herc. f. 991 f.; Oed. 590; Thy. 27; ferner Lucan. 10, 146 f.; Val. Max. 9, 2, ext. 5; ohne *caecus*: Verg. Aen. 1, 150. 294; Lucan. 1, 8.

⁵ Sen. Herc. f. 991 folgen auf die Frage *quo se caecus impegit furor?* mehrere Akkusativ-Objekte. Stat. Theb. 3, 630 f. *quae vos Furiarum verbera caecos exagitant?* Vgl. in Anlehnung an Horaz: Prud. psych. 351 f. *quis furor insanas agitat caligine mentes, quo ruitis, cui colla datis?*

⁶ Zum prädikativen Gebrauch von *caecum* vgl. z. B. sat. 2, 3, 43 f. *quem mala stultitia et quemcumque inscitta veri caecum agit*; Verg. Aen. 2, 355 ff. *sic animis iuvenum furor additus. inde, lupi ceu ..., quos improba ventris exegit caecos rabies*.

⁷ Vgl. den Rückverweis auf diese Epode in *carm.* 4, 15, 17 ff. *non furor civilis aut vis* („der Bürger Wahnsinn oder Gewalttat“), *non ira, quae procudit enses* (v. 11 *emovit culpas*); vgl. ferner *carm.* 3, 24, 25 f. *inpias caedis et rabiem civicam*; 3, 4, 65 *vis consilii experts*. Danach würde auch hier *epod.* 7, 13 zu *furor* als Adjektiv *civilis* oder *civicus* (= Bürgerkrieg) besser passen als *caecus*.

⁸ Porphyrio: *deorum ira*; Ps. -Acro: *fatalis quaedam necessitas*; Lucr. 5, 87; 6, 63 *dominos acris* (Götter).

⁹ Ps. -Acro: *causa furoris*.

¹⁰ Der junge Horaz und die Politik, Heidelberg 1971, 13 f. (in Anlehnung an KIESSLING-HEINZE; vgl. auch K. BÜCHNER: Studien zur römischen Literatur, VIII, Wiesbaden 1970, 70 f.; NUMBERGER [s. Anm. 1] 455 f.).

muß.¹¹ Aber ebensowenig wird die Junktur *vis acrior* in Bezug auf den Charakter („ein allzu gewalttätiger Charakter“) verwendet,¹² sondern nur das Adjektiv *acer* ohne *vis*.¹³ In der Bedeutung „Gewalt, Kraft“ findet sich die Verbindung *vis acrior* häufig.¹⁴

*neque hic lupis mos nec fuit leonibus
umquam, nisi in dispar, feris.*

11

In v. 12 hat sich seit alten Ausgaben nach dem Vorgang anderer neuerdings Brink¹⁵ für die Konjekturen *<n>umquam* ausgesprochen. Da neben *nisi* eine Negation, wie z. B. *non nisi* in der Bedeutung „nur“, häufig vorkommt, scheint mir *umquam* als *lectio difficilior* gerade Beachtung zu verdienen, da *numquam* das Gewöhnliche ist. Neben dem gnomischen Perfekt *fuit* („war und ist und wird sein“) ist die Zeitangabe *umquam* nicht anstößig. Durch die betonte Endstellung gehört *feris* zu *leonibus* (vgl. in den vorangehenden v. 9 f. *sua – dextera*), nicht zu *umquam nisi in dispar*; die Interpunktion in Borzsáks Ausgabe (die durchweg von minutiöser Durcharbeitung des Textes zeugt) trägt dem Rechnung.¹⁶ Im archaisierenden Sprachgebrauch hat *nisi* (nach den vorangehenden Negationen *neque, nec*) die Bedeutung „außer, sondern“.¹⁷ „Weder war (und ist) dies Verhalten (Kampf gegen die eigene Art¹⁸) jemals Sitte bei Wölfen noch bei Löwen, sondern nur gegen Nicht-Artgenossen (ist das Sitte bei Wölfen und Löwen), obwohl sie wilde Tiere sind.“ Bei der Lesart *<n>umquam* muß man einen verkürzten Attributivsatz annehmen: *qui numquam feri sunt nisi in dispar genus animalium* „welche sich nur (niemals außer) gegen Nicht-Artgenossen wild verhalten“.¹⁹

¹¹ R. W. CARRUBA, Transactions and Proceedings of the American Philological Association 97, 1966, 31; Brink (s. Anm. 3) 39; D. MANKIN: Horace, Epodes, Cambridge 1995, 148; zu *vis* im Sinne von „höherer Gewalt“ vgl. *carmin.* 2, 17, 6 *maturior vis*; zugunsten dieser Auffassung sei auf die öfter vorkommende Verbindung von *maior* und *acrior* verwiesen: z. B. Catull. 45, 15; Cic. nat. deor. 2, 10; off. 1, 136.

¹² Stattdessen *acrior animus, ingenium, natura, spiritus, vigor* (Quint. inst. 1, 3, 9; Flor. epit. 4, 12, 47; Cic. de orat. 3, 124; orat. 90; Liv. 27, 34, 3; Plin. epist. 3, 5, 8; Tac. ann. 15, 52, 3; Pomp. Trog. 38, frg. 152, 4, 10; Serv. Aen. 3, 14; Sen. dial. 4, 35, 4; Tac. ann. 3, 30, 3). Auch neben *furor* (*rabies*) findet sich *acrior*: Ov. ars 1, 342; met. 11, 370; Plin. nat. 3, 5.

¹³ Sall. Iug. 43, 1; Ov. met. 3, 540; Lucan. 3, 142; Mart. 5, 61, 10; Sen. Thy. 546 ff.; epist. 13, 3; Stat. Theb. 6, 886; 9, 805; Tac. hist. 1, 21, 2; Hist. Aug. Maximin. 21, 1.

¹⁴ Lucr. 1, 246 f.; Sall. Iug. 89, 5; Liv. 21, 54, 8; Sen. benef. 2, 27, 3; Plin. nat. 34, 130. 154. 178; Tac. hist. 3, 71, 3; ann. 14, 61, 2; Gell. 17, 2, 21; Veg. mil. 1, 24.

¹⁵ BRINK (s. Anm. 3) 38; ferner die Ausgabe von SHACKLETON BAILEY; NISBET (s. Anm. 3) 7; Gnomon 58, 1986, 614; so schon in den älteren Ausgaben z. B. von BENTLEY, PEERLKAMP, KELLER-HOLDER (O. KELLER: Epilegomena zu Horaz, Leipzig 1879, 377 f.), KIEBLING, SCHÜTZ, L. MÜLLER, KIESSLING-HEINZE, CAMPBELL.

¹⁶ Vgl. den Schülerkommentar von E. ROSENBERG, 5. Aufl. Gotha 1912, 255 „*feris* im konzeptionellen Sinne bedeutsam nachgestellt.“

¹⁷ HOFMANN-SZANTYR (s. Anm. 2) 668 f. Vgl. die Erklärung in den Scholia in Horatium λφψ (ed. H. J. BOTSCHUYVER, Amsterdam 1935): „*quod leones inter se non agunt neque lupi etiam inter se, nisi videlicet ferae, quae [in]disparēs sunt.*“

¹⁸ Im Similienapparat von KELLER-HOLDER sind folgende Parallelstellen angeführt: Sen. contr. 2, 1(9), 10; Iuv. 15, 159 ff.; Sen. Oed. 639 f.; Lact. ira 12, 3.

¹⁹ *feris in dispar* (scil. *genus*) ist aber ungewöhnlich; Porphyrio erklärt es daher als Adverbium: *dispariter feris*, was diese Auffassung in Frage stellt.

Über eine damit verbundene Schwierigkeit hat man allgemein hinweggesehen. Ich muß auf die komplizierte Sache daher näher eingehen. Ich habe die Erklärung als verkürzten Attributivsatz zunächst sprachlich für möglich gehalten, da sie von namhaften Philologen vertreten wird. Aber Porphyrio hat in seinem Kommentar an den Worten *in dispar feris* Anstoß genommen: „*dispar adverbium est, ut si diceret: dispariter feris*“ („außer bei nicht gleichartig wilden Tieren“); die Adverbform *dispariter* ist übrigens sonst nirgends belegt. Zwar kann der Akkusativ Neutrum in adverbialer Erstarrung für das Adverbium stehen, und zu einem Substantiv (*feris*) kann ein Adverbium treten, aber diese Erklärung mit einer Häufung von seltenen sprachlichen Erscheinungen ist recht umständlich (nämlich: erst Adjektiv *dispar* = Adverb *dispariter*, und dann dieses stellvertretend für das Adjektiv *disparibus*). Wenn Horaz das hätte ausdrücken wollen, hätte die richtige adjektivische Form näher gelegen: *in disparibus feris*, wie Porphyrio selbst es mit den Worten umschreibt: „*ferae dispares se insectantur*.“ Denselben Anstoß haben offenbar schon frühere Herausgeber empfunden, wie in der Ausgabe Venedig 1490 notiert ist: „*nisi in disparibus feris*“; Nicolaus Heinsius hat das sogar metrisch angepaßt „*dispari in fera*“; andere haben *feris* durch *genus* ersetzt oder *feras* statt *feris* geschrieben. Die Erklärung des Scholiasten Acro von *in dispar* als substantiviertes Adjektiv im Sinne von „*in diversam naturam*“ scheint mir viel einfacher zu sein (Horaz gebraucht auch noch an zwei anderen Stellen Formen des Adjektivs *dispar* in substantivischer Funktion: *carm.* 4, 11, 31 und *sat.* 1, 7, 16, so daß diese Erklärung mit seinem Sprachgebrauch in Einklang steht). Aber weshalb hält Porphyrio eine so umständliche Erklärung für notwendig? *in* ist dann nicht mit *dispar*, sondern mit *feris* zu verbinden. Der Anstoß liegt also in der Verbindung von *feris* mit *in dispar* „wild gegen“. Bentley, Keller, Menge verfügten noch nicht über den Thesaurus, um einen vollständigen Überblick über den Sprachgebrauch zu haben. Wir können feststellen: eine Verbindung von *ferus* und der Präposition *in* mit dem Akkusativ in der Bedeutung „wild gegen“ gibt es im Lateinischen nicht. Stattdessen wird vielmehr der Dativ in der Bedeutung *adversus aliquem* gebraucht; es genügt, auf den Sprachgebrauch des Horaz selbst zu verweisen: *carm.* 3, 4, 33 *visam Britannos hospitibus feros* (ich will die Britannier aufsuchen, die feindlich gegen Fremde sind) [weitere Beispiele finden sich bei Seneca und Statius]. Damit entbehrt an unserer Stelle die weit verbreitete sprachliche Erklärung als verkürzter Attributivsatz mit der Konstruktion *feris in* mit dem Akkusativ jeder Grundlage.

Zur Kontrolle habe ich auch den Sprachgebrauch von *ferox* geprüft. In der Epitome des Florus 3, 21, 19 (*ferox in Sullanos Marius fuerat*) und bei Ammianus Marcellinus 22, 4, 7 (*ferox erat in suos miles*) gibt es die Verbindung von *ferox* und der Präposition *in* mit Akkusativ. Ferner *ferox* mit den Präpositionen *adversus* und *contra*, außerdem die Verbindung mit dem Dativ in gleicher Bedeutung. Im Thesaurus zitiert Jachmann Florus mit dem Text *ferox* ohne Angabe einer Variante. Wenn man die Ausgaben selbst vergleicht, findet man aber, daß es in einer Handschriften-Klasse zu *ferox* die Variante *ferus* gibt, die sogar manche vorziehen, da dieser stärkere Ausdruck besser als Entsprechung zu der folgenden *saevitia* Sullas passe. Dabei wird aber außer acht gelassen, daß *ferox* schon bei Sallust (*Iug.* 84, 1) und Lukan (4, 822: durch das Metrum geschützt) als Epitheton für die Naturanlage des Marius festge-

schrieben ist, seine unerbittliche Härte. Diesem allenfalls halben Zeugnis des Florus steht entgegen, daß in poetischer Sprache sowohl bei *ferus* wie bei *ferox* in der Bedeutung „wild gegen“ nur der Dativ vorkommt, keine Präposition.

In den Schlußversen 17–20 gibt Horaz eine religiöse Deutung der römischen Geschichte (wie schon die Scholiasten erkannt haben²⁰), indem er die Bürgerkriege als ständige Wiederholung des ersten Brudermordes auffaßt, den Enkeln zum Unheil. Diese mythische Ur-Schuld der Römer hat man mit der Erb-Sünde des Alten Testaments, dem Brudermord Kains an Abel, in Verbindung gebracht.²¹ Näher scheint mir eine andere Verbindung zu liegen. Horaz hat bei seinem Studienaufenthalt in Athen sicher die griechische Tragödie näher kennen gelernt. In der Atriden-Sage und in der Oidipus-Sage spielt die Blutschuld, die als Fluch auf dem Geschlecht liegt, eine große Rolle.²² Aus dem Geist der griechischen Tragödie hat Horaz die römische Geschichte gedeutet. Auch Vergil dachte gleichzeitig über die Wurzeln der Bürgerkriege nach. Und Horaz kannte mit großer Wahrscheinlichkeit das 1. Buch der Historien Sallusts, in dem er nicht nur das Stichwort der Inseln der Seligen für die 16. Epode fand,²³ sondern im Proömium Sallusts historische Erkenntnis über den Ursprung der Bürgerkriege infolge eines „*vitium humani ingenii*“ (frg. 1, 7: infolge eines „genetischen Defekts“)²⁴ und daraus abgeleitet den Schluß, daß ein Untergang Roms möglich sei. Horaz konnte sich also auf verbreitete Überlegungen stützen.²⁵ Er weist keinen konkreten Ausweg, aber als erster Schritt auf dem Weg zur Erlösung steht die Erkenntnis der Ursache.

Auf eine Einzelheit möchte ich noch ausdrücklich hinweisen: in v. 17 f. *acerba fata Romanos agunt scelusque fraternae necis* wird mit *scelusque* nicht an die *fata* ein *scelus* angefügt, sondern *-que* erklärt, worin die *acerba fata* bestehen: „und zwar, nämlich“.²⁶ Dies ist nicht die einzige Stelle, an der Horaz *-que* in explikativem Sinne gebraucht.

²⁰ Porphyrio: „*quasi tandem invenit furoris huius causam: fato agimur ad hoc bellum supplicium pendentes ob caedem Romuli in fratrem admissam*“; Ps.-Acro: „*tamquam ipse intellexerit belli civilis originem*.“

²¹ O. SEEL: Römertum und Latinität, Stuttgart 1964, 99 ff.; 113 f.

²² Vgl. H. J. KRÄMER, in: Synusia. Festgabe für Wolfgang Schadewald, Pfullingen 1965, 364 mit Anm. 83; CARRUBA (s. Anm. 11) 29; T. OKSALA: Religion und Mythologie bei Horaz, Helsinki 1973, 154.

²³ Ps.-Acro zu epod. 16, 41: „*in quo sunt Insulae Fortunatae, ad quas Salustius in historia* (frg. 1, 100–102 M.) *dicit victum voluisse ire Sertorium*.“

²⁴ Da Sallust nach Ciceros Tod (Ende 43) zuerst die „Verschwörung Catilinas“ verfaßte und bei seinem Tod im Mai 34 das 5. Buch der „Historien“ unvollständig abbricht, kommt man unter der Voraussetzung einer kontinuierlichen Arbeitsweise für die Abfassung des 1. Buches etwa auf 39 v. Chr. Mir scheint die Abfassung der Epode 7 Ende 39, der Epode 16 Anfang 38 plausibel; bei späterer Abfassungszeit steht der Kenntnis des 1. Buches der „Historien“ erst recht nichts im Wege. Vgl. G. LINKER, Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 12, 1861, 818; G. SCHÖRNER: Sallust und Horaz über den Sittenverfall und die sittliche Erneuerung Roms, Diss. Erlangen 1934, 40 ff.; C. KOCH: Religio, Nürnberg 1960 [1941], 170 „etwa gleichzeitig“; K. BARWICK, Philologus 96, 1944, 64 ff.; J. H. WASZINK, Gymnasium 66, 1959, 196 f.; R. REBUFFAT, in: Mélanges offerts à Jacques Heurgon, II, Roma 1976 (Collection de l'École Française de Rome 27, 2), 882 f. 897.

²⁵ E. FRAENKEL: Horaz, Darmstadt 1963, 339 weist auf Cic. Marcell. 18 aus dem Jahre 46 hin: Bürgerkrieg als Strafe der Götter *ob aliquod delictum*.

²⁶ MANKIN (s. Anm. 11) 150 erklärt das terminologisch unklar „as a kind of hendiadys“; in seinen Beispielen wirft er epexegetisches *-que*, Hendiadyoin und Synonymenhäufung in einen Topf.

epod. 16

Anknüpfend an die Bemerkung zu epod. 7, 18 *-que* sei darauf aufmerksam gemacht, daß auch hier die Konjunktion mehrmals nicht bloße Anreihung, sondern die spezielle logische Fortsetzung ausdrückt: v. 2 *et* „und daher, infolgedessen“, v. 10 *-que* „und dann“, v. 13 *-que* „und sogar“.

An der vielbehandelten Stelle v. 15 f.

forte quid expediat, communiter aut melior pars, 15
malis carere quaeritis laboribus,

scheint mir in Anlehnung an Porphyrio die Erklärung am plausibelsten,²⁷ das sonst enklitische *forte* (Porphyrio: = *fortasse*) im Sinne von *si forte* „wenn vielleicht“ aufzufassen (Porphyrio: *si quaeritis, quid vobis agendum sit*),²⁸ dem im Hauptsatz v. 17 ein in Gedanken zu ergänzendes „dann“ entspricht, wobei allerdings die Erklärung des von *expediat* abhängigen Infinitivs *carere* umstritten ist (gräzisierungender finaler Infinitiv [= *ut careatis*; vgl. *carm.* 1, 23, 10 *frangere* = *ut frangam*] oder eher Attribut in der Funktion eines Akkusativ-Objekts):²⁹ „Wenn ihr nun vielleicht zu erfahren sucht, alle gemeinsam oder wenigstens der besser gesinnte Teil von euch, was die Möglichkeit bieten könnte, frei zu sein von den schlimmen Leiden (und dem frevelhaften Tun) [oder: was Erlösung bringen könnte, frei zu sein von ...], dann soll kein (zur Beschlußfassung gestellter) Antrag den Vorrang haben vor diesem (folgendem).“ Da sich Horaz in einer imaginären politischen Atmosphäre bewegt, fordert er in gewisser Weise eine neue „Partei“ (ebenso v. 37): da die „Partei“ der *boni* (*optimates*) der Lösung der Aufgaben nicht gewachsen ist, soll eine „Partei“ der *meliores*³⁰ (hier = *pii*, vgl. v. 63. 66³¹) die Wende herbeiführen (das –einzige – Monosyllabon *pars* ist am Versende gestattet, weil *melior pars* einen einheitlichen Begriff bildet).

²⁷ Aus der Fülle der Literatur hebe ich einige zusammenfassende Erörterungen heraus: KELLER, *Epilegomena* (s. Anm. 15) 399 f.; B. AXELSON, in: *Ut pictura poesis. Studia Latina Petri Ioanno Enk septuagenario oblata*, Leiden 1955, 45 ff.; A. SETAIOLI, in: *ANRW II* 31. 3, Berlin–New York 1981, 1752 f.; E. KRAGGERUD: *Horaz und Actium*, Oslo 1984, 156 ff.; NUMBERGER (s. Anm. 1) 478 f.; R. G. M. NISBET, *Proceedings of the Cambridge Philological Society*, suppl. 15, 1989, 94 f.; MANKIN (s. Anm. 11) 252 f.; zur Ellipse von *si* vgl. D. Bo, *Horati opera*, III, Turin 1960, 295; HOFMANN-SZANTYR (s. Anm. 2) 656 f.; zum finalen Infinitiv (*expediat carere* ungewöhnlich) vgl. Bo 269; HOFMANN-SZANTYR 344.

²⁸ Vgl. auch die Scholia in Horatium 17, ed. H. J. BOTSCHUYVER, IV, Amsterdam 1942 „*forte quaeritis, quid expediat, id est expeditos vos faciat*“. G. LIBERMAN, *Revue de Philologie* 3. sér. 69, 1995, 175 schlägt statt *forte* vor: *ferre* („porter la question de savoir“).

²⁹ Vgl. die klärende Diskussion zwischen FRAENKEL (s. Anm. 25) 51. 64 f.; C. BECKER, *Gnomon* 31, 1959, 596 f.; K. BÜCHNER: *Studien zur römischen Literatur*, III, Wiesbaden 1962 [1957], 102 ff. 170; VIII, 1970, 75 f.; W. SCHMID, *Philologus* 102, 1958, 93 ff.; *Glotta* 41, 1963, 143 ff.; ferner W. W. BATSTONE, *American Journal of Philology* 106, 1985, 237 ff.

³⁰ Nicht zutreffend scheint mir Porphyrios Erklärung von *melior pars* als *maior pars*. Vgl. H. FUCHS, in: *Westöstliche Abhandlungen. Rudolf Tschudi zum siebzigsten Geburtstag*, Wiesbaden 1954, 40 Anm. 2 „*melior pars* als Gemeinschaft der *pii*“. A. Y. CAMPBELL: *Horace*, London 1924, 132 sieht darin sogar eine wirkliche Partei. FRAENKEL (s. Anm. 25) 51 Anm. 2 hat auf Liv. 42, 46, 5 hingewiesen, wo *pars* auch als „Partei“ aufgefaßt werden kann: *potentior esse partis melioris auctoritas coeperat*. Zu „Partei“ vgl. H. STRASBURGER, *RE* 18, 775 ff.

³¹ Auf den Inseln der Seligen wohnen *pii* wie Aeacus (*carm.* 4, 8, 25 ff.). Zur Flucht als letztem Ausweg vgl. die Situation des D. Brutus bei Cic. *epist.* 11, 1, 3 f.

In v. 41 f. hat Brink³² zu Recht die Aufmerksamkeit auf die Erklärung Pophyrios gelenkt: „*ordo est: Oceanus circum arva beata vagus (bonum ἐπιθετον ‘Oceanus vagus’)*“³³). „*circumvagus* mit dem Akkusativ ist nicht belegt, es ist also kein Compositum, sondern getrennt zu schreiben (ebenso v. 51 *circum gemit ovile*,³⁴ vgl. v. 40 *praeter volate*). Interpungiert wird nach *arva beata*, nicht davor: „Auf uns wartet ja der Ozean (der Teil des Ozeans), der rings um die Gefilde der Seligen strömt: denn aufsuchen wollen wir“³⁵ diese Gefilde auf den gesegneten Inseln (oder: der gesegneten Inseln).“

In v. 65 hat Brink³⁶ Anstoß an der Wiederholung von *aere* genommen und die schlecht bezeugte Variante *aerea* vorgezogen, wobei *dehinc* einsilbig gemessen werden muß. Da aber Horaz die Wortbildung *aereus* nicht gebraucht und sonst stets zweisilbig *dehinc* mißt (mit der Konsequenz, daß dann auch *dehinc* in einsilbig gemessenes *dein* geändert werden muß), scheint mir bei dem doppelten Anstoß gegen die Variante die Wiederholung von *aere* das kleinere Übel zu sein.³⁷ Da *quorum* sich nur auf die beiden zuletzt genannten *saecula* bezieht (nicht auf *tempus aureum*), hat die Wiederholung von *aere* in dieser Zeile ihren Sinn; aus *dehinc* bei *ferro* ist bei *aere* leicht *primum* mitzudenken: „zuerst mit Erz (bei *aes* schwingt zugleich die Bedeutung „Geld“ mit), danach mit Eisen die Zeitalter härtete; aus diesen beiden (Porphyrio: *scilicet aerei ac ferrei*)“³⁸ wird nur den Frommen nach meiner göttlichen Eingebung mit Glück ein Entrinnen gewährt.“

carm. 1, 4

In v. 2 *trahuntque* bezeichnet *-que* die zeitliche Folge des Wechsels der Jahreszeit: „und nun, und infolgedessen“.

Volcanus ardens urit officinas. 8

In v. 8 haben die Herausgeber *visit* dem gleichfalls gut bezeugten *urit* vorgezogen oder die Konjekturen *versat* (Wade) empfohlen.³⁹ Keller⁴⁰ meinte, *urit* sei „un-

³² BRINK (s. Anm. 3) 42 ff.; SHACKLETON BAILEY im Text; J. DELZ, *Gnomon* 60, 1988, 498; dagegen NISBET (s. Anm. 3) 5 Anm. 15; *Classical Review* n. s. 36, 1986, 229 zieht in v. 41 die Konjekturen von Axt vor: (*h)eia, beata*.

³³ Vgl. *carm. 1, 2, 18/20 vagus amnis*; 1, 34, 9 *vaga flumina*; *vagus* wird häufig mit Flußnamen und Ausdrücken des Meeres verbunden (*aequora, aqua, pontus, unda, Hadria, Syrtis, Thetys*; Sen. *Phaedr.* 1162 f. *Oceanus vagis complexus undis*).

³⁴ Vgl. ferner *carm. 3, 3, 37 inter saeviat*; 3, 15, 5 *inter ludere*; Verg. *georg.* 3, 537 *ovilia circum*. (Nur scheinbar vergleichbar Stat. *Theb.* 112 *adsunt innumero circum vaga Somnia vultu*.)

³⁵ Vgl. v. 53 *felices mirabimur*.

³⁶ BRINK (s. Anm. 3) 44; SHACKLETON BAILEY im Text; DELZ (s. Anm. 32) 498. (*aerea* z. B. auch schon im Schülerkommentar von NAUCK-HOPPE 1915.)

³⁷ Vgl. BO (s. Anm. 27) 398. *aerea dein* liest z. B. LIBERMAN (s. Anm. 28).

³⁸ Problematisch erscheint mir, *saecula* und *quorum* als poetische Plurale („Zeit“) aufzufassen (so NUMBERGER [s. Anm. 1] 781 [teilweise revidiert gegenüber der 2. Aufl. 1988, 487]).

³⁹ R. G. M. NISBET–M. HUBBART: *A Commentary on Horace: Odes, Book 1*, Oxford 1975, 66 „*urit* does not deserve the slightest consideration.“; K. QUINN: *Horace, The Odes*, London 1980, 128 „the variant *urit* has little to commend it“; SHACKLETON BAILEY *versat* im Text; NISBET, *Class. Rev.*

passend für den göttlichen Meister“. Dabei verdient es als *lectio difficilior* gerade Beachtung. Hephaistos/Vulcanus ist der Gott des Feuers (vgl. *ardens*), der – im Gegensatz zu der verbreiteten Vorstellung von den Olympischen Göttern – niedere handwerkliche Arbeiten nicht verachtet und hier in den unterirdischen Werkstätten das Schmiede-Feuer entfacht (*Simplex urit* = *Compositum adurit*; vgl. *epod.* 7, 6 = *combureret*; 10, 13 = *combusto*; *carm.* 1, 15, 35 = *comburet*; 3, 4, 31 = *adurentes*; 4, 6, 19 = *combureret*; *epist.* 1, 15, 37 = *inurendos*). Da diese ursprüngliche (vorgriechische) Vorstellung des Feuer-Gottes später verblaßt ist, wurde aus dem „werk tätigen“ Gott eine „Visite“, nach Analogie von *carm.* 3, 28, 15: Venus besucht (*visit*) ihre Kultstätten. Die Schwerarbeit des Vulcanus unter der Erde steht hier gerade im Gegensatz zu dem leichtfüßigen Reigen der Venus auf Kythera (v. 5). Daß übrigens die auf den ersten Blick belanglos erscheinende Einzelheit der Schmiedeöfen und das bekannte Motiv des Beginns der Schifffahrt im Frühling ganz konkreten Bezug auf die Familie des Adressaten Sestius hat, ist von E. L. Will⁴¹ aufgrund von Namensstempeln auf Amphoren (für überseeischen Weinexport) und Ziegeln der Sestii nachgewiesen worden; Keramikbrennöfen waren nach dem gleichen Prinzip wie Schmelzöfen gebaut.⁴²

carm. 1, 37

Es ist mehrfach die Ansicht vertreten worden,⁴³ daß Horaz in der 1. Strophe die *sodalitas* der Salier anredet und speziell den Waffentanz der Salier (*tripudium*) zu Ehren des Kriegsgottes meint. Die Beobachtung R. Renehans⁴⁴ über die Verknüpfung benachbarter Oden durch stichwortartige Wiederholungen kann diese Annahme auf den ersten Blick stützen (v. 1 *pede* – 1, 36, 12 *pedum*, v. 2 *Saliaribus* – 1, 36, 12 *Salium*). Da diese Aufforderung aber nicht in die Kompetenz des Horaz fiel (und er auch kein *sodalis* der Salier war), kleidet er sie in die irrealen Form (*erat*); der Senatsbeschluß über das mehrtägige Dankfest folgt erst später. Die Wiederaufnahme von *sodales* v. 4 aus 1, 36, 5 *caris sodalibus* spricht gegen den Bezug auf die *sodales* der Salier. Da man zu *nunc est bibendum* in v. 1 allgemeines *nobis* oder *vobis* (nicht spezielles *Saliis*, wozu das Vorbild Alkaios natürlich keinen Anhalt bietet) ergänzen

36, 1986, 230 „the excellent *visit*“; DELZ (s. Anm. 32) 498 „*visit* ist in Ordnung“; D. A. WEST, *Proceedings of the Classical Association* 92, 1995, 14 „*visit* is the mot juste“.

⁴⁰ Epilegomena (s. Anm. 15) 22 f. Die Scholia 70 (s. Anm. 28) geben folgende Erklärung: „*ideo dicit, dum Vulcanus ardens urit gravis officinas Cyclopum, id est fabricat fulgura*.“ G. FRIEDRICH: Q. Horatius Flaccus. Philologische Untersuchungen, Leipzig 1894, 166 bemerkt zu *urit*: „er heizt selbst; froh, wieder an seine Arbeit zu kommen.“ *urit* steht z. B. in den Ausgaben von KIESSLING, SCHÜTZ, MÜLLER, NAUCK, MENGE, ROSENBERG, NAUCK-HOPPE; vgl. ferner G. DAVIS: *Polyhymnia*, Berkeley 1991, 160.

⁴¹ *Classical Philology* 77, 1982, 240 ff.

⁴² Vgl. L. CAMBI: *Problemi della metallurgia etrusca*, in: *Tyrrhenica*, Milano 1957, 97 ff.

⁴³ Th. BIRT: *Horaz' Lieder und römisches Leben* [I], Leipzig 1925, 60; *Horaz' Lieder. Studien zur Kritik und Auslegung* [II], Leipzig 1925, 42 ff.; so schon G. PASQUALI: *Orazio lirico*, Firenze 1920, 46 ff.; vgl. die Erörterung von V. PÖSCHL: *Horazische Lyrik*, 2. Aufl. Heidelberg 1991, 76 f.

⁴⁴ *Classical Philology* 83, 1988, 311 ff.

ersten Worte (hier Zäsur nach *contaminato*): „zusammen mit ihrem Schwarm („Geschmeiß“) durch schändliche Verstümmelung⁵⁰ entehrter (entmannter) Männer“.

v. 11 f. *fortunaque dulci ebria* ist kein weiteres Glied in der Aufzählung, welche Gefahren Rom von der wahnwitzigen Königin drohen, sondern mit explikativem *-que* angefügte Erklärung⁵¹ für Kleopatras Realitätsverlust und Machtrausch: „denn sie war trunken vom süßen Liebesglück“ (mit dem ihr ganz verfallenen Antonius⁵²).

Weshalb *reparavit* v. 24 keinen Sinn haben soll, wie Shackleton Bailey behauptet,⁵³ erscheint mir nicht ersichtlich, da die Bedeutung „eintauschen gegen, sich verschaffen statt“ auch *carm.* 1, 31, 12 *reparata* vorliegt (vgl. ferner *carm.* 1, 16, 26 *mutare*; 2, 16, 19 *mutamus*; 3, 1, 47 *permutem*; *sat.* 2, 7, 109 f. *mutat*): „sie verschaffte sich nicht als Ersatz/tauschte ein (scil. *iacente regia*: „für die gestürzte Königsburg = für den Verlust ihrer Hauptstadt“; vgl. *carm.* 2, 16, 18 f. *terram mutamus* scil. *patria*) abgelegene Gegenden (ihres Königreiches) mit Hilfe ihrer schnellen Flotte“.⁵⁴

Zu v. 30–32: Da alles auf die direkte Konfrontation von Octavian und Cleopatra, die zur ebenbürtigen Gegnerin hochstilisiert ist, zugespitzt wird, paßt zu *invidens* besser, aus dem Kontext in Anlehnung an Porphyrio (*invidens: scilicet Augusto*) *ei* = *Caesari* hinzuzudenken, da es seine Absicht war, *daret ut catenis fatale monstrum* v. 20 f. (vgl. Plut. Ant. 86, 7 Καῖσαρ ἀχθεσθεὶς ἐπὶ τῇ τελευτῇ τῆς γυναικός);⁵⁵ die Liburnerschiffe fungieren nur als Transportmittel. Octavian mußte sich bei seinem Triumphzug mit einem Bild der Kleopatra (und leibhaftig mit ihren beiden Kindern) begnügen; die Hauptattraktion hatte ihm Kleopatra durch ihren Tod verwehrt.⁵⁶

carm. 3, 1

Diese Ode ist wiederholt als Einleitungsgedicht zu den sechs „Römeroden“ gewürdigt worden. Darüber ist ihre Bedeutung als Einleitungsgedicht des 3. Buches lange vernachlässigt und erst neuerdings ins rechte Licht gerückt worden.⁵⁷ Damit

⁵⁰ KELLER: Epilegomena (s. Anm. 15) 115 hat auf eine passende Parallele zu *morbus* im Sinne von „deterioriertem Körper“ hingewiesen: Labeo bei Gell. 4, 2, 3 *morbus est habitus cuiusque corporis contra naturam, qui usum eius facit deteriorem*.

⁵¹ Vgl. Ps. -Acro: *ebria*: et ob hoc *demens, inconsulta, improvida*.

⁵² Flor. epit. 4, 11, 1 f. bezeichnet vielmehr den Antonius (*captus amore Cleopatrae*) als *ebrius* im eigentlichen Sinne. Die Erwiderung des Antonius gegen derartige Vorwürfe (*De ebrietate sua* [?]) ist nicht erhalten.

⁵³ Profile (s. Anm. 48) 115 f. „in fact a word of no sense at all.“

⁵⁴ FRIEDRICH (s. Anm. 40) 114 verweist auf folgende Parallele: Drac. epithal. 28 (PLM V 151 Baehrens) *ignibus et gelidas calidis reparare favillas*.

⁵⁵ Vgl. SCHÖRNER (s. Anm. 24) 56 f. „sie mißgönnte Caesar ihre Aufführung im Triumph (*saevius Liburnis* v. 30 umschreibt ein *Caesari*)“; H. P. SYNDIKUS: Die Lyrik des Horaz, I, Darmstadt 1972, 338 „sie mißgönnt es ihrem Überwinder“.

⁵⁶ Cass. Dio 51, 21, 8; Plut. Ant. 86, 6; Prop. 3, 11, 53 f.

⁵⁷ L. BÖSING: Musarum sacerdos, in: Vergangenheit Gegenwart Zukunft, Würzburg 1972 (Unitas Schriftenreihe 1), 42 ff.; H. MAUCH: O laborum dulce lenimen. Funktionsgeschichtliche Untersuchungen, Frankfurt a. M. 1986 (Studien zur klassischen Philologie 29), 250 ff.

hängt die „Klammer“-Funktion des ersten (3, 1) und des letzten Gedichtes (3, 30) für das ganze Buch zusammen. Beide beginnen jeweils mit der ersten Person: *odi – exegi*.⁵⁸ Beide enthalten persönliche Bekenntnisse, die es in 3, 1 erst noch im einzelnen aufzuzeigen gilt.

Nach der Ich-Form in der 1. Strophe (erstes und letztes Wort: *odi – canto*) kehrt der Dichter unerwartet in der letzten Strophe zur Ich-Form zurück (*moliar, permutem*), eine Klammer, die das Gedicht zur Einheit zusammenschließt. Was haben die dazwischenliegenden allgemeinen Betrachtungen epikureischer Art und die Absage an herkömmliche römische Wertvorstellungen und Lebensformen mit der Person des Horaz zu tun? Erst wenn man das dahinter stehende persönliche Anliegen begreift, erhält das Gedicht einen spezifischen Sinn.

Auf Einzelheiten hatten schon Th. Mommsen,⁵⁹ G. Friedrich⁶⁰ und H. Traut⁶¹ hingewiesen, deren Ansichten aber übersehen oder ausdrücklich abgelehnt worden sind. Der Bezug von v. 6 f. *Iovis, clari Giganteo triumpho* auf Augustus wird deshalb abgelehnt, weil Horaz diese Parallele in *carm.* 3, 4 näher ausgeführt hat. (Da Augustus kein *rex* über leibeigene Untertanen ist, betrifft ihn nicht die Aussage über die *reges* in v. 5 f.) Aber *triumphus* ist ein spezifisch römischer Terminus; bei diesem Wort mußten römische Leser an den dreifachen (sozusagen „gigantischen“) Triumph des Octavianus 29 v. Chr. denken; der Triumphator ist Iuppiter.⁶² Horaz gebraucht den Ausdruck *triumphus* fast ausschließlich in Bezug auf Augustus (*epod.* 9, 21. 23; *carm.* 1, 2, 49; 1, 12, 54; 1, 35, 4; 1, 37, 32; 3, 3, 43; 4, 2, 49 f.; Ausnahme 2, 1, 16: Pollio). Die Allegorie der Gigantomachie für einen Sieg über einen ungeheuren Gegner der eigenen Zeit ist ein bekanntes Kunstmittel (z. B. auf den Metopen am Parthenon, auf dem Fries am Pergamon-Altar), hier passend für die Beendigung des furchtbaren Bürgerkrieges. Zu einem Herrscher, dessen Runzeln der Augenbraue Welten bewegt, ist eine gewisse Distanz weiser als feste Abhängigkeit und tägliche Nähe. Daß diese Bindung Horaz drohte, ist aus Suetons *Vita des Horaz* bekannt.⁶³ Wenn hinter den Betrachtungen des Horaz in diesem Gedicht eigene Erfahrungen stehen, wie das Angebot und die Ablehnung des *epistularum officium*, und er indirekt auch Rechenschaft über die Beweggründe seiner Entscheidung ablegt, erhalten die scheinbar allgemeinen Beispiele eine konkrete persönliche Bedeutung. (Er hatte als *scriba*

⁵⁸ Sonst nur noch 3, 26 *vixi*, sein Abschied vom Liebes-„Dienst“; ferner 1, 32; 4, 8; *sat.* 1, 9.

⁵⁹ Reden und Aufsätze, Berlin 1905, 168 ff. (= Sitzungsberichte der Königl. Preuß. Akademie der Wiss. 1889, 23 ff.), bes. 170.

⁶⁰ (s. Anm. 40) 164 f.; vgl. den Schülerkommentar von E. ROSENBERG, Gotha 1912, 136 „Es ist möglich, daß der Dichter dies in Beziehung auf die ihm angebotene Privatsekretärstellung bei Augustus dichtete.“; abgelehnt von W. KROLL, Wiener Studien 37, 1915, 232 ff.; M. S. SANTIROCCO: *Unity and Design in Horace's Odes*, Chapel Hill–London 1986, 204 Anm. 20.

⁶¹ *Philologus* 70, 1911, 318; abgelehnt von L. Amundsen, in: *Wege zu Horaz*, hrsg. von H. OPPERMAN, Darmstadt 1972, 119; vgl. aber seine Schlußfolgerung S. 120: „Immerhin lernen wir aus der Ode so viel, daß wir es mit keinem offiziellen Hofdichter zu tun haben, der in kaiserlichem Dienst steht, sondern mit dem Menschen Horaz selbst.“

⁶² G. WISSOWA: *Religion und Kultus der Römer*, 2. Aufl. München 1912, 127.

⁶³ *Augustus epistularum quoque ei officium obtulit, <ut> hoc ad Maecenatem scripto significat: 'ante ipse sufficiebam scribendis epistulis amicorum, nunc occupatissimus et infirmus Horatium nostrum a te cupio abducere. veniet ergo ab ista parasitica mensa ad hanc regiam et nos in epistulis scribendis adiuvabit.' ac ne recusanti quidem aut succensuit quicquam aut amicitiam suam ingerere desiit.*

Kälte, Regen, Mückenplage ohne Schutz hinzunehmen bereit wären. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß die Ortsangaben *ripam* und *tempe* speziell auf die Lage der ländlichen Villa des Horaz im Sabinerland zutreffen. Die sachlichen Anstöße beseitigt die Annahme eines Hendiadyoin, wobei die letzte Zeile asyndetisch angehängt ist: „nicht die niedrigen Hütten *am* schattigen Flußufer, (und) nicht die Hütten *im* vom Westwind durchwehten Waldtal.“

huc frequens 34
caementa demittit redemptor
cum famulis dominusque terrae 36
fastidiosus.

Den nachhinkenden Worten v. 36 f. *dominusque terrae fastidiosus*, die sich mit dem vorangehenden Text schwer verbinden lassen, ist man in neuerer Zeit mit recht gewaltsamen Texteingriffen oder gesuchten Interpretationen zu Leibe gerückt. Nisbet:⁶⁹ *cum famulis dominoque terrae fastidioso*; Renehan:⁷⁰ *cum famulis dominusque* poetische Wortstellung im Sinne von *cum famulisque dominus*; Shackleton Bailey:⁷¹ *redemptor. tum famuli dominusque* (scil. *scandunt*); Pöschl:⁷² „der Herr dieses Grundes, der anspruchsvolle“. Da eine kommentierende Bemerkung fehlt, gibt diese Interpretation Rätsel auf. Anscheinend nimmt Pöschl Anstoß an dem von *fastidiosus* abhängigen Genetiv *terrae*; dieser Anstoß ist aber unbegründet.⁷³ Für *dominus terrae* in der Bedeutung „Herr dieses Grundes“ fehlt ein Nachweis.⁷⁴ Bei Horaz handelt es sich vielmehr um die häufige Gegenüberstellung von Land und Meer (*aequora* v. 33; vgl. die richtige Erklärung der Stelle bei Porphyrio: *nec terra nec mari*). Für *fastidiosus* nimmt Pöschl eine andere Bedeutung an als beim Verbum *fastidit* v. 23 („verschmäht“); *-que* bleibt unübersetzt, da er anscheinend eine Apposition annimmt (zu *redemptor*?). Die einfachste Erklärung scheint mir zu sein, *-que* wie öfter⁷⁵ explikativ aufzufassen („und zwar, nämlich, denn“) und zu *fastidiosus* scil. *est* hinzuzuverstehen:⁷⁶ „denn der Bauherr ist des festen Landes überdrüssig.“

nec purpurarum sidere clarior 42
delenit usus

⁶⁹ Classical Review n. s. 33, 1983, 25; 36, 1986, 229.

⁷⁰ (s. Anm. 44) 324 f.

⁷¹ SHACKLETON BAILEY (s. Anm. 48) 92 f.; Philologus 134, 1990, 224; zustimmend D. MANKIN, American Journal of Philology 109, 1988, 273 f.; dagegen DELZ (s. Anm. 32) 497.

⁷² PÖSCHL (s. Anm. 43) 147.

⁷³ Vgl. Cic. Brut. 247 *fastidiosus Latinarum (litterarum)*; Fronto, epist. ad Verum I. 13 p. 177, 6 v. d. H. *vestri fastidiosus*; Porph. Hor. epod. 17, 73 *vitae fastidiosa*. Den gleichen Gedanken wie Horaz (*terrae fastidiosus*) drückt Sen. epist. 89, 21 mit den Worten aus: *nec contenti solo*. Über die am Meer gelegenen Villen in Baiae sagt Horaz carm. 2, 18, 22 *parum locuples continente ripa*; 3, 24, 3 f. *caementis licet occupes terrenum omne tuis et mare publicum*.

⁷⁴ Die Junktur *dominus terrae* ist mir nur in der Vulgata begegnet in bezug auf Joseph: gen. 42, 30, synonym mit *princeps Aegypti* gen. 42, 6. Die Junktur *dominus soli/fundi/loci* findet sich zahlreich in den Digesten (1, 8, 6, pr.; 39, 2, 18, 4; 39, 2, 39, 2; 7, 2, 3, 1; 7, 6, 5, 2; 8, 6, 18, 1; 19, 2, 9, 1; 23, 3, 78, 2; 45, 1, 98, pr.; 39, 3, 10, pr.), aber der Gebrauch von *terra* in diesem Sinne ist nicht belegt.

⁷⁵ Vgl. zu epod. 7, 18 und carm. 1, 37, 11; ferner carm. 2, 12, 9; 2, 18, 10; 3, 29, 14; 4, 12, 11; sat. 1, 6, 25; epist. 1, 19, 27.

⁷⁶ Vgl. z. B. carm. 1, 14, 4 *nudum remigio latus* scil. *est*.

Nisbets⁷⁷ Konjekture v. 42 *Sidone* (statt des korrekten, aber konventionellen *sidere*) ist bestechend. Die drei anderen Beispiele für Luxusgüter, die einem seinen Schmerz nicht lindern können, sind alle mit einem adjektivischen Attribut der Herkunft versehen (*Phrygius lapis*, *Falerna vitis*, *Achaemenium costum*). Aber die Konjekture *Sidone* ist zumindest mit einem „Schönheitsfehler“ behaftet. Wenn Horaz dreimal adjektivische Attribute verwendet, wäre hier auch von Sidon die adjektivische Form zu erwarten, wie sonst bei Horaz ausschließlich (epod. 16, 59 *Sidonii nautae*; epist. 1, 10, 26 *Sidonio ostro*; häufiger gebraucht er in Verbindung mit Purpur allerdings das Adjektiv *Tyrius*: epod. 12, 21; carm. 3, 29, 60; sat. 2, 4, 84; epist. 1, 6, 18). Substantiv im Sinne eines Adjektivs⁷⁸ wäre als Variatio akzeptabel (eine Variatio zu den Herkunftsangaben ist allerdings auch das überlieferte *sidere*), aber die Form *Sidone* mit langem *o* ist metrisch nicht korrekt, da hier *Sidone* mit kurzem *o* gefordert ist. Darf man dem formstrengen Horaz,⁷⁹ der sich gerade die Verpflanzung des *Aeolium carmen* als sein besonderes Verdienst anrechnet, eine solche (erst ein Jahrhundert später anzutreffende) Freizügigkeit zumuten? Nicht wie Martial und Silius *Sidone* messen, kann als Maßstab für Horaz gelten, sondern daß Lucr. 6, 585 *Sidone*, Verg. Aen. 1, 619 *Sidona* und Ov. met. 4, 572 *Sidone* alle mit langem *o* messen; diese aussagekräftigen konkreten Belege führt Nisbet aber nicht an, sondern begnügt sich als angeblich hinreichende Stütze für kurzes *o* bei Horaz mit dem Hinweis auf Silius und Martial. Hinzukommt, daß für den besonderen Glanz, der durch einen chemischen Zusatz beim Färben erreicht wird, gerade Tyros berühmt war,⁸⁰ nicht Sidon. Wie man kein Hapaxlegomenon konjizieren soll, so auch keine Anomalie. Die Lesart *sidere clarior* war dem Altertum so geläufig, daß sie Porphyrio fälschlich auf carm. 3, 9, 21 übertragen hat (statt *sidere pulcrrior*). Außerdem lehnt sich Horaz hier mehrfach eng an Lukrez an, so auch bei dem Beispiel des Purpurglanzes: Lucr. 2, 52 *nec clarum vestis splendorem purpurai*. Ein ingenióser Einfall und strenge philologische Methode stehen hier miteinander in Konflikt.

carm. 3, 6

Mit *delicta maiorum* v. 1 (Sünden der vorhergehenden Generationen) weist Horaz auf *culpa* und *scelus* der Vorfahren in den Epoden 7 und 16 zurück. Die Gebote der *pietas* sind noch nicht erfüllt, solange nicht die verfallenen Heiligtümer wiederhergestellt sind. In der 2. Strophe sind die Prinzipien der römischen Herrschaftsideologie in gültiger Aussage formuliert.

dis te minorem quod geris, imperas. 5
hinc omne principium, huc refer exitum:

⁷⁷ Liverpool Classical Monthly 5, 1980, 151 f.; zustimmend DELZ (s. Anm. 32) 497 „eine emendatio palmaris“.

⁷⁸ Vgl. BO (s. Anm. 27) 377 „substantiva vi adiectiva adhibita“.

⁷⁹ Vgl. Hor. ars 258 ff.; epist. 2, 2, 109 ff.; 1, 19, 31 f.

⁸⁰ Plin. nat. 9, 127. 135. 137; 21, 45; 31, 110.

*di multa neglecti dederunt
Hesperiae mala luctuosae.*

7

Zu dem selbständigen Satz *hinc omne principium* v. 6 liegt es näher *est*⁸¹ hinzuverstehen (als einen aus *refer* abgeleiteten Imperativ wie *pete* oder *sume*): „Dadurch daß du dich den Göttern unterordnest, hast du die Weltherrschaft. Daher (von der Unterordnung) nimmst alles seinen Anfang, darauf (auf die Unterordnung) führe den Ausgang (d. h. unsern Erfolg) zurück. Da aber die Götter vernachlässigt worden sind, haben sie über Italien viel Unheil gebracht, so daß es voll Trauer ist.“ Die gegensätzliche Anapher mit *di neglecti* v. 7 (zu *dis* v. 5) weist auf den Mangel an *religio* und die unheilvollen Folgen hin; dafür sind *non auspicatos impetus* v. 10 typisch (wegen der in diesem Gedicht streng eingehaltenen langen ersten Silbe verdient *non* metrisch den Vorzug vor *inauspicatos*⁸²). Auf *religio* gründet sich die metaphysische Rechtfertigung des Imperium Romanum als Erfüllung des göttlichen Fatums.

*non auspicatos contudit impetus
nostros et adiecisse praedam*

10

nostros v. 11 erregt als zweites Attribut zu *impetus* (neben *non auspicatos*) nach den Regeln der lateinischen Grammatiker Anstoß.⁸³ Wie zahlreiche Beispiele von Ennius über Terenz, Lucrez, Catull, Properz bis Vergil zeigen,⁸⁴ war die Praxis der Autoren keineswegs so streng; in zwei Fällen wurde ein weiteres Attribut offenbar toleriert: wenn ein Adjektiv zusammen mit dem Substantiv einen einheitlichen Begriff bildet (wie z. B. die Verbindung *ora maritima*) und wenn das eine Adjektiv einen Genetivus subjectivus vertritt, beide Adjektive also nicht durch eine Konjunktion verbunden werden können (vgl. z. B. Hor. *carm.* 1, 4, 17 *domus exilis Plutonia*; *epist.* 2, 1, 157 f. *horridus ille numerus Saturnius*).⁸⁵ Da in unserm Fall *nostros* mit dem Eigennamen *Romanos* im Sinne des Genetivus *Romanorum* gleichzusetzen ist (*nostros* hat den Vorzug, da es sich zugleich auf die eigene Zeit bezieht), haben wir es nicht mit einer fehlerhaften Ausnahme zu tun. Bentleys Konjektur *nostrorum* ist also sachlich richtig, aber sprachlich überflüssig, da *nostros* den Genetiv *nostrorum* bzw. *Romanorum* vertritt. Die Angabe, daß es sich um Angriffe der Römer handelt,

⁸¹ Vgl. Cic. *Arat.* 1 *a love Musarum primordia*; Verg. *ecl.* 3, 60 *ab love pricipium Musae*; *Iovis omnia plena*; Aen. 7, 219 *ab love principium generis*; Stat. *silv.* 1, pr. *a love principium*; A. OTTO: Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Römer, Leipzig 1890, 178 f. §879.

⁸² Vgl. KELLER: *Epilegomena* (s. Anm. 15) 214; dagegen WILLIAMS (s. Anm. 64) 60 Anm. 2 spricht sich ausdrücklich für *inauspicatos* aus, weil Horaz eine Vorliebe für das privative Praefix *in-* hat; in anderen Gedichten mit Alcaischen Strophen läßt Horaz kurze Silbe am Zeilenanfang zu.

⁸³ Serv. Verg. *ecl.* 3, 38 *duo epitheta, quod est in Latinitate vitiosum*; georg. 4, 19, 369; Aen. 2, 392 (*in paucis versibus*); 3, 70 (*fecit autem hoc prope in decem versibus*).

⁸⁴ Enn. *ann.* (Sk.) 86, 368, 386, 457, 536, 563; Ter. *Andr.* prol. 6 f.; Haut. prol. 22; Lucr. 1, 258, 945; 4, 20; 5, 490 f. 1194; 6, 387 f.; Catull. 1, 1; 4, 8 f.; 63, 3, 70; 116, 1; Prop. 3, 3, 9 f.; Verg. *ecl.* 9, 57; georg. 1, 163, 319 f.; 2, 377; 3, 28; 4, 19, 369, 425; Aen. 2, 542 f. 568 f.; 3, 70; 5, 278; 6, 283, 552; 8, 298 f. 559, 621 f.; 10, 407 f.; 11, 557, 775 f.; 12, 887 f. 902.; Aetna 41 f. (weitere Stellenangaben bei R. HILDEBRANDT, *Philologus* 56, 1897, 100 f.).

⁸⁵ Vgl. KÜHNER-STEGMANN: *Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache, Satzlehre*, 3. Aufl. Hannover 1955, 1. Teil, 240 (vgl. z. B. Nep. Att. 7, 1 *Caesarianum civile bellum*; Liv. 25, 8, 1 *duarum nobilissimarum in Italia Graecarum civitatum*); HOFMANN-SZANTYR (s. Anm. 2) 160 f.

scheint mir als Beispiel für Vernachlässigung der Götter durch Römer und wegen des Gegensatzes zu den Parthern in v. 9 für das Verständnis notwendig. Aus *nostros* ist dann mit Porphyrio zu *praedam* leicht hinzuzudenken: „*ex praeda, quam nobis detraxerunt*“ (Ps. -Acro: *ex praeda Romanorum*). Andere ziehen vor, ein solches Attribut zu *praedam* expressis verbis zu konjizieren (statt des angeblich anstößigen *nostros*): *nostratem* oder *Romanam*: Shackleton Bailey (im Apparat),⁸⁶ *praeclaram*: Nisbet.⁸⁷ Dabei muß man sich fragen, ob ein fehlerhafter Text oder ob Horaz verbessert wird.⁸⁸

In v. 19 setzt Shackleton Bailey anstelle des überlieferten *clades* Peerlkamps Konjekturen *labes* in den Text, mit Verweis auf Sil. 14, 596 *serpere labes*. Derselbe Gebrauch von *labes* findet sich öfter in ähnlicher Weise in Bezug auf die *res publica*.⁸⁹ Aber das gleiche gilt für das synonyme *clades* („Unheil“); Delz verweist auf Sall. Iug. 85, 43.⁹⁰ Eine noch treffendere Parallele ist schon im Similienapparat der Horaz-Ausgabe von Keller-Holder notiert: Sen. Thy. 234–236 *hunc facinus ingens ausus adsumpta in scelus consorte nostri perfidus thalami avehit: hinc omne cladis mutuae fluxit malum*. Aufgrund dieser wörtlichen Horaz-Imitation verbietet sich die Änderung von *clades* also geradezu.

In v. 20 nahm Bentley an *in patriam populumque* Anstoß, weil beide synonym seien, und schrieb stattdessen *inque patres populumque*, womit *universos cives Romanos* bezeichnet würden, *tam patricos et senatores quam plebem*. Shackleton Bailey stimmt im kritischen Apparat den Bedenken zu. Es kommt hier aber nicht auf die Gesamtheit von Senatoren und Plebs an (von *plebs* spricht Horaz ja gar nicht; *populus* bezeichnet vielmehr die von Bentley geforderten *universi cives Romani*), sondern auf die umfassende Totalität von Land und Leuten.⁹¹

In v. 22 ist *matura virgo* als unsinnig beanstandet worden, da man hier neben *iam nunc* v. 23 nicht die Bedeutung „reif“, sondern „noch unreif“ erwartet. Shackleton Bailey setzt *innupta* in den Text,⁹² Delz⁹³ schlägt *nuptura* vor, um der Sache Rechnung zu tragen. Da Horaz häufig das Adjektiv prädikativ im Sinne des Adverbs ge-

⁸⁶ Vgl. auch SHACKLETON BAILEY, *Harvard Studies in Classical Philology* 89, 1985, 156.

⁸⁷ *Classical Review* n. s. 36, 1986, 231 (†*nostros*†); *Gnomon* 58, 1986, 614 Bentleys Konjekturen *nostrorum* erwähnenswert.

⁸⁸ PEERLKAMP sprach aus inhaltlichen und stilistischen Gründen die Verse 9–16 Horaz ab.

⁸⁹ Cic. Lael. 41; dom. 2. 68. 133; Flacc. fr. Med.; Balb. 15; Phil. 7, 15; div. 1, 78; Liv. 39, 9, 1; Verg. Aen. 2, 97 (mit Servius).

⁹⁰ (s. Anm. 32) 498; vgl. ferner Sall. Cat. 39, 4 *magna clades atque calamitas rem publicam oppressisset*; Sall. Iug. 14, 15 *alium alia clades oppressit*; außerdem z. B. Plaut. Capt. 911 *clades calamitasque in nostram venit domum*; Lucr. 6, 1125; Cic. Brut. 332; div. 1, 21; off. 2, 29; Att. 8, 2, 3; Sen. Herc. f. 628; Oed. 571; apol. 10, 3; dial. 6, 19, 6; nat. 6, 28, 3.

⁹¹ PEERLKAMP führt dafür Parallelstellen an: Liv. 5, 41, 3 *devovisse eos se pro patria Quiritibusque Romanis*; Ov. met. 15, 572 *patriae populoque Quirini*; Iuv. 14, 70 *patriae civem populoque dedisti*; Acc. praetext. 6 *portenta ut populo patriae verruncet bene*. Wenn Bentley an drei Stellen (Horaz, Ovid, Juvenal) *patriam/patriae in patres/patribus* ändern muß, zeigt das, daß seine Voraussetzung, um welche *res* es sich handelt, verkehrt ist. Vgl. ferner Sen. contr. 7, 1, 18 *necesse est illi patria, populo, lare carere*.

⁹² (s. Anm. 86) 156; *Philologus* 134, 1990, 225.

⁹³ (s. Anm. 32) 497 „*matura* halte auch ich für sinnlos; ich schlage *nuptura* vor“; *matura* im Sinne von *nubilis* (vgl. Verg. Aen. 7, 53) hatte H. SCHÜTZ (Kommentar, 3. Aufl. Berlin 1889) aufgefaßt; zustimmend FRIEDRICH (s. Anm. 40) 144.

braucht, besonders bei Zeitbegriffen wie etwa *serus*,⁹⁴ kann man auch das gegenteilige *matura* als *mature* „schon früh, zeitig, frühreif“ auffassen⁹⁵ (vgl. *carm.* 2, 17, 6 *maturior vis*; *epist.* 2, 1, 15 *maturos largimur honores*) parallel zu dem adverbialen Ausdruck *de tenero ungui* v. 24. Da diesem das griechische Sprichwort ἐξ ἀπαλῶν ὀνύχων mit der Bedeutung ἀντὶ τοῦ νηπιόθεν, ἐκ βρέφους zugrunde liegt,⁹⁶ ist auch für ihn die temporale Bedeutung des griechischen Vorbildes „von zartester Jugend an“ anzunehmen, wie Porphyrio notiert (*a prima infantia*) und wie es schon Cicero kannte (*epist.* 1, 6, 2 *qui mihi 'a teneris', ut Graeci dicunt, 'unguiculis' es cognitus*; wiederaufgenommen 1, 7, 9 durch *a pueritia*; ferner Claud. 28, 79 *tenero conceptus ab ungue* mit eindeutigem Kontext), nicht ein Grad der Intensität (bis in die Fingerspitzen hinein, mit allen Fasern ihrer Empfindung), obwohl manche Erklärer diese Bedeutung vorziehen.⁹⁷ Zu der speziellen Bedeutung von *de* „schon (noch) während“ vgl. *carm.* 1, 1, 20; *epod.* 13, 4; *sat.* 2, 8, 3; *epist.* 1, 2, 32 (die aus der Wendung *diem de die* bekannte Bedeutung „unmittelbar nach“ ist hier kaum angebracht).

Auch in v. 45 gibt eine griechische Sentenz den Ausschlag dafür, daß *imminuit Praesens* ist (allgemeingültiger Gedanke), nicht Perfekt:⁹⁸ Soph. Aias 714 πάνθ' ὁ μέγας χρόνος μαραίνει.

carm. 3, 9

„*Donec gratus eram tibi
nec quisquam potior bracchia candidae 2
cervici iuvenis dabat,
Persarum vigui rege beatior. “*
*‘donec non alia magis
arsisti, neque erat Lydia post Chloen 6*

⁹⁴ Vgl. BO (s. Anm. 27) 134 „adi. pro adv.“.

⁹⁵ So schon Th. PLÜSS: Horazstudien, Leipzig 1882, 272; J. VAHLEN: Opuscula acaemica, I, Leipzig 1907 [1886], 335 f.; ROSENBERG (Schülerkommentar) 1912, 154 „*matura* für das Adverb = frühreif“.

⁹⁶ E. L. v. LEUTSCH: Paroemiographi Graeci, II, Göttingen 1851, 407 Apost. 7, 51a; vgl. I 252 adn.

⁹⁷ Ein Beispiel aus der älteren Literatur: MENGE (s. Anm. 1) 263 „in allen Fibern kocht ihr die Begierde“; KIEBLING 1884. In neuerer Zeit hat sich WILLIAMS (s. Anm. 64) 62 ff. mit ausführlicher Begründung dafür eingesetzt: „with all her young heart“, „whole heartedly“ (ihm schließt sich NUMBERGER [s. Anm. 1] 485 f. an). Aber den antiken Autoren war für die Redensart ἐξ ἀπαλῶν ὀνύχων/la *teneris unguiculis* nur die temporale Bedeutung geläufig. Da ἀπαλός und *tener* sich genau entsprechen, kannte Horaz, ebenso wie Cicero, das Sprichwort in dieser Gestalt und in der dafür üblichen Bedeutung. Wenn es außerdem auch eine abweichende Redensart ἐξ ὀνύχων (Hesych. s. v.; Zonaras, Lexicon s. v.) mit einer anderen Bedeutung gab (vgl. Plaut. Stich. 761 *usque ex unguiculis*; Apul. met. 10, 22, 1 *ex unguiculis*), kann man diese bei Horaz hier nicht voraussetzen. Vgl. über die Problematik ausführlich OTTO (s. Anm. 81) 356 §1826 mit Anmerkung; C. ROLFE, Transactions and Proceedings of the American Philological Association 33, 1902, LXII f.; 34, 1903, LV–LIX; E. W. FAY, American Journal of Philology 29, 1908, 201 ff. (einseitig); A. CAMERON, Classical Quarterly, n. s. 15, 1965, 80 ff.

⁹⁸ Vgl. wieder das Beispiel von Menge „Ach, was hat die unheilschwangere Zeit nicht verkümmert?“; BIRT (s. Anm. 43) II 52 „Die Zeit, die alles beschädigt, was hat sie nicht verdorben?“; WILLIAMS 62 „What has destructive time not diminished?“; M. C. J. PUTNAM: Artifices of Eternity, Ithaca–London 1986, 289 „What has our cursed age not demeaned?“

– *multi Lydia nominis* –,
Romana vigui clarior Ilia. ’

Da die genaue Responson zum Wesen dieses Gedichtes gehört, wie allgemein anerkannt ist, hat Birt⁹⁹ darauf aufmerksam gemacht, daß, ebenso wie in der 1. Strophe, auch in der 2. Strophe der Nebensatz (*donec*) drei Zeilen umfassen müsse und dann erst in der letzten Zeile der gleich gebaute Hauptsatz folgt; nach *nominis* v. 7 muß also interpungiert werden, da diese Zeile nicht zum Hauptsatz in v. 8 gehört. Mir scheint die Argumentation überzeugend zu sein; soweit ich sehe, haben sie aber in neuerer Zeit nur wenige Herausgeber akzeptiert und ans Ende von v. 7 ein Komma gesetzt.¹⁰⁰

Die Iteratio *Lydia* v. 6 und 7 spricht für die Zusammengehörigkeit der beiden Verse. Die genaue Responson von v. 4 und 8 (Wort für Wort) würde gestört durch die Erweiterung von v. 8 durch v. 7. In v. 6 und 7 spricht *Lydia* in der Gegenüberstellung mit *Chloe* von sich objektivierend in der 3. Person, in v. 8 im Vergleich mit *Ilia* in der 1. Person, was eine grammatische Trennung der Verse 7 und 8 nahelegt (obwohl *multi Lydia nominis* auch als Apposition zu der in *vigui* enthaltenen 1. Person möglich ist, aber v. 8 wird damit unnötig befrachtet). Horaz wollte sicher nicht seine Liebesgedichte an *Lydia* auf die gleiche Stufe mit dem Nationalepos des Ennius (mit der Würdigung der Stammutter der Römer) stellen. Für die Mutter der Gründer Roms (und damit Inbegriff weiblicher Vollkommenheit, vgl. sat. 1, 2, 126) wird schon die Bezeichnung *Romana* vorweg in Anspruch genommen und hervorgehoben; sie ist sozusagen römische Bürgerin, was *Lydia* nicht ist. In der 1. Strophe wird der Rivale über 2 Verse hinweg charakterisiert (*nec quisquam ... iuvenis* zeigt die Einheit der Verse 2 und 3), in der 2. Strophe hebt die gekränkte *Lydia* sich und ihre Vorzüge über 2 Verse hinweg hervor; wie in der 1. Strophe ein Hyperbaton die 2. und 3. Zeile verbindet, so in der 2. Strophe eine Iteratio (v. 7 als Apposition zu v. 6: „*Lydia*, die doch von dir Vielbesungene“).¹⁰¹ Mit der Wiederholung ihres Namens unterstreicht *Lydia*, daß sie *multi nominis* ist, während die Rivalin verächtlich einfach mit ihrem Namen abgetan wird, ohne ein Wort der Charakteristik (die im Namen enthalten ist: sie ist noch „grün“): *Lydia* mußte hinter einer noch grünen Person zurückstehen, obwohl doch *Lydia* von Horaz in seinen Gedichten vielbesungen und damit in aller Munde war. Zu einer genauen Responson steigert sich Horaz erst im zweiten Strophenpaar, aber die Parallelität im Aufbau (nicht im Inhalt) der beiden ersten Strophen ist schon eine Vorstufe dazu.

⁹⁹ BIRT (s. Anm. 43) I 92; II 94; aufgegriffen von zwei Lehrerkommentaren: E. RÖVER–H. OPPERMAN, Stuttgart 1961, 71 (dagegen OPPERMAN im Nachwort 128 „In Strophe II entfallen auf den Nebensatz zwei und auf den Hauptsatz zwei Verse: 5–6, 7–8.“); NUMBERGER (s. Anm. 1) 493. Übrigens machen schon die Scholia in Horatium 17 (s. Anm. 28) die ersten 3 Zeilen von *donec (dum)* abhängig: *donec tu non arsisit alia Venere magis quam mea et dum ego Lydia non eram post Chloen in pulchritudine reputatione tua et dum Lydia erat magni nominis, ego Lydia vigui clarior Romana Ilia, idest matre Romuli.*

¹⁰⁰ Zum Beispiel KIESSLING 1884, NAUCK 1905, MENGE 1910, ROSENBERG 1912, F. RICHARD (Paris 1931), F. VILLENEUVE (Paris 1954), E. TUROLLA (Torino 1963), H. FÄRBER (München 1967).

¹⁰¹ Ein drittes Glied in dem Nebensatz, wie es der Scholiast (s. Anm. 99) annimmt „*et dum ... erat*“, würde die Konzinnität mit der 1. Strophe stören.

Gegen das anstelle des überlieferten *reiectaeque* v. 20 von Peerlkamp in den Text gesetzte *reiectoque* (d. h. Lydia hat ihn vor die Tür gesetzt) genügte es eigentlich, auf Bentleys Interpretation zu verweisen: „et Chloen nunc, et Lydiam olim e domo Horatii eiectam“. Nun hat es aber Shackleton Bailey,¹⁰² ohne Rücksicht auf Bentley, noch einmal erfunden. Obwohl in der Diskussion das Für und Wider schon mehrfach erörtert ist, möchte ich die Argumente zugunsten der Überlieferung noch einmal wiederholen, da dabei ein Gesichtspunkt noch nicht zur Sprache gekommen ist. Die Erwägungen, das überlieferte *reiectae* zu ändern, gehen von psychologischen Voraussetzungen aus, die anachronistisch die sozialen Bedingungen der Zeit und der Personen außer acht lassen. Hetären konnten es sich nicht leisten, einen guten Kunden wegen Unbeständigkeit und Aufbrauens vor die Tür zu setzen. Selbst einen gewalttätigen Liebhaber mußten sie ertragen (carm. 1, 17), wenn er dafür gut zahlte; das gehörte zum Berufsrisiko. (Immerhin ist die gegen Lydia taktlos scheinende Erinnerung *reiectae* ein weniger harter Ausdruck als das ihrer Rivalin Chloe zuge dachte *excutitur*.) Die Trennung und die Wiederversöhnung geht von *ihm* aus. Wie er jetzt Chloe rauswirft, hatte er vorher Lydia verstoßen; er mußte ihr daher seine Tür wieder öffnen. Die Initiative liegt von Anfang an bei ihm. v. 20 *excutitur Chloe scil. a me*, das fortsetzende *-que* v. 20 („und dann“) zeigt, daß er weiter der Aktive ist. Lydia ist jedenfalls keine römische Bürgerin; damit sind ihr soziale Schranken gesetzt. Davon bleibt unbenommen, daß er sich sowohl zu ihr einläßt (da er sie aushält) als auch sie zu sich einläßt. Ihren Wunsch im letzten v. 24 nach einer Verbindung fürs Leben könnte nur er ihr erfüllen.

In der 5. Strophe stehen seine Fragen im bestimmten Praesens (*redit, cogit, excutitur, patet*) und weisen auf seinen sicheren Entschluß. Lydias anfängliche Vorbehalte in der 6. Strophe sind nur retardierendes Scheingefecht, um in der letzten Zeile um so offener ihr echtes Gefühl zu offenbaren. Es scheint mir ein psychologisches wie grammatisches Mißverständnis zu sein, wenn man *amem* und *obeam* v. 24 als Coniunctivus potentialis auffaßt,¹⁰³ als ob sie noch Vorbehalte macht und Bedingungen stellt (gegebenenfalls, falls du Strophe 5 wahr machst; unter den von dir genannten Umständen). Es handelt sich vielmehr um den Coniunctivus optativus im Hauptsatz der konditionalen Periode (vgl. *si* in Strophe 5), wie er archaisch und umgangssprachlich zum Ausdruck von Schwüren und Beteuerungen gebräuchlich ist.¹⁰⁴ *amem* steht wie ein Hilfsverbum beim Infinitiv¹⁰⁵ (= *velim, cupiam*, entsprechend am Schluß das adverbial gebrauchte *lubens*) für das griechische βουλοῦμην

¹⁰² Profile (s. Anm. 48) 93 f.; zustimmend DELZ (s. Anm. 32) 497. – NISBET, Classical Review n. s. 33, 1983, 24; 36, 1986, 229; Gnomon 58, 1986, 614; Proceedings of the Cambridge Philological Society, Suppl. 15, 1989, 87 f. konjiziert *praelataeque*.

¹⁰³ RÖVER-OPPERMANN (s. Anm. 99) 72; NUMBERGER (s. Anm. 1) 496; WILLIAMS (s. Anm. 64) 62 „should I“; R. O. A. M. LYNE: The Latin Love Poets, Oxford 1980, 226 „Lydia speaks hypothetically“; E. DOBLHOFFER: Horaz, ausgewählt und kommentiert, Paderborn 1984, 43.

¹⁰⁴ HOFMANN-SZANTYR (s. Anm. 2) 185. 664; J. B. HOFMANN: Lateinische Umgangssprache, 3. Aufl. Heidelberg 1951, 31.

¹⁰⁵ HOFMANN-SZANTYR 346; vgl. im Griechischen ἀγαπᾶν, φιλεῖν mit dem Infinitiv: „gern tun wollen“.

äv.¹⁰⁶ Wie hier *obeam* (ein prosaisches Wort der Alltagssprache im Gegensatz zum fiktiven *bis patiar mori* v. 15), so begegnet in gleicher Funktion bei Beteuerungen *inteream* (Hor. sat. 1, 9, 38: *si ...*), *moriar*, *ne vivam*, *peream*, *dispeream* (Catull. 92, 4: *nisi amo*). Was Lydia hier ausspricht, ist der letzte gemeinsame Wunsch hoher Gattenliebe (nicht wirklichkeitsfernes *pro quo*, sondern tief empfundenenes *tecum* „gemeinsam mit“), wie er von Philemon und Baucis bekannt ist (Ov. met. 8, 705 *dicite, quid optetis*). Ein schöneres Denkmal konnte Horaz ihrer Liebe nicht setzen, ungeachtet dessen, daß ihr Wunsch unreal war.

Es bleibt noch der Hinweis auf die Variante *clarior* statt *pulcrior* v. 21 (vgl. zu *carm.* 3, 1, 42) nachzutragen. Porphyrio hat hier sein Gedächtnis im Stich gelassen, indem er das ihm aus 3, 1, 42 geläufige *sidere clarior* einsetzte, wobei vielleicht auch *clarior* in dem Vergleich v. 8 mitgespielt haben mag. Dies Versehen ist jedenfalls ein Indiz dafür, daß ihm die Wendung *sidere clarior* als horazisch geläufig war.

carm. 3, 26

o, quae beatam diva tenes Cyprum et 9
Memphin carentem Sithonia nive,
regina, sublimi flagello
tange Chloen semel arrogantem.

Die vorherrschende Auffassung, daß Horaz in der letzten Strophe eine Kehrtwendung von seiner Absage an den Liebes-„Dienst“ macht und Venus um Schützenhilfe bittet, um die hochmütige und widerspenstige Chloe ihm gefügig zu machen, verkehrt die scheinbar ernsthafte Entscheidung zu einem bloßen Spiel, um Venus als Helferin zu gewinnen, damit er bei Chloe wenigstens einmal zum Erfolg kommt.¹⁰⁷ Mir scheint vielmehr umgekehrt die detailgetreue Aufzählung seiner ausgedienten Ausrüstung und das pedantische Zeremoniell ihrer Weihung in den beiden ersten Strophen Züge parodistischer Übertreibung zu haben (wozu auch die formelhaften Wendungen von Soldaten-Grabinschriften gehören¹⁰⁸), während die feierliche, hochstilisierte Anrede der Göttin zeigt, daß es ihm mit seinem Gebet ernst ist. Paßt dieser Ton dazu, wenn er Venus nur als Kupplerin gewinnen will? Kann das der Sinn der Bestrafung mit der Geißel sein? *semel* besagt nicht, daß die Göttin ihm „einmal noch“¹⁰⁹ zum Erfolg verhelfen soll, sondern daß Chloe für ihr Vergehen gegen die

¹⁰⁶ KÜHNER-GERTH: Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache, Satzlehre, 1. Teil, 4. Aufl. Hannover 1955, 232 *βουλοῖμην ἄν = velim*.

¹⁰⁷ Nur eine kleine Auswahl: KIESSLING 1884, NAUCK 1905, BIRT 1925, KIESSLING-HEINZE 1930, COMMAGER 1962, SYNDIKUS 1973, QUINN 1980, GRIFFIN 1993, NUMBERGER 1997; KELLER: *Epilegomena* (s. Anm. 15) 270 „schalkhafter Schluß“; MENGE (s. Anm. 1) 336 „ein Schelmenlied voll köstlichen Humors“; WILLIAMS (s. Anm. 64) 133 „an amusing surprise“; G. THOME: Die späte Liebeslyrik des Horaz, in: *Römische Lebenswelt*, Heidelberg 1995, 139, 141.

¹⁰⁸ Vgl. R. MERKELBACH, *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 17, 1975, 140; MAUCH (s. Anm. 57) 228 f.

¹⁰⁹ Vgl. z. B. R. REITZENSTEIN: Aufsätze zu Horaz, Darmstadt 1963 [1908], 12 f.; WILLIAMS 133; OKSALA (s. Anm. 22) 57 f.; T. C. W. STINTON, *Phoenix* 31, 1977, 164 ff.; DOBLHOFFER (s. Anm.

Göttin der Liebe einmal nur mit der hochgeschwungenen Geißel, also sehr hart, getroffen wird, zur Vergeltung. Chloe soll in ihrer jugendlichen Vermessenheit durch die Strafe selbst auch einmal –nur einmal– die Erfahrung machen, wie schmerzlich verschmähte Liebe ist.¹¹⁰ Diese Auffassung findet immer mehr Fürsprecher.¹¹¹

carm. 3, 28

parcis deripere horreo

cessantem Bibuli consulis amphoram? 8

Wenn Horaz Lyde auffordert, eine im Weinkeller ruhende Amphore Caecuber vom Jahrgang des Consuls Bibulus (59 v. Chr.) hervorzuholen, so spricht die im Namen liegende Anspielung (vgl. epist. 1, 14, 34 *bibulus* „trinkfreudig“) für die besondere Qualität des Weines. Aber in dieser etwas schalen Anspielung¹¹² kann sich die Erwähnung des Consuls Bibulus nicht erschöpfen. Nicht viel besser steht es mit der Deutung, *cessantem amphoram* spiele auf die (von Caesar erzwungene!) Untätigkeit des Consuls Bibulus an.¹¹³ Ernst A. Schmidt¹¹⁴ hat sehr ansprechend daraus auf Lydes Geburtsjahr geschlossen¹¹⁵; sie wäre also zur Zeit des Gedichtes etwa 35 Jahre alt (die berühmten *septem lustra* Ovids, ars 2, 694). Mir scheint noch ein anderer Bezug nahezuliegen. Horaz bewahrt den Caesargegnern und Kampfgefährten aus den Tagen von Philippi ein treues Gedenken (unter den hier behandelten Gedichten: Sestius in *carm.* 1, 4 und Torquatus in *carm.* 4, 7; dem Sohn des Bibulus – und später Stiefsohn des Brutus – und Freund des Horaz seit Philippi in *sat.* 1, 10, 86). Marcus Calpurnius Bibulus war im Kampf gegen Caesar auf der Seite des Pompeius Oberbefehlshaber der Flotte und unterband Caesars Verbindungen von Griechenland (Epirus) nach Italien; Anfang 48 starb er, da er den winterlichen Strapazen auf See nicht gewachsen war. Während der gemeinsam mit Caesar geführten Ämter als Aedil und Consul wurde er von Caesar völlig dominiert, so daß Spötter datierten „*non Caesare*

103) 46; B. KYTZLER: Horaz, München-Zürich 1985, 60 f.; Mauch (s. Anm. 57) 231; W. STROH: De Horati poesi amatoria, in: Atti del convegno di Venosa, Venosa 1993, 173.

¹¹⁰ Vgl. die Scholiasten: *vult autem Chloen percuti vel una gravi amoris plaga a Venere.*

¹¹¹ ROSENBERG 1912; F. VILLENEUVE: Horace, Odes et épodes, 5. Aufl. Paris 1954, 139 Anm. 4; C. V. JONES, Harvard Studies in Classical Philology 75, 1971, 81 ff.; D. GAGLIARDI, Bollettino di Studi Latini 2, 1972, 255; J. BUCHMANN: Untersuchungen zur Rezeption hellenistischer Epigrammatik in der Lyrik des Horaz, Diss. Konstanz 1974, 107; D. GAGLIARDI: Studi su Orazio, Potenza-Palermo 1986, 38; SANTIROCCO (s. Anm. 60) 143; E. LEFÈVRE: Horaz, München 1993, 144; B. ARKINS, in: Horace 2000, ed. by N. RUDD, London 1993, 110.

¹¹² MÜLLER (s. Anm. 1) 329 „Gewiß ist der Name nicht, mit ziemlich läppischer Anspielung, gewählt, weil Horaz trinken will, ... sondern weil er hier besonders gut in den Vers paßt.“ PÖSCHL (s. Anm. 43) 186 „Auch die Doppeldeutigkeit von *Bibulus* ist humoristisch. Horaz hat den Jahrgang des Weines so gewählt, um sich die Anspielung nicht entgehen zu lassen.“

¹¹³ WILLIAMS (s. Anm. 64) 143 „Consul Bibulus, if any, was a *cessans*.“

¹¹⁴ Antike und Abendland 26, 1980, 24.

¹¹⁵ Wie Horaz *epod.* 13, 6; *carm.* 3, 21, 1 den Consul seines Geburtsjahres nennt. Übrigens spricht Porphyrio zu *Bibuli consulis amphoram* vom „Geburtsjahrgang“ des Weines: „*eo anno, quo Bibulus consulatum gessit, natam*“ (statt des üblicheren Jahres der „Erzeugung“; vgl. Plin. nat. 14, 94 *omnia tunc genita vina unum habent consulis nomen*; 19, 53; 23, 35 und öfter).

et Bibulo, sed Iulio et Caesare consulibus actum (bis eundem praeponentes nomine atque cognomine)“.¹¹⁶ Es ist eine späte Wiedergutmachung, wenn Horaz nun den Jahrgang des Weins allein nach dem Consul Bibulus datiert.

carm. 3, 30

Die Erklärung von *situ* v. 2 bereitet große Schwierigkeiten, da die postulierte Bedeutung „Bau“ oder „Grabmal“ nicht belegt ist. Da Horaz epist. 2, 2, 118 vom häßlichen Schimmel (*situs informis*) spricht, der auf altertümlichen Wörtern liegt, hat man diese Bedeutung auch hier angenommen.¹¹⁷ Aber auf die Pyramiden trifft das sachlich nicht zu, da diese zu jener Zeit noch keine Verfallserscheinungen zeigten, und auch inhaltlich nicht, da es bei den Pyramiden nicht wie bei *aes* auf die Dauerhaftigkeit ankommt, sondern auf die Höhe, und dazu wäre eine Angabe über ihre zeitbedingte Verwitterung ein unpassender Vergleich, durch den außerdem die Größe seines *monumentum* herabgesetzt würde (vgl. vielmehr Ps. -Acro: *ultra magnificentiam vel soliditatem sepulcrorum*; Prop. 3, 2, 17 *pyramidum sumptus ad sidera ducti*). An zwei anderen Stellen (epist. 1, 16, 4 *forma et situs agri*; 2, 1, 252 *terrarum situs*) gebraucht Horaz *situs* in der Bedeutung „Lage“. Da die Pyramiden sich aus der flachen Wüste erheben, wirkt ihre Höhe besonders imposant, so daß darauf der Ausdruck „erhabene Anlage“ zutrifft.¹¹⁸ (Eine Enallage des Adjektivs *regali* anzunehmen, = *regaliū pyramidum*, ist also unnötig.)

Da in diesem Beitrag wiederholt die Bedeutungsvielfalt von *-que/et* zur Sprache kam, sei hier der Vollständigkeit halber auf die bekannte Erscheinung hingewiesen, daß in v. 6 nach der Negation *non* das folgende *-que* adversative Bedeutung hat.

Da *modus* speziell das Versmaß (Längen und Kürzen) bezeichnet, hat man in v. 13 f. *Aeolium carmen ad Italos deduxisse modos* eine Doppelenallage angenommen (*Aeolios modos ad Italum carmen*; vgl. Porphyrio: *testatur ergo se Horatius Graeci carminis modulationes primum in Latinam linguam contulisse*). Dafür spricht die Parallele *carm. 1, 32, 3–5 age dic Latinum, barbite, carmen, Lesbio primum modulate civi*. Aber *carm. 4, 3, 12*, das mit diesem Gedicht manche Berührung zeigt, steht ebenfalls *Aeolio carmine*, wo keine Enallage möglich ist. Die äolische

¹¹⁶ Suet. Iul. 20, 2 (vgl. auch 10, 1) fährt fort: *ut vulgo mox ferrentur hi versus: non Bibulo quiddam nuper sed Caesare factum est: / nam Bibulo fieri consule nil memini*.

¹¹⁷ KIESSLING 1884 = εὐρώς; NAUCK-WEISSENFELS 1905, 167 „*situ* = *squalore*“; ROSENBERG 1912 „Schimmel“; PASQUALI (s. Anm. 43) 749 „muffa“; BIRT (s. Anm. 43) II 116 „Vernachlässigtsein“ *oblivione* (*regali* = *regaliū*); PÖSCHL (s. Anm. 43) 247 ff. „höher als das königliche Vermodern der Pyramiden“; QUINN (s. Anm. 39) 295. Dieser Gedanke liegt offenbar bei Martial 8, 3, 4 ff. vor, der die Aussage des Horaz selbstverständlich gekannt, aber hier variiert hat; denn er spricht gerade nicht von den Pyramiden, von denen er vielmehr auch eine hohe Meinung hatte (8, 36, 1 *regia pyramidum miracula*; 10, 63, 1 f.; epigr. 1, 1).

¹¹⁸ Da Cic. Verr. II 5, 26 zwischen *situs* und *natura loci* differenziert (*urbem Syracusas, cuius hic situs atque haec natura esse loci caelique dicitur*), schließt *situs* bei Städten oder Bauwerken die von Menschen geschaffene Anlage mit ein (der Kontext verbietet es, *situs atque natura* als „natürliche Lage“ aufzufassen). Caes. Gall. 5, 57, 3 *ut situm castrorum cognosceret* (§ 1 *et loci natura et manu munitissimis castris*); 7, 83, 1 *ex his superiorum castrorum situs munitionesque cognoscunt*; Tac. hist. 1, 48, 2 *cupidine visendi situm castrorum* zielen ebenfalls auf die von Menschen geschaffenen konkreten Anlagen ab.

Dichtung ist für Horaz also nicht nur mit ihren Versmaßen Vorbild, sondern auch mit ihrem Ethos, der Dichtungsart, Form und Inhalt, so daß *Aeolium carmen* „Dichtung äolischer Art“ bezeichnet, *Italos modos* „italische (lateinische) Verse“.

Es ist umstritten, ob zu *meritis* v. 15 scil. *tuis* oder *meis* gemeint ist. Porphyrio versteht das als Verdienst des dichterischen *ingenium*: „*adroga tibi gloriam ubertate ingenii quaesitam*.“ Aber *carm.* 4, 3 gibt den Ausschlag zugunsten von *tuis*, da sein Dichten das Verdienst der Muse ist, der Dichter ist ihr Diener und von ihr inspiriert, aber seine eigene Leistung findet Anerkennung bei den Menschen und bei der Göttin der Dichtkunst. Eine interpretierende Übersetzung muß das deutlich zu machen suchen: „So nimm denn meinen stolzen Ruhm entgegen (für dich in Anspruch),¹¹⁹ der durch dein Verdienst von mir erworben ist, und (als Dank, da du auf meinen Musesdienst stolz sein kannst) umwinde mir mit delphischem Lorbeer gnädig das Haar.“

carm. 4, 5

tutus bos etenim rura perambulat, 17
nutrit rura Ceres almaque Faustitas,
pacatum volitant per mare navitae,

An dem wiederholten *rura* hat man mehrfach Anstoß genommen.¹²⁰ Doch scheint es mir schulmeisterlich, zu verlangen, Horaz müsse *expressis verbis* sagen, daß v. 17 der Stier durch Wiesen¹²¹ schreitet und daß v. 18 Ceres Getreide¹²² gedeihen läßt: muß man solche Banalitäten einem Dichter unterschieben? Bei der Schilderung der *pax Augusta* schwingt er sich, wie bei der utopischen Schilderung der *aurea aetas* *epod.* 16, 41 ff., zu einer gehobenen Stilisierung auf (vgl. ebenso v. 32 ff.): wie dort v. 41 f. mit wiederholtem *arva*, so hier v. 17 f. mit wiederholtem *rura*.¹²³ Die Wiederholung betont die zentrale Bedeutung der Landwirtschaft für Italien im Programm des Augustus (als Verdienst des Augustus ebenso *carm.* 4, 15, 5; *carm. saec.* 59 f.; *epist.* 1, 12, 28 f.).¹²⁴ Die Wiederholung von *rura* verbindet in chiastischer Stel-

¹¹⁹ Für die verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten seien wenigstens zwei unterschiedliche Beispiele angeführt: J. LENGSTEINER, *Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien* 42, 1891, 16 „Nimm mein zu hoch getriebenes Selbstgefühl als ein solches (berechtigtes) hin, wozu ich mir die Berechtigung durch meine Verdienste erstrebt habe, d. h. lasse es als ein berechtigtes gelten, und nimm es mir deshalb nicht übel.“; ERNST A. SCHMIDT (s. Anm. 67) 118 „Fasse hohen Mut (das 'Annehmen des Stolzes' nicht als ein Akzeptieren, sondern wie in 'Mut fassen' ein 'Ergreifen', 'mit Beschlag belegen', ein 'Anlegen' wie eines Gewandes), den mein Verdienst dir errungen.“ Zur Einordnung in die Gattungstradition vgl. R. GRUHL, *Forum Classicum* 42, 1999, 8 ff.

¹²⁰ SHACKLETON BAILEY (s. Anm. 48) 137 f. (verteidigt die Wiederholung); NISBET, *Classical Review* n. s. 33, 1983, 26; *Gnomon* 58, 1986, 615; *Proceedings of the Cambridge Philological Association*, Suppl. 15, 1989, 93; DELZ (s. Anm. 32) 499.

¹²¹ *rura*] *prata* FABER.

¹²² *rura*] *farra* BENTLEY, *culta* CUNNINGHAM, *tuta* MAC KAY, *grana* NISBET.

¹²³ Vgl. FRAENKEL (s. Anm. 25) 519 Anm. 3 „Durch das, was hier über den Stilcharakter der Zeilen 17–24 gesagt ist, ist zugleich jeder Versuch unmöglich gemacht, bei *rura* in 18 einzugreifen.“

¹²⁴ Die massenhafte Ansiedlung von Veteranen auf dem Land ist bekannt; vgl. auch die Fruchtbarkeitsmotive auf den Reliefs der Ara Pacis; als Bilanz des Augustus: Vell. 2, 89, 4 *rediit cultus agris*; ferner *Ov. fast.* 1, 703 f. *sub iuga bos veniat, sub terras semen aratas. pax cererem nutrit*; 1, 68 *otia terra ferax, otia pontus habet*.

lung (am Versende und Versanfang) zugleich die beiden asyndetischen Verse zur Einheit „Land“ (Italien). Da es auf die Sicherheit (*tutus* in betonter Anfangsstellung) auf dem Land und auf dem Meer (v. 19 *pacatum mare*) ankommt, würde die Beseitigung des einen oder beider *rura* dieses notwendige Pendant zerstören. *rura* muß sich beidemal auf dasselbe beziehen: das Ackerland,¹²⁵ das der Stier (als Arbeitstier,¹²⁶ nicht untätig auf der Weide¹²⁷: 3, 18, 11 f. *in pratis otioso cum bove*) pflügt und das Ceres im Frieden gedeihen läßt. epod. 2, 3 *rura bobus exercet* bestätigt diese Arbeit der Stiere auf den Feldern (ebenfalls *rura*).¹²⁸ Aber die Sicherheit der Pax Augusta (wie die Verhältnisse in der *aetas aurea*) läßt den Stier die schwere Arbeit (3, 13, 11 *fessis vomere tauris*) willig und freudig ertragen (vgl. epod. 16, 49 *capellae iniussae*, 50 *grex amicus*), so daß sie für ihn wie ein Spazierengehen vor dem Pflug ist. Die Utopie der Epode 16 scheint für Horaz in der Pax Augusta romantisch verklärte Wirklichkeit geworden zu sein.

<i>condit quisque diem collibus in suis,</i>	29
<i>et vitem viduas ducit ad arbores;</i>	
<i>hinc ad vina redit laetus et alteris</i>	31
<i>te mensis adhibet deum.</i>	

Shackleton Bailey setzt statt *vina* v. 31 in den Text *tecta*,¹²⁹ da *vina* durch *vitem* v. 30 eingedrungen sei und den Akzent, der auf dem folgenden Trankopfer v. 33 f. liegt, schwäche. Im Gegenteil: wie *vitem* zu *vina*, so führt *vina* auf die *libatio* als Höhepunkt hin (*mero defuso pateris* v. 33 f.); der umfassendere Ausdruck wäre *ad cenam/mensam*, aber der Gedanke an den dabei getrunkenen Wein stimmt ihn freudig. Ps. -Acro erklärt v. 31 „*id est, a labore ad convivia*“; die *libatio* fand „*in fine convivii*“ statt. Da die Verehrung des Augustus erst beim Nachtschmaus erfolgt (v. 31 f. *alteris mensis* = *secundis* sat. 2, 2, 121), fügen die Scholia λφψ erklärend hinzu: „*mensis secundis, id est pomorum mensis. apud antiquos enim duae mensae erant, una carnum, altera pomorum, et sicut adhibebatur vinum in priori, ita et in secunda.*“¹³⁰ v. 31 *ad vina* (= *convivia*) *redit* bedeutet also keine Beeinträchtigung des erst auf die Hauptmahlzeit (inklusive Wein) folgenden Trankopfers. *dicimus uvidi* v. 39 setzt voraus, daß sie vorher bereits reichlich getrunken haben. Da im Praeverb *re-/red-* von *redit* mitzuverstehen ist: scil. *domum*, erscheint „*tecta*“ sogar überflüssig. An den von Shackleton Bailey angeführten Parallelstellen kommt die Junktur *ad tecta redit* nicht vor. Gibt es sie im Lateinischen überhaupt?¹³¹

¹²⁵ Vgl. Ps. -Acro: „*agris*“.

¹²⁶ KIESSLING 1884, KIESSLING-HEINZE 1930, NAUCK-HOPPE 1915.

¹²⁷ So SYNDIKUS (s. Anm. 55) II 337 Anm. 44.

¹²⁸ Nur auf den gesegneten Inseln spendet die Erde Getreide, ohne daß sie gepflügt werden muß: epod. 16, 43 *reddit ubi cererem tellus inarata quotannis*.

¹²⁹ Vgl. auch Harvard Studies in Classical Philology 89, 1985, 158; zustimmend DELZ (s. Anm. 32) 497; NISBET, Classical Review n. s. 36, 1986, 228.

¹³⁰ Vgl. MARQUARDT-MAU: Das Privatleben der Römer, 2. Aufl. Leipzig 1886, 1. Teil, 326 f. Zu Einzelheiten einer *cena* samt *vina* vgl. Hor. sat. 2, 8.

¹³¹ Nur entfernt vergleichbar Verg. georg. 4, 434 *Vesper ubi e pastu vitulos ad tecta reducit* (Sil. 15, 707 *pecus e pastu cum sese ad tecta referret*); ferner Verg. Aen. 2, 440 *sic Martem indomitum Danaosque ad tecta ruentis / cernimus*; 8, 359 *ad tecta subibant*.

carm. 4, 7

Gratia ... nuda v. 5 f. (vgl. *carm. 3, 19, 16 f.*): Daß in Schülerkommentaren des 19. Jahrhunderts *nuda* als „leicht bekleidet“ erklärt wurde,¹³² mag verständlich sein. Wenn aber der Lehrerkommentar von Röver-Oppermann (1961) noch daran festhält (S. 79 „in ihrem leichten Gewand“), ist das anachronistisch. Von zahlreichen bildlichen Darstellungen ist bekannt, daß die Grazien stets nackt erscheinen.¹³³

damna tamen celeres reparant caelestia lunae 13

damna wird von vielen Erklärern als abnehmende Mondphase (Verlust des Himmelskörpers), *reparant* als zunehmende Mondphase gedeutet.¹³⁴ Parallelstellen legen aber nahe, daß damit „Schäden, die vom Himmel kommen (von Gestirnen bewirkt sind)“ gemeint sind; die sichtbar schnell wechselnden Monde (die Monate in ihrem raschen Lauf; vgl. 4, 6, 39 f.) machen diese angerichteten Schäden wenigstens wieder gut (heilen sie wieder). Vgl. *carm. 3, 10, 19 f. aquae caelestis*; *epist. 2, 1, 135 caelestis aquas* „Wasser vom Himmel“.¹³⁵

quo pius Aeneas, quo Tullus dives et Ancus 15

In v. 15 paßt die Variante *pater* als Epitheton des Aeneas gut zu Königen, aber da der Vergleich in bezug auf Torquatus gewählt ist, verdient *pius* (beides vergilische Epitheta) den Vorzug wegen dessen *pietas* v. 24, wie *dives* auf den Reichtum des vielbeschäftigten Rechtsanwalts Torquatus hinweist: *epist. 1, 5, 8 mitte certamina divitiarum*, ebenfalls v. 30 *rebus omissis* (auch v. 23 *facundia* nimmt auf *epist. 1, 5, 9 Moschi causam* und 31 *clientem* Bezug; v. 19 *manus avidas heredis* auf *epist. 1, 5, 13 parcus ob heredis curam*). Die Stellung von *dives* zwischen Tullus und Ancus verdient den Vorzug, weil dadurch die Zugehörigkeit zu beiden gesperrten Namen betont wird.¹³⁶

v. 19 *manus avidas heredis*: weder die Konjekturen *avidi* (Bentley) noch die Annahme einer Enallage des Adjektivs *avidi* (zu *heredis*) ist erforderlich, da in dichterischem Sprachgebrauch die Personifizierung ganz geläufig ist: den Händen werden menschliche Eigenschaften (Habgier) zugeschrieben.¹³⁷

¹³² Vgl. z. B. MENGE (s. Anm. 1) 394 „in luftigem Gewande“; ROSENBERG 1912, 218 „in leichtem Gewande“; RÖVER-OPPERMANN (s. Anm. 99) 79.

¹³³ *Lexicon iconographicum mythologiae classicae*, III 1. 2, Zürich-München 1986, Text 203 ff., Tafeln 157 ff.

¹³⁴ Vgl. z. B. SCHÜTZ 1889, NAUCK 1905, KIESSLING-HEINZE; COMMAGER (s. Anm. 1) 279; SYNDIKUS (s. Anm. 55) II 359; R. FÜHRER, *Grazer Beiträge* 8, 1979, 211; QUINN (s. Anm. 39) 312; NUMBERGER (s. Anm. 1) 655; DOBLHOFFER (s. Anm. 103) 85; LEFÈVRE (s. Anm. 111) 298; ausführlich E. FRAENKEL, *Museum Helveticum* 22, 1965, 66 ff.

¹³⁵ So z. B. KIESSLING 1884, MÜLLER 1900, NAUCK-HOPPE 1915, DAVIS (s. Anm. 40) 156. Beispiele für *damna caelestia* (für die der *rex caelitus* zuständig ist): *epod. 16, 53 ff. 61 f.*; *carm. 3, 1, 27 ff.*; ferner *Symm. rel. 12, 4 fatalia damna reparate*; *Rut. Nam. 1, 122 exemplo caeli ditia damna subis*.

¹³⁶ Vgl. KÜHNER-STEGMANN II 620 (§247, 4); HOFMANN-SZANTYR 693 K. – Zur *Pietas* des Torquatus: L. R. TAYLOR, *Classical Philology* 46, 1951, 76; 79 Anm. 13 vermutet, daß er dem Collegium der Pontifices angehört haben könnte.

¹³⁷ Zu den „habgierigen Händen eines Erben“ ist übrigens als eine von Horaz hier nicht beabsichtigte Pointe anzumerken, daß er den Kaiser Augustus als Alleinerben eingesetzt hat, da er keine nahen

Daß der Totenrichter Minos über ihn ein „glänzendes“ Urteil (= Beurteilung) abgeben wird (*splendida arbitria* v. 21 f.), ist nur die gerechte Anerkennung der Verdienste des Torquatus. Porphyrio hat *splendida* allerdings auf Minos bezogen: ‘*cum de te splendide ac digne iudicaverit Minos*’. ita ‘*splendida arbitria*’ ad Minois gloriam pertinent iudicantis, non ad eum, de quo iudicat. Wer dieser Auffassung folgt, kann *splendida* als Enallage statt *splendidus* verstehen.¹³⁸ Porphyrios Interpretation erscheint mir aber nicht zwingend, da im 4. Buch als wichtiges Thema hervorragende Männer gerühmt werden und *de te* dafür spricht, daß die *splendida arbitria* eben ‘*pertinent ad eum, de quo iudicat*’. Da Torquatus Rechtsanwalt ist, paßt die Einführung der Gerichtsatmosphäre zu ihm ganz speziell; vor diesem Richter nützt ihm allerdings seine berühmte Redegabe nichts. Horaz spielt mit juristischen Kategorien,¹³⁹ wenn er von einer Schenkung zu Lebzeiten an den *amicus animus* v. 19 f. spricht oder von der Wiedereinsetzung in den früheren Stand v. 24 (vgl. *restituere in pristinum statum* oder *in integrum*: z. B. Dig. 8, 6, 14, pr.; 3, 1, 1, 9–10).

H. Hommel¹⁴⁰ schreibt: „Wie vielfältig Goethe von Horaz angeregt wurde, ist noch nicht ausgeschöpft; so hat ihn, um nur einige Beispiele zu nennen, die seltene metrische Form des berühmten *Diffugere nives* (c. IV 7) zur Nachbildung gereizt in seinem Gedicht ‘Gegenwart’:

*Alles kündet dich an! Erscheinet die herrliche Sonne,
Folgst du, so hoff’ ich es, bald. “*

Das Versmaß der sogenannten 2. Archilochischen Strophe (Hexameter mit Zäsur nach der Penthemimeres, gefolgt von einem Hemiepes) ist uns in der Tat nur aus dem Gedicht des Horaz bekannt. Es ist aber ein Kurzschluß, anzunehmen, Goethe habe sich für sein Gedicht (entstanden 1812) Horaz zum Vorbild genommen. Inhaltlich gibt es keinerlei Berührung, und die Verse hat Goethe nicht in der zweizeiligen horazischen Form angeordnet, wie Hommel angibt, sondern drei Verse bilden eine Strophe, mit der zweiten Hälfte des Hexameters („Erscheinet ...“) als selbständigem zweiten Vers (das wird in den anderen Strophen durch die Großschreibung am Anfang jeder Zeile deutlich, nur in der angeführten ersten Strophe fällt das nach dem vorangehenden Ausrufezeichen nicht auf). Goethe knüpft nach Inhalt und Form vielmehr an ein Gedicht von H. W. F. Ützen an, wie von germanistischer Seite nach-

Verwandten hatte. In der Kaiserzeit war es üblich, den Kaiser im Testament zu bedenken, um dadurch den übrigen Erben ihren Anteil zu sichern.

¹³⁸ So RÖVER–OPPERMANN (s. Anm. 99) 80. Wenn SHACKLETON BAILEY (s. Anm. 48) 98 an die prächtige Ausstattung des Gerichtssaales des Minos denkt (ähnlich schon Schütz 1889, Rosenberg 1912), sei auf das Kontrastbild *carm.* 1, 4, 17 *domus exilis Plutonia* hingewiesen. D. A. WEST, *Proceedings of the Classical Association* 92, 1995, 21 f. weist auf die Paläste der minoischen Zeit auf Kreta hin. NISBET, *Classical Review* n. s. 33, 1983, 26 bezieht *splendida* dagegen auf die exemplarische Natur seines Urteils (so schon NAUCK 1905, KIESSLING–HEINZE 1930; K. QUINN: *Latin Explorations*, London 1963, 25; Horace, *The Odes*, London 1980, 312). Die Konjekturen *splendide* von HARTMANN ist übrigens nicht etwa Adverbium (wie Porphyrio *splendidu* deutet), sondern Vokativ bezogen auf *te* (Torquatus).

¹³⁹ Verkannt von K. BECKER: *Das Spätwerk des Horaz*, Göttingen 1963, 133 („der Gedanke wenig glücklich“); STINTON (s. Anm. 109) 164.

¹⁴⁰ Horaz, Heidelberg 1950, 109.

carm. 4, 15

Acta Ant. Hung. 39, 1999

einanderfolgender Verse, wie sie auch bei Horaz häufig anzutreffen ist. Hier haben schon die Scholiasten auf das Hyperbaton *loqui ... lyra* (scil. *mea*) hingewiesen (Porphyrio: „*non 'lyra <me> increpuit', sed 'volentem me proelia <cum> lyra loqui', id est: lyrico carmine.*“¹⁴⁴): „als ich von Kämpfen und Siegen über Städte mit der Lyra künden wollte“. Es geht um die Frage, welchem Stoff welche dichterische Gattung bzw. welches Versmaß angemessen ist. Darüber hat sich Horaz, ars 73 f. geäußert: *res gestae regumque ducumque et tristia bella quo scribi possent numero, monstravit Homerus* („in welchem Versmaß Kriege und Heldentaten beschrieben werden können, hat Homer gezeigt“). Dem *scribi numero* entspricht hier also *loqui lyra* = *lyrico numero* (vgl. Porphyrio: *lyrico carmine*): „als ich von Kriegen in einem lyrischen Gedicht (Versmaß) künden wollte“. Für einen so gewaltigen Stoff sind lyrische Verse wie *parva vela* („zu kleine Segel“) auf dem weiten Meer.

Nach einem zu ergänzenden Gedanken „Apollo hat ganz recht, Augustus ist ja vielmehr Friedensfürst“ folgt ab v. 4 das Elogium auf den Kaiser (*tua aetas = aurea aetas*). In v. 8 f. heißt es (*tua aetas*) *vacuum duellis Ianus Quirini clausit*. Man hat sich über den Namen Ianus Quirini gewundert, da die Form Ianus Quirinus üblich ist, und entweder *Quirini* in *Quirinum* geändert oder als Ausweg *Ianus* als Metonymie für das Appellativum *ianuam* aufgefaßt. Die einfachste Lösung steht schon in der Horaz-Ausgabe von Keller-Holder im Text: *ianum*,¹⁴⁵ und jüngst hat K. Thraede¹⁴⁶ daran erinnert: „Zu oft wird m. E. vergessen, daß von Fall zu Fall entschieden werden muß, ob ein Appellativum *ianus* oder ein Eigennamen *Ianus* vorliegt.“ Der Genetiv *Quirini* und das Verbum *clausit* zeigen deutlich, daß *ianum* Appellativum ist (vgl. stattdessen *porta* Verg. Aen. 1, 294 *claudentur Belli portae*): „dein Zeitalter hat den Torbogen des Quirinus, da es keinen Krieg mehr gab, geschlossen.“

Die Verbindung *Latinum nomen et Italae vires* v. 13 f. ist in mancherlei Variationen aus den Angaben der Truppenkontingente bei Livius¹⁴⁷ bekannt und bezeichnet den Anteil der Angehörigen von Colonien lateinischen Rechts (gerade außerhalb Latiums) und der Streitkräfte der italischen Bundesgenossen (ohne lateinisches oder

¹⁴⁴ Die in spitze Klammern gesetzten Worte bieten zur Verdeutlichung (vgl. *carm.* 1, 24, 4 *cum cithara*) die Scholia λψψ, die am Schluß hinzufügen: „*quod potius heroico carmini convenit.*“ Vgl. NAUCK 1905; J. HOLTERMANN, in: *Der altsprachliche Unterricht* VI 2, 1963, 111. Wenn SYNDIKUS (s. Anm. 55) II 423 meint „die Wortstellung läßt die Beziehung [*loqui lyra*] kaum als möglich erscheinen“, läßt er außer Betracht, daß Horaz die Worte mit Hauptton am Zeilenende mit Vorliebe für Sperrungen verwendet (z. B. besonders häufig *carm.* 4, 7: 7/8, 19/20, 25/26, 27/28); vgl. im besondern die Sperrung *carm.* 4, 12, 9 f. *dicunt ... / custodes ... carmina fistula*.

¹⁴⁵ Vgl. ferner KIESSLING 1884, MÜLLER 1900; H. HOMMEL: *Eigennamenverzeichnis und Glossar zu Q. Horatius Flaccus*, Heidelberg 1950, 110: „IV 15, 9 ist *ianum* Appellativum“; NUMBERGER (s. Anm. 1) 700.

¹⁴⁶ Merkwürdiger Janus, in: *Geschichte-Tradition-Reflexion*, Festschrift für Martin Hengel, Bd. II *Geschichte und römische Religion*, Tübingen 1996, 55 ff., speziell 67 mit Nachweisen. (Die Verlegenheit zeigt z. B. PUTNAM (s. Anm. 98) 263 „the Janus of Quirinus“, 264 „the shrine of Janus Quirinus“.)

¹⁴⁷ M. WEGNER: *Untersuchungen zu den lateinischen Begriffen socius und societas*, Göttingen 1969 (*Hypomnemata* 21), 95 ff.

römisches Bürgerrecht).¹⁴⁸ Auffälligerweise fehlt die gewöhnlich an erster Stelle stehende wichtigste Komponente *cives Romani*: Da Horaz auf seine geschichtsträchtige Heimat Apulien (Cannae) stolz ist, hebt er den Anteil Italiens an der Größe des Römischen Reiches heraus (wenn man nicht *Latinum nomen* mit *Romanum nomen* „römisches Gemeinwesen“ gleichsetzen will,¹⁴⁹ was aber hier nicht in Frage kommt, da v. 14 *imperi* „das römische Herrschaftsgebiet“ bezeichnet und *Latinum* daher spezifische Bedeutung hat).¹⁵⁰

In v. 17–20 zählt Horaz auf, welche Bürgerkriegserscheinungen (mit Rückbezug auf Epode 7) die von Augustus gewährleistete Friedensruhe verhindert; erst in v. 21–24 folgen auswärtige Feinde. Mit *urbis* v. 20 sind daher nicht ausländische Städte (wie v. 2: etwa Alexandria) gemeint, sondern im Bürgerkrieg auf der Seite des Antonius von Rom zu ihrem eigenen Verderben abgefallene Städte. Octavianus war mit der Wiederherstellung der römischen Ordnung in der östlichen Reichshälfte noch bis Mitte 29 in Anspruch genommen.

v. 23 *infidive* verdient als *lectio difficilior* den Vorzug, da in dem Gedicht sonst nur *-que* vorkommt.¹⁵¹

In den beiden letzten Strophen ist an die Stelle des Ich der 1. Strophe das Wir getreten (v. 25 *nos*, v. 32 *canemus*; wie schon in der letzten Strophe von *carm.* 4, 5 anaphorisches *dicimus*). Das „Ich“ des Dichters geht im „Wir“ der ganzen Bürgerschaft auf. Darin kommt die neue Erfahrung zum Ausdruck. Augustus sieht sich in seinem Tatenbericht getragen von einem neuartigen Gemeinschaftsgefühl (c. 9 *universi cives unanimiter*) und beruft sich darauf, daß er die höchste Gewalt innehatte *per consensum universorum* (c. 34). Horaz hat den Tatenbericht des Augustus in gewisser Weise dichterisch verkürzt vorweggenommen nach Art eines Elogium. Die Widmung seines Gedichtbuches an Augustus mündet in *canemus* aus, ein künftiges Singen der ganzen Gemeinschaft der Bürger.

<i>nosque ...</i>	25
<i>cum prole matronisque nostris</i>	27
<i>rite deos prius adprecari</i>	
<i>virtute functos more patrum duces</i>	29
<i>Lydis remixto carmine tibiis</i>	
<i>Troiamque et Anchisen et almae</i>	31
<i>progeniem Veneris canemus.</i>	

¹⁴⁸ Vgl. G. PERL: Nomen als organisatorischer Terminus, in: Panchaia, Festschrift für Klaus Thraede, Jahrbuch für Antike und Christentum, Ergänzungsband 22, 1995, 160 ff. (Als Beispiel für die verbreitete terminologische Unklarheit: Putnam 263 „the repute of Latium, and Italian vigor“.)

¹⁴⁹ So MENGE (s. Anm. 1) 428 „der Römername“.

¹⁵⁰ Horaz gebraucht öfter speziell Latium statt Rom (und Italien = Lateinisch/Römisch), vgl. *epod.* 7, 4; *carm.* 1, 12, 53; 1, 32, 3; 1, 35, 10; 2, 1, 29; 4, 4, 40; 4, 14, 7; *sat.* 1, 10, 20; *epist.* 1, 3, 12; 1, 19, 24, 32; 2, 1, 157; 2, 2, 121; *ars* 290. Vgl. D. GAGLIARDI: La Lucania nella poesia di Orazio, in: *Atti del convegno di Venosa*, Venosa 1993, 181 ff.

¹⁵¹ KELLER: *Epilegomena* (s. Anm. 15) 349. Wenn Horaz in v. 21 den Namen *Danuvium* gebraucht, so geschieht das nicht „for the second time in Latin literature; the only previous reference is *Caes. B. G.* 6. 25. 2.“ (so PUTNAM 284 Anm. 38), sondern auch Sallust (*hist. frg.* 3, 79) kennt den Namen; vgl. ThLL, *Onomasticon* III 36, 39 ff.

Die letzten Verse bedürfen noch in einigen Punkten der Klärung. *nosque* v. 25: nach der vorangehenden Reihe von *non* bedeutet *-que* einen Gegensatz: „wir selbst aber“. *rite* v. 28 entspricht *more patrum* v. 29,¹⁵² *deos* v. 28 entspricht *virtute functos* v. 29, *adprecati* v. 28 entspricht *canemus* v. 32, auf das vorangegangene *prius* (*adprecati*) v. 28 folgen danach die Heldenlieder: „Wir aber werden gemeinsam mit unseren Kindern und Frauen zuerst nach frommer Sitte zu den Göttern beten, werden dann nach Vatersitte unsere Kriegshelden besingen im Lied, das begleitet wird von Flöten in lydischer Tonart, und Troja und Anchises und den Sproß der segenspendenden Venus.“

Damit beschwört Horaz, wie auch mit seinen anderen Vorstellungen, eher eine Zukunftsvision, die sich mit der Wirklichkeit nicht deckt. Immerhin kann man seinen Worten entnehmen, daß auch Horaz die alte Überlieferung von Heldenliedern kannte;¹⁵³ ob es sie wirklich gegeben hat, ist eine andere Frage.¹⁵⁴ Standbilder der Helden von der Vergangenheit bis zur Gegenwart mit Elogien (in Prosa) ließ Augustus später auf seinem Forum aufstellen.¹⁵⁵ Am Schluß von *carm.* 4, 5 stehen keine Lieder, sondern Gebete an Augustus (wie in Griechenland an die Dioskuren und Herakles), die gesprochen werden (*dicimus* v. 38f.). Die gesungenen Lieder am Schluß des vierten Odenbuches stellen demgegenüber eine Steigerung dar, sie sind aber ein frommer Wunsch geblieben; uns ist darüber jedenfalls nichts bekannt. Es sei denn, man denkt an den Gesang seiner eigenen Augustus-Oden 4, 5 und 4, 15.¹⁵⁶

Linderhofstr. 48
D-12623 Berlin

¹⁵² So KIESSLING 1884, SCHÜTZ 1889, MÜLLER 1900, NAUCK 1905, MENGE 1910, ROSENBERG 1912, KIESSLING-HEINZE 1930, DAHLMANN 1958 (s. Anm. 143), HOLTERMANN 1963 (s. Anm. 144), BECKER 1963 (s. Anm. 139), RIPOSATI 1983, PUTNAM 1986 (s. Anm. 98) 271, O. MURRAY (in: Horace 2000 [s. Anm. 111], 91 f.), NUMBERGER (s. Anm. 1) 703; dagegen R. D. WILLIAMS, *Classical Review* n. s. 10, 1960, 6 f.; SYNDIKUS (s. Anm. 55) II 432 Anm. 66; QUINN (s. Anm. 39) 325; V. CREMONA: *La poesia civile di Orazio*, Milano 1986, 425. 430 Anm. 15; M. LOWRIE: *Horace's Narrative Odes*, Oxford 1997, 347 beziehen *more patrum* auf *virtute functos*, da die Sperrung von v. 29 bis v. 32 ungewöhnlich sei: Aber Horaz hat hier sogar eine Sperrung von *nos* v. 25 bis *canemus* v. 32, und sachlich ist nicht verständlich, weshalb die Verdienste der vorbildlichen Ahnen nicht in Liedern besungen werden.

¹⁵³ Vgl. DAHLMANN (s. Anm. 143) 345 ff.; BECKER (s. Anm. 139) 174; B. RIPOSATI, *Rivista di cultura classica e medioevale* 25, 1983, 3 ff.; PUTNAM (s. Anm. 98) 272; I. M. Le M. DU QUESNAY, in: *Homage to Horace*, ed. by S. J. HARRISON, Oxford 1995, 145; R. O. A. M. LYNE: *Horace*, New Haven-London 1995, 38 f. In der neuesten Ausgabe der *Fragmenta Poetarum Latinorum*, Stuttgart 1995, 1 f. hat J. BLÄNSDORF unter den *Testimonia* für die Heldenlieder das Zeugnis des Horaz nicht aufgeführt.

¹⁵⁴ Den Anfang des Lukrez oder die Aeneis Vergils hat Horaz kaum gemeint, da es sich dabei nicht um lyrische Verse handelt. Zur Problematik vgl. DAHLMANN (s. Anm. 143) 345 ff.; RIPOSATI (s. Anm. 153); PUTNAM (s. Anm. 98) 272.

¹⁵⁵ A. DEGRASSI, *Inscriptiones Italiae* XIII 3, Roma 1937, 1–36; L. CHIOFFI: *Gli Elogia Augustei del Foro Romano*, Roma 1996 (*Opuscula epigraphica* 7); CIL VI 8, 3 *Tituli magistratuum populi Romani*, edd. G. ALFÖLDY et al., Berlin 1999 (im Druck); P. ZANKER: *Forum Augustum*, Tübingen 1968, 14 ff.; Augustus und die Macht der Bilder, München 1987, 213 ff.

¹⁵⁶ Zum Problem des Singens seiner Gedichte vgl. M. V. ALBRECHT: *Musik und Dichtung bei Horaz*, in: *Atti del Convegno di Venosa*, Venosa 1993, 75 ff.

WALTER PÖTSCHER

NOCHMALS: SOLONS MUSEN-ELEGIE

Die Musen-Elegie steht seit langem im Mittelpunkt des Interesses der wissenschaftlichen Forschung in der Klassischen Philologie. Ein Blick in die Bibliographien¹ zeigt dies deutlich. Im Jahre 1987 legte auch ich meine Interpretation dieser Elegie samt ihrem Aufbau und eine neue Konjektur (ἦν δεινὴν) vor.² Seither gab es weitere Interpretationen und zwei Konjekturen. H.-G. Nesselrath³ wirft mir in seinem Aufsatz vor, daß meine Interpretation der Verse 69f. „für Solon entschieden zu christlich gedacht scheint“. Aber wie sollte man τῷ δὲ κακῶς ἔρδοντι θεὸς περὶ πάντα δίδωσιν / συντυχίην ἀγαθήν, ἔκλυσιν ἀπροσύνης anders erklären, als daß hier der Gedanke einer Begnadigung des Übeltäters vorliegt?

Es dürfte doch in unserem Fach allgemein bekannt sein, daß bereits in der Odyssee der Gedanke belegt ist, daß da Odysseus, der den Poseidon-Sohn Polyphemus geblendet – dies wäre noch als Notwehr zu verstehen! –, aber dann diesen Kör-

¹ J. M. LINFORTH: Solon the Athenian. Berkeley 1919, 233f. A. SPIRA: Solons Musenelegie. Gnomosyne, FS f. W. Marg z. 70. Geburtstag, hg. v. G. KURZ, D. MÜLLER u. W. NICOLAI, München 1981, 177ff. G. MAURACH: Über den Stand der Forschung zu Solons „Musenelegie“. GGA 235, 1983, 16–33. J. CHRISTES: Solons Musenelegie. Hermes 114, 1986, 1–19. 17–19. DOUGLAS E. GERBER: Early Greek Elegy and Iambus 1921–1989. Lustrum 33, 1991, 175–180. H.-G. NESSELRATH: Göttliche Gerechtigkeit und das Schicksal des Menschen in Solons Musenelegie. Mus. Helv. 49, 1992, 91–104. KJELD MATTHIESEN: Solons Musenelegie und die Entwicklung des griechischen Rechtsdenkens. Gymn. 101, 1994, 385–407, 386, Anm. 5. Zu früheren Konjekturen vgl. auch KJ. MATTHIESEN, 391f. Anm. 13 und A. DIHLE: Semantische und syntaktische Probleme der Sprache Solons. Acta Classica 31, 1988, 27–36.

² Vgl. W. PÖTSCHER: Zwei wichtige Chorpharten aus dem Agamemnon des Aischylos (1331–1342 und 1560–1566) und Solons Musen-Elegie. GB 14, 1987, 55–86. 73ff.

³ H. G. NESSELRATH, 93. Anders als Nesselrath interpretiert KJELD MATTHIESEN, 385–407, die Stelle. „Der andere, der voll Unverstand ist und infolgedessen schlecht handelt, gelangt nicht aus eigener Kraft zum Erfolg, sondern ein Gott muß ihn von seinem Unverstand befreien, und dann gelingt ihm sein Werk ganz unverdientermaßen. Hier ist wohl nicht der Fall eines Menschen gemeint, der 'mehr Glück als Verstand hat', sondern der Fall dessen, dem ein Gott seinen Unverstand nimmt, so daß ihm 'die Augen aufgehen' und er plötzlich erkennt, was er zu tun und zu lassen hat. Für das richtige Handeln ist also die richtige Einsicht eine notwendige Voraussetzung. Sie aber ist eine Gabe der Götter, nicht anders als die Künste von der des Handwerkers bis hin zu der des Arztes. Wem ein Gott die Einsicht schenkt, dem kann sich auch eine schlecht begonnene Handlung zum Guten wenden. Dies ist ein Ergebnis der Überlegungen Solons im zweiten Hauptteil der Elegie“, 395f.

perbehinderten unnützerweise und provokant verspottet hat (9,474ff), wovon ihm die Gefährten abraten (492ff.), von allen Göttern außer Poseidon sehr gefördert wird und daß diese Götter samt Zeus sehr aktiv dafür sorgen, daß Odysseus so weit wie nur möglich der Verfolgung durch Poseidon entgeht (1,19ff.). Man mag das Argument bringen, daß der Laertiade immerhin den Göttern wenigstens viele Opfer gespendet hat (1,66f.), aber andererseits wird man ganz sicher nicht übersehen können, daß der Dichter unmittelbar vor dieser Feststellung in der Götterversammlung, in welcher die Heimkehr des Odysseus zur Debatte steht, Zeus selbst auf Aigisthos hinweisen läßt, der durch sein eigenes Verschulden Leiden hatte und bestraft wurde (νῦν δ' ἄθροα πάντ' ἀπέτισε, 1,43). Zeus spricht darüber allgemein:

„ὦ πόποι, οἷον δὴ νῦν θεοὺς βροτοὶ αἰτιόωνται.
ἐξ ἡμέων γάρ φασι κάκ' ἔμμεναι· οἱ δὲ καὶ αὐτοὶ
σφῆσιν ἀτασθαλίῃσιν ὑπὲρ μόρον ἄλγε' ἔχουσιν,
ὥς καὶ νῦν Αἰγίσθος ὑπὲρ μόρον Ἀτρεΐδαο
γῆμ' ἄλοχον μνηστήν, τὸν δ' ἔκτανε νοστήσαντα,
εἰδὼς αἰπὺν ὄλεθρον· ἐπεὶ πρό οἱ εἵπομεν ἡμεῖς,
Ἑρμεῖαν πέμψαντες, εὐσκοπον ἀργειφόντην,
μῆτ' αὐτὸν κτείνειν μῆτε μνάσθαι ἄκοιτιν·
ἐκ γὰρ Ὀρέστιαο τίσις ἔσσεται Ἀτρεΐδαο,
ὅππότε' ἂν ἠβήσῃ καὶ ἥς ἰμεῖρεται αἴης.
ὥς ἔφαθ' Ἑρμείας, ἀλλ' οὐ φρένας Αἰγίσθοιο
πεῖθ' ἀγαθὰ φρονέων· νῦν δ' ἄθροα πάντ' ἀπέτισε.“ (Od. 1,32–43).

Athene nimmt darauf auch Bezug:

ὦ πάτερ ἡμέτερε Κρονίδη, ὕπατε κρειόντων,
καὶ λίην κείνός γε εἰκότι κεῖται ὄλεθρῳ·
ὥς ἀπόλοιτο καὶ ἄλλος ὅτις τοιαῦτά γε ῥέζοι,
ἀλλὰ μοι ἄμφ' Ὀδυσῆϊ δαΐφρονι δαίεται ἦτορ (1,45–48).

Die Tat des Odysseus, wenn er Polyphem verspottete, wird von den Göttern als Fehlverhalten angesehen – daß es ein solches war, wird nicht nur durch σχέτλιε, τίπτ' ἐθέλεις ἐρεθιζέμεν ἄγριον ἄνδρα; 9,494, sondern auch durch die parallele Gestaltung von ἀλλ' οὐ φρένας Αἰγίσθοιο / πεῖθ' ἀγαθὰ φρονέων 1,42f. gegenüber ἀλλ' οὐ πείθον ἐμὸν μεγαλήτορα θυμόν 9,500 unterstrichen –, und **doch** erbarmen sich die Götter alle außer Poseidon (θεοὶ δ' ἐλέαιρον ἅπαντες / νόσφι Ποσειδάωνος 1,19f.) und verhindern die Bestrafung, soweit wie es nur möglich war (ἀλλ' ἄγεθ', ἡμεῖς οἶδε περιφραζώμεθα πάντες / νόστον, ὅπως ἐλθῇσι Ποσειδάων δὲ μεθήσει / ὃν χόλον· οὐ μὲν γάρ τι δυήσεται ἀντία πάντων / ἀθανάτων ἀέκητι θεῶν ἐριδαινέμεν οἶος, 1,76ff.). Der Gedanke der Begnadigung ist also alt; man braucht hier nicht erst an Aischylos mit seinem Προμηθεὺς δεσμώτης, der zum λυόμενος wird, denken. Viel deutlicher wird dies noch im Agamemnon des Aischylos, wenn dort der Chor kündigt:

δαιμόνων δέ που⁴ χάρις,
βιαίως σέλμα σεμνὸν ἡμένων (Ag., 182f.).

„Es gibt wohl eine Huld der Götter, die kraftvoll auf dem ehrwürdigen Steuer-
ruder sitzen.“

Hier ist also ausdrücklich von der Huld der Götter die Rede. U.v. Wilamowitz-Moellendorff hat dies in seiner sehr freien, aber in vielem treffenden Übersetzung mit den Worten wiedergegeben: „Gott lenkt das Weltenregiment gewaltsam, doch Gott ist gütig“.⁵

Es ist nicht nur Apollon, der in Delphi den Orestes rituell entsühnt,⁶ sondern zudem richtet Athene in ihrer Stadt auf dem Areopag einen Gerichtshof ein, damit Orestes auch formell und juridisch freigesprochen werden kann. Daß er schuldig ist, tut der Ausgang der Abstimmung durch die menschlichen Richter hinlänglich dar: Er wird mit **einer** Stimme Überhang schuldig gesprochen. Die Stimmengleichheit entsteht erst dadurch, daß die Göttin Athene ihren Stimmstein (als letzte) hinlegt und für den **Freispruch** abgibt; und sie bestimmt, daß Stimmengleichheit Freispruch bedeute (Aisch., Eum. 741, vgl. 753f.). Die Gottheit ist es also, welche den Täter begnadigt.

Wir haben weiter ausgegriffen, um den Vorwurf von H.-G. Nesselrath eindeutig zu widerlegen und meine Deutung von Vers 69f. der Musen-Elegie (Solon, 13 West) zu untermauern. D. E. Gerber in seinem Literaturbericht findet meine Interpretation dieses Gedichts für „valuable“.⁷

Über die beiden neuen Konjekturen⁸ soll später gesprochen werden. Zuerst wollen wir die Musen-Elegie als solche nochmals ins Auge fassen und damit unsere Interpretation, die wir im Jahre 1987 gegeben haben, ergänzen bzw. präzisieren.

⁴ δέ που T,F, δὲ ποῦ M, V. Trotz der besseren Bezeugung der anderen Lesart halte ich (mit H. WEIL, R. ENGER, A. SIDGWICK, U. V. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, Ed. FRAENKEL, P. MAZON, HUGH LLOYD-JONES, D. PAGE, JEAN BOLLACK) δέ που aus inhaltlichen Gründen (gegen N. WECKLEIN und M. L. WEST) für die richtige Lesart. M. POPE: Merciful Heavens? A question in Aeschylus' Agamemnon. JHS 94, 1974, 100–113, überzeugt mich nicht. Vgl. auch W. PÖTSCHER: Aischylos. Die Schuldproblematik in der Danais und in der Orestie, Originalbeitrag in: Hellas und Rom. Beiträge und kritische Auseinandersetzung mit der inzwischen erschienenen Literatur, Hildesheim–Zürich–New York 1988, 613–656. 613f. 639ff.

⁵ Aischylos, Agamemnon, griechischer Text und deutsche Übersetzung von U. VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, Berlin 1885.

⁶ Zu Fällen von ritueller Reinigung vgl. u.a. ps.-Apollod. Bibliothek 1,9,24. 2,1,5: καὶ αὐτὰς ἐκάθησαν Ἀθηνᾶ τε καὶ Ἑρμῆς Διὸς κελεύσαντος, 2,3,1. 2,4,6. 2,4,12. 2,5,1. 3,13,1. 3,13,2 usw.

⁷ D. E. GERBER, in: Lustrum 33, Nr. 935. Meine Konjektur (V. 34) ἦν δεινὴν überzeugt ihn allerdings nicht („I do not find his emendation persuasive, but his treatment of the poem as a whole is valuable“, p. 179).

⁸ KJ. MATTHIEN: Solons Musenelegie, 392, bringt selbst keine neue Konjektur, aber hält die von Büchner trotz Bedenken für die wahrscheinlichste. „Ein zweisilbiger Infinitiv ist wohl die wahrscheinlichste Ergänzung. Der von West aufgenommene Vorschlag von Büchner εὖ ρεῖν 'es laufe gut ab' hat immerhin für sich, daß es eine Parallele bei Theognis gibt. Allerdings ist εὖ ρεῖν alles andere als sicher ...“ (392). Die beigebrachte (angebliche) Parallele bei Theognis 639f. allerdings beweist nichts. K. BÜCHNER hatte nach der Formulierung bei Aischylos, Perser 601 (φίλοι, κακῶν μὲν ὅστις ἔμπειρος κυρεῖ, / ἐπίσταται βροτοῖσιν ὥς, ὅταν κλύδων / κακῶν ἐπέλθῃ, πάντα δαιμαίνειν φιλεῖ, / ὅταν δ' ὁ δαίμων εὐροῇ, πεποιθέναι / τὸν αὐτὸν αἰὲν ἄνεμον οὐρεῖν τύχης, Perser 598ff.), die Konjektur εὖ ρεῖν ἦν für die Solon-Stelle vorgeschlagen; aber der Unterschied zwischen den beiden Stellen ist sehr groß. Man kann die bildhafte Formulierung bei Aischylos, daß das (von der Gottheit gewirkte) Schicksal – dies

Angelpunkt jeglicher Interpretation der Musen-Elegie ist die Funktion des Wortes ὥδε⁹ im Vers 33. J. Christes und ich beziehen es auf das Vorangegangene, andere auf das Folgende. Dieses bereitet aber Schwierigkeiten; denn das Wort ὥδε (33) impliziert wegen πρὶν τι παθεῖν τότε δ' αὖτις ὁδύρεται ἄχρι δὲ τούτου / χάσκοντες κούφαις ἐλπίσι τερπόμεθα (35f.), daß ὥδε νοέομεν eine **falsche** Meinung betrifft, während aber die Verse 37ff. in ihrer Aussage **wahr** bzw. **mythisch-wahr** sind. Bezieht man ὥδε νοέομεν auf die Erwartungen der einzelnen (χῶστις μὲν νοῦσοισιν ὑπ' ἀργαλέῃσι πιεσθῆ, / ὡς ὑγιῆς ἔσται, τοῦτο κατεφράσατο, 37f., ἄλλος δειλὸς ἐὼν ἀγαθὸς δοκεῖ ἔμμεναι ἀνὴρ, / καὶ καλὸς μορφήν οὐ χαρίεσσαν ἔχων, 39f. εἰ δέ τις ἀρχήμων, πενήτης δέ μιν ἔργα βιάται, / κτήσασθαι πάντως χρήματα πολλὰ δοκεῖ, 41f.) und faßt θνητοὶ ... ὁμῶς ἀγαθὸς τε κακὸς τε (33) distributiv auf, ergibt sich eine ausgesprochene Härte, ja eigentlich ein Widerspruch; denn wenn jemand irgendetwas für **ihn** besonders Wünschenswertes erträumt, der eine Gesundheit, der andere Tüchtigkeit, ein anderer Schönheit, wieder ein anderer wieder etwas anderes, nämlich Reichtum, dann stimmt dies mit der allgemeinen Aussage, alle Menschen,¹⁰ ein ἀγαθὸς sowohl als ein κακὸς (33), denken **so** (ὥδε), nicht zusammen. Daß aber in ὥδε ausschließlich das Element der Unrichtigkeit stecken soll, gibt der Text nicht her, zumal zudem das πρὶν τι παθεῖν (35) für die folgenden Beispiele nicht markant erscheint, ja gar nicht zutrifft. Daß nämlich der Kranke, der Feige,¹¹ der Häßliche, der Bitterarme sich zwar der Hoffnung hingeben, ihr Zustand werde sich zum Guten verändern, aber diese Hoffnung nicht in Erfüllung geht, heißt doch nicht, daß es ihnen **zuerst gut ging** (τερπόμεθα 36) und **dann** etwas **Leidvolles** über sie **hereinbricht** (παθεῖν!). Nicht gilt dies auch für den Importeur (43ff.), der sich zwar den Gefahren des Meeres aussetzt, aber doch für gewöhnlich wieder gut heimkommt, schon gar nicht gilt dies für den (immer gleich) geplagten Bauern (47ff.), für den Handwerker (49ff.) und für Dichter und Sänger (51f.). Auch dem μάντις (53ff.) und dem Arzt (57ff.) geht es vor wie nach recht gut; selbst den „Klienten“ soll geholfen werden

heißt hier ὁ δαίμων – schön dahinfließt (εὐροῇ), d.h. glücklich verläuft, in die Diktion dieses Dichters einordnen, aber daß die δόξα, die Meinung, die Erwartung (also etwas Statisches), die jemand hat, schön dahinfließen soll, ist sprachlich wohl kaum möglich. Die δόξα (Solon, 13,34) bleibt gleich (ὥδε), sie verändert sich nicht, bis ein Leid hereinbricht (35); bis dahin ergötzen sie sich an dieser δόξα, an den κούφαις ἐλπίδες (vgl. 35f.). – Auch die ἔργ' ἀνδρῶν (πολλάκι πὰρ δόξαν τε καὶ ἐλπίδα γίνεται εὖ ρεῖν / ἔργ' ἀνδρῶν ..., Theognis 1,639f.) können ohne weiters gegen die Erwartung schön dahinfließen, sich gut entwickeln – und nur über diese, über die ἔργ' ἀνδρῶν, wird hier εὖ ρεῖν ausgesagt, nicht aber über die δόξα. Die δόξα hingegen **ist** entweder richtig oder falsch. Und deshalb kann man die Stelle Theognis 639f. **nicht** als wirkliche Parallele zur Konjektur von Büchner ansehen (vgl. auch Theognis, 571f. = 1104 a.b.).

⁹ ὥδε rückverweisend in der Musen-Elegie (13,5 West. 13,33 WEST), weiters in Solon 6,1 WEST und 32,4 WEST (auf das folgendeweisend bei Solon nur in 20,3 WEST). Der rückverweisende Gebrauch ist alt; vgl. z. B. Hom., Il. 1,574. 2, 258. 7,34. Hes., Erga 35. 382. 760. Aisch., Ag. 10.

¹⁰ „Alle“ ist nicht *stricto sensu* gemeint, sondern im Sinne von „das Gros“; jedenfalls zählt sich Solon selbst **nicht** zu denen, die **so** denken, da dies mit der Aussage ὅστις ἄλιτρον / θυμὸν ἔχει, πάντως δ' ἐς τέλος ἐξεφάνη (27f.) und mit δῶρα δ' ἄφικτα θεῶν γίγνεται ἀθανάτων (64, im Gegensatz zu οἱ δὲ φύγῳσιν ... 29f.) unvereinbar wäre. Daß er sich als einer der θνητοῖ **formal** gleichsam auch unter die, welche ὥδε νοέομεν, zählt, ist diplomatische, aber leicht durchschaubare Ausdrucksweise.

¹¹ Wollte man ὥδε (33) auf das Folgende beziehen, müßte man hinnehmen, daß ἀγαθὸς (33) und ἀγαθὸς (39) verschiedene Bedeutungen hätten. Den Inhalt von Vers 39 meint nur ein δειλός, aber nicht ὁμῶς ἀγαθὸς τε κακὸς τε (33).

(54f.), wenn es die Götter wollen, auch wenn sie dem Tod letztlich (πάντως 55f.) nicht entgehen, und die Patienten haben sogar ein höchst verschiedenes Schicksal (57–62).

Man sieht also deutlich, daß die Feststellung θνητοὶ δ' ὥδε νοέομεν ὁμῶς ἀγαθός τε κακός τε (33) durch die dieser folgenden Partie in diesen dort vorgeführten Beispielen als solchen nicht entsprechend exemplifiziert wird und daß die in den Versen 37ff. gemachten Aussagen wahr bzw. mythisch-wahr sind, was aber den Versen 35f. (πρίν τι παθεῖν· τότε δ' αὖτις ὀδύρεται· ἄχρι δὲ τούτου / χάσκοντες κούφαις ἐλπίσι τερπόμεθα) widerspricht.

Auch ein sprachliches Detail scheint nicht bedeutungslos zu sein: Wenn man ὥδε (33) auf das Folgende bezieht, verbindet das καὶ im Worte χῶστις (37) die **allgemeine** Feststellung πρίν τι παθεῖν· τότε δ' αὖτις ὀδύρεται· ἄχρι δὲ τούτου / χάσκοντες κούφαις ἐλπίσι τερπόμεθα (35f.) mit der **speziellen** exemplifizierenden Feststellung χῶστις μὲν νοῦσοισιν ὑπ' ἀργαλέῃσι πιεσθῇ / ὥς ὑγιῆς ἔσται, τοῦτο κατεφράσατο (37f.), bzw. mit den Versen 37 bis 42, als zwei **parallele** Aussagen, was aber der gedanklichen Struktur so gar nicht entspricht. Bezieht man aber ὥδε auf das **Vorangegangene**, dann fügt sich das καὶ (in χῶστις, 37) gut in den Gedankenablauf; denn dann bezieht sich ... πρίν τι παθεῖν· τότε δ' αὖτις ὀδύρεται· ἄχρι δὲ τούτου / χάσκοντες κούφαις ἐλπίσι τερπόμεθα (35f.) zuerst und vor allem auf θνητοὶ δ' ὥδε νοέομεν ὁμῶς ἀγαθός τε κακός τε, ἦν δεινὴν αὐτοῖς δόξαν ἕκαστος ἔχει (33f.), was den Inhalt des Einwands (29ff.) als **falsch** bezeichnet, und verbindet den ersten Teil der Elegie mit dem zweiten. Erst in **Fortführung** der Argumentation von Vers 29 bis Vers 36, wo es um die Illusionen der Menschen in der zentralen Frage von Schuld und Sühne geht, können extreme Einzelbeispiele von illusorischen Hoffnungen (37ff.), gleichsam bestätigend für die Eigenart der Menschen, angeführt werden; dann kommt der Hinweis auf das große Engagement (43ff.), dann der Gedanke der Unsicherheit (55ff.).

Aus den genannten Gründen heraus bezieht sich also ὥδε (33) **nicht** auf das Folgende (37ff.), sondern auf die Verse 29–32: ἀλλ' ὁ μὲν αὐτίκ' ἔτεισεν, ὁ δ' ὕστερον,¹² οἱ δὲ φύγωσιν / αὐτοί, μηδὲ θεῶν μοῖρ' ἐπιούσα κίχη, / ἤλυθε πάντως αὖτις· ἀναίτιοι ἔργα τίνουσιν / ἢ παῖδες τούτων ἢ γένος ἐξοπίσω.

Was vorher steht (1–28), ist mythisch wahr. Die Aussagen οὐ γὰρ δὴν θνητοῖς ὕβριος ἔργα πέλει, / ἀλλὰ Ζεὺς πάντων ἐφορᾷ τέλος (16f.) und αἰεὶ δ' οὐ ἐλέληθε διαμπερές, ὅστις ἀλιτρὸν / θυμὸν ἔχει, πάντως δ' ἐς τέλος ἐξεφάνη (27f.)¹³ konvergieren bestens mit der Feststellung δῶρα δ' ἄφικτα θεῶν γίγνεται ἀθανάτων (64). Dazu fügt sich auch die Auffassung von der μοῖρα als Portion an Leben und Lebensglück, die von den Göttern komme und sowohl Glück als auch Unglück bringe:

¹² Vgl. Anm. 28.

¹³ Diese Feststellung wird über jedes Individuum getroffen. Es heißt da, daß jeder einzelne wenigstens am Ende seines Lebens als das, was er ist, erkennbar wird; d.h. aber, daß er als Bestrafter erscheint, wenn es ein übler Geselle ist. Dies entspricht gar nicht dem, was im **Einwand** (ἀλλ' ..., 29ff.) offenbar anderer gesagt wird, daß **entweder** derselbe büßt **oder** aber andere, Kinder oder Kindeskinde. Das ἀλλ' drückt hier (29) den Gegensatz zwischen Solons eigener Meinung und der im (fiktiven) Einwurf geäußerten aus, während ἀλλ' (67) den gewissen Gegensatz zwischen der allgemeinen Situation (63ff.) und dem „besonderen Fall“ (67ff.) verdeutlicht.

Μοῖρα δέ τοι θνητοῖσι κακὸν φέρει ἤδὲ καὶ ἐσθλόν,
δῶρα δ' ἄφυκτα θεῶν γίγνεται ἀθανάτων (63f.).

Der Text von Vers 1 bis 28¹⁴ und der ab Vers 33 stimmen zusammen, wenn auch der zweite Teil auf einer höheren Reflexionsstufe gebildet ist. Was dazwischen steht, die Verse 29 bis 32, stellt die Meinung **anderer** dar. Angedeutet wird dies durch ἄλλ' (29)¹⁵, das einen starken Gegensatz zum Ausdruck bringt. Unmittelbar vorher heißt es, daß Zeus nicht bei jeder einzelnen Verfehlung (οὐδ' ἐφ' ἐκάστω, 25) jähzornig (ὀξύχολος, 26) werde, daß ihm aber diese Taten nicht verborgen bleiben und daß jeder, der (ὅστις, 27) eine schlechte Gesinnung habe, jedenfalls bis zu seinem Ende sich als solcher herausstelle (οὐδ' ἐφ' ἐκάστω / ὥσπερ θνητὸς ἀνὴρ γίγνεται ὀξύχολος / αἰεὶ δ' οὐ ἐλελήθε διαμπερές, ὅστις ἀλιτρὸν / θυμὸν ἔχει, πάντως δ' ἐς τέλος ἐξεφάνη, 25ff.). Es unterliegt keinem Zweifel, daß es nicht um die bloße Erkenntnis des Zeus, sondern auch um seine Reaktion, die Strafe, geht, was doch das Wort ὀξύχολος zeigt, und daß damit, wie gesagt, der einzelne Mensch (ὅστις ἀλιτρὸν θυμὸν ἔχει) und dessen τέλος gemeint sind.

Von großer Wichtigkeit ist eine Stelle aus dem Theognis-Corpus,¹⁶ in welcher der Dichter dieser Partie auf Gedanken, die sich in der Musen-Elegie Solons finden, zu sprechen kommt.

¹⁴ ὁ μὲν αὐτίκ' ἔτεισεν, ὁ δ' stimmt (isoliert gesehen) **inhaltlich** noch mit dem Vorgehenden überein, gehört in der Formulierung (ἄλλ' ...) aber zu der eingeschobenen Bemerkung. Vgl. Anm. 28.

¹⁵ Zur Funktion von ἄλλ' an dieser Stelle vgl. die Bemerkung von J. D. DENNISTON: *The Greek Particles*. Oxford 1954, 8: „The speaker anticipates an objection which another is likely to make.“ – Vgl. dazu Theognis 1,205ff. (samt 203f.). Eur., *Iph. Aul.* 498ff.: εἰ δέ τι κόρης σῆς θεοφάτων μέτεστι σοί, / μὴ μοι μετέστω σοὶ νέμω τοῦμὸν μέρος. / ἄλλ' ἐς μεταβολὰς ἦλθον ἀπὸ δεινῶν λόγων. / εἰκὸς πέπονθα τὸν ὁμόθεν πεφυκότα / στέργων μετέπεσον. Xen., *An.* 2,5,21: παντάπασι δὲ ἀπόρων ἐστὶ καὶ ἀμυχάνων καὶ ἐν ἀνάγκῃ ἐχομένων, καὶ τούτων πονηρῶν. οἵτινες ἐθέλουσι δι' ἐπιτορκίας τε πρὸς θεοὺς καὶ ἀπιστίας πρὸς ἀνθρώπους πράττειν τι. οὐχ οὕτως ἡμεῖς, ὦ Κλέαρχε, οὔτε ἀλόγιστοι οὔτε ἡλίθιοι ἐσμεν. ἀλλὰ τί δὴ ὑμᾶς ἐξὸν ἀπολέσαι οὐκ ἐπὶ τούτῳ ἦλθομεν; εὖ ἴσθι ὅτι ὁ ἐμὸς ἔρως τούτου αἰτίας τὸ τοῖς Ἑλλήσιν ἐμὲ πιστὸν γενέσθαι, καὶ ὃ Κῦρος ἀνέβη ξενικῶ διὰ μισθοδοσίας πιστεύων τούτῳ ἐμὲ καταβῆναι δι' εὐεργεσίαν ἰσχυρόν; Aischines 1,112f.: ὅτι δ' οὐ παρέδωκε δικαστηρίῳ οὐδ' ἐξήλασεν ἐκ τοῦ βουλευτηρίου, ἄχθομαι μὲν λέγων, ἀνάγκη δ' ἐστὶν εἰπεῖν, ὅτι τῆς δωρεᾶς οὐκ ἀπέτυχε. μὴ τοῖνυν φανῆτε, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, τῇ μὲν βουλῇ χαλεπήναντες καὶ πεντακοσίους ἄνδρας τῶν πολιτῶν ἀστεφανώτους ποιήσαντες ὅτι τούτον οὐκ ἐτιμωρήσατο, αὐτοὶ δὲ ἀφῆτε καὶ τὸν τῇ βουλῇ μὴ συνενεγκόντα ῥήτορα, τούτον τῷ δήμῳ περιποιήσητε. Ἀλλὰ περὶ μὲν τὰς κληρωτὰς ἀρχὰς ἐστὶ τοιοῦτος, περὶ δὲ τὰς χειροτονητὰς βελτίων. καὶ τίς ὑμῶν οὐκ οἶδεν ὡς περιβοήτως ἐξηλέγχθη κλέπτῃς ὢν; πεμθεῖς γὰρ ὑφ' ὑμῶν ἐξεταστῆς τῶν ἐν Ἑρετρίᾳ ξένων, μόνος τῶν ἐξεταστῶν ὠμολόγει λαβεῖν ἀργύριον καὶ οὐ περὶ τοῦ πράγματος ἀπελογεῖτο, ἀλλ' εὐθὺς περὶ τοῦ τιμήματος ἰκέτευεν ὁμολογῶν ἀδικεῖν. – Zwar nicht die Meinung eines anderen gegenüber der eigenen, aber die eigene gegenüber dem Gedanken eines anderen wird durch ἄλλὰ ausgedrückt in Od. 4,472. Dazu ALFR. HEUBECK, STEPHANIE WEST, J. B. HAINSWORTH: *A Commentary on Homer's Odyssey*. Vol. I. Oxford 1988, 222: „cf. 352. ἄλλὰ perhaps expresses a certain impatience; Proteus does not waste time answering the question which Menelaus actually asked, but deals immediately with what would have been his next question“. – Vgl. etwa auch Xen., *De rep. Laced.* 1,1. *Symp.* 1,1. – Wechselseitig, jeweils von einem anderen Sprecher, bei Aristoph., *Ach.* 402.

¹⁶ Die schwierige und umstrittene Frage über die Autorschaft einzelner Teile des Theognis-Corpus kann in diesem Rahmen selbstverständlich nicht angegangen werden. Sie tut in unserer Frage auch kaum etwas zur Sache.

Χρῆμα δ' ὃ μὲν Διόθεν καὶ σὺν δίκῃ ἀνδρὶ γένηται
καὶ καθαρῶς, αἰεὶ παρμόνιμον τελέθει·
εἰ δ' ἀδίκως παρὰ καιρὸν ἀνὴρ φιλοκερδέϊ θυμῷ
κτῆσεται, εἴθ' ὄρκῳ πᾶρ τὸ δίκαιον ἐλών,
αὐτίκα μὲν τι φέρειν κέρδος δοκεῖ, ἐς δὲ τελευτὴν
αὐθις ἔγεντο κακόν, θεῶν δ' ὑπερέσχε νόος.
'Ἀλλὰ τὰδ' ἀνθρώπων ἀπατᾷ νόον· οὐ γὰρ ἐπ' αὐτοῦ
τίνονται μάκαρες πρήγματος ἀμπλακίας·
ἀλλ' ὃ μὲν αὐτὸς ἔτεισε κακὸν χρέος, οὐδὲ φίλοισιν
ἄτην ἐξοπίσω παισὶν ἐπεκρέμασεν·
ἄλλον δ' οὐ κατέμαρψε δίκη· θάνατος γὰρ ἀναιδὴς
πρόσθεν ἐπὶ βλεφάροις ἔζετο κῆρα φέρων (Theogn. 1,197–208).

Über den ungerechten Reichtum sagt der Autor, daß er fürs erste ein κέρδος zu sein scheint, letztlich dann (ἐς δὲ τελευτὴν) aber ein κακόν ist – das „Konzept“ der Gottheit, ihr Verstand ist eben darüber erhaben; doch folgendes (τάδ')¹⁷ täuscht den Verstand der Menschen – denn die Götter strafen nicht gleich bei jeder Tat. Nach der Begründung (γὰρ) für die Täuschung (τάδ'... ἀπατᾷ) folgt der Inhalt der Täuschung, auf den schon durch τὰδ' verwiesen wurde, wieder mit dem Wort ἀλλ' (205) als fiktiver Einwand gegen die Meinung des Dichters gekennzeichnet. Der Autor hat die Überzeugung, daß unrecht Gut zwar zuerst als Vorteil erscheint, letztlich aber sich als κακόν erweist, daß die Gottheit in ihrem weitsichtigen, überlegenen Konzept nicht sofort bestraft, was aber die Menschen zu dem falschen Schluß verleite, daß die Strafe in einem Teil der Fälle – **weil spät** – sogar **zu spät** für den einzelnen komme und daher die Nachkommen treffe.

Diese Stelle spricht für meine Interpretation der Solon-Verse aus der Musen-Elegie 29ff. Daß eine Täuschung vorliegt (ἀπατᾷ, Theogn. 1,203) wird hier ausdrücklich gesagt, und ebenso, daß diese im Inhalt von Theogn. 1,205–208 (vgl. Solon, 13,29–32 West) besteht, durch das auf das Folgendeweisende Wort τὰδ' (Theogn. 1,203) deklariert. Die Parallelität der beiden Stellen und das τὰδ' legen nahe, daß ὥδε im Solon-Text (13,33) zurückverweisen muß, wobei dort der entsprechende Inhalt (ἀλλ' bis ἐξοπίσω, Solon 13,29–32, vgl. Theogn. 1,305–308) **vor** der Äußerung, daß die Menschen **so** denken, bis sie daraufkommen, daß sie falsch gedacht haben, steht, während der Inhalt des Irrtums in Theogn. 1,203ff. der Feststellung, **daß** ein Irrtum vorliegt, **nach**folgt. Die Aussagen in den beiden Stellen (Solon 13,29–32 und Theogn. 1,205–208), die aufs engste konvergieren, werden beide Male als **falsch** deklariert und der Ansicht des Autors gegenüber- und entgegengestellt. Beide Male wird die (falsche) Meinung der Menschen (θνητοὶ δ' ὥδε νοέομεν,

¹⁷ τὰδ' verweist nicht auf γὰρ ἐπ' αὐτοῦ etc., wie B. A. VAN GRONINGEN: Theognis. Le premier livre édité avec un commentaire. Verh. d. Koninklijke Nederlandse Akad. v. Wetenschappen, Afd. Lett., N.R., 72/1, Amsterdam 1966, 79, meint, sondern auf ἀλλ' ὃ μὲν usw.; οὐ γὰρ ἐπ' αὐτοῦ gibt die Begründung des Irrtums, nicht dessen Inhalt wieder.

Solon, 13,33. τὰδ' ἀνθρώπων ἀπατᾷ νόον, Theogn. 1,203) mit dem gegenüberstellenden ἄλλ' (Solon 13,29, Theogn. 1,205) als fiktiver Einwand eingeleitet.¹⁸

Der Dichter, welcher die Partie Theogn. 1,197–208 in großer Ähnlichkeit¹⁹ mit der Solon-Stelle verfaßt hat, zeigt damit wohl, wie er die Solon-Verse 13,29ff. West verstanden hat; dies dürfte als Anleitung zur Interpretation dieser Verse einiges Gewicht besitzen.

Der Dichter von Theogn. 1,731–756 aber interpretiert seine Zeit (νῦν) von seiner Warte aus, daß jetzt der Übeltäter der Strafe entkomme, und ein anderer **dann** dafür büßen müsse (νῦν δ' ὁ μὲν ἔρδων / ἐκφεύγει, τὸ κακὸν δ' ἄλλος ἔπειτα φέρει, 741f.); er betet darum, daß jeder für seine eigenen Untaten büßen soll. Was Solon **und** der Dichter von Theogn. 1,197–208 für **wirklich** halten, sieht der Dichter von 1,731–756 als zwar **sehr wünschenswert**, aber **zur Zeit unwirklich** an.

Die Auffassung, daß die Strafe auch erst die Kinder oder das künftige Geschlecht des Missetäters, der selbst ungeschoren bleibt, treffen könne (ἀναίτιοι ἔργα τίνουσιν / ἢ παῖδες τούτων ἢ γένος ἐξοπίσω, 31–32), was Solon als Einwurf (ἄλλ', 29) seiner Elegie eingliedert, geht auf den Gedanken der Einheit des γένος (vgl. Aisch., Choeph. 503ff. Plut., de sera numinis vindicta, 16, 559D-E, bes.: Εἰ δ' ἔστι τι πόλις ἐν πρᾶγμα καὶ συνεχές, ἔστι δῆπου καὶ γένος, ἐξηρητημένον ἀρχῆς μιᾶς καὶ δυνάμιν τινα καὶ κοινωνίαν διαπεφυκυῖαν ἀναφερούσης, καὶ τὸ γεννηθὲν οὐχ ὥς τι δημιούργημα πεποιημένον ἀπῆλλακται τοῦ γεννήσαντος· ἐξ αὐτοῦ γάρ, οὐχ ὑπ' αὐτοῦ, γέγονεν, ὥστ' ἔχει τι καὶ φέρεται τῶν ἐκείνου μέρος ἐν ἑαυτῷ, καὶ κολαζόμενον προσηκόντως καὶ τιμώμενον, 559D)²⁰ zurück und mit der Auffassung von der Einheit des γένος hängt auch die Vorstellung vom Geschlechterfluch zusammen; daß nämlich der Übeltäter selbst unbehelligt bleibe, aber spätere Generationen seine Tat büßen müßten, findet sich im besonderen in der Erzählung Herodots über Kroisos, welcher in der fünften Generation erst für den Mord des Gyges an Kandaules büßt (Κροῖσος δὲ πέμπτου γονέος ἁμαρτάδα ἐξέπλησε, ὃς ἔων δορυφόρος Ἡρακλειδέων δόλῳ γυναικίῳ ἐπισπόμενος ἐφόνευσε τὸν δεσπότεα καὶ ἔσχε τὴν ἐκείνου τιμὴν οὐδὲν οἱ προσήκουσαν, Hdt. 1,91,1). Ja der Gedanke wird weiterge-

¹⁸ Vgl. Anm. 15.

¹⁹ Vgl. z. B. ἐς δὲ τελευτήν, Theogn. 1,201 / ἐς τέλος, Solon, 13,28. ἀνθρώπων, Theogn. 1,203 / θνητοί, Solon, 13,33. νόον, Theogn. 1,203 / νοέομεν, Solon, 13,33. ἐπ' αὐτοῦ ... πρήγματος, Theogn. 1,203f. / ἐφ' ἐκάστῳ, Solon, 13,25. ἄλλ' ὁ μὲν, Theogn. 1,205 / ἄλλ' ὁ μὲν, Solon, 13,29. ἔττεισε, Theogn. 1,205 / ἔττεισεν, Solon, 13,29. ἐξοπίσω παισιν, Theogn. 1,206 / παῖδες ... ἐξοπίσω, Solon, 13,32. οὐ κατέμαρψε δίκη, Theogn. 1,207 / μηδὲ θεῶν μοῖρ' ἐπιούσα κίχη, Solon, 13,30.

²⁰ Auch die πόλις galt als Einheit und als Schicksalsgemeinschaft, vgl. Hes., Erga 222ff. Plut., ibid. 15,559A; ebenso ist das Erlebnis, daß ein Volk und sein König in dieser Weise zusammengehören, eine alte Vorstellung, die bereits früh in der Literatur ihren Niederschlag gefunden hat; vgl. Od. 19,109–114 (ὥς τέ τευ ἢ βασιλῆος ἀμύμονος ὅς τε θεοῦδης / ἀνδράσιν ἐν πολλοῖσι καὶ ἰφθίμοισιν ἀνάσσων / εὐδικίας ἀνέχῃσι, φέρῃσι δὲ γαῖα μέλαινα / πυροὺς καὶ κριθάς, βρῖθῃσι δὲ δένδρεα καρπῷ, / τίκτη δ' ἔμπεδα μῆλα. θάλασσα δὲ παρέχῃ ἰχθύς / ἐξ εὐηγεσίης. ἀρετῶσι δὲ λαοὶ ὑπ' αὐτοῦ.), Hes., Erga 256–267 (ἡ δέ τε παρθένος ἐστὶ Δίκη, Διὸς ἐκγεγαυῖα, / κυδρή τ' αἰδοίη τε θεοῖς, οἱ Ὀλυμπον ἔχουσιν, / καὶ ῥ' ὅπῳτ' ἂν τίς μιν βλάπτῃ σκολιῶς ὀνοτάζων, / αὐτίκα πᾶρ Διὶ πατρὶ καθεζομένη Κρονίῳνι / γηρύετ' ἀνθρώπων ἀδίκων νόον, ὅφρ' ἀποτείσῃ / δῆμος ἀτασθαλίας βασιλέων οἱ λυγρὰ νοεῦντες / ἄλλῃ παρκλίνουσι δίκας σκολιῶς ἐνέποντες, / ταῦτα φυλασσόμενοι, βασιλῆς, ἰθύνετε μύθους, / δαροφάγοι, σκολιῶν δὲ δίκων ἐπὶ πάγχυ λάθεσθε. / οἱ αὐτῷ κακὰ τεύχει ἀνὴρ ἄλλῳ κακὰ τεύχων, / ἡ δὲ κακὴ βουλή τῷ βουλευσάντι κακίστη. / πάντα ἰδὼν Διὸς ὀφθαλμὸς καὶ πάντα νοήσας).

sponnen; Apollon habe versucht zu erreichen, daß dieses Leiden (πάθος) erst über die Kinder des Kroisos und nicht über Kroisos selbst komme, aber er habe es bei den Moiren nicht durchsetzen können (προθυμεομένου δὲ Λοξίεω, ὅκως ἂν κατὰ τοὺς παῖδας τοῦ Κροΐσου γένοιτο τὸ Σαρδίων πάθος καὶ μὴ κατ' αὐτὸν Κροΐσον, οὐκ οἶός τε ἐγένετο παραγαγεῖν Μοίρας, Hdt. 1,91,2).

Wir hören auch, daß Gyges vom delphischen Orakel als König bestätigt wurde (Hdt. 1,13) und daß er militärische Erfolge gehabt habe, wiewohl er sonst keine besonders großen Taten setzte (Hdt. 1,14,4). Bedeutsam in diesem Zusammenhang ist sicherlich die Gegebenheit, daß eine für ganz Griechenland so einflußreiche Institution, wie es Delphi war, ein Orakel gab, in dem es hieß, die Strafe werde erst in der **fünften Generation** eintreten (ἀνεῖλέ τε δὴ τὸ χρηστήριον καὶ ἐβασίλευσε οὕτω Γύγης. τοσόνδε μέντοι εἶπε ἡ Πυθίη, ὥς Ἡρακλείδῃσι τίσις ἦξει ἐς τὸν πέμπτον ἀπόγονον Γύγεω, Hdt. 1,13,2). Solche Vorstellungen waren denn auch verbreitet.²¹

Für die psychologische Reaktionsweise auf diesen Spruch scheint die Mitteilung Herodots, die Lyder und ihre Könige hätten sich um die Strafe, die erst in der fünften Generation eintreten werde, nicht gekümmert (τούτου τοῦ ἔπεος Λυδοὶ τε καὶ οἱ βασιλεῖς αὐτῶν λόγον οὐδένα ἐποιεῦντο, πρὶν δὴ ἐπετελέσθη, 1,13,2), sehr markant; die Formulierung πρὶν δὴ ἐπετελέσθη erinnert an πρὶν τι παθεῖν in der Musen-Elegie (35).

Diese Reaktion, die mit der langen Zeit bis zum Eintreffen des Übels zu tun hat, hängt in dem Einwurf (ἄλλ' ... 29ff.) bei Solon auch stark damit zusammen, daß der ἀγαθός nichts befürchtet, weil er sich kaum etwas vorzuwerfen habe und er auch glaubt, daß seine Eltern und seine Ahnen ebenfalls anständige Leute, ἀγαθοί also, gewesen seien, und der κακός so eigentlich nichts befürchtet, weil er hofft, es werde ihn selbst schon nicht treffen. Psychologisch geht dies doch auch mit der Erfahrungstatsache zusammen, daß Verbrecher glauben, sie würden nicht entdeckt werden.

²¹ Die Vorstellung, daß erst spätere Generationen für die Taten der Ahnen zu büßen hätten, war durchaus nicht auf das erwähnte Kroisos-Beispiel beschränkt; die Abhandlung Plutarchs, *De sera numinis vindicta* (12.556E–13.558D) etwa belegt, daß es sich dabei um eine gängige Auffassung handelte.

Auch die Theognis-Sammlung liefert einen deutlichen Beleg (731ff.); dort betet der Dichter (offenbar ein anderer als in Theogn. 197ff.) zu Zeus und wünscht, daß es den Göttern lieb sei, wenn jeder Übeltäter selbst (αὐτός) bestraft werde, und er klagt über Verhältnisse seiner eigenen Zeit (νῦν), die er dahingehend deutet, daß der Missetäter gut davonkomme, aber später einen anderen das Unheil treffe (ταῦτ' εἶη μακάρεσσι θεοῖς φίλα· νῦν δ' ὁ μὲν ἔρδων / ἐκφεύγει, τὸ κακὸν δ' ἄλλος ἔπειτα φέρει, 741f.). Daß die Leute fälschlich glauben, es würde die Strafe erst die Nachkommen treffen, und warum sie dieser Täuschung erliegen, findet sich in Theogn. 1,197ff. – Für den Fall des Meineids wird sogar die Nachkommenschaft als die dadurch schwer von der Bestrafung betroffene bereits von Hesiod genannt:

ὃς δὲ κε μαρτυρήσιν ἐκὼν ἐπίορκον ὁμόσας
 ψεύσεται. ἐν δὲ δίκῃν βλάβας νήκεστον ἄσθῃ,
 τοῦ δὲ τ' ἄμαυροτέρῃ γενεῇ μετόπισθε λέλειπται·
 ἄνδρὸς δ' εὐόρκου γενεῇ μετόπισθεν ἀμείνων (Hes., Erga 282–285).

Ein später Nachklang des Gedankens, daß unschuldige Generationen für ihre Vorväter büßen müßten, erscheint in der bekannten Horaz-Ode 3,6,1–8 (*Delicta maiorum immeritus lues, / Romane, donec templa refeceris / aedesque labentis deorum et / foeda nigro simulacra fumo, / dis te minorem quod geris, imperas: / hinc omne principium, huc refer exitum: / di multa neglecti dederunt / Hesperiae mala luctuosae*). Vgl. 1,28,30f.

Die Einstellung **anderer**, die Solon in den Versen 29 bis 32 wiedergibt, stellt ein Konglomerat dar von Selbstentschuldigung, von blindem (weil extrem überspitztem) Optimismus und einer merkwürdigen Form, die Gerechtigkeit der Götter anzuerkennen. Die Beobachtung, daß mancher schlechte Mensch sein Leben lang in großem Wohlstand lebt, wird das Ihrige dazu beigetragen haben.

Dieser Auffassung (29ff.) stellt Solon die Seinige gegenüber und entgegen. Es wird wohl kein Zufall sein, daß Solon für den Einwurf (29–32) und für seine unmittelbare eigene kritisierende Stellungnahme dazu (33–36) gleich viele Verse, nämlich jeweils vier Verse verwendet. Die generelle Antwort darauf (63–66) und die Ausnahmefälle (67–70) füllen ebenfalls je vier Verse; somit korrespondieren die Verse 29–36 mit den Versen 63–70.

Unsicherheit über den Ausgang, so meint Solon, läge über allem (65f.), aber sicher sei, daß es nicht möglich wäre, seiner Moira zu entgehen, weil die Moira angeblich jemanden nicht erreiche, wie manche Leute meinten (29f.); man könne dem, was die Götter gäben, **nicht** entkommen (δῶρα δ' ἄφукτα θεῶν γίνεται ἀθανάτων, 64). Der Vers 64 negiert klar die Aussage οἱ δὲ φύγωσιν / αὐτοί, μηδὲ θεῶν μοῖρ' ἐπιούσα κίχη (29f.).

Den Fall, daß es Leute gäbe, die sich bemühen, gut zu handeln, die aber durch ihre zu geringe Vorsicht dann doch in schwere Verblendung und Verfehlung fielen, und andererseits solche, die schlecht handelten und trotzdem Befreiung von ihrer Blindheit erlangten, nimmt Solon als Gegebenheit hin und führt die Befreiung auf das Wirken Gottes zurück, der die συντυχίην ἀγαθὴν, ἐκλυσιν ἀφροσύνης (70) gibt. Es ist dies derselbe Gedanke, den Herodot in der Kroisos-Solon-Episode seinem Solon in den Mund legt, wenn dieser vom θεῖον φθονερόν τε καὶ παραχῶδες spricht (1,32,1). Was in den Versen 67–70 formuliert wird, entspricht eben dem παραχῶδες. Die Eigenschaft φθονερόν meint, daß Gott, so zu sagen, die Bäume nicht in den Himmel wachsen läßt, daß er also auf das rechte Maß sieht, das παραχῶδες aber umschreibt die Ausnahme, eine gleichsam „vektorlose“ Wirksamkeit des Gottes, der die ἐκλυσις gibt, beziehungsweise die zu geringe Vorsicht des Menschen nicht immer verhindert. Die Befreiung von ἄτη, diese ἐκλυσις ἀφροσύνης, konvergiert mit dem, was der Chor im Agamemnon des Aischylos die χάρις der Götter nennt und wovon hier schon die Rede war, aufs engste:

δαιμόνων δέ που χάρις
βιαίως σέλμα σεμνὸν ἡμένων (Aisch., Ag. 182f.)

Die Gefahr, die über allem läge (πᾶσι δέ τοι κίνδυνος ἐπ' ἔργασιν, οὐδέ τις οἶδεν / πῇ μέλλει σχήσειν χρήματος ἀρχομένου, 65f.), meint **Unsicherheit**, aber **nicht völlige Unmöglichkeit** auf allen Gebieten, in welche Richtung sich etwas entwickeln wird, zu erkennen.

Wenn sich jemand bemühen kann, gut zu handeln (ὁ μὲν εὖ ἔρδειν πειρώμενος, 67), muß er erkennen können, welche Handlung gut ist, welche Handlung also normalerweise zu etwas Gutem führt. Wenn er es am προνοεῖν fehlen ließ (οὐ προνοήσας, 67), war er nicht vorsichtig genug. Oder es handelt sich bei der μεγάλη

ἄτη καὶ χαλεπή (68) um etwas Schlechtes, das er **nicht** als Folge seiner Tat erkannte und erkennen konnte, weil es eben nicht die normale oder auch nur annähernd wahrscheinliche Folge seiner Handlung war; in diesem Fall gilt er nach antik-heidnischer Auffassung als αἵτιος – er ist dann sachfällig und straffällig, zumindest in der abgemilderten Form, wie jemand nach einem φόνος ἀκούσιος die Polis und ihr Umland verlassen mußte, damit er dadurch aus der Gemeinschaft beseitigt werde.

Wie eine Coda, welche aber im Sinne einer Ringkomposition auf den Anfang der Musen-Elegie mit ihrer ὄλβος-χρήματα-πλοῦτος-Thematik verweist, wirken die 6 Abschlußverse (71–76).

Auch hier handelt es sich um Unsicherheit und nicht um völlige Unfähigkeit, zu erkennen, welche Grenze beim πλοῦτος gesetzt ist.²² Die äußerste, genaue Grenze, was **noch** erlaubter Reichtum sei, wisse niemand (πλούτου δ' οὐδὲν τέρμα πεφασμένον ἀνδράσι κεῖται, 71); doch dies wird ja denen gesagt, die riesig viel besitzen und nicht genug bekommen können:

οἱ γὰρ νῦν ἡμέων πλεῖστον ἔχουσι βίον,
διπλάσιός πευδουσι· τίς ἂν κορέσειεν ἅπαντας; (72f.)

Für **solche** Leute wird die Unkenntnis des Maximalausmaßes an erlaubtem Reichtum besonders gefährlich. Wenn das Ausmaß an Reichtum zu groß und strafwürdig sei,²³ zeige sich ἄτη, die sich aus der Maßlosigkeit des Menschen einerseits und andererseits aus der Strafe (τεισομένην) von seitens des Zeus ergäbe (vgl. 74ff.), jedesmal wenn Zeus sie verhänge; denn es könnte auch sein, daß θεὸς περὶ πάντα δίδωσιν / συντυχήν ἀγαθὴν, ἔκλυσιν ἀφροσύνης (69f.).

Wenn also unser Beweisgang richtig ist und demgemäß ὧδε (33) sich zurückbezieht auf ἀλλ' ὁ μὲν αὐτίκ' ἔτεισεν, ὃ δ' ὕστερον· οἱ δὲ φύγωσιν / αὐτοί, μηδὲ θεῶν μοῖρ' ἐπιούσα κίχη / ἤλυθε πάντως αὐτίς· ἀναίτιοι ἔργα τίνουσιν / ἢ παῖδες τούτων ἢ γένος ἐξοπίσω (29ff.), kann die δόξα (34) nicht als ἐσθλή bezeichnet werden. Deshalb empfiehlt sich die Konjekture von Albrecht Dihle²⁴ nicht. Es ist ja dort nicht davon die Rede, daß sich jemand Hoffnungen auf Gutes macht, also eine ἐσθλή δόξα im Sinne von ἐσθλοῦ δόξα hätte. Nicht bestraft zu werden und dafür die Nachkommenschaft büßen zu lassen, wird Solon kaum als ἐσθλόν bezeichnet haben.

Auch der Vorschlag von Hartmut Erbse²⁵ εὖ σχεῖν ἦν ist als Konjekture problematisch, selbst dann, wenn man σχεῖν als punktuell auffaßt. Aber was Erbse für seine Textgestaltung anführt, geht von der Bedeutung einer Entwicklung²⁶ aus: Der Vers

²² Vgl. auch Solon 16 WEST:

γνωμοσύνης δ' ἀφανὲς χαλεπώτατόν ἐστι νοῆσαι
μέτρον, ὃ δὴ πάντων πείρατα μόνον ἔχει.

²³ Vgl. auch B. A. VAN GRONINGEN: Theognis, 92.

²⁴ A. DIHLE, 33. 36.

²⁵ H. ERBSE: Zwei Bemerkungen zu Solons Musenelegie (Fr. 13 W.). Hermes 123, 1995, 249–252.

²⁶ Vgl. H. ERBSE, 250f.: „Wie sich Solon ausgedrückt haben könnte, geht m.E. aus V. 66 hervor: (οὐδέ τις οἶδεν, /) πῇ μέλλει σῆχσειν χρήματος ἀρχομένου, »wie es ausgehen wird«. Wilamowitz paraphrasiert: πῶς ἀποβήσεται. Es ist das intransitive ἔχειν in der Bedeutung »führen zu<, »sich richten auf<, »enden bei< o.ä. (vgl. G.E.L. I 750 s.v. ἔχω III). Mit dem zitierten V. 66 läßt sich gut vergleichen

66 der Musen-Elegie, den Erbse zur Stützung seiner Konjektur benützt, kann **nicht** als Parallele herangezogen werden; denn in der Äußerung οὐδέ τις οἶδεν, / πῇ μέλλει σχήσειν χρήματος ἀρχομένου, was er selbst mit „wie es ausgehen wird“ (mit Hinweis auf Wilamowitz, der es mit πῶς ἀποβήσεται paraphrasiert) wiedergibt, ist ja eben von einer **Entwicklung** einer Gegebenheit (vom Anfang bis zum Ende) die Rede, während die δόξα, wenn sie nicht in Erfüllung geht, von Anfang an falsch **ist**; es geht bei der δόξα (34) **überhaupt nicht** um **Entwicklung**. Auch bei der von H. Erbse angeführten Sophokles-Stelle ἀλλ' ἀμφὶ μὲν τούτοιςιν εὖ σχήσει (Aias 684) handelt es sich um eine Entwicklung im gespielten Sinneswandel des Aias. Ebenso wenig kann Platon, Apolog. 39 b 7 (ταῦτα μὲν που ἴσως οὕτως καὶ ἔδει σχεῖν, καὶ οἶμαι αὐτὰ μετρίως ἔχειν) zur Stützung dieser Konjektur dienen. Es handelt sich dort nicht um eine Meinung, sondern um die **Situation** des Sokrates (39 b 1), die sich entwickelt hat²⁷: καὶ νῦν ἐγὼ μὲν ἄτε βραδὺς ὢν καὶ πρεσβύτης ὑπὸ τοῦ βραδυτέρου ἑάλων, οἱ δ' ἔμοι κατήγοροι ἄτε δεινοὶ καὶ ὀξεῖς ὄντες ὑπὸ τοῦ θάττονος, τῆς κακίας. καὶ νῦν ἐγὼ μὲν ἄπειμι ὑφ' ὑμῶν θανάτου δίκην ὀφλὼν, οὗτοι δ' ὑπὸ τῆς ἀληθείας ὀφληκότες μοχθηρίαν καὶ ἀδικίαν. καὶ ἐγὼ τε τῷ τιμῆματι ἐμμένω καὶ οὗτοι. ταῦτα μὲν που ἴσως οὕτως καὶ ἔδει σχεῖν, καὶ οἶμαι αὐτὰ μετρίως ἔχειν. Zudem werden dort σχεῖν und ἔχειν beide Male intransitiv verwendet, während im Solon-Vers 34 nach der Rekonstruktion von Erbse σχεῖν in intransitiver Bedeutung und wenige Wörter weiter ἔχει transitiv gebraucht sein müßte. Die Änderung von ἐνδὴν zu εὖ σχεῖν ἦν ist paläographisch nicht sehr groß, aber betrifft immerhin **vier** Änderungen, d.h. drei Buchstaben (υ statt ν, σ und χ statt δ) und die geringe Änderung von η in εἰ; der Vorschlag von Dihle ἐνδὴν zu ἐσθλὴν ἦν kommt mit **drei** Änderungen (ν zu σ, δ zu θ und der Hinzufügung von λ) aus.

Mein Vorschlag, den ich im Jahre 1987 geäußert habe (den weder Dihle, 1988, noch Erbse, 1995, kennen) kommt mit **zwei** ganz kleinen Änderungen (ἐνδὴν zu ἦν δεινὴν, d.h. ἐ zu η und der geringen Änderung von η zu εἰ) aus.²⁸ Akustisch stellen die beiden Änderungen nur Nuancen (kurzes/langes e und dunkleres/helles e)

Soph. Ai. 684 (Aias abschließend über seinen angeblichen Sinneswandel): ἀλλ' ἀμφὶ μὲν τούτοιςιν εὖ σχήσει. Ellendt-Genthe bemerkten hierzu: »Videtur esse εὖ τελευτήσει, *propriam finem inveniet*.« Genau diese Bedeutung aber wird in Solons V. 34 verlangt“.

²⁷ Erbse zitiert (251) selbst die Übersetzung von SCHLEIERMACHER: „dieses mußte vielleicht so kommen, und ich glaube, daß es gut so ist“.

²⁸ B. MANUWALD: Zu Solons Gedankenwelt. Rh.M. 132, 1989, 1–25, 13, Korr.-Zusatz zu Anm. 53 mißversteht mich – ich hätte mich allerdings etwas deutlicher ausdrücken sollen! Weder οἱ δὲ φύγωσιν αὐτοί, μηδὲ θεῶν μοῖρ' ἐπιούσα κίχῃ (29f.) noch die von MANUWALD als Kernaussage bezeichnete Partie ἀνάτιοι ἔργα τίνουσιν ἢ παῖδες τούτων ἢ γένος ἐξοπίσω (31f.) lasse ich (auf Seite 79) außer Acht. Meine Interpretation lautet vielmehr folgendermaßen: Die **ganze** Aussage von ὥλλ' (29) bis ἐξοπίσω (32) wird von Solon durch das Wort ὥδε gemeint und (als δεινὴ δόξα) abgelehnt. Die diese ganze Aussage als Einheit zur **falschen** Aussage machenden Teile sind eben οἱ δὲ φύγωσιν bis κίχῃ und ἀνάτιοι bis ἐξοπίσω. Indem nämlich ὥλλ' ὁ μὲν αὐτίκ' ἔτεισεν, ὁ δ' ὕστερον (29) **nur** als Alternative (im Ablauf des Geschehens) zu οἱ δὲ φύγωσιν bis κίχῃ und ἀνάτιοι bis ἐξοπίσω dargestellt wird, wird auch die Aussage ὁ μὲν bis ὕστερον (in ihrem Alternativcharakter) zur falschen Aussage, d.h. zum Teil einer falschen Gesamtaussage, und indem ἦλυθε πάντως αὐτίς (31) die Feststellung von ὥλλ' ὁ μὲν αὐτίκ' ἔτεισεν, ὁ δ' ὕστερον· οἱ δὲ φύγωσιν αὐτοί, μηδὲ θεῶν μοῖρ' ἐπιούσα κίχῃ als **ganze** zusammenfaßt und zu ἀνάτιοι bis ἐξοπίσω (durch αὐτίς) überleitet, enthält sie Falsches. Die Aussage von ὥλλ' (29) bis ἐξοπίσω (32) als **ganze** und als **Einheit** wird von Solon als **falsche** Aussage deklariert.

dar.²⁹ Zudem ist in der Stobaios-Handschrift Vat. Regin. 146 δεινὴν ἦν überliefert, was leicht durch Umstellung auf ἦν δεινὴν zurückgehen kann.

Zur Wortbedeutung von δεινός sei festgestellt, daß δεινός bereits im frühgriechischen Epos „furchtbar: je nach Sit. unmittelbar *furchterregend* oder potentiell *gefährlich*“³⁰ heißt; „unberechenbar, gefährlich“ in Λ 653f. (οἷος ἐκεῖνος / δεινὸς ἀνὴρ· τάχα κεν καὶ ἀναίτιον αἰτιόωτο), Ω 478f. (χεῖρας δεινὰς ἀνδροφόνους).³¹ Für die Elegie nenne ich Theognis 1,91f. (ὅς δὲ μὴ γλώσση δίχ' ἔχει νόον, οὗτος ἐταῖρος / δεινός, Κύρν', ἐχθρὸς βέλτερος ἢ φίλος ὢν. Vgl. dazu 1,416). Weiters etwa bei Hdt. 1,84,2. 1,120,4. 7,157,2 u.a.

Das Wort δόξα bedeutet im homerischen Griechisch „Meinung“, „Erwartung“,³² ebenso bei Theognis (Δόξα μὲν ἀνθρώποισι κακὸν μέγα, πείρα δ' ἄριστον / πολλοὶ ἀπειρήτοι δόξαν ἔχουσ' ἀγαθῶν. 571f. = 1104 a.b, vgl. 639). Weiters etwa bei Hdt. 1,79,2. 8,4,1. 8,11,3.

Inhaltlich paßt diese Gestaltung der Verse 33f. bestens in den Zusammenhang:

θητοὶ δ' ὧδε νοέομεν ὁμῶς ἀγαθός τε κακός τε,
ἦν δεινὴν αὐτὸς δόξαν ἕκαστος ἔχει.

Die Meinung, die Erwartung (δόξα) derer, die glauben, daß entweder sie selbst **oder** aber auch erst die Kinder und Kindeskinde büßen, wenn sie etwas begangen haben, sei nicht nur falsch (vgl. Vers 64 gegenüber 29f.), sondern auch gefährlich (δεινὴ), besonders deshalb, wenn sich die Menschen eines völlig überspitzten Optimismus (κούφαις ἐλπίσι, 36) hinzugeben pflegten.³³

Wenn es dem, der Unrecht tut, weiterhin gut geht, dann sei dies nicht darauf zurückzuführen, weil Spätere ἀναίτιοι büßten, sondern weil es den Fall gäbe, daß θεὸς περὶ πάντα δίδωσιν / συντυχίην ἀγαθὴν, ἐκλυσιν ἀφροσύνης (69f.); **vor** dieser Feststellung aber schon will Solon seine Leser zur Vorsicht ermahnen, wenn er οὐ προνοήσας ... (67) sagt.

Ob man nun meine Konjektur akzeptiert oder nicht, obwohl sie paläographisch kaum nennenswerte Änderungen erfordert, scheint jedenfalls die Interpretation der Musen-Elegie unabhängig davon zu zeigen, daß sich ὧδε auf die Verse 29–32 bezieht, deren Inhalt durch ἀλλ' als die Meinung anderer, welche mit der Auffassung Solons nicht als vereinbar gelten kann (vgl. 64), gekennzeichnet ist, weiters daß über allem Unsicherheit (κίνδυνος) liege und eine genaue Grenze des berechtigten Ausmaßes an Reichtum nicht erkennbar sei, aber das Ausmaß in etwa bei der nötigen Vorsicht hinreichend klar würde, weiters was Bescheidenheit und was Maßlosigkeit, die zur Strafe führen kann, sei, und daß es neben der grundsätzlichen Gerechtigkeit (5ff. 74ff.) aber auch die Begnadigung (69f.) gäbe; für diese und den unerwarteten Fall dessen, der trotz Bemühens durch zu geringe Vorsicht in eine μεγάλη ἄτη falle

²⁹ W. PÖTSCHER, GB 14, 1987, 84 (mit Anm. 90).

³⁰ H. W. NORDHEIDER: Lex. d. frühgriech. Epos. Bd. 2. Göttingen 1991, Sp. 235.

³¹ H. W. NORDHEIDER: Lex. d. frühgriech. Epos. Sp. 236.

³² H. W. NORDHEIDER: Lex. d. frühgriech. Epos. Sp. 334f.

³³ Beispiele dafür, daß die Leute dies täten, finden sich in der Musen-Elegie, 39–42, z.T. auch in

(67f.), läßt Herodot Solon die Bezeichnung *ταραχῶδες* gebrauchen, für die Gerechtigkeit, welche auf die Einhaltung des Maßes sieht, das Wort *φθονερόν* (*ἐπιστάμενόν με τὸ θεῖον πᾶν ἔδν φθονερόν τε καὶ ταραχῶδες ἐπειρωτᾷς ἀνθρωπείων πρηγμάτων περὶ* Hdt. 1,32,1).

Karl-Franzens-Universität
Institut für Klassische-Philologie
Universitätsplatz 3
A-8010 Graz

ZSIGMOND RITOÓK

L'ENSEIGNEMENT DU LATIN DANS LES ÉCOLES SECONDAIRES DE HONGRIE (1945-1995)

Bien qu'à partir du XIII^e siècle, la langue nationale ne cesse de gagner progressivement du terrain dans la littérature hongroise, en particulier dans la poésie, jusqu'à son triomphe définitif au XVI^e, l'usage du latin ne prendra fin officiellement qu'en 1844. Cela s'explique en premier lieu par le souci des autorités de ne heurter la susceptibilité d'aucune nation du pays multiethnique, surtout pas celle des Croates au statut privilégié. Beaucoup de latinistes évoquent avec fierté l'usage prolongé du latin en Hongrie, sans s'apercevoir que cela nuisait gravement à l'objet même de leur culte. Chez les peuples qui avaient commencé beaucoup plus tôt à utiliser leur langue nationale dans la vie administrative, l'utilité pratique du latin, devenu affaire de culture littéraire, avait disparu ou se trouvait fortement réduite. Par contre en Hongrie, où le latin reste la langue de la vie publique, son usage a des raisons pragmatiques et politiques. On sait que la naissance de la société bourgeoise donna lieu partout à l'épanouissement de la conscience nationale et à l'accroissement du rôle accordé à la langue vernaculaire. Il en découle que, parmi les objectifs de ceux qui luttent en Hongrie contre le système féodal et pour l'avènement du progrès bourgeois (sous l'impact des Lumières et de la Révolution française, leur nombre augmente sans cesse), le remplacement du latin par le hongrois figure en bonne place.¹ Ainsi leur attitude à l'égard du latin divise-t-elle les Hongrois en progressistes et en conservateurs. Les premiers y voient un obstacle au progrès social, « un tyran sclérosé », tandis que les seconds tiennent à son usage contre vents et marées. L'aspect uniquement pragmatique ou politique de cette question cache le côté esthétique ou humaniste, à savoir que le latin, à l'instar d'autres langues, constitue également une matière littéraire. Nonobstant, une telle approche restreinte subsiste sous des formes modifiées jusqu'à nos jours.

¹ Sur le combat mené pour les droits de la langue hongroise v. J. KORNIS : *Ungarische Kulturideale*. Leipzig 1930, 49-81 ; 179-182 ; 184-188 ; 193-198 ; 204-209. La documentation y relative fut publiée par Gy. SZEKFÜ : *Iratok a magyar államnyelv kérdésének történetéhez* [Pièces au dossier de la langue de l'Etat hongrois]. Budapest 1926.

La réforme radicale de l'enseignement au milieu du XIX^e siècle conduit à la création d'un système scolaire comprenant un cycle élémentaire de quatre classes et un cycle secondaire de huit classes, où les élèves apprennent non seulement le latin, mais aussi le grec (auparavant, seul un petit nombre d'intellectuels ayant subi l'influence du néo-humanisme allemand avaient des connaissances approfondies de la langue et de la culture grecques). Or, vers la fin du siècle, les représentants de la bourgeoisie radicale se mettent à exiger de l'école qu'elle dispense un savoir utile, c'est-à-dire scientifique et technique, au lieu du latin et du grec qui, selon eux, ne l'étaient pas. Ya-t-il encore quelqu'un à parler ces langues mortes ? – répètent-ils à loisir.² Le principe utilitaire prendra donc à nouveau le dessus. La première victime de ces attaques est le grec qui, à la fin du siècle, devient matière facultative dans les lycées. Les élèves auront le droit de lui substituer l'étude de la littérature grecque en hongrois ou bien le dessin.³ Quant au latin, il résistera encore quelque temps.

Etant donné que le latin n'est enseigné que dans les lycées préparant les élèves aux cycles supérieurs, et que l'obtention du baccalauréat exige des sacrifices matériels que tout le monde n'est pas en mesure d'assumer ou de se procurer suffisamment d'aide pour y parvenir, le mouvement ouvrier considère le latin comme un des symboles du monopole culturel et de la situation privilégiée des classes dominantes. Il réclame donc sa suppression des programmes scolaires, revendication restée alors sans effet, mais qui aura son importance plus tard.⁴

Les langues classiques sont également attaquées par les ultranationalistes. Pour eux, la culture linguistique classique, étrangère à la nation, doit être éliminée ou du moins fortement réduite dans les programmes d'enseignement. Du point de vue de l'instruction scolaire, cela restera également sans conséquence. (Il n'en ira pas de même pour la définition des objectifs en matière de recherche scientifique et de politique universitaire dans l'entre-deux-guerres, mais tel n'est pas actuellement notre propos.)

Dans les années '20 et '30, on supprime les matières substitutives du grec, et les lycéens peuvent choisir en cinquième entre le grec et une langue vivante (anglaise, française ou italienne). L'allemand est obligatoire à partir de la troisième. En conséquence de ce système, le grec, choisi par un nombre d'élèves de moins en moins, est élevé et disparaît peu à peu du programme. Il n'est même plus nécessaire de s'en occuper dans le cadre de la réforme de l'enseignement entreprise à l'issue de la seconde guerre mondiale.

Le nombre des cours de latin diminuera également durant cette même période, sans que cela menace sérieusement ses positions. En 1938, on peut encore lire dans

² Sur les différentes opinions émises à propos du latin depuis le XVIII^e siècle, mais surtout la publication en 1886 du célèbre ouvrage de R. FRARY intitulée *La question du Latin*, traduit aussitôt en hongrois, v. le recueil établi par I. BORZSÁK sous le titre *Kell-e latin ? [A-t-on besoin du latin ?]*. Budapest 1990, dont on peut tirer des enseignements toujours valables.

³ Sur la question du grec v. KORNIS. op. cit. 127 ; 133 ; 305 ; 394-395 ; 598 ; 605. Sur les combats de la fin de siècle : F. FENYVESSY : *A görög nyelv tanításának kérdése Magyarországon* [La question du grec en Hongrie]. Budapest 1890.

⁴ Il convient de signaler à ce propos que les écoles, surtout celles gérées par l'Eglise, ont souvent trouvé le moyen d'aider les élèves issus de milieux défavorisés à faire des études secondaires.

les directives détaillées du Programme d'enseignement pour lycées la phrase suivante : « Outre les matières nationales, le latin demeure au centre de l'éducation et de l'enseignement. »⁵ A considérer les chiffres, cette constatation ne semble pas exagérée. Dans la répartition hebdomadaire du programme les lycéens avaient pendant les huit années de leurs études, 29 cours de langue et de littérature hongroises, 17 heures d'histoire (commencée en troisième), 34 heures de latin dans les écoles de garçons et 26 dans celles de filles. Cette place privilégiée accordée au latin dans les Directives détaillées a, d'une part, une explication de nature historique (l'influence décisive de cette langue et de cette culture sur la civilisation européenne et particulièrement sur la civilisation hongroise), d'autre part, une explication de nature didactique (aptitude à façonner la morale et le caractère, à développer la faculté de raisonnement).⁶

Dès la préparation du programme en question, des voix se lèvent pour critiquer la surévaluation du latin au détriment d'autres matières scolaires. Prenant position contre l'utilisation de cette langue comme instrument de sélection, G. Kemény fait par exemple allusion à l'arrière-plan social de la philosophie incarnée par le document, et exprime son souhait de voir privilégier l'aspect sociologique durant l'étude et l'enseignement de la littérature et de la culture latines.⁷ Aucune de ces objections ne réussit alors à ébranler les positions du latin.

À la rentrée 1944-45, ou plutôt durant le deuxième semestre de cette année scolaire, le plus urgent est d'assurer les conditions matérielles de l'enseignement, en retirant les manuels les plus pernecieux du point de vue intellectuel, parus pendant la guerre qui avait dévasté le pays. Dans ces conditions, personne ne s'occupe sérieusement de la question du latin. Le décret ministériel fixant les règles de fonctionnement des écoles se cantonne, lui aussi, dans les généralités.⁸

Pourtant une étude prémonitoire esquisse déjà avec lucidité ce qui devait arriver un peu plus tard. Son auteur, Árpád Szabó, professeur de philologie classique à l'université, constate avec regret que le grec a pratiquement disparu des écoles, et il ajoute : « Il n'est point besoin d'être prophète pour prédire que l'assaut sera prochainement déclenché contre la deuxième langue classique, le latin. Il y aura certainement des gens qui déclareront que le latin est une matière antidémocratique. N'oublions pas qu'au lycée, elle avait une fonction plus ou moins sélective. »⁹

⁵ Részletes utasítások [Directives détaillées]. Budapest 1938, I, 165.

⁶ Ibid. 165-166.

⁷ G. KEMÉNY : Iskolai értékelés és kiválasztás [Notation et sélection scolaires]. Budapest 1934. La fonction sélective du latin consistait, comme celle des mathématiques (toutes deux étant des matières réputées difficiles où l'on pouvait facilement échouer) à éliminer les élèves incapables, par inaptitude ou par paresse, de faire des études supérieures.

⁸ 56.001/1945 V.K.M. sz. Köznevelés I, 1945, n° 5, 19-20.

⁹ Á. SZABÓ : A latin-görög kérdéséhez [Sur la question du latin et du grec]. Embernevelés I, 1945/46, 123-129, la citation se trouve à la page 123. SZABÓ n'idéalise pas l'enseignement du latin. Le but de celui-ci serait, selon lui, la lecture de textes dans l'original, mais peu d'élèves parviennent à ce niveau. Les professeurs eux-mêmes ne considèrent pas la littérature, l'histoire de l'Antiquité comme leur affaire personnelle, et ainsi l'enseignement qu'ils dispensent s'avère peu fructueux. L'apprentissage de la langue n'est en effet qu'un moyen pour atteindre un objectif concret, en l'occurrence arriver à ce que les élèves considèrent l'Antiquité, comme une affaire personnelle.

Pour mieux comprendre ce qui suit, rappelons quelques faits. A l'issue des élections législatives de l'automne 1945, le Parti des petits propriétaires, vainqueur du scrutin, entrerait en coalition, entre autres, avec le Parti communiste hongrois pour former le nouveau gouvernement. Entre les partenaires de coalition il y avait naturellement des tensions. Le Parti communiste, fort de l'appui des troupes soviétiques stationnées en Hongrie, parvenait à broyer, grâce à sa grande habileté de tacticien et avec l'aide des sociaux-démocrates et du Parti paysan, le Parti des petits propriétaires, puis il fusionnait avec le Parti social-démocrate, réduisant ainsi à la portion congrue son autre allié, le Parti paysan, et instaurant en 1949 son propre règne à parti unique.

Il convient aussi de noter au préalable que le gouvernement procédait, dès 1945, à une réforme radicale du système scolaire. Après avoir laissé dépérir peu à peu les lycées de huit classes, il transformait l'enseignement primaire de quatre classes, obligatoire pour tous, en un cycle de huit années. Dans les établissements d'enseignement secondaire, la durée de la formation était, par contre, réduite à quatre ans. Une telle réforme, absolument nécessaire, existait déjà sous forme de projet bien avant 1945, et elle était en partie préparée. Or, la profession lui réservait un accueil mitigé après les ravages de la guerre, la plupart des écoles étant détruites ; de l'avis de beaucoup, il aurait fallu donner la priorité à la reconstruction des salles de classe.¹⁰ D'un autre côté, l'introduction du nouveau type d'enseignement primaire devenait également un enjeu politique, dans la mesure où elle visait à mettre à la disposition de tous une tranche plus large de la culture. D'où l'empressement de certains à l'instaurer. Les adversaires de la réforme redoutaient la détérioration de la qualité de l'enseignement dans les lycées de quatre classes et un nivellement par le bas (non sans raison, comme il apparaîtra plus tard).¹¹ Politiquement parlant, leur position pouvait donc être qualifiée d'antidémocratique.

Le décret ministériel promulgué sur la base du décret gouvernemental¹² portant ouverture et horaire de l'année scolaire 1945-46¹³ et ayant déjà amorcé la mise en place du nouveau système d'enseignement primaire, contenait d'importants changements concernant également le latin. D'une part, le nombre des cours de latin était réduit d'une heure dans les II^e, VI^e et VII^e classes des lycées pour garçons et, dans une mesure similaire, dans toutes les classes des lycées pour filles. D'autre part, cette

¹⁰ M. HORVÁTH : *A népi demokrácia oktatási rendszere* [Le système d'enseignement de la démocratie populaire] (1945-1948). Budapest 1975, 87-99 ; P. SZEKENYI : *Az általános iskola fejlődése* [L'évolution de l'école primaire]. *Pedagógiai Szemle* 35, 1985, 989-992 ; Dans une optique différente : M. ANDOR : *Dolgozat az iskoláról* [Étude sur l'école]. *I. Mozgó Világ* 6, 1980, n° 12, 8. La loi XX/1940, stipule déjà la création de l'école populaire de huit classes, mais laisse aussi intact l'ancien lycée de huit classes. L'école populaire ne pouvait donc pas être qualifiée de « générale », et les professeurs enseignant aux élèves des classes supérieures ne devaient pas non plus disposer d'un diplôme spécialisé. Partout où l'on avait introduit à titre expérimental le cycle primaire de huit ans, les statistiques établissaient qu'à partir de la quatrième, les élèves se recrutaient majoritairement parmi les enfants issus des milieux les plus pauvres. Là aussi, la devise de la culture pour tous restait donc une formule creuse.

¹¹ ANDOR : *loc. cit.* et aussi dans la deuxième partie de son étude : *ibid.* 7, 1981, 16-18.

¹² Décret 6650/1945 M.E. : *Köznevelés* 1, 1945, n° 4, 17.

¹³ 37.000/1945 V.K.M. : *Köznevelés* 1, 1945, n° 4, 17-33.

matière était rangée parmi les différents travaux pratiques et les langues vivantes à choisir à titre facultatif à raison de cinq heures par semaine. Le statut et la fonction du lycée étaient encore incertains. Certains pensaient à l'instauration d'un cycle secondaire de cinq ans, succédant aux huit années d'études primaires.¹⁴

A la rentrée suivante, la situation se clarifiait quelque peu. Les directives stipulent alors que, dans les écoles primaires, l'enseignement des langues modernes peut être confié à n'importe quelle personne les maîtrisant suffisamment, mais que le latin doit être enseigné par un professeur diplômé.¹⁵ L'intention des autorités éducatives était manifestement de mettre fin à la pratique apparue ici et là, consistant à demander au curé de dispenser le latin également dans les écoles publiques. Cela indique déjà que, dans les débats autour de la réforme scolaire, la question de la langue latine ne sera pas abordée sous un aspect uniquement pédagogique. C'est dans le même sens que va un paragraphe de la note d'orientation du ministre, publiée parallèlement aux Directives, qui attire l'attention sur l'importance de n'introduire le latin qu'à bon escient et à condition d'avoir un professeur qualifié pour l'enseigner. « D'après les premières expériences, il me semble que certaines couches de la société hongroise considèrent à tort l'apprentissage du latin comme une condition permettant d'accéder à l'école secondaire. Il faudra tout mettre en oeuvre pour dissiper cette croyance. » D'autant plus qu'il y aura des lycées non centrés sur les humanités, voire sans latin.¹⁶ On voit se dessiner ici (pour la première fois dans un document officiel) l'image d'un système scolaire où le latin devient une matière facultative non seulement dans les classes supérieures de l'école primaire, mais aussi au niveau secondaire, sans pour autant disparaître du programme. La note d'orientation du ministre, tout en condamnant les idées fausses qui s'attachent à la connaissance du latin, critère par excellence de l'homme cultivé dans l'esprit de la société, reflète également l'ambition de mettre ce savoir privilégié à la portée de tous. C'est la raison pour laquelle le latin est aussi enseigné à l'école des cultivateurs, d'existence d'ailleurs éphémère.¹⁷

Le latin cherchait donc sa place dans le nouveau système scolaire, en premier lieu au sein du cycle primaire de huit ans qui en était la clef de voûte. Jamais peut-être depuis la première moitié du XIX^e siècle, le latin ne fut l'objet d'une telle attention de la part de la société, ce qui ne favorisa pas nécessairement son enseignement. A l'instar de l'école primaire de huit classes, le latin devint aussi une affaire politique. Comme les adversaires de ce type d'école avaient attribué la baisse de niveau qu'on y constatait à la suppression du latin, ils militèrent également en faveur de son maintien au programme obligatoire pendant huit années d'études. L'enseignement du latin fut attaqué de deux côtés, par les adeptes de la promotion des sciences et par les représentants de la gauche politique qui utilisaient des arguments similaires. On assista donc au renforcement des tendances apparues à la fin du XIX^e siècle et subsistant aussi entre les deux guerres. Mais cette fois, la critique d'inspiration

¹⁴ Köznevelés 1, 1945, n° 7, 4 ; n° 8, 7.

¹⁵ Annexe au décret 70.000/1946 V.K.M., point 12. : Köznevelés 2, 1946, n° 22, 26.

¹⁶ 75.000/1946 V.K.M. : Köznevelés 2, 1946, n° 14-15, 19.

¹⁷ Complément (110.160/1946) au décret 484/1945 V.K.M. : Köznevelés 2, 1946, n° 22, 26.

politique devint de plus en plus virulente et, par moments, malheureusement plus démagogique. Les paroles d'Árpád Szabó, citées plus haut, se réalisèrent presque entièrement.

Les attaques commencées dès 1946 étaient basées sur les arguments suivants : Le latin comme matière d'enseignement a fait son temps. Sa part durable appartient désormais à la culture européenne. Les élèves ont à connaître d'abord les vertus éducatives de la littérature hongroise. Il est risqué de l'enseigner à titre facultatif à l'école primaire, car « les classes où l'on apprend le latin seront remplies d'élèves issus majoritairement des couches sociales ayant tant de mal à s'intégrer dans l'ordre démocratique. »¹⁸ A la proposition selon laquelle le latin devait donc être enseigné dans toutes les écoles primaires, les intéressés s'entendaient dire qu'il n'y avait pas assez de professeurs qualifiés. Par la suite, les attaques gagnèrent en virulence. A titre d'exemple, je cite un passage du discours prononcé par György Alexits, professeur de mathématiques à l'université, un des responsables de la politique culturelle menée par le Parti communiste, en sa qualité de rapporteur du plan triennal de son parti en matière culturelle (la citation est tirée de la version publiée) : « En réalité, les classes supérieures des écoles primaires portent encore les stigmates des traditions du passé. Cela ressort clairement lorsqu'il est question de l'enseignement du latin. C'est que chez nous – contrairement aux pays occidentaux – cette langue ne sert pas uniquement à véhiculer la culture humaniste, mais aussi à répandre l'idéologie de l'ancienne caste seigneuriale : en revendiquant l'héritage de la noblesse, celle-ci adopte l'idéal culturel classicisant de l'aristocratie féodale et fait de la langue latine un critère de la culture de classe. Ainsi, aux yeux des adeptes d'une telle conception, le latin deviendra un fétiche culturel. Cela explique leurs efforts pour faire admettre le latin au programme des écoles primaires ayant des objectifs tout à fait différents. En résultat de leurs actions, ces écoles théoriquement homogènes se divisaient en deux catégories opposées : celle des « prolétaires », où le latin n'était pas enseigné, et celle des « privilégiés », où il l'était. Il en découle qu'à l'avenir, certains lycées n'accueilleront que des élèves pouvant se prévaloir de quatre années d'étude de latin, tandis que d'autres accepteront aussi ceux qui sortent de la filière 'prolétarienne'. Dans ces conditions, c'est précisément le principe démocratique des écoles primaires qui serait violé. Un tel processus rappelle l'ancienne division des établissements scolaires selon l'appartenance sociale des élèves, et va donc à l'encontre du progrès, qui consiste à réduire l'antagonisme des classes. La condition première de ce que l'école primaire devienne une institution de base de la démocratie, non seulement sur le papier mais aussi dans la pratique, est l'application d'un programme d'enseignement unifié et exempt de latin qui, tout en professant l'humanisme véritable, aurait

¹⁸ J. ANGYAL : Továbbképzés és demokrácia [Formation permanente et démocratie]. Budapest 1947, 35 ; et aussi plus tôt : Kell-e latint tanítani az általános iskolában ? [Faut-il enseigner le latin à l'école primaire ?] : Embernevelés 2, 1946, 331-334 ; contrairement au précédent, D. KÖVENDI dans son article intitulé A klasszikus nyelvek kérdéséhez [Sur la question des langues classiques], ibid. 338-342, insistait sur l'application du principe esthétique et philosophique. En sa qualité de rapporteur des débats organisés par le Parti communiste, ANGYAL proposa en janvier 1947 d'éliminer le latin du programme des écoles primaires.

des visées plus réalistes qu'aujourd'hui et accorderait une plus grande place aux sciences. »¹⁹

La question fut également soulevée lors du débat budgétaire du portefeuille de la culture puis²⁰, sous une forme encore plus explicite, dans le quotidien *Szabad Nép*, organe du Parti communiste²¹. Des voix s'élevèrent aussi du côté opposé²². Il y eut à ce sujet un certain nombre d'interpellations à l'Assemblée nationale²³, et quelques spécialistes de l'éducation plus pondérés proposèrent même une solution intermédiaire. Celle-ci consistait à maintenir les matières facultatives à l'école primaire (à l'époque, seul le latin appartenait à cette catégorie !) et à poursuivre leur enseignement au lycée dans des groupes de niveaux différents ou, éventuellement, dans le cadre d'un système ternaire (latin, langue moderne, science naturelle)²⁴. Or les débats s'étaient exacerbés entre-temps au point que ce genre de compromis n'était plus envisageable. Parallèlement, le ton ne cessa de monter dans le camp adverse, rendant impossible toute approche objective de la question, et les arguments cédèrent parfois la place à des attaques personnelles. Parmi les savants peu nombreux qui s'illustrèrent par leur attitude modérée, il faut mentionner le nom de Gyula Ortutay, qui refusa de partager les opinions extrêmes de ses collègues scientifiques, et celui de Máté Kovács, qui se dressa contre les excès des défenseurs du latin.²⁵ A l'été 1947, un décret ministériel supprima le latin à l'école primaire à partir de la rentrée 1947-48,

¹⁹ Gy. ALEXITS : *Köznevelésünk demokratizálódásának alapproblémái* [Problèmes fondamentaux de la démocratisation de notre éducation publique] : *Társadalmi Szemle* 2, 1947, 44. Dans son compte rendu consacré à la conférence d'ALEXITS, la revue *Köznevelés* (3, 1947), 87 mentionne que le conférencier s'en est pris à « l'adoration de la culture humaniste latine » et a déconseillé la transmission du « jargon des castes » à la jeunesse. Ces expressions ne se trouvent pas dans la version imprimée du discours. On ne peut plus savoir aujourd'hui si c'est l'auteur lui-même qui a atténué son style ou si c'est le journaliste qui a « condensé » en un slogan une idée développée de façon plus nuancée.

²⁰ Dans son intervention prononcée le 12 mars 1947, le député social-démocrate JULIA TÖRÖK recommandait la suppression du latin à l'école primaire car, selon elle, « un enfant de 10 à 14 ans ne saurait être contraint à étudier une langue morte » (*Napló* [Feuilles parlementaires] 1945-1947 VI. 693).

²¹ Dans son article intitulé *A latin nyelv legendája* [La légende de la langue latine], G. KEMÉNY prend position contre l'enseignement du latin à l'école primaire. « Ce n'est qu'en deuxième lieu que le latin est une question de culture. En premier lieu – et c'est cela qui est décisif – c'est une question de société et de démocratie. Chacun sait que l'enseignement du latin est un des résidus de la société féodale... » En son temps, il avait une certaine importance mais, « depuis l'avènement du capitalisme, il ne sert plus qu'à creuser le fossé entre la classe des seigneurs dont les membres l'apprennent et la classe des travailleurs qui n'y ont pas accès. » (*Szabad Nép* 5, le 16 juillet 1947, 5).

²² K. OSVÁT : *A latin háború* [La guerre du latin]. Lettre à Imre Waldapfel. *Új Idők* 53, 1947, 188, souligne l'influence morale des écrivains antiques, et recommande d'enseigner le latin dans toutes les écoles primaires pour maintenir l'unité de l'éducation. Dans sa réponse (*Tovább* 2, le 5 septembre 1947), I. TRENCSENYI-WALDAPFEL défend certes à sa manière discrète la position du Parti communiste, mais il refuse de considérer le latin comme un « résidu du féodalisme ».

²³ Dans son interpellation prononcée le 22 octobre 1947 (*Napló* [Feuilles parlementaires] 1947-1951, I. 362-366), Gy. KUNSZERY n'argumenta pas de manière convaincante (le latin est nécessaire pour mieux saisir la signification des mots hongrois d'origine latine), mais les réactions des députés gouvernementaux (communistes) étaient également dépourvues de finesse. Réponse du ministre Gy. ORTUTAY, le 4 décembre 1947 (*Napló* [Feuilles parlementaires] 1947-1951, II. 63).

²⁴ Á. KISS : *Általános iskola és középiskola* [École primaire et école secondaire]. *Köznevelés* 3, 1947, 104-105.

²⁵ Le rapport d'ORTUTAY en lien avec la conférence précitée d'ALEXITS : *Köznevelés* 3, 1947, 87 ; M. KOVÁCS : *Az általános iskola ellenzéke* [Les adversaires de l'école primaire] : *ibid.* 31-32.

en autorisant toutefois ceux qui avaient déjà commencé à l'apprendre à poursuivre leurs études.²⁶

Or, les dispositions du décret ne furent pas appliquées partout, et les écoles ecclésiastiques continuèrent à enseigner le latin. C'est la raison pour laquelle beaucoup de parents inscrivirent leurs enfants dans ces établissements. Le latin redevint donc une affaire politique jusqu'au moment où la nationalisation des écoles y apporta une solution définitive²⁷. Le décret promulgué en 1947 contenait, outre la suppression du latin dans les écoles primaires, la division du lycée en sections lettres et sciences, où le latin ne figurait plus qu'au programme de la première. Cela marqua pour l'essentiel la fin d'une période appelée avec justesse par un connaisseur du domaine celle des programmes de coalition.²⁸

Dans les débats de l'époque, la question de la langue latine avait une forte connotation politique, et c'étaient les critères des luttes de coalition qui prévalaient au détriment des considérations d'ordre pédagogique. Parmi les défenseurs du latin, il y avait certainement des gens qui redoutaient non seulement la perte des valeurs authentiques de la culture classique, mais aussi celle du dernier bastion d'un monde révolu. Et malheureusement, le camp adverse comptait également un nombre vraisemblablement encore plus élevé de personnes qui, en position de force, faisaient preuve de partialité, ne voyant dans le latin que le « jargon des castes » et refusant d'admettre les valeurs qu'il véhiculait et dont une société socialiste avait également besoin²⁹. Certes, les défenseurs du latin ne choisissaient pas toujours avec bonheur leurs arguments. Il était facile de réfuter le raisonnement de ceux qui faisaient valoir que les éléments latins de la langue savante étaient mieux compris par ceux qui avaient étudié cette matière à l'école, ou bien que cela aidait à apprendre les langues modernes dérivées du latin. Partisans et adversaires de la discipline revenaient ainsi à la vieille conception utilitaire de la fin du XVIII^e siècle. Il était rare de voir aborder cette question sous un angle littéraire et esthétique.

En tout cas, si l'on veut être objectif, il est à peine discutable que la primauté du latin, telle qu'elle s'exprimait encore dans le programme national d'enseignement de 1938, ne pouvait être maintenue à l'école moderne. Il était donc parfaitement légitime de réclamer à cet égard des changements. Quant à la manière utilisée pour y parvenir, elle aurait pu être choisie avec plus de bonheur, et les opposants n'auraient pas dû être nécessairement considérés comme des ennemis politiques. Cependant, on ne s'étonne pas trop de ce que, dans l'ardeur des débats qui se succédaient autour de l'école primaire, de l'enseignement religieux facultatif et de la nationalisation des

²⁶ 63.000/1947 V.K.M. modifiant le décret 75.000/1946 V.K.M. : Köznevelés 3, 1947, Rendeletek és közlemények 61.

²⁷ Cf. M. HORVÁTH : Az indulástól a « latin háborúig » [Des origines à la « guerre du latin »] : Köznevelés 23, 1967, 536.

²⁸ SZ. FALUDI : A tantervkészítés « hőskora » [L'âge héroïque de la préparation des programmes d'enseignement] : Köznevelés 26, 1970, n° 7, 39. A partir de la rentrée 1963-64, on ne divise plus les lycées en filières lettres et sciences : Directive 150/1963 (M.K.12) M.M.

²⁹ Marx et Engels, imprégnés de l'esprit classique allemand, vouaient une admiration sans réserve à la culture grecque. Marx parlait bien le grec (tous les deux avaient bien sûr appris le latin), et Engels prit la défense de l'instruction classique face à E. Dühring.

établissements scolaires, le latin fût devenu une pomme de discorde de toute première importance.

La période suivante qui s'achève en 1950 marque, selon Sz. Faludi, un tournant dans l'enseignement public en ce sens qu'on commence à parler d'éducation socialiste. Ce qui nous intéresse à présent de son article résumant brièvement les résultats obtenus et les erreurs commises à l'époque³⁰, c'est ce qui se rapporte au latin.

A ce propos, nous devons souligner deux éléments. Premièrement, l'importance démesurée accordée aux sciences, ce qui s'inscrit dans le droit fil de la pensée radicale bourgeoise caractéristique de la fin du XIX^e siècle. Les déclarations officielles préconisaient toutes une éducation centrée sur les sciences. Le rapport idéal entre filière sciences et filière lettres devait être de 3 à 1 en faveur de la première.³¹ « L'enseignement des sciences est tellement important que le temps consacré aux disciplines artistiques devra être réduit dans les lycées. »³² Dans ce contexte, on comprendra mieux que l'un des objectifs du programme d'enseignement national stipule : « il importe de mettre un soin particulier à la transmission des connaissances scientifiques et à leur application pratique. »³³ Outre les disciplines artistiques, les langues étrangères – et c'est le deuxième élément à mentionner – avaient, elles aussi, perdu de leur poids. Au printemps de 1949, il s'agissait encore d'établir un ordre de priorité entre les différentes langues occidentales et de consacrer au latin le même horaire, c'est-à-dire 4-4-4-3 heures hebdomadaires.³⁴ Or à la rentrée 1949-50, on n'enseignait plus du tout les langues occidentales, tandis que le latin conservait ses 4 heures, mais seulement à partir de la deuxième.

Ce changement est consécutif au tournant politique de 1948-49. Après sa fusion avec le Parti social-démocrate, le Parti communiste – rebaptisé Parti des travailleurs hongrois – exercera seul le pouvoir et, dans le climat de la guerre froide, il liquidera toutes les tendances non conformes à la ligne officielle (définie à Moscou). Tout ce qui est de près ou de loin en contact avec l'Occident ou susceptible de l'être, qu'il s'agisse d'anciens militants de gauche ou même de communistes, doit

³⁰ FALUDI (n. 28), 39-40.

³¹ J. GYALMOS : Középfokú oktatásunk átszervezése [La réorganisation de notre enseignement secondaire] : Köznevelés 5, 1949, 348-349. Dans la réalité, la situation était encore pire, puisque le nombre des lycées classiques où l'on enseignait le latin n'atteignait que les 20 % des lycées techniques. La modernisation de la culture scolaire, l'accroissement du poids des matières scientifiques et linguistiques furent préconisés par les responsables de l'instruction dès les années 1920 (loi XI/1924), mais le memorandum de l'Association des adeptes du lycée classique condamna sévèrement ces aspirations, en les taxant d'antihumanistes. Le texte est cité par BORZSÁK (n. 2) 83-85.

³² Madame F. VADÁSZ : Az általános gimnázium I. osztályának óra- és tantervéről [Sur le programme et l'horaire de la première classe du lycée général] : Köznevelés 6, 1950, 435. Concernant la modification des rapports entre matières littéraires et matières scientifiques, M. SZABOLCSI a publié des statistiques instructives : A műveltségkép alakulása 1945 után [L'évolution de l'image de la culture après 1945] : Pedagógiai Szemle 35, 1985, 983.

³³ Tanterv az általános gimnázium számára [Programme pour les lycées généraux]. Budapest 1950, 5.

³⁴ J. GYALMOS : Élő idegen nyelvtanításunk irányítása [L'orientation de notre enseignement des langues vivantes]. Köznevelés 5, 1949, 103-105 ; N. SZÁVAI : A középiskolai reformról [De la réforme de l'enseignement secondaire] : *ibid.* 90.

disparaître. C'est ce qui explique l'élimination des langues occidentales du programme des lycées. Dans ces conditions, les positions encore privilégiées du latin sautent aux yeux, d'autant plus qu'au sujet du nouvel horaire des classes, l'un des éditoriaux du périodique *Köznevelés* (Éducation publique) contient des phrases telles que « ...la culture littéraire fondée sur l'enseignement du latin et du grec était par excellence celle des classes dominantes. Elle constituait un lien entre les prêtres célébrant la messe en latin, les juristes faisant des entorses à la loi et les savants prêchant des doctrines cléricales sous le couvert de 'l'histoire des idées'. »³⁵ Les nouveaux responsables de l'éducation avaient initialement l'intention d'intégrer les valeurs du passé au système d'enseignement socialiste. Le contenu des articles et projets publiés au début de 1949, pourtant non exempt de certains excès, en apporte la preuve. Ce principe judicieux se trouva néanmoins totalement déformé sous l'effet des pressions idéologiques qui caractérisaient le début des années '50. La déformation se manifesta d'une part dans la prédominance des matières scientifiques, d'autre part, dans l'appauvrissement du contenu, notamment par l'élimination précédemment mentionnée des langues occidentales pour des motifs idéologiques. Les objections à caractère politique étaient beaucoup moins utilisables contre le latin, qui subsistait donc – sous une forme restreinte et uniquement dans les classes de lettres – mais qui, en raison des déséquilibres créés, s'insérait mal dans le système. Tels les éléments classiques ajoutés à certains immeubles en béton de ces temps, il paraissait – non sans raison – un simple résidu de façade. Cette impression était encore renforcée par la suspension de la formation en philologie classique aux universités de Debrecen et de Szeged de 1950 à 1957. Les postes universitaires correspondants étaient également vacants. Pourtant, cet intermède avait une explication tout à fait rationnelle. Selon la conception de l'époque, l'université devait former uniquement des professeurs et non pas des chercheurs. La réduction du nombre des cours de latin aux lycées entraînait la diminution de la demande en professeurs spécialisés dans cette discipline. Pour éviter le chômage des enseignants de latin, il fallait en former moins.

Dans le même temps, les slogans politiques faux et souvent subjectifs de la période précédente concernant le latin ne disparaissaient pas non plus de la tête des gens. Or, si la mise en avant des facteurs politiques était compréhensible – bien que peu acceptable – lors des débats autour des programmes de coalition, rien ne justifiait une telle attitude au moment où la victoire du système d'enseignement socialiste ne faisait plus de doute. Sa persistance témoigne de ce que la culture latine était toujours considérée par une fraction de la société comme un signe distinctif, la mettant dans une position de supériorité par rapport à d'autres, d'un niveau social et culturel moins élevé. Or, bon nombre de personnes munies d'un bagage culturel classique ne pensaient pas de même et y trouvaient au contraire une base morale pour défendre les valeurs humaines véritables, pour lutter en faveur du progrès social, combattre l'ordre établi et les classes dirigeantes de cet ordre ou du moins adopter une sorte de résistance passive (les témoignages ne manquent pas à ce sujet). Ce fait ne change

³⁵ Az általános gimnázium új óraterve [Le nouvel horaire des lycées généraux] : *Köznevelés* 6, 1950, 451.

rien à ce que le latin avait réellement une fonction distinctive découlant du caractère du système scolaire en vigueur. La transformation des lycées après 1948 donna lieu à la reconsidération du latin comme matière d'enseignement. Dans la nouvelle situation, les formules nullement bienveillantes, semblables à celles de l'article cité plus haut, ne contribuaient pas à façonner la mentalité des gens, mais à faire conserver des idées reçues tombées en désuétude. C'est que l'auteur, tout en parlant du passé, n'excluait pas leur applicabilité au présent. Si l'on y ajoute les attaques – encore présentes dans toutes les mémoires – de la période antérieure, il encourageait (avec d'autres semblables) des déclarations simplistes du genre : « le latin est une langue réactionnaire », « c'est le langage du clergé », etc. (on pouvait en entendre abondamment sans qu'elles fussent nécessairement consignées par écrit). Aux yeux de beaucoup, c'était une discipline simplement tolérée, à laquelle il ne fallait guère prêter attention. Aussi incroyable que cela paraisse, de telles opinions et de telles phrases marquaient la mentalité publique même deux décennies plus tard, lorsque les responsables de la politique éducative ne les alimentaient plus, du moins officiellement. Les inspecteurs généraux avaient parfois dû combattre ces idées jusque dans les milieux d'enseignants. J'ai moi-même constaté un tel comportement chez certains collègues à l'époque où j'étais professeur de lycée.

Entre-temps, l'objectif fixé par le programme concernant l'enseignement du latin reflétait déjà un changement d'esprit : « Approfondissement des études historiques sur la base de lectures présentant la vie politique, économique et culturelle de la société esclavagiste. Analyse des éléments d'origine romaine de la culture moderne et explication des étapes et des corrélations du progrès... »³⁶ Il ne fait pas de doute qu'une telle formulation de l'objectif à réaliser est passablement réductrice et laisse entendre que l'enseignement du latin n'a qu'un but économique et social (en quatrième, le programme prévoit ainsi une « récapitulation systématique de l'histoire économique et sociale »). Cela peut à la rigueur se comprendre et se justifier par la volonté de créer une nouvelle façon de réfléchir en réaction à l'aspect trop spirituel de la pratique précédente.³⁷ On pourrait y voir la mise en oeuvre de l'approche à caractère sociologique prônée par Gábor Kemény dès 1934, la définition du rôle dévolu au latin, « discipline auxiliaire » de l'histoire, dans les circonstances données, pour inculquer aux élèves l'idéologie marxiste et la détermination au moins partielle de la fonction organique qu'il a à remplir dans un système éducatif socialiste. Il ne pouvait s'agir d'une détermination totale, car le programme lui-même était entaché d'un parti-pris intellectuel (au détriment de l'aspect moral et esthétique de l'éducation), et aussi parce que le latin comme matière d'enseignement s'insérait mal en l'occurrence dans la conception (déformée) de l'instruction publique.

On ne saurait cependant sous-estimer l'importance des parties consacrées au latin dans le programme. Il en ressort que cette discipline, au lieu d'être un objet de

³⁶ Tanterv az általános gimnázium számára [Programme pour les lycées généraux]. Budapest 1950, 23.

³⁷ Le Programme de 1938 fixant les objectifs liés à l'enseignement du latin mentionne, outre des critères linguistiques, ce qui suit : « La connaissance des oeuvres majeures de la littérature romaine et, sur cette base, l'acquisition d'une aptitude à s'orienter dans la vie, la pensée et les créations spéciales du peuple romain. Compréhension des éléments d'origine romaine de notre culture » (25).

musée conservé par piété ou par impuissance, peut devenir un outil non négligeable dans le façonnement de la conscience socialiste. Le premier manuel conçu dans cet esprit avait pour ambition de concrétiser cette possibilité.³⁸ Il n'y a pas lieu ici de relever les qualités et les défauts méthodologiques du manuel en question. Quant au choix des lectures, il semble – surtout vu d'aujourd'hui – un peu tendancieux et simplificateur, mais il réalise l'objectif du programme en mettant sous les yeux des lycéens des extraits qui n'avaient jamais été proposés à cette catégorie d'âge, et en ouvrant du même coup des perspectives nouvelles et judicieuses à l'enseignement du latin. Ce manuel avait donc réussi à démentir dans la pratique les vieux arguments – usés jusqu'à la corde – de ceux qui s'étaient contentés de les ressasser – sous une forme souvent primitive – et qui, grâce surtout à leurs déclarations bruyantes, exerçaient encore une influence notable sur les esprits.

Bien entendu, les phraseurs ne constituaient pas une menace uniquement pour le latin, mais aussi pour l'ensemble du système éducatif. Il est caractéristique de la situation d'alors qu'au II^e Congrès du Parti des travailleurs hongrois tenu au début de 1951, c'est József Révai, l'idéologue attitré du régime, qui dut plaider en faveur d'un meilleur niveau, d'une discipline et d'un horaire plus stricts dans l'enseignement, et réprocher la pratique gratuite consistant à tout politiser et à faire peu de cas de l'opinion des professeurs expérimentés au moment de trancher telle ou telle question relative à leur métier.³⁹ La prise de position du congrès entraîna un certain nombre de changements. Le premier de ce type n'était pas particulièrement favorable au latin. A partir de l'année scolaire 1951-1952, les élèves inscrits dans les classes de lettres avaient la possibilité de choisir entre le latin ou une langue occidentale et de passer par conséquent leur baccalauréat dans la discipline choisie.⁴⁰ Cette innovation contribua à rétrécir encore davantage le champ d'influence du latin. L'exemple du grec, également mis en concurrence avec les langues modernes avant 1945, ne promettait à cet égard rien de bon. D'un autre côté, en tant qu'une des deuxièmes langues étrangères à choisir – la première étant naturellement le russe, obligatoire à partir de la cinquième année de l'école primaire – le latin s'insérait mieux dans l'ensemble du système éducatif. Il se reliait désormais non seulement à l'histoire,

³⁸ I. FILLÁ-L. KÁPOLNAY–Madame K. KERÉNYI : *Latin könyv a gimnáziumok II-III. osztálya számára* [Manuel de latin pour les 2^es et 3^es classes des lycées]. Budapest 1950.

³⁹ Pour illustrer le caractère contradictoire de cette évolution, évoquons la partie II (n. 11) de l'étude citée plus haut de M. ANDOR (17-18) : La direction du Parti fustigeait les écoles tantôt pour leur trop grande sévérité (lorsqu'il fallait prouver la supériorité du nouveau système scolaire par rapport à l'ancien, à coup de chiffres faisant état de l'amélioration des résultats scolaires), tantôt pour leur extrême mansuétude. Ces critiques prirent toujours pour cibles les professeurs. Un an avant ce discours de Révai, la Direction centrale du Parti avait condamné sur un ton très virulent les enseignants qui « en surchargeant artificiellement les élèves, en ajoutant au programme des éléments non nécessaires, voire même superflus, en exigeant un soi-disant niveau... ce qui alourdit les tâches scolaires et conduit à l'échec de la plupart des élèves d'origine ouvrière et paysanne aux examens de fin d'année » cherchent à chasser de l'école la majeure partie des enfants de travailleurs. (A Magyar Dolgozók Pártja Központi Vezetőségének határozata a Vallás- és Köznevelési Minisztérium munkájával kapcsolatos kérdésekről [Résolution de la Direction centrale du Parti des travailleurs hongrois sur les questions relatives au travail du ministère des Cultes et de l'Instruction publique]) : *Köznevelés* 6, 1950, 209-210.

⁴⁰ 1.280-Ny-1/1950 K.M. : *Köznevelési Közlöny* 1, 1951, 9. Cela permit l'introduction de l'allemand, du français, de l'anglais puis, deux ans plus tard, de l'italien 8.531-151/1952 K.M.

mais aussi aux autres langues enseignées, soit en leur empruntant des éléments méthodologiques adaptés à ses besoins, soit en donnant aux élèves quelque chose de différent. Il permettait de même d'examiner les textes sous un angle linguistique-philosophique, éventuellement esthétique, au lieu de les considérer comme de simples sources historiques. Cependant, possibilité ne signifiant pas forcément nécessité, rien de tel ne se produisit encore dans la pratique. Cette période de rectifications fut close par la résolution de février 1954 de la Direction centrale du Parti des travailleurs hongrois, qui prenait à nouveau position contre le minimalisme, en soulignant l'importance qu'il y avait à tenir compte de l'opinion des professeurs chevronnés, en incitant à faire acquérir une vision plus nuancée de l'histoire et à accroître le poids de l'éducation esthétique. A la suite de cette résolution et d'une autre, prise en septembre 1955, on se mit à élaborer un nouveau type d'enseignement secondaire.

A partir de l'année scolaire 1955-1956, l'horaire hebdomadaire de la deuxième langue étrangère – dont le latin – passa à trois heures tout au long des quatre années d'étude.⁴¹ A partir de la rentrée 1957, les élèves de première année se virent en dispenser quatre.⁴² Chose encore plus importante, le nouveau manuel de latin, introduit l'année suivante⁴³, mettait à profit certains acquis de l'enseignement des langues modernes (par exemple compléments ou transformations de phrases). Cela donna le coup d'envoi à l'exploitation des nouvelles possibilités consistant à rapprocher la méthode d'enseignement du latin de celle des langues modernes. Un pas fut ainsi franchi en direction de l'insertion organique et complexe du latin dans le système éducatif, de l'établissement d'un rapport fécond et prometteur. Cela se traduisit également par une influence de nature différente du latin, découlant de son enseignement parallèle à celui des autres langues étrangères, influence occultant pour le moment les expériences encourageantes, mais encore embryonnaires tentées dans ce domaine. Avant d'aborder cette question, nous devons cependant rappeler un autre fait.

A part quelques rares propositions antérieures, la question d'introduire les matières polytechniques au lycée ne fut soulevée que vers le milieu des années 1950. L'idée n'était pas tout à fait neuve puisque, dans le programme des écoles primaires, figuraient initialement des cours de travaux pratiques à titre facultatif. Plus tard, on les vit disparaître peu à peu au point que, vers 1955, il fallut quasiment les redécouvrir.⁴⁴ Il n'est pas de notre propos de relater l'histoire de l'enseignement technique en Hongrie, dont le principe au départ judicieux, à savoir la nécessité de faire aimer et de faire apprécier le travail manuel, fut par la suite poussé à l'extrême par des professeurs trop zélés, aidés en cela par une politique éducative coupée des réalités, puis progressivement éliminé du programme (à partir de 1965). Du point de vue de l'enseignement du latin, cette expérience eut plusieurs conséquences.

⁴¹ Directive 45/1955 /O.K.11/ O.M.

⁴² Directive 24/1957 /M.K.3/ M.M.

⁴³ F. NAGY-J. TÓTH : *Latin nyelvkönyv a gimnáziumok I. osztálya számára* [Manuel de latin pour la 1^{re} classe des lycées]. Budapest 1958.

⁴⁴ Cf. J. ANGYAL : *Általános iskolai oktatásunk és a XX. kongresszus* [Notre enseignement primaire et le XX^e congrès] : *Köznevelés* 12, 1956, 422-423.

L'une d'elles fut (de 1959 à 1961) la réduction immédiate, en première année, du nombre d'heures de latin (de quatre à trois) pour les élèves concernés par l'expérience.⁴⁵ Comme la plupart des directeurs d'établissements scolaires et de départements administratifs chargés des écoles voulurent y participer par excès de zèle⁴⁶, le nombre des lycéens privés de latin augmenta.

La deuxième conséquence de l'expérience en question résidait dans la recherche – officiellement encouragée – des liens entre les disciplines théoriques et pratiques. Dans le cas du latin, cela se traduisit par la fabrication, à la demande du professeur qui l'enseignait, de différents matériels didactiques (par exemple de catapultes) aux cours initiant les élèves à la technique du bois. Cette pratique somme toute louable avait des antécédents. Ainsi, sous la direction du professeur Károly Szalai, les élèves de l'ancien Lycée protestant de Budapest confectionnaient des supports didactiques à la fin du siècle dernier pour illustrer les leçons de grec et de latin. Les objets fabriqués par eux furent mêmes primés lors des expositions universelles de Paris (1900) et de Londres (1908).⁴⁷ Le caractère espacé et rudimentaire de ces cours rendait néanmoins difficile d'en faire une pratique générale.

La plus grave des conséquences fut cependant qu'en réaction à l'aspect trop intellectuel du programme d'enseignement de 1950, la nouvelle conception se caractérisait par un pragmatisme outré. En ces temps, parmi les responsables de l'éducation publique, l'idée dominante était que le lycée devait se transformer à brève échéance en un établissement à caractère général et, comme tel, préparer les élèves avant tout à leur entrée dans le monde du travail et non pas à l'université. Une telle conception implique le développement rapide de l'enseignement technique et l'exigence de plus en plus pressante de transmettre des connaissances linguistiques directement utilisables, sans le bagage littéraire que les élèves possédaient au moins partiellement dans le passé. La multiplication des signes alarmants font plus d'une fois penser – non sans raison – à ce que ces changements menaceront également les positions du latin. Invoquant cette fois la surcharge des élèves, le nombre des cours de latin sera en effet ramené à deux heures hebdomadaires tout au long du cycle secondaire, soit à son niveau le plus bas dans l'histoire de cette discipline en

⁴⁵ Directive 43/1959/M.K.15/M.M.

⁴⁶ Pendant l'année scolaire 1960/61 (période officiellement encore expérimentale), 91,3% des lycées introduisirent ce type de formation, en conséquence de quoi les élèves passaient une journée entière par semaine dans une fabrique ou une usine pour y apprendre en principe un métier. Cela n'arriva cependant que très rarement, vu que l'activité des unités de production concernées était généralement perturbée par la présence des foules de jeunes sans spécialisation et, pour cette raison, employés à des tâches subalternes. Plus tard, la situation s'améliora quelque peu là où les usines confièrent l'initiation des élèves à des instructeurs, ou bien où les écoles réussirent à aménager un petit atelier dans l'enceinte même de l'établissement (Les filles se voyaient par exemple dispenser des cours de couture). Dans un tel cas, on pouvait aussi envisager de préparer les élèves à l'obtention du brevet technique, conformément à la conception initiale. Or, cela ne se produisit qu'exceptionnellement. La perte d'une journée d'étude rendit en tout cas fort difficile pour les écoles l'accomplissement de leurs tâches.

⁴⁷ K. BARTHOS : A Budapesti Református Gimnázium első félszázada [Le premier demi-siècle du Lycée protestant de Budapest]. Budapest 1909, 194-195.

Hongrie.⁴⁸ Cela mettra le latin dans une situation nettement désavantageuse par rapport à d'autres langues étrangères, pourtant enseignées aussi en deux heures. C'est que, dans le cas de ces dernières, manifestement plus utiles, on voit se multiplier les classes spéciales à horaire élevé, tandis que le latin, en dépit des efforts et des sollicitations des inspecteurs généraux, ne bénéficie guère d'une telle attention de la part des établissements. Au contraire, des voix s'élèvent à nouveau pour condamner le latin et mettre parfois en doute sa raison d'être au programme des lycées comme matière ordinaire, dispensée à raison de deux heures par semaine.⁴⁹ Dans les articles publiés sur le thème, les opposants se servent encore d'arguments, mais oralement, ils s'expriment de manière beaucoup moins nuancée et objective. Et les opinions négatives ne se cantonnent pas au niveau des généralités. D'aucuns, capables de garder le sens de la mesure et de voir plus large, ne se laisseront pas aller à des excès, tandis que d'autres adopteront une position absolument hostile. Ainsi certains responsables municipaux ou directeurs d'école, profitant de leurs prérogatives étendues et alléguant des besoins émanant de la société, la demande de parents d'élèves, voire les impératifs (déformés ou interprétés à leur guise) de la nouvelle gestion économique (en 1968) privilégient alors l'enseignement des langues modernes au détriment du latin, même si la composition du personnel enseignant ne favorise pas une telle solution. (C'étaient mes collègues qui m'en informaient, car la presse de l'époque passa ces pratiques sous silence.) C'est une maigre consolation que les élèves des écoles formant un personnel sanitaire (type d'établissement créé en 1965) doivent, pour des raisons pratiques, étudier le latin pendant deux ans.

On comprendra que, dans cette situation, beaucoup pensaient pouvoir défendre les positions du latin et maintenir sa compétitivité avec les langues vivantes à statut similaire en essayant de prouver son utilité pratique. Il ne manque pas, aujourd'hui non plus, de personnes qui partagent cet avis. L'intention louable qui les anime ne change rien au fait que, du point de vue de l'enseignement du latin, ils adhèrent à une conception totalement erronée et néfaste. Au lieu de promouvoir, à la différence du précédent programme trop centré sur l'aspect intellectuel, une discipline désireuse de façonner la conscience sociale et cherchant sa place dans un système pédagogique embrassant la quasi-totalité de la vie humaine, ce qui lui aurait permis de progresser et de s'améliorer sur la voie tracée en 1950, ils acceptent d'adapter de façon mécanique l'enseignement du latin à une certaine demande sociale clamée haut et fort, et se contentent ainsi de refléter partiellement et superficiellement la conscience collective. Il n'est donc pas étonnant que leurs efforts n'aient pas été couronnés de succès. Leur argument principal – à savoir une meilleure compréhension des mots et des termes techniques d'origine latine – ne suffisait pas à démontrer la nécessité du

⁴⁸ Après la suppression immédiate d'une heure, la tendance à la réduction se poursuit en 1966/67 (directive 121/1966 M.K.7 M.M.) et l'année suivante (directive 137/1968./M.K.12/ M.M.). La deuxième langue étrangère ne pouvait être enseignée à raison de trois heures par semaine que dans les classes spécial langues, où seules les classes de russe comptaient du point de vue du latin. Or l'annexe 2 de la directive 150/1962 /M.K.12/ M.M. recommandait l'anglais comme deuxième langue étrangère, et les écoles suivirent généralement cette recommandation.

⁴⁹ E. BÁN : Még egyszer a második idegen nyelvről [Encore une fois de la deuxième langue étrangère] : *Köznevelés* 20, 1964, 611.

latin à l'école. Un tel objectif limité pouvait être atteint simplement en feuilletant le dictionnaire des mots étrangers.

Les difficultés du latin incitèrent ceux qui avaient à coeur ce problème à tenter quelque chose de plus prometteur. Depuis les années 1920, le ministère de la Culture organisait régulièrement des concours par matière pour les élèves du secondaire. Jusqu'au début de la période d'après-guerre, le latin figurait aussi, tout naturellement, parmi ces matières. Lorsque dans les années '60, après une longue interruption, les concours reprennent, le latin n'en fait plus partie. C'est la raison pour laquelle la Société hongroise des études classiques prend les choses en mains (avec l'autorisation du ministère), et organise son propre concours de latin pour la première fois en 1962. Quoique la victoire ne rapporte rien de concret à son titulaire (les lauréats des concours organisés par l'Etat sont admis sans examen préalable à l'université de leur choix), le nombre des participants augmente sans cesse. C'est de leurs rangs que sont issus bon nombre de spécialistes jouissant aujourd'hui d'une grande renommée.

Fait encore plus important, les enseignants essayèrent d'emprunter la voie indiquée par les manuels parus en 1958, c'est-à-dire d'utiliser les méthodes d'enseignement modernes des langues vivantes. La première tentative de ce genre s'attache au nom d'I. Tegyei, professeur de latin au Lycée Radnóti-Miklós de Budapest de 1962 à 1964.⁵⁰ A la même époque, on pouvait lire de la plume d'István Banó une nouvelle conception relative à la réforme radicale de l'enseignement du latin⁵¹ qui suscita évidemment un débat animé. Nous n'allons analyser ici ni les défauts ni la justesse de cette conception, dont l'importance est cependant hors de doute. D'abord, dans la logique interne de la matière, en montrant que la restructuration du contenu représente une meilleure solution que la réduction du nombre d'heures. Ensuite et surtout, en voulant rendre le latin apte – au moins au niveau élémentaire – à observer et à illustrer par des méthodes modernes les corrélations de la langue et de la pensée, à façonner ainsi l'intellect à travers la langue tout entière, et non seulement à travers tel ou tel de ses éléments isolés. C'était un pas décisif en direction de l'intégration organique du latin, avec ses objectifs spécifiques, dans le programme d'enseignement.

Le résultat de ces débats se reflète bien dans le nouveau programme et les nouvelles directives publiés en 1965 et introduits à partir de la rentrée 1965-66. C'est là que, pour la première fois, se trouve clairement formulé l'objectif consistant à faire prendre conscience aux élèves des rapports dialectiques entre la langue et la pensée. Quant aux directives, elles stipulent, d'une part, l'application des principes déjà éprouvés dans l'enseignement des langues vivantes, et elles soulignent d'autre part

⁵⁰ Il en parla dans sa conférence donnée à la Société des études classiques : Középiskolai latintanításunk főbb problémái [Les principaux problèmes de notre enseignement du latin aux lycées]. *Antik Tanulmányok* 10, 1963, 285-294. Au cours de l'année 1963/64, le manuel fut également utilisé non sans succès dans un lycée d'Óbuda, où l'on pouvait étudier le latin après les classes.

⁵¹ I. BANÓ : A korszerű latintanításért [Pour l'enseignement moderne du latin] : *Antik Tanulmányok* 10, 1963, 271-284 ; A gimnáziumi latin tantervi szójegyzék és alkalmazásának módszertani vonatkozásai [Les aspects méthodologiques du lexique latin figurant au programme des lycées et de ses applications] : *Antik tanulmányok* 15, 1968, 110-129.

que le latin, centré sur le texte, ne doit pas être enseigné comme s'il était une langue moderne, centrée sur la parole (en prévenant ainsi toute tentative d'adopter de façon mécanique la méthode à employer).⁵² Ces principes ont ensuite prévalu lors du choix des nouveaux manuels⁵³ et des premières diapositives,⁵⁴ suivies depuis par plusieurs autres séries.

Il était vraiment nécessaire d'exploiter au mieux les possibilités car, comme je viens de le mentionner, le nouveau programme à peine paru, le nombre hebdomadaire des cours de latin était ramené à deux. C'est durant cette période critique que la Société hongroise des études classiques organisa en 1971 une séance de discussion sur la situation de l'enseignement du latin au lycée, où un inspecteur général de Budapest, J. Tóth, procéda à l'analyse des problèmes et énuméra les tâches à accomplir.⁵⁵ Le compte rendu du débat publié dans la presse⁵⁶ suscita de nombreuses réactions et polémiques. Cette discussion témoigna, sinon d'un réel changement de mentalité, du moins d'une mentalité en passe de se modifier. D'une part, il y avait eu auparavant très peu d'articles consacrés à l'enseignement du latin, même dans les périodiques spécialisés. La parution à la fin des années 1960 de plusieurs études sur ce thème dans une revue méthodologique s'occupant de l'enseignement des langues étrangères avait été considérée comme un événement. Or à présent le débat se déroulait enfin dans les colonnes d'un quotidien national à fort tirage.⁵⁷ D'autre part à côté des vieux arguments, selon lesquels l'enseignement n'est qu'un outil « entre les mains des classes dominantes défendant leurs privilèges face au prolétariat ascendant »,⁵⁸ on pouvait aussi entendre des raisonnements qui ne se basaient plus sur ces thèses idéologiques faussées, mais étaient formulés par les étudiants opposés au latin à cause de son apparente inutilité du point de vue de leur carrière profession-

⁵² Tanterv és utasítás a gimnáziumok számára. Angol, francia, latin, német, olasz és spanyol nyelv [Programme et directive d'enseignement pour les lycées. Anglais, français, latin, allemand, italien et espagnol]. Budapest 1965, 46-58, en particulier 53-55.

⁵³ F. NAGY-J. TÓTH : Latin nyelvkönyv a gimnáziumok számára. I-IV. [Manuel de latin pour les lycées, de la 1^{re} à la 4^{ème} année].

⁵⁴ Diapozitív sorozat a gimnáziumi latintanításhoz. 1-75. kocka. Készítette a Magyar Diapozitív-gyártó Vállalat. Összeállította és a bevezetőt írta BANÓ I. [Diapositives pour l'enseignement du latin au lycée. De 1 à 75 images. Par l'Entreprise hongroise des diapositives. Établies et présentées par I. Banó]. Budapest 1971. Cf. J. TÓTH : A sikeresebb és korszerűbb latintanításért [Pour un enseignement plus efficace et plus moderne du latin]. Idegen Nyelvek Tanítása 15, 1972, 114-121.

⁵⁵ Középiskolai latintanításunk helyzete [La situation de notre enseignement du latin à l'école secondaire]. Antik Tanulmányok 19, 1972 ; 105-110.

⁵⁶ Zs. KARTAL : Növekedik az érdeklődés a latin kultúra iránt [L'intérêt s'accroît pour la culture latine]. Magyar Nemzet 27, le 15 octobre 1971, 5.

⁵⁷ Le nombre restreint des publications s'explique par deux raisons. D'abord, comme le faisait remarquer Zs. KARTAL, par « l'attitude passive des professeurs de latin qui, résignés à voir périliciter leur matière tant décriée, ne faisaient plus aucun effort pour la défendre ». Ensuite par le peu d'empressement manifesté par les rédacteurs de journaux pour y consacrer des articles. La réaction contre cette paralysie générale ne commença que vers la fin des années 1960, premièrement par l'entrée en action des enseignants prenant conscience de la situation critique du latin et désireux de prouver que, grâce à l'application de nouvelles méthodes, la discipline pouvait être modernisée, et deuxièmement par la détente idéologique.

⁵⁸ R.K. : Elengedhetetlen a latin nyelvtudás ? [La connaissance du latin est-elle indispensable ?] : Magyar Nemzet 28, le 7 janvier 1972, 8.

nelle.⁵⁹ Les partisans du latin faisaient valoir à leur tour que l'utilité de cette matière devait être examinée dans une optique non seulement individuelle, mais aussi collective. La société a besoin – disaient-ils – de nombreuses disciplines scientifiques (histoire, linguistique, droit, archéologie, bibliologie, etc.) dont l'exercice exige la connaissance du latin (de la langue, et pas seulement des mots), a fortiori dans un pays comme la Hongrie, où le latin avait été utilisé dans la vie publique pendant des siècles. Mais indépendamment de ce critère chaque langue, le latin aussi, a des beautés spécifiques, impossibles à traduire en raison de la musicalité des vocables, de leur ordre ou de leur connotation spéciale, que seuls les écrivains et les poètes sont capables de faire ressortir pleinement. Une langue mérite d'être apprise même pour le plaisir esthétique qu'elle procure.⁶⁰ D'autres encore prirent position contre l'interprétation du mot « utilité » dans son sens étroit.⁶¹

La forte compression des cours consacrés à l'enseignement de la deuxième langue étrangère n'avait jamais été approuvée par les professeurs et les inspecteurs concernés. « Cette question devint ainsi le talon d'Achille du programme tout entier » – de l'aveu ultérieur des responsables.⁶² C'est sur une telle toile de fond que parut la résolution de juin 1972 du Comité central du Parti socialiste ouvrier hongrois, préconisant l'introduction des matières facultatives à partir de la deuxième année du lycée. On discuta de la durée de cet enseignement (quatre ans ou seulement deux)⁶³ et du nombre de cours hebdomadaires (2-2-4-4 en période normale et 4-4 en période de facultation) avant de décider⁶⁴ que les élèves pouvaient étudier trois fois par semaine à titre facultatif une deuxième langue étrangère ou une discipline technique durant les deux dernières années du lycée à raison de trois heures. Cela modifia la situation du latin en ce sens qu'il devait concurrencer également les matières techniques. Le choix des élèves n'était toutefois pas laissé au hasard, se disaient les auteurs du système, puisqu'ils disposaient de deux ans d'expérience préalable. L'idée des concepteurs était de contraindre en quelque sorte les disciplines visées à trouver leur voie spécifique dans l'ensemble du système éducatif, à en démontrer le bien-fondé. Ainsi, si l'on n'obligeait pas tout le monde à apprendre le latin, ceux qui le choisissaient de plein gré pourraient sûrement mieux avancer, puisqu'ils seraient

⁵⁹ ATTILA N. : Magyar Nemzet 27, le 3 décembre 1971, 8.

⁶⁰ ZS. RITOÓK : Mi szól a latin mellett ? [Ce qui plaide en faveur du latin] : Magyar Nemzet 28, le 9 février 1972, 8.

⁶¹ M. PÁPA : A latin nyelvtudás és ami mögötte van [La connaissance du latin et ce qu'il y a derrière elle]. Magyar Nemzet 28, le 4 janvier 1972, 7 ; J. TÓTH : A sikeresebb és korszerűbb latin-tanításért [Pour un enseignement plus efficace et plus moderne du latin] : Idegen Nyelvek Tanítása 15, 1972, 115.

⁶² O. WELKER : Merre tart a gimnázium ? [Où va le lycée ?] : Köznevelés 28, 1972 n° 18, 21.

⁶³ Premièrement : Irányelvek a tananyag csökkentéséhez [Principes d'orientation pour alléger le programme d'enseignement] : Köznevelés 28, 1972, n° 24, 8, puis débat animé dans la livraison 1973 du périodique Köznevelés, ainsi que O. WELKER : Gimnázium [Lycée] : ibid. n° 20, 9-11. L'essentiel de la réforme résidait en ce que les élèves des classes supérieures avaient le droit d'étudier certaines matières de façon plus intensive, si on les leur avait dispensées au début du cycle secondaire, ou bien à s'y initier, s'ils ne les apprenaient pas encore. Le choix de ces matières incombait cependant à l'école concernée (c'est-à-dire à son directeur).

⁶⁴ Directive 115/1973 /M.K. 9/ M.M. La généralisation du système date du décret 125/1978 /M.K. 14/ O.M.

déchargés de ceux qui, ne voulant pas poursuivre leurs études, ne s'intéressaient pas au latin. Cela permettrait aux lycées d'accomplir leur double mission : préparer à la poursuite des études et à l'entrée dans la vie professionnelle, à condition que l'enseignement remplisse d'un contenu pertinent les cadres donnés, et que les élèves aient dès la première année la chance de prouver leur talent.

La conception était séduisante mais, dans la réalité, les choses se passèrent différemment. Une partie des élèves allèrent dans le sens de la moindre résistance, en choisissant la matière technique où il n'y avait pas de devoirs à faire et où l'on pouvait obtenir de bonnes notes sans effort. Cela menaça les positions du latin dans bien des écoles et une partie des professeurs, en désespoir de cause et pour sauver l'avenir de la discipline, cédèrent alors sur le contenu de l'enseignement et devinrent encore moins exigeants que leurs collègues chargés des matières techniques. Le problème fut finalement résolu par le lent dépérissement de l'enseignement technique ou sa transformation en une discipline plus valable (par exemple l'informatique) et le passage à la semaine de cinq jours à partir de la rentrée 1982-83.⁶⁵ Le nombre des heures est fixé depuis par décades. En cas d'impairs, on dispense alternativement une heure de plus ou de moins. En première et en seconde, les deuxièmes langues étrangères, dont le latin, se virent attribuer de 6 à 5 heures par périodes de dix jours, soit une demi-heure, une heure de plus qu'avant en moyenne hebdomadaire.⁶⁶ Pour les élèves de la 3^e et de la 4^e, le latin figurait invariablement, en fonction des possibilités des lycées, sur la liste des matières facultatives avec 5 et 6 heures respectives par semaine.⁶⁷ Par la suite, ce nombre fut à plusieurs reprises légèrement modifié. Dans la nouvelle situation, les concurrents du latin sont en tout cas redevenus à nouveau les langues étrangères vivantes.

Bien que le nombre des heures de latin n'ait pas augmenté considérablement par la suite, le prestige de cette discipline ne cesse de croître. En 1976, on peut déjà lire dans un périodique spécialisé que « l'analyse des textes latins... permet d'accomplir maintes tâches éducatives. À l'exception des premières leçons, les élèves ne lisent que des pages originales d'une haute valeur artistique. »⁶⁸ Si l'on compare ce style à celui de certaines déclarations citées précédemment (voir la note 35), le changement de ton saute aux yeux. À la faveur de la détente idéologique, un hebdomadaire littéraire à grande audience consacre plusieurs articles à l'enseignement du

⁶⁵ A Művelődési Minisztérium irányelve az ötnapos tanítási és munkahét bevezetésére [Directive du ministère de la Culture concernant l'introduction de la semaine d'enseignement et de travail de cinq jours] : Művelődésügyi Közlöny 26, 1982, 31-34.

⁶⁶ Művelődésügyi Közlöny 26, 1982, 673.

⁶⁷ Conformément à la directive 123/1981 M.M., modifiée l'année suivante (117/1982) M.M., ainsi qu'à la Communication et son annexe (cf. la note précédente), le nombre prescrit des cours de latin devint alternativement de 8 à 9 heures en troisième et 10 heures en quatrième.

⁶⁸ L. VARGA : Új vonások a gimnáziumi tantervekben [Nouveautés dans les programmes des lycées] : Pedagógiai Szemle 26, 1976, 778. Le Guide du programme paru en 1979 sous le titre Tantervi útmutató, Latin nyelv I-IV. osztály (par I. BANÓ) attire l'attention, pour la première fois depuis longtemps, sur la possibilité de développer le sens esthétique des élèves : « L'analyse esthétique des textes peut contribuer à la réalisation des objectifs didactiques à caractère esthétique et affectif. À travers les extraits reproduits dans leur manuel, les élèves sont d'emblée mis en contact avec les chefs-d'œuvre de la littérature mondiale, ce qui permet de faire des analyses esthétiques et de susciter chez les élèves des émotions profondes. »

latin et aucun des intervenants ne prend position contre cette discipline. Un lecteur attire l'attention sur les souvenirs d'un haut fonctionnaire du parti communiste respecté de tous qui dit entre autres : « ...J'aurais personnellement beaucoup perdu si je n'avais pas choisi le latin à l'époque »; l'ignorance du latin « constitue un handicap du point de vue de l'assimilation de la culture universelle. »⁶⁹ Quel changement par rapport à ce qu'on pouvait entendre officiellement sur ce sujet vers la fin des années 1940 !

Depuis, la liste des objectifs didactiques et éducatifs réalisables au moyen du latin ne cesse de s'allonger dans les documents officiels. Le programme de 1984 énumère quelques-uns : « L'enseignement du latin... devra s'acquitter de certaines tâches spécifiques au cours de la transmission des connaissances, en préparant les élèves à l'activité intellectuelle, affective, volitive, morale, politique et publique formant leur vision du monde ; il aura à amener les élèves à interpréter, à goûter esthétiquement les extraits littéraires traités et à en tirer les conséquences ; par la présentation des événements marquants et des grandes figures de l'histoire, de la civilisation et de la vie publique de l'Antiquité, il incitera les élèves à suivre les exemples positifs. »⁷⁰

Au début des années 1980, le latin fut inscrit au programme des écoles primaires à titre expérimental⁷¹ et, en 1984, il y gagna officiellement droit de cité.⁷²

Grâce aux efforts de I. Borzsák, la même année marqua son insertion parmi les matières de concours du ministère dont les lauréats pouvaient entrer à l'université sans examen d'admission. Le latin se vit ainsi, en quelque sorte, reconnaître également par l'Etat.

Or, ses positions occupées dans l'enseignement scolaire n'en furent par vraiment renforcées. La nouvelle génération de parents, mais aussi de directeurs d'école, ayant grandi dans un climat politique de plus en plus indifférent, ne considérerait certes pas le latin avec l'animosité des anciens, mais elle n'avait pas non plus de culture classique. Faute de l'avoir connue, elle n'éprouvait pas le besoin de la connaître (*ignoti nulla cupido*). D'un esprit fortement matérialiste, elle l'estimait même totalement inutile. Les directeurs d'établissements scolaires ne montrèrent donc pas trop d'empressement à ouvrir des classes « spécial latin », et ceux qui appartenaient à la vieille garde pouvaient même se féliciter d'une telle évolution de la situation. Cela leur permettait d'invoquer le manque d'intérêt des parents, du « besoin social » que

⁶⁹ L. FEHÉR : Igy történt [Cela s'est passé ainsi] 68-69 : cité par T. SZILÁGYI, *Nem szakkérdés* [Ce n'est pas une question de spécialité] : Élet és Irodalom 25, 1981, n° 31, 2.

⁷⁰ A gimnáziumi nevelés és oktatás terve. Latin nyelv I-IV. osztály. Szerkesztette BANÓ I. [Programme d'éducation et d'enseignement pour les lycées. Latin de la 1^e à la 4^e. Sous la direction d'I. BANÓ]. Budapest 1984, 5. Cette insistance sur l'éducation esthétique est malheureusement supprimée dans les programmes ultérieurs.

⁷¹ Mme T. BARANYAI-I. BORZSÁK, *Csak szeressék a latint! Kísérlet egy iskolában.* [Pourvu qu'ils aiment le latin ! Expérience dans une école.]: Magyar Nemzet 47, le 25 février 1984, 8. Plus tard, un habile manuel, signé également Mme T. BARANYAI, vit le jour sous le titre *Ludamus una !* Budapest 1985.

⁷² I. BANÓ : Az általános iskolai nevelés és oktatás terve. A fakultatív foglalkozások programja. Latin nyelv [Le programme d'éducation et d'enseignement des écoles primaires. L'horaire des cours facultatifs. Le latin]. Budapest 1984.

l'école se doit de satisfaire, comme chacun le sait. En vain les défenseurs du latin disaient-ils que les besoins objectifs de la société ne coïncidaient pas nécessairement avec les besoins intersubjectifs des parents, leur raisonnement ne toucha ni les directeurs ni les parents concernés.

Dans le même temps, outre certains domaines de spécialité qui avaient du mal à recruter de nouveaux collaborateurs compétents ayant une connaissance approfondie du latin, les universités chargées de dispenser quelques notions de cette discipline aux étudiants dont la future profession l'exigeait (langues romanes ou histoire, archéologie, histoire d'art, bibliothécaires, etc.) manquaient également d'enseignants. La bizarrerie de la situation tenait au fait qu'à la Faculté, les cours élémentaires de latin étaient dispensés par des professeurs hautement qualifiés, tandis qu'au lycée leurs collègues, probablement mieux formés méthodologiquement, n'avaient pas l'occasion d'enseigner.

On ne pouvait évidemment pas remédier à cette situation par des décrets, d'autant moins que le ministère compétent eût ainsi porté atteinte, de manière totalement inadmissible, à la liberté de décision des parents. Une seule chose pouvait être tentée : intéresser les parents à ce que leurs enfants apprennent le latin. En décembre 1986, le titulaire de la chaire de latin à l'Université de Budapest adressa effectivement au ministère une lettre, dans laquelle il décrivait la situation esquissée plus haut et proposait de donner un certain nombre de points supplémentaires à ceux des candidats à l'examen d'entrée désireux de faire des études de lettres, de droit ou éventuellement de médecine, s'ils avaient passé leur examen de latin au baccalauréat ou s'ils pouvaient justifier un niveau similaire (quatre ans d'études au lycée, examen d'Etat de degré moyen). Sa proposition ne fut pas acceptée tout de suite mais, sur l'insistance du Conseil professoral de la Faculté des Lettres de Budapest et des recteurs d'autres universités, le ministère finit par y consentir, à condition d'étendre cette faveur aux autres langues étrangères, suivant les besoins spécifiques des établissements. Grâce à cette mesure, l'effectif des jeunes désireux d'obtenir un certificat de langue latine augmenta rapidement. L'acquisition des connaissances s'effectuait soit en classe soit individuellement.

Les bouleversements politiques de 1989 influèrent également sur l'enseignement du latin. Le ministre de la Culture de l'époque, F. Glatz, avait promulgué un décret rendant facultatives toutes les langues étrangères, y compris le russe.⁷³ Cela atténua la concurrence que devait affronter le latin, puisqu'on pouvait ainsi l'étudier parallèlement à une langue occidentale. Le désir de revenir autant que possible à la situation d'avant-guerre, cette nostalgie parfois de mauvais aloi s'ajoutant à la liberté des écoles (accordée après 1990) d'établir elles-mêmes leur programme, fut largement favorable au latin.

Un nombre croissant d'écoles primaires l'inscrivirent alors à leur programme optionnel. Parallèlement au relâchement de l'ancien système scolaire, on vit se multiplier les lycées de six classes qui se chargeaient de la réalisation des objectifs didactiques incombant auparavant aux deux dernières années du précédent cycle primaire. Il y avait également des lycées de huit classes, comme autrefois. Une telle formule

⁷³ Művelődésügyi Közlöny 39, 1989. 906.

permettait à quiconque d'avoir accès gratuitement à l'instruction générale (« générale » signifiant ici accessible à tous et dispensant des connaissances de base). Dans ce cadre, le latin pouvait être étudié pendant six à huit ans. En outre, les différents types d'écoles utilisèrent de nouveaux manuels non édités par l'Etat (d'un niveau souvent médiocre), adaptés à leurs besoins, pratique facilitée par l'extension de la technique de photocopie. Dans d'autres cas, on essaya d'enseigner le latin de manière intensive pendant les deux premières années du lycée de quatre classes, et de passer ensuite à une deuxième langue étrangère dispensée à un rythme similaire.⁷⁴

Comme les écoles appliquaient volontiers ce genre d'expérience à d'autres matières également, et qu'en principe chacune pouvait choisir librement le contenu et la manière de l'enseigner (seule la « sortie » étant réglementée centralement), il y avait un sérieux risque de voir se généraliser le désordre. Dans ces conditions, il devenait indispensable d'élaborer un programme national de base, contenant le minimum des connaissances à transmettre dans toutes les écoles. A l'issue de travaux et de discussions passionnées de plusieurs années, ce programme fut mis au point en 1997. Il ne m'appartient pas d'en analyser ici les qualités et les défauts, d'autant moins que son introduction toute récente (l'année scolaire 1998-1999) ne me permet pas de le traiter dans les limites de la présente étude. Etant donné que les débats sur cette question remontent à avant 1995, et que ce programme touche de près au devenir du latin dans les écoles, je lui consacrerai toute de même quelques réflexions.

Le programme fixe à 16 ans l'âge de la scolarité obligatoire, ce qui équivaut à un système de 10+2 ans, débouchant sur le baccalauréat. Pour obtenir ce diplôme, il faut savoir deux langues étrangères, dont l'une peut être le latin, mais pendant dix ans les écoles ne sont tenues d'en enseigner qu'une seule. A la demande instante de la chaire de latin de l'Université de Budapest,⁷⁵ les auteurs du programme mentionnent également le latin dans le chapitre consacré aux langues étrangères vivantes (de façon donc quelque peu déplacée) : « A côté d'une langue étrangère vivante, le latin peut figurer en deuxième lieu. Là où le caractère et les traditions de l'école le justifient, ceci est même souhaitable. » Or, dans la situation actuelle précaire qu'est la leur, les écoles auxquelles le programme n'impose que l'enseignement d'une seule langue étrangère pendant dix ans ne choisiront sûrement pas le latin. Dans une telle hypothèse, cette discipline périrait dans les lycées comme jamais depuis 1945. Cette fois, pour des raisons non pas idéologiques mais à nouveau utilitaires. Le combat se poursuit donc. *Rebus adversis animosus atque fortis appare.*

Université Eötvös Loránd
Faculté des Lettres, Département de Latin
H-1364 Budapest B.P. 107

⁷⁴ Sur la situation du latin au lycée après la guerre et dans les années 1990 cf. encore ZS. RITOÓK : Les langues anciennes dans la maison européenne : Bulletin d'Information de la Fédération des Professeurs de Grec et de Latin 76, 1991, sept.-oct., 4-5 ; id. : Die Alten Sprachen in Ungarn. Gymnasium 108, 1993, 163-166.

⁷⁵ L'initiative fut aussi appuyée par une lettre du 29 mars 1995 de J. THORLEY, président de la Fédération des Professeurs de Grec et de Latin, au directeur général G. BOLDIZSÁR.

FRANZ RÖMER

KONTRASTFIGUREN IN DEN ANNALEN DES TACITUS

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts kommentierte ein Genueser Humanist¹ das abrupte Ende von Tacitus' Annalen mit der Bemerkung *perbene deficit textus, ut tandem caedium finis sit* und zeigte damit, wie wenig Eindruck die darstellerische Kunst des Autors auf ihn gemacht hatte. Mehr Verständnis bewies ein etwa gleichzeitig in Rom arbeitender Schreiber,² der mit dem frei erfundenen Titel „Cornelii Taciti De rebus gestis imperatorum“ die Leistungen der einzelnen Kaiser zum eigentlichen Thema der Annalen erklärte. In den folgenden Jahrhunderten hat man das Werk von den verschiedensten Ansätzen her zu verstehen gesucht, aber der Schlüssel zu einem gesicherten Verständnis ist trotz aller Fortschritte im einzelnen bis heute noch nicht gefunden. Wahrscheinlich gibt es diesen einen Schlüssel auch gar nicht, lag es nicht in der Absicht des „Geschichtsdenkers“ Tacitus, sein Werk nur von einer Seite her zugänglich zu machen. So bestehen die größten Divergenzen naturgemäß bei der Interpretation von Tacitus' politischen Anschauungen sowie dem Wesen und der Intention seiner Darstellungsweise. Wie V. Pöschl grundsätzlich festgestellt hat, steht nur soviel fest, „daß es unmöglich ist, Tacitus auf einfache Formeln festzulegen“.³ Wenn also im folgenden die Zeichnung von Kontrastfiguren in den Annalen untersucht wird, so ist von vornherein festzuhalten, daß dies nur ein Aspekt der oft sehr komplexen Charakterdarstellung bei Tacitus ist, der aber doch dazu beitragen kann, sein Bild vieler Persönlichkeiten genauer zu erfassen, scheinbare Widersprüche oder Ungenauigkeiten zu erklären und vielleicht sogar Schlüsse auf die zugrunde liegende Intention der Darstellung zu ziehen. – Jedenfalls sind Kontrastfiguren ein wichtiges Element der indirekten Charakterisierung, weil ihre gegensätzlichen Eigenschaften den Charakter anderer Personen mit besonderer Deutlichkeit hervortreten lassen. Sie sind daher nicht unbedingt mit offenen oder vermeintlichen Gegnern identisch, sondern können ebenso im Kreise von Freunden und Mitarbeitern zu finden sein.

¹ Oxford, Bodl. Lib. Auct. F.2.24 = S.C.27605, an. 1463, geschrieben und annotiert in Genua.

² Vaticano, Ottob.lat.1422, ca. 1470–80, Rom.

³ V. PÖSCHL: Tacitus. WdF 97, Darmstadt 1969, Einl. S. XIII.

Das erste Paar kontrastierender Persönlichkeiten, das die Eingangsbücher der Annalen beherrscht, bilden selbstverständlich Tiberius und Germanicus. Das Charakterbild des jugendlichen Prinzen ist sehr komplex angelegt,⁴ indem es sich aus dem Zusammen- und Widerspiel mit einer Reihe von Persönlichkeiten entwickelt, von denen Tiberius immer mehr zum entscheidenden Bezugspunkt wird. Der Gegensatz zwischen der düsteren Figur des alten, mißtrauischen Kaisers und der jugendlichen, lichten Gestalt des Germanicus ist freilich von Anfang an vorhanden, denn Tacitus hat ihn mit einer bei ihm seltenen Deutlichkeit ausgesprochen. Zum ersten Mal geschieht dies bei der Meuterei in Germanien, Ann. 1,33,2: *Nam iuveni civile ingenium, mira comitas et diversa a Tiberii sermone, vultu, adrogantibus et obscuris*. Wie schon B. Walker⁵ beobachtet hat, unterstreicht Tacitus an dieser Stelle gerade diejenigen virtutes des Germanicus, die mit den Eigenschaften des Kaisers am stärksten in Widerspruch stehen. Tacitus verstärkt die Wirkung des Kontrastes noch dadurch, daß er Germanicus keinen Augenblick in seiner Treue schwanken läßt: Der junge Feldherr setzt sich umso eifriger für Tiberius ein, je mehr er sich selbst Hoffnung auf den Thron machen könnte. Dagegen werden Tiberius immer wieder Mißtrauen und unehrliche Absichten unterstellt, z. B. 2,5,1, wo er sich angeblich über die Unruhen im Osten freut, weil sie ihm einen Vorwand liefern, Germanicus von seinen Legionen zu trennen und neuen Gefahren auszusetzen. Später kann Tiberius sehr vernünftige Gründe gegen die Fortsetzung der verlustreichen Kämpfe und für die Abberufung des Germanicus vorbringen, doch werden alle Begründungen dann wieder mit einem Hinweis auf Tiberius' *invidia* weggewischt (Ann. 2,65,5). Solchen Unterstellungen böswilliger Absichten bei Tiberius steht eine Verherrlichung des Germanicus gegenüber, die abgesehen von direktem Lob auch durch literarische Reminiszenzen und Motivübertragungen wirkungsvoll gestaltet ist. Hier sind an erster Stelle Vergilreminiszenzen zu nennen, mit denen sich die Forschung intensiv beschäftigt hat.⁶ Man hat festgestellt, daß sie in den ersten beiden Annalenbüchern nicht nur besonders dicht, sondern vornehmlich in Verbindung mit Germanicus zu finden sind. Immer wieder wird er durch wörtliche Anklänge und szenische Parallelen auf die Bedeutungsebene eines Aeneas emporgehoben, eine Ehre, die dem Kaiser völlig versagt bleibt. Weitere Möglichkeiten, seinem Germanicusbild Anschaulichkeit und Glanz zu verleihen, findet Tacitus in Elementen der romanhaften Lebensbeschreibung Alexanders des Großen, wie sie schon Sallust, Livius und die Dichter

⁴ Zuletzt besonders betont von L. RUTLAND: The Tacitean Germanicus. Suggestions for a Re-Evaluation. RhM 130, 1987, 153–164; C. PELLING: Tacitus and Germanicus, in: Tacitus and the Tacitean Tradition, ed. by T. J. LUCE and A. J. WOODMAN. Princeton 1993, 59–85 (mit Schlüssen auf Tacitus' – ebenfalls sehr komplexe – Einstellung zum Prinzipat). – Die spezielle Funktion des Germanicus als Gegenbild zu Tiberius wird in der neueren Literatur häufig betont, z. B. von F. R. D. GOODYEAR: The Annals of Tacitus. Vol. 1. Cambridge 1972, 32–34, 239–241. Vgl. den Forschungsbericht von H. W. BENARIO: Recent Work on Tacitus: 1984–1993. CW 89, 1995/96, 90–162 (Annales: 131–149).

⁵ B. WALKER: The Annals of Tacitus. A Study in the Writing of History. Manchester 1952, 118.

⁶ Besonders wichtig R. BAXTER: Virgil's Influence on Tacitus in Books 1 and 2 of the Annals. CPh 67, 1972, 246–269. Vgl. E. HENRY (B. WALKER): Virgilian Elements in Tacitus' Historical Imagination. ANRW II 33.4, 1991, 2987–3005.

der nachaugusteischen Zeit zur Beschreibung großer Feldherrn verwendeten.⁷ Nicht zuletzt hat sie Tacitus selbst zur Verherrlichung Agricolas herangezogen, der als Kontrastfigur zu Domitian⁸ manche Parallelen mit Germanicus aufweist. Typische Elemente der *imitatio Alexandri* sind das *πόθος*-Motiv, d.h. ein geradezu mystisches Verlangen, das den Helden zu seinen Taten treibt, weiters der Vergleich von Einzelheiten im Lebenslauf und schließlich die Feststellung physischer Ähnlichkeiten mit dem Makedonenkönig. Letztere werden beim Tod des Germanicus Ann. 2,73,1–2 ebenso hervorgehoben wie der Umstand, daß beide in der Fremde angeblich in Folge von Giftanschlägen starben. Als Alexanderimitation⁹ ist auch eine spektakuläre Szene beim Angriff auf den Angrivariwall 2,21,2 zu werten: Hier nimmt Germanicus, um den Seinen leichter kenntlich zu sein, mitten im Kampf den Helm ab, genau wie es Alexander am Granikos getan haben soll.¹⁰ Der wahrscheinlich längst geplante Zug zur Stätte der Varusschlacht wird mit dem *πόθος*-Motiv begründet Ann. 1,61,1: *cupido Caesarem invadit solvendi suprema militibus ducique*, entsprechend der Wendung der Alexandergeschichten *πόθος ἔλαβεν Ἀλέξανδρον*.¹¹ Dasselbe gilt für die Besichtigungen am Beginn der Orientmission, wo sich Parallelen zum Alexanderroman des Curtius Rufus finden. Die von Tacitus stark zur Geltung gebrachte Alexanderimitation schließt freilich nicht aus, daß schon Germanicus selbst den Vergleich aus Propagandagründen gesucht hat, wie man nicht zuletzt aus dem bekannten Papyrusfragment¹² einer Germanicusrede an die Einwohner von Alexandria geschlossen hat. Bei aller Idealisierung hat Tacitus auch deutliche Kritik an Germanicus eingeflochten,¹³ die beim Aufstand der germanischen Legionen 1,31–32 am klarsten zutage tritt, dem ersten größeren Ereignis, in dessen Mittelpunkt Germanicus steht. Wie D. Ross¹⁴ gesehen hat, werden die Unruhen in Germanien mehrfach mit denen in Pannonien parallel gesetzt, die Drusus durch geschickte Ausnützung einer Mondfinsternis unter Kontrolle bringen konnte (Ann. 1,28,3). Germanicus hingegen muß gleich bei seinem ersten Auftreten vor den Soldaten eine Blamage hinnehmen: Sie tragen ihm die Kaiserwürde an, doch als er entrüstet ablehnt und sogar mit Selbstmord droht, macht diese Geste nicht den erwünschten Eindruck. Ja, ein Soldat namens Calusidius hält ihm sogar sein eigenes Schwert hin, mit dem Bemerken, es sei

⁷ I. BORZSÁK: Zum Verständnis der Darstellungskunst des Tacitus. Die Veränderungen des Germanicus-Bildes. *AAntHung* 18, 1970, 279–292; id.: Das Germanicusbild des Tacitus. *Latomus* 28, 1969, 588–600; G. A. LEHMANN: Tacitus und die 'imitatio Alexandri' des Germanicus Caesar. *AU Reihe* 14, Beih. 1, 1971, 23–36.

⁸ Vgl. W. RIES: Gerücht, Gerede, öffentliche Meinung. Interpretationen zur Psychologie und Darstellungskunst des Tacitus. Diss. Heidelberg 1969, 15–94 (bes. 59ff.). Für Kontraste als Strukturprinzip bei Tacitus vgl. auch B. WILLIAMS: Reading Tacitus' Tiberian Annals. *Ramus* 18, 1989, 140–166.

⁹ LEHMANN (n. 7), 25.

¹⁰ Curtius 8,1,20.

¹¹ z. B. Arrian *Anab.* 1,3,5 καὶ ἅμα πόθος ἔλαβεν αὐτὸν ἐπέκεινα τοῦ Ἰστροῦ ἐλθεῖν.

¹² The Oxyrhynchus Papyri, pt. XXV, ed. E. G. TURNER, London 1969, n. 2435, p. 102ff.; vgl. LEHMANN (n. 7), 29.

¹³ BORZSÁK (n. 7); D. O. ROSS: The Tacitean Germanicus. *YCIS* 23, 1973, 209–227; D. C. A. SHOTTER: Tacitus, Tiberius and Germanicus. *Historia* 17, 1968, 194–214. – Nach O. DEVILLERS: Le rôle des passages relatifs à Germanicus dans les Annales de Tacite. *Anc Soc* 24, 1993, 225–241 wird Germanicus von Tacitus i.w. nur dort günstig beurteilt, wo es um den Gegensatz zu Tiberius geht.

¹⁴ ROSS (n. 13).

schärfer: *acutiores esse* (Ann. 1,35,5). Es folgt eine Reihe ähnlich unwürdiger Szenen, bis Germanicus langsam die Oberhand gewinnt. Zuvor löst er freilich noch ein Blutbad zwischen loyalen und aufrührerischen Soldaten aus (Ann. 1,48), um sich dann über das Ausmaß des Gemetzels zu entsetzen. Zu Selbstanklagen und demonstrativen Selbstmordversuchen soll er später noch einmal Gelegenheit haben, und zwar nach den schweren Verlusten der Flotte im letzten Kriegsjahr (Ann. 2,24). Die folgende Mahnung des Tiberius 2,26,2 *satis iam eventuum, satis casuum* ist durchaus berechtigt, wird aber gegen Ende des Kapitels wie so viele vernünftige Maßnahmen des Kaisers zum Ausdruck der Mißgunst uminterpretiert. Mit dem Fortschreiten der Erzählung wird auch die indirekte Kritik an Germanicus immer schwächer, obwohl sich im Osten ausreichend Gelegenheit dazu geboten hätte, etwa wegen seiner Ägyptenreise. Taktisch und politisch hat Germanicus im Orient vielleicht noch mehr Fehler gemacht als im Norden (so zuletzt Rutland¹⁵). Vor allem könnten seine allzu großen Konzessionen an den Geschmack der Orientalen Anstoß erregen, aber nur Cn. Piso sieht im Auftreten des Prinzen eine Verletzung römischer Würde (Ann. 2,55,1; 57,4) – und aus seinem Munde trifft der Vorwurf nicht. Die Darstellung der letzten Stunde des Germanicus und der Nekrolog 2,71–73 dienen nur noch seiner Verherrlichung, sodaß der Gesamteindruck, den ein unbefangener Leser am Ende des zweiten Buches gewonnen haben muß, nur der denkbar beste sein kann.

Das taciteische Germanicusbild hat demnach zwei Aspekte, von denen der eine der traditionellen Idealisierung entspricht, die nicht erst Tacitus eingeführt hat. Sie scheint vielmehr bald nach dem Tod des Tiberius feste Formen angenommen zu haben. Daneben tritt eine beträchtliche Unterminierung dieser Verherrlichung durch die Art, wie Tacitus die Fakten präsentiert, vor allem bei den Ereignissen in Germanien.¹⁶ Bei Tacitus' Neigung zu kritischer Betrachtung ist es ja von vornherein unwahrscheinlich, daß er den Vater eines Caligula, Bruder des Claudius und Großvater Neros in völlig ungetrübtem Licht erscheinen lassen wollte. Andererseits konnte er das traditionelle Germanicusbild nicht einfach beiseite schieben, und das hat er auch sicher nicht gewollt, denn nicht zuletzt braucht er vom kompositorischen Standpunkt die lichte Gestalt des Germanicus als Kontrastfigur zu Tiberius. Daher hat er die Gewichte so verteilt, daß alles für den Ruf des Germanicus Abträgliche in den frühen Partien erscheint und selbst dort nur aus der Art der Darstellung ersichtlich wird. Direkte Kritik wird nur von Gegnern und Neidern ausgesprochen, niemals von Tacitus selbst. Je näher Germanicus' Ende heranrückt, desto klarer wird seine Verherrlichung, die Tacitus durch direktes Lob des Helden ebenso wie durch die Herabsetzung seiner Widersacher, durch Vergilreminiszenzen ebenso wie durch die Alexanderimitatio erreicht hat.

Was am Germanicusbild des Tacitus im Großen zu beobachten war, scheint im Kleinen auch für die eine oder andere Nebenfigur zu gelten, wie für den finsternen Widersacher Cn. Piso, den Tacitus schon bei der Übernahme eines syrischen Kommandos als *ingenio violentum et obsequii ignarum* präsentiert (Ann. 2,43,2). Auf Pi-

¹⁵ RUTLAND (n. 4), 158.

¹⁶ ROSS n. 13), 227, der allerdings die Wirkung dieser „Unterminierung“ auf das Gesamtbild zu überschätzen scheint.

so Rolle als „counterpart of his victim Germanicus“ haben Woodman und Martin in ihrem Kommentar zum 3. Buch der Annalen aufmerksam gemacht.¹⁷ Tatsächlich wird Piso, der von Tiberius geheime Aufträge erhalten haben soll, während aller Vorgänge im Osten bis zu seiner Rückkehr und Anklage in Rom nur in den düstersten Farben geschildert. Als aber der Pöbel gegen ihn tobt, die an allen Verbrechen mitschuldige Gattin Plancina sich allein zu retten sucht und selbst der Kaiser ihn fallen läßt (Ann. 3,14,4ff.), da strahlt auch auf Piso noch etwas Licht:¹⁸ Er geht mutig in den Freitod, nicht ohne vorher noch in einem Abschiedsbrief für seine Söhne gebeten zu haben. Tiberius aber ist damit nicht nur an Germanicus, sondern auch an seinem alten Gefolgsmann Piso schuldig geworden. H. McCulloch¹⁹ glaubte aus der Darstellung bei Tacitus sogar noch eine ärgere Perfidie des Kaisers herauslesen zu können: Er habe den hochadeligen und potentiellen Thronanwärter Piso von Anfang an in einem Zug mit Germanicus aus den Weg räumen wollen. Jedenfalls wird Piso bei Tacitus eine Spur von Mitgefühl erst dann zuteil, als er seine sinistre Rolle gegenüber Germanicus ausgespielt hat und selbst zum strategischen Opfer des Tiberius wird.

Eine andere Art von Kontrasttechnik können wir bei Claudius und seinem Freigelassenen Narcissus beobachten, wo die Tatkraft des Dieners dazu beiträgt, daß die Unfähigkeit seines Herrn in vollem Umfang sichtbar wird. Das taciteische Claudius-Bild, das zuletzt M. Griffin²⁰ als komplex bewertet hat, wird vorwiegend durch Passivität, Unentschlossenheit und leichte Lenkbarkeit bestimmt, die der Autor oft bis zum Anschein des Stumpfsinns und der geistigen Unzurechnungsfähigkeit gesteigert hat. In den durch das Versagen des Kaisers frei werdenden Machtbereich drängen sich in ständigem Kampf miteinander seine Frauen und Freigelassenen. Von diesen ist es Narcissus, der den Exzessen Messalinas und später Agrippinas mit der Entschlossenheit entgegentritt, die man eigentlich vom Kaiser selbst erwarten dürfte. Doch während Messalina an ihm scheitert, ist Agrippina klug genug, einen Zeitpunkt abzuwarten, zu dem Claudius von seinem Ratgeber getrennt ist, um dann beide kurz hintereinander zu vernichten. Narcissus' Tod wird im 1. Kapitel des 13. Annalenbuches berichtet, am Höhepunkt seiner Macht stand er zu Ende des 11. Buches. Beidemale handelt es sich um kompositorisch wichtige Stellen,²¹ was zur Folge hat, daß sich die Regierung des Claudius gleichsam im Schicksal eines Freigelassenen spiegelt. In der turbulenten Schlußpartie des 11. Buches, Kap. 26–38, wo Messalina während einer Abwesenheit ihres Gatten den C. Silius heiratet und dafür mit dem Leben büßt, hat Narcissus nicht nur die anderen Ratgeber und Freigelassenen, sondern auch den Kaiser völlig in den Hintergrund gedrängt. Zunächst wird von der skandalösen Eheschließung und dem allgemeinen Schrecken am Hof berichtet, dann treten die Freigelassenen auf, Ann. 11,29,1: *Callistus iam ... circa necem C. Caesaris narratus, et Appianae caedis molitor Narcissus*. Tacitus benützt die Gelegenheit, um in treffender Kürze klar zu machen, welche Art von Ratgebern Claudius umgibt:

¹⁷ A. J. WOODMAN–R. H. MARTIN: *The Annals of Tacitus*, Book 3. Cambridge 1996, 111.

¹⁸ WALKER (n. 5), 126 und Anm. 1.

¹⁹ H. MCCULLOCH: *Narrative Cause in the Annals of Tacitus*. Königstein/Ts. 1984 (Beiträge zur Klassischen Philologie 160), 71–86.

²⁰ M. GRIFFIN: *Claudius in Tacitus*. CQ 40, 1990, 482–501.

²¹ Vgl. E. KOESTERMANN: *Cornelius Tacitus, Annalen*. Bd. 3: Buch 11–13. Heidelberg 1967, 108.

Beide haben sich bisher in Mordangelegenheiten hervorgetan, Narcissus sogar als Helfer seiner jetzigen Gegenspielerin Messalina, wie wir aus Sueton, Claud. 37,2 und Dio 60,14,3–4 wissen. Mit dem seltenen und bei ihm nur hier belegten Wort *molitor*²² deutet Tacitus an, daß Narcissus der Intrige auch sonst nicht abgeneigt war. Tatsächlich übertrifft er hier die anderen Freigelassenen, denn während diese noch zögern, ergreift er allein die Initiative. Er macht Claudius mit Hilfe zweier Konkubinen auf das Geschehene aufmerksam und nützt die folgende Verwirrung aus, um sich für einen Freigelassenen geradezu unerhörte Vollmachten geben zu lassen, darunter sogar die Befehlsgewalt über die Prätorianer für diesen einen Tag. Während der Kaiser wie gelähmt ist, läßt Narcissus nach einem Schnellgerichtsverfahren Silius und eine Reihe von Mitwissern sofort hinrichten, und Messalina soll es offenbar ebenso ergehen. Dabei droht Narcissus die letzte Gefahr nicht von irgendeiner spontanen Willensäußerung des Kaisers, sondern vielmehr von dessen Wankelmüt. Bei einer guten Mahlzeit vom Wein angeregt, will er seiner Gattin doch noch ein ordentliches Gerichtsverfahren für den nächsten Tag versprechen. Da erteilt Narcissus den Soldaten im Namen des Kaisers den Befehl zur sofortigen Hinrichtung, und als Messalinas Ende gemeldet wird, nimmt es Claudius ohne jede Gemütsbewegung hin, ja er fragt nicht einmal nach den näheren Umständen, sondern setzt sein Mahl in der gewohnten Weise fort. Stilistische Mittel tun ein Übriges, um seinen angeblichen Stumpfsinn zu unterstreichen: 11,38,2 *nec ille quaesivit, poposcitque poculum et solita convivio celebravit*. Der geradezu spielerische²³ Charakter des Satzes mit Alliteration und Chiasmus steht in stärkstem Kontrast zum Ernst der Situation, den Claudius anscheinend nicht recht begriffen hat. Ob man dieser Szene allerdings mit Koestermann²⁴ „als Schlüssel zum Verständnis seines Charakters ... dokumentarischen Wert“ zubilligen darf, ist doch sehr fraglich. Vielleicht lassen sich die Vorgänge mit A. Mehl²⁵ am besten so rekonstruieren, daß der Kaiser Messalina zunächst ordnungsgemäß vor ein Gericht geladen hatte, und als er dann von ihrem Tod erfuhr, an gar nichts anderes denken konnte, als daß sie im Bewußtsein ihrer Schuld Selbstmord begangen hätte. Die beschriebene Szene bietet wohl einen Schlüssel zum Verständnis von Claudius' Charakter, aber so wie ihn Tacitus verstanden haben will; dokumentarischen Wert hat sie kaum. Während Claudius in der sonstigen Überlieferung zwar unter dem Einfluß seines Freigelassenen steht, letztlich aber doch selbst entscheidet, wird er bei Tacitus zu dessen Marionette. Die Übermittlung des erwähnten Versprechens an Messalina ist der einzige Befehl, den er in den letzten zwölf Kapiteln des 11. Buches gibt, und der wird offenbar nicht ausgeführt. Sonst erscheint Claudius in diesen Schlußkapiteln nur höchst selten als aktives Subjekt,²⁶ und dann

²² Zu Tacitus' Vorliebe für Substantiva auf -tor vgl. H. FURNEAUX: *The Annals of Tacitus*. 2. Aufl. Oxford 1896, Bd. 1, Einl. 63.

²³ KOESTERMANN (n. 21), 107.

²⁴ KOESTERMANN (n. 21), 105.

²⁵ A. MEHL: *Tacitus über Kaiser Claudius. Die Ereignisse am Hof*. München 1974 (*Studia et Testimonia Antiqua* 16), 85–87.

²⁶ Das entspricht der besonderen Technik, die Tacitus für die Darstellung des Claudius angewandt hat. Vgl. I. SCOTT RYBERG: *Die Kunst der versteckten Anspielungen bei Tacitus*. WdF 97 (nach TAPhA 73, 1942), 87, n. 83.

hauptsächlich durch Fragen und Zögern. Zuletzt heißt es 38,3: *ne secutis quidem diebus ... ullius ... humani affectus signa dedit*. Dagegen ist Narcissus in den entsprechenden Kapiteln nicht nur doppelt so oft grammatisches Subjekt, sondern auch Träger entscheidender Handlungen. 35,3 geht es um einige Mitwisser des Silius: *tradi ad supplicium iubet*. Hier ist das Subjekt zu *iubet* nicht eindeutig feststellbar, weil in den unmittelbar vorhergehenden Sätzen weder Claudius noch Narcissus Subjekt waren. Koestermann und Benario²⁷ entscheiden sich für Claudius, doch ist gerade dieses Kapitel wie kein anderes von den Aktivitäten des Narcissus beherrscht, wie gleich sein Anfang zeigt (§1): *Mirum inter haec silentium Claudi, Vitellius ignaro propior: omnia liberto oboediebant. patefieri domum adulteri atque illuc deduci imperatorem iubet*. Man beachte vor allem die Kontaktstellung von *imperatorem iubet*, die die Umkehrung aller Verhältnisse deutlich macht. Der Kaiser ist bei Tacitus völlig in die Passivität gedrängt. Mag es daher auch eher den historischen Tatsachen entsprechen, daß an Stellen wie Ann. 11, 35,3, wo das Subjekt eines *iubet* unklar ist, Befehle des Kaisers vorliegen: Tacitus will durch seine ambivalente Formulierung Narcissus möglichst oft als den Urheber von Entscheidungen verstanden wissen. Seine Wachsamkeit und Entschlossenheit bilden einen deutlichen Kontrast zum stumpfsinnigen Wankelmuth des Kaisers. – Narcissus kann aus historischer Sicht bei weitem nicht dasselbe Interesse beanspruchen wie ein Germanicus, aber in der einen Funktion als Kontrastfigur gewinnt er bei Tacitus vergleichbare Bedeutung, wenn auch die erzähltechnische Präsentation völlig verschieden ist. Tiberius und Germanicus stehen einander in einer langfristigen Entwicklung gegenüber, ihre Charaktere entfalten sich in Bewegung und Gegenbewegung wie im Drama, während die Kontrastierung von Claudius und Narcissus mehr punktuell, aber umso intensiver erfolgt. Germanicus ist gleichzeitig Gegenstand und Hilfsmittel differenzierter Charakterzeichnung, während Narcissus seine große Szene nicht um seiner selbst willen, sondern zur Untermauerung des taciteischen Claudiusbildes erhalten hat.

Welche Akzente Tacitus hier setzen wollte, zeigte schon vorher sein Bericht vom Prozeß und Selbstmord des gallischen Konsulars Valerius Asiaticus (Ann. 11,1–3), dessen Aufstieg ungewöhnlich steil verlaufen war.²⁸ Schon unter Tiberius bis zum Konsulat gelangt, hatte er bei der Ermordung Caligulas seine Hand im Spiel und konnte es sich sogar leisten, dies offen zuzugeben. Unter Claudius bekleidete er neuerlich wichtige Ämter und wurde im Jahre 46 cos. II ord. Dann aber ist er endgültig in Schwierigkeiten geraten, denn er legte das Amt vorzeitig nieder und ein Jahr später wurde er angeklagt. Es ist kaum anzunehmen, daß Tacitus einen solchen Mann, dessen Karriere ein Spiegel seiner Zeit war, von Anfang an mit besonderer Sympathie dargestellt hatte, aber im Tode läßt er ihn eine gewisse Größe gewinnen. Welche Anklage gegen Asiaticus vorgebracht wurde, ist nicht sicher feststellbar, aber höchstwahrscheinlich war sie politischer Natur, denn aus der inschriftlich erhal-

²⁷ KOESTERMANN (n. 21), 102; H. W. BENARIO: Tacitus Annals 11 and 12. Lanham–New York–London 1983, 138.

²⁸ RE VII A 2342f.; PIR III 352, Nr. 25; R. SYME: The Historian Servilius Nonianus. Hermes 92, 1964, 417; F. RÖMER: Das Ende des Valerius Asiaticus bei Tacitus: Antidosis. Festschrift W. KRAUS. WS Beih. 5, 1972, 291.

tenen Rede des Claudius für das *ius honorum* der Gallier²⁹ geht hervor, daß sich Asiaticus die Feindschaft des Kaisers zugezogen hatte. Bei Tacitus aber ist es Messalina, die den reichen Asiaticus aus reiner Habgier anklagen läßt, und als die Anklage zusammenzubrechen droht, hilft ihr Vitellius mit einem plumpen Trick doch noch zum Erfolg: Er bittet den Kaiser unter Tränen, so als ob Asiaticus schon gestanden hätte, diesem doch wenigstens die freie Wahl der Todesart zu gewähren: *et secuta sunt Claudii verba in eandem clementiam* (Ann. 11,3,1). Das ist bitterste Ironie³⁰ am Ende der abstoßenden Gerichtsszene, auf die sofort das würdevolle Sterben des Asiaticus folgt. Er bringt es sogar noch über sich, persönlich die Errichtung des Scheiterhaufens zu überwachen: 11,3,2 *tantum illi securitatis novissimae fuit*. Eben diese *securitas* des Todgeweihten steht in scharfem Gegensatz zur Kopflösigkeit des Kaisers, der ein Fehlurteil für *clementia* hält. Wenn Tacitus hier auch Fakten entstellt oder seine Darstellung einer entstellenden Quelle entnommen zu haben scheint, so hat er doch eine eindrucksvolle Szene zur Festigung seines Claudiusbildes gewonnen, wiederum unter Hervorhebung kontrastierender Charakterzüge.

Die Darstellung mancher Persönlichkeiten wurde von Tacitus so komplex gestaltet, daß sein eigenes Urteil für den Leser kaum noch faßbar ist. Dies gilt in besonderem Maß für Seneca, bei dem sowohl die historische Persönlichkeit als auch der Weg umstritten ist, den Tacitus zwischen senecafreundlichen und -feindlichen Standpunkten eingeschlagen hat. Einer der bekanntesten und sicher schon zu Lebzeiten gegen Seneca erhobenen Vorwürfe ist der, daß sein Lebenswandel in krassem Widerspruch zu den Lehren seiner theoretischen Schriften stehe. Dio, der überhaupt eine besonders schlechte Meinung von Seneca hat, sagt 61,10,2 πάντα τὰ ἐναντιώτατα οἷς ἐφιλοσόφει ποιῶν ἠλέγχθη. Milder formuliert es Augustinus, civ. dei 6,10: *Libertas ... Annaeo Senecae ... ex aliqua parte non defuit. Adfuit enim scribenti, viventi defuit*. Auch bei Tacitus fehlen derartige Anschuldigungen nicht, doch kommen sie bei ihm aus dem Mund des berüchtigten Delators Suillius, der Ann. 13,42,4 Seneca Ehebruch und maßlose Bereicherung vorwirft. Nun wollen manche Interpreten eben daraus, daß Tacitus diese Vorwürfe nur durch eine Kreatur wie Suillius vorbringt, ersehen, daß er sich nicht mit ihnen identifiziert habe.³¹ Andere weisen darauf hin, daß Tacitus weder selbst noch durch eine der handelnden Personen etwas zur Rechtfertigung Senecas vorbringt, und wollen daraus schließen, daß er vieles doch geglaubt habe.³² Dieselbe Unsicherheit betrifft das gesamte Senecabild des Tacitus: Aus ein und demselben Text hat man sowohl Anerkennung und Bewunderung als auch kühle Distanz und ständiges Ironisieren herauslesen wollen. Feststeht zunächst,

²⁹ CIL XIII 1668, col. 2, lin. 15 *odi illud palaesticum prodigium* ist auf Valerius Asiaticus zu beziehen. Vgl. G. WALSER: Römische Inschriftenkunst. 2. Aufl. Stuttgart 1993, 18–25 mit Anm. 2.

³⁰ KOESTERMANN (n. 21), 32.

³¹ A. L. MOTTO: Seneca on Trial. CJ 61, 1966, 254–258. Vorsichtig KOESTERMANN (n. 21), 316: Tacitus „vermischt Wahres und Falsches in der fulminanten Rede des Suillius und entzieht ihr dadurch die Überzeugungskraft“.

³² WALKER (n. 5), 223; D. HENRY-B. WALKER: Tacitus and Seneca. G&R 10, 1963, 98–110; S. L. DYSON: The Portrait of Seneca in Tacitus. Arethusa 3, 1970, 71–83; vgl. 74.

daß Tacitus keine vollständige Darstellung des Menschen Seneca gibt,³³ denn der Denker und Schriftsteller tritt nur selten hervor. Daß literarische Tätigkeit unerwähnt bleibt, ist bei Tacitus freilich nichts Ungewöhnliches, man denke nur an Petron, Ann. 16, 17ff., wo sogar die Identität des bei Tacitus Genannten mit dem gleichnamigen Autor in Zweifel gezogen werden konnte. Bei der Zeichnung Senecas hat Tacitus aber nicht nur den Privatmann zugunsten seines öffentlichen Auftretens weitgehend außer acht gelassen, sondern auch hier noch differenziert: Senecas Rolle in der Tagespolitik, auf die er während des quinquennium Neronis sicher größten Einfluß hatte, ist zugunsten seiner Tätigkeit bei Hof vernachlässigt, und selbst dort gibt es Einschränkungen. So findet die von Plutarch, Galba 20,1 berichtete Rolle des Philosophen bei der Abschiebung Othos nach Lusitanien an der entsprechenden Stelle der Annalen (13,46) keine Erwähnung. Seneca tritt fast immer nur dort auf, wo es letztlich um Nero oder dessen Mutter geht. Diese setzte bei Claudius Senecas Rückberufung aus der Verbannung durch und machte ihn zum Erzieher Neros. Vor allem hoffte sie auf seine Unterstützung in der Politik, doch während der nächsten fünf Jahre einschließlich des Thronwechsels ist von Seneca keine Rede, und dann hat sich das Blatt gewendet. Zusammen mit dem Gardepräfekten Afranius Burrus, der seine Stellung ebenfalls Agrippina verdankt, hindert Seneca die maßlose Frau, den Regierungsantritt ihres Sohnes allzusehr zur Befriedigung persönlicher Machtgelüste auszunützen. Mit keinem Wort macht Tacitus auf den Frontwechsel der beiden Männer aufmerksam, geschweige denn daß der Vorwurf des Verrats laut würde. Vielmehr üben sie als *rectores imperatoriae iuventae* in den ersten Regierungsjahren Neros einen segensreichen Einfluß aus, *Burrus militaribus curis et severitate morum, Seneca praeceptis eloquentiae et comitate honesta* (Ann. 13,2,1). Die an Burrus gerühmten Eigenschaften sind über jeden Zweifel erhaben, wie Tacitus' Hochachtung bei ihm³⁴ überhaupt viel eindeutiger zum Ausdruck kommt als bei Seneca, wo manches doch im Zwielicht bleibt: So hilft seine Rhetorik dem neuen Kaiser, Vertrauen beim Volk zu gewinnen, später aber soll sie den Muttermord rechtfertigen, und schließlich wendet sie Nero gegen den Meister selbst an. Mit den schwersten Verbrechen Neros bringt Tacitus aber weder Seneca noch Burrus in direkten Zusammenhang. Bei der Ermordung des Britannicus (Ann. 13,15–17) werden sie ebensowenig erwähnt wie beim ersten Anschlag gegen Agrippina. Erst nachdem dieser Anschlag mißlungen ist, verlangt Nero *pavore exanimis* nach Burrus und Seneca (Ann. 14,7,2). Ein typisch taciteischer Satznachtrag *incertum an ante ignaros* läßt doch noch Zweifel an ihrer Integrität aufkommen. Burrus weigert sich allerdings, der Garde den Mord zu befehlen, sodaß ihn schließlich ein Freigelassener durchführt. Seneca übernimmt es dagegen, der Öffentlichkeit einen Selbstmord vorzutäuschen, den Agrippina nach einem mißlungenen Komplott gegen Nero begangen hätte. Glauben findet er damit nicht, ja sein Ruf erleidet bei dieser Gelegenheit mehr Schaden als der des Kaisers

³³ J. TRESCH: Die Nerobücher in den Annalen des Tacitus. Heidelberg 1965, 164–170; D. HENRY–B. WALKER (n. 32), 98–110; vgl. M. GRIFFIN: Seneca. A Philosopher in Politics. Oxford 1976, 441–446. – Skeptisch gegenüber allen Versuchen, ein spezifisch taciteisches Senecabild herauszuarbeiten, zeigt sich D. FLACH: Seneca und Agrippina im antiken Urteil. Chiron 3, 1973, 265–276.

³⁴ Vgl. D. GILLIS: The Portrait of Afranius Burrus in Tacitus' Annales. PP 18, 1963, 5–22.

(Ann. 14,11,3). Bald darauf gewinnen Poppaea und Tigellinus beim Kaiser die Oberhand, und nach dem Tod des Burrus ist es mit Senecas Macht endgültig vorbei. In dem berühmten Rededuell mit Nero, Ann. 14,53–56, erreicht er zwar nicht seine offizielle Entlassung, doch zieht er sich so weit als möglich ins Privatleben zurück und bleibt daher längere Zeit unerwähnt. Als er Ann. 15,23 wieder in Erscheinung tritt, befindet er sich in einer ähnlichen Rolle wie die Vertreter der stoischen Opposition. Nach einer Beleidigung des unbeugsamen Thrasea Paetus äußert Nero Seneca gegenüber, er habe sich mit Thrasea wieder versöhnt. Daraufhin gratuliert Seneca, aber nicht Thrasea, sondern dem Kaiser, so als ob dieser die Freundschaft des Philosophen nötiger habe als umgekehrt. An der pisonischen Verschwörung läßt er – im Gegensatz zu Dio 62,24 – Seneca keinen aktiven Anteil haben, ohne allerdings eine geheime Mitwisserschaft explizit auszuschließen. Nero jedenfalls nützt die Gelegenheit, um sich seines alten Lehrers zu entledigen und zwingt ihn zum Selbstmord. Die Sterbeszene Senecas Ann. 15,60,2–64 ist die großartigste unter den vielen Sterbeszenen des 15. und 16. Buches und dementsprechend oft interpretiert worden.³⁵ Formal stehen diese Szenen wohl unter dem Einfluß der sogenannten *exitus*-Literatur,³⁶ in ihrer Funktion bei Tacitus aber unterstreichen sie das düstere Bild des Tyrannen Nero, dessen Unrast von der immer wieder betonten *constantia*³⁷ der Sterbenden absticht, so auch bei Seneca: Er verliert niemals die Beherrschung, er tröstet die trauernden Freunde, und ein demonstratives Opfer für Iuppiter liberator ist seine letzte Handlung. Abschließend erwähnt Tacitus noch ein Gerücht, die an der pisonischen Verschwörung beteiligten Offiziere hätten letztlich nicht Piso, sondern Seneca zum Kaiser machen wollen, Ann. 15,65: *occulto consilio, neque tamen ignorante Seneca*. Hier zeigen sich noch einmal alle Schwierigkeiten, die eine Interpretation des taciteischen Senecabildes bereitet: Einerseits bleibt die Möglichkeit offen, daß Seneca der Beseitigung eines Mannes Vorschub leisten wollte, den er in der Öffentlichkeit wenigstens moralisch unterstützte und dem er noch vor kurzem hatte bestellen lassen, sein eigenes Wohlergehen hänge von dem Leben des anderen ab (Ann. 15,60,3); andererseits wird diese erschreckende Möglichkeit nur in Form einer *fama* angedeutet und zugleich von der Überzeugung der Soldaten übertönt, Seneca sei aufgrund seiner *virtutes* zum Höchsten berufen – ganz im Gegensatz zu Nero, den nur *luxuria* und *libidines* leiten. Die zahlreichen Divergenzen dieses Senecabildes lassen sich nicht einfach mit der Benützung widersprüchlicher Quellen erklären, denn wie die Bemerkung, Fabius neige zum Lob Senecas (Ann. 14,20,2) zeigt, war sich Tacitus sehr wohl über den unterschiedlichen Wert seiner Vorlagen im Klaren und hat sie daher nicht ohne Absicht gewechselt. Die Urteile, zu denen die zahlreichen Studien zum taciteischen Senecabild gekommen sind, hängen selbstverständlich stark von deren allgemeinem Senecabild ab, wobei die Tendenz der neueren Arbeiten von einer distanziert-kritischen zu einer zustimmend-apologetischen Haltung zu gehen scheint.

³⁵ Zuletzt H. A. GÄRTNER: Senecas Tod in der Pisonischen Verschwörung bei Tacitus, in: Worte, Bilder, Töne. Studien zur Antike und Antikerezeption, Fs. B. KYTZLER, ed. R. FABER–B. SEIDENSTICKER, Würzburg 1996, 143–157.

³⁶ Vgl. F. A. MARX: Tacitus und die Literatur der *exitus illustrium virorum*, *Philologus* 92, 1937, 83–103.

³⁷ Ann. 15,49,2; 15,63,2; 15,68,1; vgl. 15,55,4; 16,19,2.

Das Buch von P. Grimal³⁸ und die ANRW-Artikel von K. Abel³⁹ seien hier exemplarisch genannt. Wenn im folgenden auf eine etwas ältere Studie Bezug genommen wird, dann deshalb, weil sie besonders deutlich die Gefahren schematisierter Anforderungen an den Autor zeigt. B. Walker⁴⁰ stellte Tacitus gerade für die Zeichnung Senecas kein gutes Zeugnis aus. Das hängt damit zusammen, daß sie bei Tacitus eine Reihe von „type-characters“, wie den Tyrannen, den Kollaborateur, das Opfer herausgearbeitet hat, in die sich Seneca nicht einordnen läßt. Die Möglichkeit, daß ein und dieselbe Person in verschiedenen Situationen verschiedene Rollen annimmt, zieht Walker nicht in Erwägung. Besonders scharfe Kritik übt sie an dem Rededuell vor Senecas Rücktritt, das ein künstlerischer Versager sein soll, obwohl die schematische Rhetorik, vor allem in der Rede Neros, und die zahlreichen Allgemeinplätze gut die wachsende Entfremdung zwischen Seneca und Nero illustrieren. Hier liegt gleichsam der Wendepunkt seiner Rolle vom Lehrer und Ratgeber zum Opfer, den Walker aber nicht anerkennt. Weiters vermißt sie eine Darstellung des Menschen Seneca, wie er aus seinen philosophischen Schriften zu erkennen ist, und kommt so zu dem vernichtenden Urteil, Tacitus „fails to present Seneca as a recognizable figure at all“.⁴¹ Wollte Walker die Widersprüche im taciteischen Senecabild auf künstlerische Mängel zurückzuführen, so haben andere versucht, diese Widersprüche überhaupt wegzuinterpretieren, und zwar in beiden möglichen Richtungen. Ein Extremfall ist der Aufsatz von S. Dyson,⁴² der überall nur Kritik und Ironie sieht. Selbst die Sterbeszene ist nach Dyson ein Symbol für Senecas Versagen, denn da er weder durch Öffnen der Adern noch durch den Giftbecher sterben kann, sei ihm eine Gleichsetzung mit den großen Vorbildern Cato und Sokrates verwehrt, und daß er dann im Bad seiner Villa erstickt, sei ein letzter Vorwurf seiner Reichtümer. Dem ist entgegenzuhalten, daß die angedeuteten Beziehungen dem Leser aus dem Zusammenhang keineswegs leicht erkennbar sind. Kritik kann man beim Tod Senecas am ehesten noch aus dem Zitat seiner allzu stolzen Behauptung herauslesen, es sei nicht seine Art, zu schmeicheln. Niemand wisse das besser als Nero, der öfter Senecas Freimut als seine Unterwürfigkeit erfahren habe (Ann. 15,61,1). Diese Worte Senecas stehen unvorteilhaft neben dem Ende der letzten Audienz, Ann. 14,56,3: *Seneca, qui finis omnium cum dominante sermonum, grates agit*. Die Sentenz, man könne einen Tyrannen nur durch Unrechtleiden und Danksagen überleben, ist in Senecas eigenen Werken zu lesen (De ira 2,33,2) und wurde von Tacitus in der Audienzszene pointiert übernommen. Für die Beurteilung von Senecas stolzer Äußerung in der Sterbeszene aber ist es wesentlicher, daß er inzwischen bei der angeblichen Versöhnung Neros mit Thræsea (Ann. 15,23,4) tatsächlich seine *libertas* unter Beweis gestellt hat. Den Versuchen, selbst in der Sterbeszene noch Kritik an Seneca zu finden, stehen Arbeiten gegenüber, die auch das deutlich Negative in den früheren Partien

³⁸ P. GRIMAL: *Sénèque et la conscience de l'Empire*. Paris 1978.

³⁹ K. ABEL: Die taciteische Seneca-Rezeption. ANRW II 33.4, 1991, 3155–3181; id.: Seneca. Leben und Leistung. ANRW II 32.2, 1985, 653–775.

⁴⁰ WALKER (n. 5), 222–225.

⁴¹ HENRY-WALKER (n. 32), 106.

⁴² DYSON (n. 32).

weginterpretieren wollen. K. Dürr meinte schon 1940,⁴³ Tacitus gebe alle Vorwürfe gegen Seneca mit so großer Zurückhaltung wieder, daß der positive Gesamteindruck nicht gestört sei, und ähnlich äußert sich Koestermann. R. Syme, der im Bereich der Fakten das Vernünftige an Senecas Politik hervorhebt, deutet in bezug auf seine Präsentation bei Tacitus die Möglichkeit eines technischen Fortschritts an,⁴⁴ allerdings ohne sich genauer festzulegen. V. Pöschl⁴⁵ ist noch einen Schritt weiter gegangen und hat die Widersprüche im Porträt Senecas nicht mehr ignoriert, sondern betont, denn Tacitus liege daran, „das Widersprüchliche der menschlichen Erscheinung festzuhalten“. Pöschl konnte diese Technik auch an anderen Charakteren bei Tacitus zeigen und zog die Parallele zur römischen Porträtkunst mit ihrem ausgeprägten Sinn für die komplexe Interpretation der menschlichen Persönlichkeit. Damit ist sicher das Wesentlichste zum Verständnis Senecas als Individuum gesagt, aber in den Annalen ist er nicht nur um seiner selbst willen eingeführt, sondern hat gleichzeitig die Funktion der indirekten Charakterisierung Neros. Zu diesem Zweck hat Tacitus eine Art Gegenbewegung geschaffen: Je tiefer Nero moralisch absinkt, desto weiter entfernt sich Seneca von ihm und wird nur noch im Glanz seiner *virtutes* gezeigt. Daß eine solche Akzentverschiebung auf darstellerischer Absicht beruht und nicht einfach Allgemeingut aller Senecaporträts war, geht aus dem Bericht Dios 62,25,1 hervor, der Seneca noch in der Sterbeszene geradezu des Mordversuchs an seiner Gattin bezichtigt. Auch bei Tacitus finden sich immer wieder kritische Andeutungen, aber nur, solange Seneca bei Hof eine Rolle spielt. Die Kritik kommt sowohl in Form eingeschobener Bemerkungen als auch durch die Auswahl und Anordnung des Stoffes zum Ausdruck. Für beides bietet Ann. 13,11 ein Beispiel: Hier hält der Kaiser Propagandareden, *quas Seneca testificando, quam honesta praeciperet, vel iactandi ingenii voce principis vulgabat*. (Die Einschränkung Abels,⁴⁶ der Rang von *iactantia ingenii* in Tacitus' Wertskala bleibe noch zu untersuchen, führt die Apologetik wohl zu weit.) Seneca verkündet also durch den Mund Neros sein eigenes Lob, aber wie zur Illustration seines pädagogischen Erfolges sieht er sich in der unmittelbar folgenden Szene gezwungen, Neros Verhältnis mit der Freigelassenen Acte zu decken. Mit der zunehmenden Entfremdung zwischen Seneca und Nero kommt das Motiv der Angst immer mehr ins Spiel.⁴⁷ Zunächst treibt sie Nero, seine Lehrer in den Anschlag gegen Agrippina hineinzuziehen, obwohl er ohne deren Zutun beschlossen worden war (Ann. 14,7,1); später ist die Angst vor der öffentlichen Meinung der letzte Grund, den Nero selbst 14,56,2 für seine Ablehnung von Senecas Rücktrittsgesuch angibt. Dem furchterfüllten Tyrannen muß schließlich von vornherein jeder verdächtig sein, der keine Angst hat. So ist die Meldung des Tribunen 15,61,2, Seneca zeige keinerlei Anzeichen von Furcht, für Nero der unmittelbare Anlaß zum Todesbefehl. Seneca aber bleibt unerschütterlich und verlangt 15,62,1 in aller Ruhe nach seinem Testament. Deutlich kontrastieren seine *fortitudo* und *constantia*⁴⁸ mit Neros unablässiger

⁴³ K. DÜRR: Seneca bei Tacitus. Gymnasium 51, 1940, 42–61.

⁴⁴ R. SYME: Tacitus. Oxford 1958, Bd. 2, 552, n. 1.

⁴⁵ V. PÖSCHL: Tacitus als Politologe. Heidelberger Texte. Didaktische Reihe 6, 1972, 25.

⁴⁶ ABEL (n. 39), ANRW II 33.4, 3160.

⁴⁷ Vgl. WALKER (n. 5), 31 und 206f.

⁴⁸ Beide Worte fallen in 15,63.

Angst. Den Tod des Mannes, der versucht hat, ihn *clementia* zu lehren, befiehlt Nero 15,61,2 *Poppaea et Tigellino coram, quod erat saevienti principi intimum consiliorum*.⁴⁹ Diese nun ungehemmt hervorbrechenden Eigenschaften des Kaisers, *saevitia* und *crudelitas*, sind es auch, die Tigellinus 16,18f. zur Beseitigung seines Rivalen Petronius ausnützt. Der ehemalige *elegantiae arbiter* zeigt auf seine Weise die Nero fehlende Seelenruhe, indem er mit dem Tode genauso spielt, wie er es vorher mit dem Leben getan hat. Zugleich liegt in seinem betont unphilosophischen Ende eine leichte Parodie von Senecas pathetischem Sterben.⁵⁰ Das führt uns wieder zu der an verschiedenen Stellen spürbaren, aber nie ganz verschwindenden Ambivalenz des taciteischen Senecabildes. Mit ihrer Hilfe hat Tacitus eine einseitige Herabsetzung des Philosophen und Staatsmannes in der Art Dios ebenso vermieden wie eine allzu schematische Idealisierung seiner vielschichtigen Persönlichkeit. Gleichzeitig hat er sich die Möglichkeit geschaffen, das Porträt des moralisch immer tiefer sinkenden, grausamen und letztlich doch so angsterfüllten Nero durch die Kontrastfigur seines allmählich zur *virtus ipsa* aufsteigenden Lehrers noch überzeugender zu gestalten.

Abschließend soll versucht werden, die hier gemachten Beobachtungen in einen weiteren Rahmen zu stellen: Ein besonderes Merkmal der Annalen liegt auch darin, daß sie die Person des Kaisers in stärkerem Maß in den Mittelpunkt des Interesses stellen als die Historien. Damit parallel geht eine verfeinerte Technik der Charakterisierung, auf die E. Löfstedt⁵¹ aufmerksam gemacht hat: z. B. schließt Tacitus in den Historien die Zeichnung einer Persönlichkeit gern mit einem biographischen Epilog ab, während er dieses Hilfsmittel in den Annalen viel sparsamer verwendet und die Charakterzüge einer Person lieber aus dem Ablauf der Ereignisse sichtbar werden läßt. Ein ähnlicher Unterschied scheint in der Technik der Kontrastierung vorzuliegen, die z. B. an Galba und Otho zu beobachten ist: Galba, dessen Darstellung Koestermann eine Studie gewidmet hat,⁵² wird zunächst mit Nero verglichen, dann mit Otho, der ja ohnehin als zweiter Nero gilt (Hist. 1,13,4). Zum Unterschied von Nero aber bewährt sich Otho wenigstens im Tode, indem er sinnloses Blutvergießen verhindert, und zeichnet sich dadurch vor dem völlig hemmungslosen Vitellius aus, dessen unwürdiges Ende einen weiteren Kontrast zu Otho bildet. Insgesamt scheinen die Kontraste in den Historien mehr auf der Gegensätzlichkeit der einander schnell ablösenden Machthaber aufzubauen, während in den Annalen eine kompliziertere Struktur vorliegt, die aus den kontrastierenden Eigenschaften von Gegnern und Freunden ein lebendiges Bild der Kaiser und ihrer Umgebung entstehen läßt. Bei Tiberius und Nero, deren grundlegend schlechte Charaktere im Laufe der Ereignisse immer stärker hervortreten, hat Tacitus den Wandel dadurch verdeutlicht, daß er mit der zunehmenden Entartung dieser Kaiser die negativen Aspekte ihrer Gegenspieler

⁴⁹ Vgl. TRESCH (n. 33), 168.

⁵⁰ H. D. RANKIN: On Tacitus' Biography of Petronius. C&M 26, 1965, 233–245. – Das bewußt Antiphilosophische im Sterben Petrons betonen: M. GRIFFIN: Philosophy, Cato, and Roman Suicide. G&R 33, 1986, 64–77, 190–202 und M. BILLERBECK: Die dramatische Kunst des Tacitus. ANRW II 33.4, 1991, 2766, n. 33.

⁵¹ E. LÖFSTEDT: Über den Stil bei Tacitus. WdF 97 (nach JRS 38, 1948), 102.

⁵² E. KOESTERMANN: Das Charakterbild Galbas bei Tacitus. WdF 97 (nach Festschrift Jacoby, Leiden 1956), 413–431; vgl. 427.

immer mehr zurückdrängt. Deren Ausschaltung bringt meist eine neue Phase des Abstiegs mit sich: Senecas Rücktritt beendet das quinquennium Neronis, und mit Germanicus' Tod sinkt Tiberius wieder eine Stufe tiefer (Ann. 6,51,3). F. Klingner⁵³ verglich dieses Gedankenschema mit einer bei Sallust zu findenden Theorie, der in seinen Historien die Entartung des römischen Volkes auf den Wegfall der Drohung Karthagos zurückführte. (Gegen die unmittelbare Übertragung einer solchen historischen Reflexion auf die Charakterzeichnung eines Individuums wurden zwar Bedenken erhoben,⁵⁴ weil der Gedanke, daß erst die Macht den wahren Charakter enthüllt, schon in der hellenistischen Geschichtsschreibung vorkommt, aber der enge Zusammenhang von Vernichtung des Gegners und eigener Depravation ist für uns bei Sallust am deutlichsten greifbar, und dessen Bedeutung für Tacitus steht außer Zweifel.) Im Gegensatz zu Tiberius und Nero steht die Regierung des Claudius, soweit sie bei Tacitus erhalten ist, nicht so klar unter dem Zeichen des dauernden Abstiegs, doch hat Tacitus diesen Kaiser von vornherein sehr niedrig eingestuft. Außerdem fehlt es auch bei Claudius nicht ganz an Hinweisen auf eine Verschlechterung, wie z. B. die Mißstände am Hof unter Agrippina noch drückender werden als unter ihrer Vorgängerin. Dieser neuerliche und schwerste Mißgriff in der Wahl seiner Frauen sollte den alternden Kaiser letztlich das Leben kosten. Für den Leser aber kommt eine derartige Fehlentscheidung nicht mehr überraschend, denn kurz zuvor war Claudius im Kontrast zu seinem klugen und tatkräftigen Freigelassenen gezeigt worden. Es ist ein wichtiger gemeinsamer Zug der hier besprochenen Kontrastfiguren, daß sie an den Kaisern immer wieder ihre Schwächen und ihr Versagen hervorheben, wobei diese Schwächen oft gar nicht von Anfang an sichtbar sind, sondern erst unter der Last der Regierung zutage treten.

Damit dürften wir zu einer der wesentlichsten Aussagen von Tacitus' Annalen gekommen sein. Trotz aller Anerkennung seiner Vielschichtigkeit wurde die Frage nach „dem Thema“ des Werkes sehr oft gestellt, und sie wurde sehr verschieden beantwortet. So sieht K. Heldmann⁵⁵ im Anschluß an Syme die taciteische Geschichtsschreibung nachhaltig von der Frage nach dem politischen Mitspracherecht des Senats bestimmt. Viel vom Wesen des Tacitus erfaßte V. Pöschl, indem er das Aufzeigen des Irrationalen in der Geschichte zum Leitfaden der Annalen erklärte. Dennoch scheint damit mehr die Methode als das letzte Beweisziel des Autors bestimmt. Am häufigsten versucht man von den verschiedensten Ansätzen her, „die Macht“ als zentrales Thema bei Tacitus zu erweisen, so zuletzt G. B. Conte in der neuen Einleitung in die lateinische Philologie.⁵⁶ Dem ist grundsätzlich zuzustimmen, doch bleibt die Aussage in dieser allgemeinen Form zu unbestimmt. Man kann sie dahingehend präzisieren, daß Tacitus in den Annalen das Scheitern jedes einzelnen Kaisers unter der Last und Verantwortung seiner Macht deutlich machen will und damit

⁵³ F. KLINGNER: Tacitus über Augustus und Tiberius. WdF 97 (nach Sb. d. bayer. Ak. d. Wiss. 1953/7), 530–539.

⁵⁴ K. BERGEN: Charakterbilder bei Tacitus und Plutarch, Diss. Köln 1962, 66ff.

⁵⁵ K. HELDMANN: Libertas Thraseae servitium aliorum rupit. Überlegungen zur Geschichtsauffassung im Spätwerk des Tacitus. Gymnasium 98, 1991, 212.

⁵⁶ G. B. CONTE: Die Literatur der Kaiserzeit, Einleitung in die lateinische Philologie, hrsg. von F. GRAF. Stuttgart–Leipzig 1997, 257.

über den Ablauf der Ereignisse hinaus das grundsätzliche Problem der Staatsform anspricht.

Das schönste Beispiel dafür ist Tiberius: Obwohl Tacitus die angeborene Schlechtigkeit dieses Kaisers weitgehend voraussetzt, bezeichnet er ihn vor der Machtübernahme noch als *egregium vita famaue* (Ann. 6,51,3) und läßt L. Arruntius fast wie zur Entschuldigung sagen, Tiberius sei der Last seiner Macht nicht gewachsen gewesen: *vi dominationis convulsus et mutatus* (Ann. 6,48,2).⁵⁷ Hier, kurz vor der vernichtenden Schlußcharakteristik des Tiberius, scheint geradezu der Schlüssel zum Verständnis der Annalen zu liegen: Tacitus dürfte sich mehr und mehr darüber klar geworden zu sein, wie sehr die Realisierung seiner alten Idee der vernünftig beschränkten *libertas* vom guten Willen und nicht zuletzt von den Fähigkeiten jedes einzelnen Prinzepts abhing. Im Agricola 42,4 hatte er noch verkündet, es könne auch unter schlechten Herrschern große Männer geben. Dagegen kommentiert er Ann. 3,18,4 die Tatsache, daß das Schicksal ausgerechnet Claudius zur Thronfolge ausersehen hatte, recht resignierend: *quanto plura recentium seu veterum revolve, tanto magis ludibria rerum mortalium cunctis in negotiis obversantur*. Man wird daraus nicht gleich auf eine völlige Enttäuschung, Verbitterung oder Hinwendung zum Pessimismus schließen dürfen,⁵⁸ denn wenig später (Ann. 3,55,1) gesteht Tacitus auch seiner eigenen Zeit noch bedeutende Leistungen zu, aber im gesamten ist er in den Annalen doch bedächtiger und vorsichtiger geworden.⁵⁹ Zugleich zeigt die zitierte Stelle Tacitus' Interesse am Allgemeingültigen und Wesentlichen. Ihm bedeuten die den Ereignissen zugrundeliegenden Kräfte mehr als Einzelheiten im Ablauf des Geschehens. So setzt er oft sehr subjektive Akzente, ohne aber bis zu nachweisbaren Fälschungen zu gehen, die seine Glaubwürdigkeit als Historiker beeinträchtigen würden.⁶⁰ Wenn er also geneigt ist, alle Kaiser in möglichst dunklen Farben zu malen, so scheint dies nicht zuletzt auf grundsätzliche Erwägungen über das Wesen des Prinzipats zurückzugehen. Die schrankenlose Freiheit der ausgehenden Republik endete in Anarchie, und die Herrschaft eines einzelnen, von der man sich zunächst wieder Ruhe und Ordnung erhoffte (Ann. 1,9,4), kann leicht zu Willkür und Unterdrückung führen. Wie schnell es unter den Nachfolgern des Augustus tatsächlich so weit gekommen ist, hat Tacitus mit großer Eindringlichkeit gezeigt. Eines der wirkungsvollsten Mittel seiner Darstellung ist die Einführung von Kontrastfiguren, die das grundlegende Problem jeder Alleinherrschaft unterstreichen, das in der Schwäche der menschlichen Natur liegt. Sosehr die Staatsform des Prinzipats zur Schaffung stabiler politischer Verhältnisse geeignet erscheint, so leicht versagt sie in

⁵⁷ Die Stelle wird meist nur als Erklärung für die relativ gute Anfangsphase von Tiberius' Regierung gesehen – z. B. von Williams (n. 8), 157. Da es hier aber im Grunde um die Erwartungen geht, die man in einen Nachfolger setzen darf, kommt der Aussage eine weiter reichende, mehr die Institution des Prinzipats als die Person eines Kaisers betreffende Bedeutung zu.

⁵⁸ Vgl. W. STEIDLE: Tacitusprobleme. MH 22, 1965, 105–114.

⁵⁹ Vgl. R. HÄUSSLER: Tacitus in unserer Zeit. Jb. d. Univ. Düsseldorf 1970/71, 398.

⁶⁰ Bekanntlich genoß ein antiker Historiker größere (literarische) Freiheit, als sie das 20. Jhdt. einem Vertreter der Geschichtsforschung zubilligen würde: Tacitus nützt also nur die Möglichkeiten seines Genos, wenn er sein aus den Quellen erarbeitetes Geschichtsbild mit psychagogischen und künstlerischen Mitteln zur Wirkung bringt.

der Realität.⁶¹ Jeder einzelne Kaiser, dessen Regierung Tacitus in den *Annalen* untersucht, hat unter der Last seines Amtes bald arge Schwächen gezeigt, und nur solche Männer konnten den Schein der Größe bewahren, denen die letzte Prüfung erspart blieb. Gerade deshalb aber läßt sich das Problem des Prinzipats nicht auf die Wahl der richtigen Person reduzieren, denn auch ein Germanicus und ein Seneca wären keine idealen Herrscher geworden. Der Tacitus der *Annalen* will nicht behaupten, hier einen Ausweg zu wissen, er hat es nur noch unternommen, die Größe des Problems mit der ganzen Kraft seiner literarischen Kunst allen Zeiten ins Bewußtsein zu rufen.

Universität Wien
Institut für Klassische Philologie
Karl-Lueger-Ring 1
A-1010 Wien

⁶¹ Vgl. D. C. A. SHOTTER: Tacitus' View of Emperors and the Principate. *ANRW* II 33.5, 1991, 3263–3331. Im Sinne von Shotter steht Tacitus dem Prinzipat nicht grundsätzlich skeptisch gegenüber, erkennt aber auch die Schwierigkeiten einer praktischen Umsetzung des Systems.

SÁRKÖZY JÚLIA

L'ELETTRA LATINA DI CORIOLANO MARTIRANO

*Tragoedia in lingua ungherese tradotta nella maggior parte dall'Elettra di Sophocles e disposta a modo di bel dramma come esempio per migliorare le virtù cristiane.*¹ Questo è il titolo della prima tragedia antica tradotta in lingua ungherese da Péter Bornemisza nel 1558. La genesi e l'elaborazione dell'Elettra ungherese sono state ampiamente illustrate dal Prof. István Borzsák nella sua monografia sulla presenza e sul ruolo dell'antichità classica nell'Ungheria del XVI secolo in particolare nelle opere di Bornemisza, figura chiave della controriforma ungherese.²

Borzsák considera la traduzione ungherese dell'Elettra sofoclea come il risultato delle lezioni universitarie tenute da Georgius Tanner sulla tragedia greca e sull'Elettra di Sofocle ed ascoltate da Bornemisza a Vienna durante i suoi anni da studente. Tanner tiene il suo corso seguendo gli insegnamenti sui tragici greci del suo maestro, il praeceptor Germaniae Philippus Melanchton professore dell'Università di Wittenberga. Borzsák pone l'accento sulla linea Melanchton-Tanner-Bornemisza rilevando come lo scrittore ungherese si inserisca pienamente nella linea letteraria-interpretativa dell'Europa contemporanea.³

La grande questione intorno all'Elettra ungherese è sempre stata quella della traduzione stessa: quale significato dare esattamente all'espressione 'nella maggior parte'? Che testo aveva davanti Bornemisza nel momento in cui scriveva la sua

¹ Tragoedia magyar nyelven, az Sophocles Electrájából nagyobb részre fordítottatott, és a keresztényeknek erkölcsöknek jobbításokra például szépen játéknak módja szerint rendeltetett.

² BORZSÁK ISTVÁN: Az antikvitás XVI. századi képe. Bornemisza-tanulmányok [L'antichità classica nel secolo XVI. Studi su Bornemisza]. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1960.

³ L'Elettra ungherese di Bornemisza è una libera ed ardita interpretazione della tragedia greca inserita nell'Ungheria del XVI secolo dove la storia della casa dei Pelopidi rispecchia vizi e peccati della corte imperiale viennese e quelli dei nobili ungheresi corrotti. La versione di Bornemisza è ricca di significati politici e morali. Come sottolinea BORZSÁK, *op.cit.* p.106, Bornemisza traduce con fedeltà solo in rarissimi casi. Cambia l'ordine di singoli versi e di intere scene, frammenta le parti collegate nel testo originale ed immette brani a lui utili dal punto di vista drammaturgico. La tragedia viene integrata da un prologo in ungherese e da un esteso epilogo in latino in cui Bornemisza espone gli insegnamenti di Melanchton e di Tanner sulla tragedia antica con riferimenti ad Aristotele, Ovidio ed altri autori che sono proprio quelli più in voga nell'Europa dell'Umanesimo.

Elettra? Borzsák afferma e dimostra che il discepolo di Tanner ha tradotto la tragedia direttamente dall'originale sofocleo. Le prove filologiche riportate dal prof. Borzsák non sono bastate però a dissolvere la convinzione radicata e ormai quasi leggendaria che Bornemisza avesse comunque usato una o più versioni latine della tragedia per la sua traduzione.⁴

La tesi dell'uso di una copia latina dell'*Elettra* sofoclea da parte di Bornemisza è finora rimasta a livello di semplice supposizione: non si è ancora trovato il testo o i testi latini che Bornemisza avrebbe utilizzato come modello per la sua versione in lingua ungherese, ma è certamente un dato di fatto che Bornemisza conoscesse le traduzioni latine dell'*Elettra* dal momento che la tragedia di Sofocle era divenuta una delle opere più lette e conosciute del Cinquecento. Dopo l'edizione veneziana di Aldo Manuzio la traduzione e l'interpretazione dell'*Elettra* si diffondono in tutta l'Europa umanistica.⁵ Borzsák stesso si sofferma ad illustrare la panoramica europea dell'*Elettra* sofoclea, dimostrando che l'ungherese Bornemisza, trapiantando nella sua lingua la tragedia greca si inserisce nella corrente culturale più viva e moderna del suo tempo. Bornemisza a Vienna aveva la possibilità di venire a contatto non solo con le traduzioni latine dell'opera del tragediografo greco, ma anche con quelle francesi, italiane e tedesche; a ciò si deve aggiungere anche la notizia di una sua permanenza in Italia all'Università di Padova.⁶

Questa via di ricerca viene indicata anche da Koltay-Kastner che invita a ritrovare e analizzare tutte le traduzioni ed elaborazioni precedenti all'*Elettra* ungherese che si sono avute in Germania e in Italia in lingua latina e in volgare.⁷

Per quanto riguarda le tragedie dell'Umanesimo e del primo Rinascimento italiano, sarà utile elencare brevemente autori ed opere integrando i dati degli studiosi precedenti.⁸

La prima tragedia regolare del Cinquecento italiano è di Gian Giorgio Trissino: il suo *Sofonisba* viene pubblicato a Roma nel 1524. Trissino segue l'esempio di altre

⁴ BORZSÁK sostiene che Bornemisza abbia lavorato direttamente dal testo originale e porta come prova fondamentale che nell'epilogo latino Bornemisza cita in greco il verso 1387 dell'*Elettra* sofoclea, ma la sua tesi è confermata anche da numerose corrispondenze tra testo ungherese e quello di Sofocle che dimostrano con evidenza che Bornemisza conosceva il greco. I sostenitori della mediazione latina si basano sulle incongruenze e i latinismi del testo, nonché sulla figura aggiunta del Parasitus che secondo loro proviene certamente da una versione latina. Borzsák confuta ogni supposizione con il confronto dettagliato tra Bornemisza e Sofocle.

⁵ La prima edizione delle sette tragedie di Sofocle esce dalla tipografia veneziana nel 1502, seguono due fiorentine nel 1522 e 1547 presso l'editore Giunta e nel 1545, Bladum di Roma pubblica anche una vita di Sofocle con le sentenze raccolte dalle tragedie, vedi s.a., Short Title Catalogue of Books Printed in Italy from 1465 to 1600. London, British Museum, 1958.

⁶ I precedenti europei sono riassunti anche in BORZSÁK I.: Sophokléstől Bornemiszáig [Da Sofocle a Bornemisza]. In: Dragma. Budapest, Telosz, 1994, pp. 30-38.

⁷ KOLTAY-KASTNER JENŐ: Bornemisza Péter humanizmusa [L'Umanesimo di P. Bornemisza]. Irodalomtörténet 41 (1953), p. 99.

⁸ Negli anni Cinquanta del XVI secolo in Italia si ha una vera e propria superproduzione teatrale con più di 150 opere. Per fare qualche esempio nel 1556, anno dell'*Elettra* di Coriolano, lo stampatore ducale di Firenze, L. Torrentino pubblica *La Flora*, commedia di Luigi Alemanni, e nel 1558 G.G. de'Ferrari a Venezia *La Medea* di Lodovico Dolce cfr. MAUDA BREGOLI RUSSO: Renaissance Italian Theatre. Firenze, Olschki, 1984.

tragedie precedenti, ma le sue fonti classiche principali sono gli *Annales* liviani, l'*Antigone* di Sofocle e l'*Alceste* di Euripide. L'*Antigone* è il modello della tragedia omonima di Luigi Alamanni del 1533, ed anche della *Rosmunda* di Giovanni Rucellai che invece per l'*Oreste*, inedito fino al 1723, prende ispirazione da *Ifigenia in Tauride* di Euripide. La tragedia dal titolo *Tullia* di Lodovico Martelli, pubblicata postuma nel 1533, ha come fonte non Livio bensì l'*Elettra* sofoclea. Pietro Aretino usa Livio per la sua *Orazia* in italiano del 1546. Aretino Lodovico Dolce segue Euripide per le tragedie *Giocasta*, *Medea*, *Ifigenia* e *Hecuba*, mentre per *Didone* e *Marianne* del 1565 usa Seneca, così come Sperone Speroni per il suo *Tieste*, il quale si rifà poi ad Ovidio per *Orbecche* del 1541 e per *Canace* del 1542.⁹

Due sono gli autori italiani ad essere citati per eccellenza: Piero Vettori, che tra l'altro commenta il primo libro della poetica di Aristotele,¹⁰ e pubblica l'*Elettra*, non già di Sofocle, ma quella inedita di Euripide a Roma nel 1545, e Alessandro Pazzi de' Medici che traduce in latino la *Poetica* di Aristotele nel 1524, pubblicata postuma a Basilea nel 1536, insieme all'*Elettra* sofoclea; scrive in volgare in dodecasillabi *Ifigenia in Tauride* (1524), *Il Ciclope* (1525), *Edipo re* (1526?), e come opera originale compone *Dido in Cartagine*.¹¹ Come si vede le opere antiche prescelte tra i greci sono anche in Italia le tragedie di Sofocle e di Euripide e l'*Elettra* stessa è tra le fonti letterarie più usate; esistono però anche traduzioni latine di quest'opera sofoclea.

Una di queste è l'*Elettra* in lingua latina dell'italiano Coriolano Martirano.¹²

Il nome di Coriolano Martirano viene citato per la prima volta da Imre Váradi che senza fornire alcuna spiegazione più dettagliata, afferma che Bornemisza per la sua tragedia in lingua ungherese prese « l'incentivo... dalla traduzione di Coriolano

⁹ ETTORE BONORA: Il Classicismo dal Bembo al Guarini. In: AAVV, Storia della Letteratura Italiana. Il Cinquecento a cura di E. Cecchi e N. Sapegno, Garzanti, Milano, 1988, pp. 406–23.

Trissino, membro di una delle famiglie più potenti e ricche di Vicenza, ha fama di non comune grecista, conosce personalmente Bembo e Rucellai, ed anche lui sollecitato dai primi commenti della *Poetica* di Aristotele ne traduce una parte nel 1549 ca. La prima rappresentazione del *Sofonisba* è in francese nel 1554, a Blois davanti a Caterina de' Medici, in Italia invece a Vicenza nel 1562, dove la scena è stata allestita dal Palladio. Il *Sofonisba* del Trissino acquista un successo enorme tra i lettori del tempo, si hanno 15 ristampe in tutta Italia; *Orbecche* ne ha 10 e *Canace* 6. Cfr. AAVV, *La tragedia nel Cinquecento* a cura di M. Ariani, vol. II, Torino, Einaudi, 1977.

¹⁰ Piero Vettori: *Commentarii in primum librum Aristotelis et arte poetarum*. Firenze, Figli di Bernardo Giunta, 1560.

¹¹ Per le notizie su Vettori e Pazzi de' Medici vedi: AAVV, *Letteratura Italiana* a cura di A. ASOR ROSA, vol. II. Torino, Einaudi, 1991, dove del resto viene citato solo uno dei fratelli Martirano, Bernardino. Inoltre AAVV, *Dizionario Critico della Letteratura Italiana* diretto da V. BRANCA, vol. IV. Torino, Ute, 1986.

Sulla traduzione in dodecasillabi di Pazzi de' Medici: GUSTAVO CAPONI: *Alessandro Pazzi de' Medici e delle sue tragedie metriche*. Prato, Giacchetti e Figlio, 1901 e GINO PIERLEONI: *Il dodecasillabo di Alessandro Pazzi de' Medici*. Napoli, Fraioli, 1923.

¹² Sull'*Elettra* di A. Pazzi de' Medici si hanno poche e confuse notizie. La stessa data di composizione è incerta, si colloca tra il 1525–27. E' una versione manoscritta ritenuta persa già da G. Caponi. Sempre in forma manoscritta tra i codici del Vaticano abbiamo anche l'*Antigone* e l'*Elettra* in prosa latina di Alberico Parma. Come si vede la traduzione di Coriolano Martirano è davvero solo una fra le tante, le versioni latine sono ancora tutte da scoprire.

Martirano, apparsa a Napoli nel 1556, ma forse già prima suscitarono il suo interesse per Sofocle le rappresentazioni dell'*Edipo* in lingua italiana a cui aveva potuto assistere in Padova». ¹³ Martirano viene citato anche da Borzsák e da altri per la sua traduzione scorrevole, ma la sua figura e opera sono quasi del tutto sconosciute agli studiosi che si sono impegnati a scoprire le possibili fonti della tragedia ungherese di Bornemisza.

Sulla vita della famiglia Martirano ogni segreto viene svelato dal ricco libro di Francesco Pometti. ¹⁴

I Martirano più illustri sono i due fratelli Bernardino e Coriolano di Cosenza. Bernardino presta servizio nell'esercito imperiale di Carlo V e in seguito, dal 1532 fino alla sua morte avvenuta nel 1548, è segretario del regno di Napoli. Il nome di Bernardino è legato alla fondazione della terza accademia dell'Umanesimo italiano, dopo quella pontiana e parrasiana. Bernardino unisce gli « eletti ingegni » del tempo nella villa di famiglia a Leucopetra, che diventa così il centro intellettuale del Napoletano nel XVI secolo. Bernardino è aiutato dallo stesso accademista Giano Parrasio, valente conoscitore della lingua greca e latina, già maestro a Milano di Trissino, che dà inizio alla nuova accademia di Leucopetra durante il suo soggiorno a Cosenza tra il 1509–14, e poi la rafforza nella sua seconda permanenza tra il 1521–34. A Cosenza intorno al Parrasio si riuniscono i nomi più conosciuti della penisola: Antonio Telesio, zio di Bernardino, applaudito professore di letteratura latina a Milano, Venezia e Roma; Antonio Cesario grammatico e commentatore di Livio; suo fratello Paolo, commentatore di Orazio e di Platone; Cimino, che illustra la *Grammatica* di Flavio Sospatro scoperta dal Parrasio; Galeazzo di Tarsia poeta-soldato; Nicola Salerno, modesto verseggiatore latino; Ludovico Serra giurista e ancora archeologi, geografi ed « amorosi raccoglitori delle vecchie memorie ».

Bernardino Martirano oltre ad essere uomo politico influente del suo tempo e mecenate è anche poeta. La sua *Aretusa*, poemetto in versi sul modello ovidiano dedicato a Carlo V, appartiene al filone antipetrarchista del XVI secolo, e scrive anche la prefazione al commento di Parrasio alla Poetica di Orazio. A Bernardino e a suo fratello il poeta Luigi Tansillo dedica le sue *Stanze*.

Il fratello più giovane, Coriolano, nasce probabilmente nel 1503. A Napoli studia legge e filosofia e nel 1530 Clemente VII lo nomina vescovo di San Marco Argentano di Cosenza. Partecipa al concilio di Trento e dopo la morte di Bernardino prende il suo posto come segretario del regno. Le opere di Coriolano vengono pubblicate da suo nipote Mario durante un viaggio dello zio che voleva distruggere ogni suo scritto. ¹⁵ Il libro che esce dalla tipografia napoletana di Janus Marius Simonetta Cremonensis nel 1556 contiene otto tragedie (*Medea, Electra, Hippolitus, Bacchae, Phoenissae, Cyclops, Prometheus, Christus*), due commedie (*Plutus, Nubes*), brani

¹³ EMERICO VÁRADY: La letteratura italiana e la sua influenza in Ungheria. Vol. I. Roma 1934, p. 161, ripreso anche da PÉTER SÁRKÖZY: Letteratura ungherese-letteratura italiana. Roma, Carucci, 1990, p. 53.

¹⁴ FRANCESCO POMETTI: « I Martirano ». Rivista della Reale Accademia dei Lincei CCXCIII, 1896, pp. 1–135.

¹⁵ Secondo GIUSEPPE TOFFANIN il nipote trafugò le tragedie « alla modestia incendiaria » di Coriolano: « Il Cinquecento » in AAVV, Storia letteraria d'Italia. Milano, Vallardi, 1965 (7), p. 54.

del libro XII dell'*Odissea*, la *Batracomiomachia* e parti delle *Argonautiche* tutto rigorosamente tradotto in latino.¹⁶ Inoltre, secondo le ricerche accurate di Pometti, negli archivi si trovano 3 orazioni di Coriolano, due tenute a Trento ed una a Napoli per il re, ma compose anche elegie, epigrammi ed un poema ora perduti, ed abbiamo anche le sue numerose *Epistulae familiares* sempre del 1556 in lingua latina e greca.

A contatto diretto con gli intellettuali italiani del suo tempo nell'Accademia di Leucopetra, Coriolano Martirano conosce bene il latino e il greco, legge quindi i classici in originale e anche per la traduzione delle tragedie di Euripide, Sofocle o di Aristofane usa i testi greci dato dimostrato dalla frequente corrispondenza letterale tra versi greci e la loro traduzione italiana fatta da Coriolano. Le opere di Coriolano del resto sono proprio delle traduzioni fedeli e precise volte a dimostrare le capacità del traduttore stesso, in emulazione probabilmente con le altre versioni latine dei drammi greci, e destinate solo ad un pubblico ristretto, quello dell'Accademia, dal momento che sembra che Coriolano non avesse intenzione di pubblicarle.¹⁷

L'*Elettra* latina di Coriolano Martirano segue esattamente l'originale greco: non ci sono variazioni nelle scene e nei personaggi come invece accade per Bornemissa. Ciò che di nuovo si può riscontrare nella versione di Coriolano è rappresentato proprio dall'interpretazione della traduzione stessa, ma per chiarire meglio si veda direttamente il testo, vv. 1-76¹⁸:

Paed.

Ingens Atridae partus, atq; astrum tuae
Domus Horestae: iam Mycenae devenis
Tandem beatas. quae cupisti tandi:
Praesens turris. aspice hinc circum. vetus
Argos tibi hoc. Inachidos lucus Deae
Opacus ille. Phoebus ad dextram fori
Custos Lycei. quaeq; se ad levam erigit:
Iuno est. sacra illa atroxq; Pelopidum domus.

Hor.

O' non caput tu nempe servum, sed Pater
Ter chare: q; te ubi'q; prodis in malis
Meis fidelem? q; 've vel canis riget
Virtus spuremis? euge generosus velut
Equus, licet senecta presset, haud hilum
Credit ferox, accendit ut Martem canor:
Hirta sed aure turbine in medio furit.
Quod admones, sic est agendum. nec Dei

¹⁶ Coriolani Martirani, Cosentini Episcopi Sancti Marci. Tragoediae. VII. Janus Marius Simonetta Cremonensis Neapoli excudebat, MDLVI, Mense Maio. Il nipote Mario dedica il libro a Christophorus Madrucius amico di Coriolano e suo compagno al concilio di Trento.

Il *Christus* sempre in latino è l'unica tragedia che ha come fonte non i drammi greci, ma l'opera omonima di San Gregorio Nazianzeno seguendo le orme di Iano Anesio. Il *Christus* è l'unica tragedia davvero originale del Martirano: la materia sacra viene inserita nella forma di una tragedia greca. Il Coro stavolta parla in prima persona e non viene rispettata neanche l'unità aristotelica di tempo e di luogo.

¹⁷ Secondo BENEDETTO CROCE: Coriolano è un buon grecista e latinista, libero traduttore e rifacitore delle opere della tragedia greca, vedi: « I fratelli Martirano » in *Curiosità storiche*. Napoli, Ricciardi, 1921, pp. 65-76. Riferendosi allo studio di F. POMETTI: Croce comunque pensa che anche le sue nove pagine siano abbastanza per i due Martirano: « E veramente, per i due Martirano, 135 pagine in quarto stampate nel corpo di stampa degli *Atti dei Lincei*, dovrebbero essere sufficienti! »

¹⁸ Il testo greco segue l'edizione: *Sophocle* a cura di J. IRIGOIN, vol. II. Paris, Les Belles Lettres, 1989, pp. 129-94.

Il testo latino in mancanza di edizioni critiche è quello del 1556. Il volume consultato è quello presso la Biblioteca Alessandrina in Roma, catalogato con il numero N.b.113. Si tratta di un libro di ca. 18 cm di lunghezza, 10 di larghezza e 2 di spessore con 372 pagine numerate. L'*Elettra* è da pag. 32 a pag. 59. La numerazione dei versi si riferisce sempre a quella sofoclea perché in Coriolano è segnato solo il numero della pagina e quello dell'ottavo di foglio.

Unde ipse vix te caede subreptum impia
 Puerum tuae ab sororis accipio manu:
 Servóq; caute. et usq; ad hanc pubē educo,
 Certum paternae mortis ultorem: nisi
 Riges lapis. sed iam necesse protinus
 Pulsa procul videre te et Pyladem mora
 Quid est agendum. flava nam cantum dies
 Cit volucrum. versóq; tabescunt polo
 Nocturna signa turba q; surgat prius
 Foris'q; oberret: rebus his ratio super
 Ineunda vobis sedulo: illo etenim vado
 Versamur: ut referre non liceam gradum.
 Audere sed vel sit necesse: vel mori.

Praecepta prodam: qui vetustam commovens
 Laurum iubet, ne Marte aperto, at fraudibus
 Grassarer aptis. ergo sic agam. dolis
 Petam nefandos. tu'q; quum tempus fores
 Tibi has recludet: subdolanus tectum subi,
 Ac disce cuncta. quid've adulter et parens
 Meditatur atrox: nos'q; fac certos. neq;
 Te noscet ullus crine cano, et nuspian
 Visum diu. sermone, quo credant, potes
 Hoc utier. venire te ab Delphis Lyci
 Iussu hospiti, Pythone abusus; nuntium
 Meae necis. dic deierans me Pythicis
 Ludis perisse devolutum curribus,
 Loris'q; membra complicatum. fabulam
 Sic texe tu. nos (Phoebus ut monuit) patris
 Visemus urnam. qua rigata fletibus
 Comis'q; vulsis obsita, huc demo gradum
 Referemus illinc, auream capedinem
 Manu gerentes. quam sub altis vepribus
 Scis abditam. famam'q; iucundam hostibus
 Nostris feremus: me perisse, et ignibus
 Claudii hic obustum. quid nocebit, mortuum
 Quod autem? re luce quum Iovis fruar?
 Nunc Terra supplex oro te patria et Lares
 Adeste. tu'q; caede adhuc patria calens
 Domus, benigno sume me in gremio. tuus
 Huc ultor adsum. nos eamus. tu tuum
 Munus senex curato: ut aptum temporis
 Affulsit astrum.

Le parole iniziali del Pedagogo e di Oreste mostrano subito con chiarezza il metodo di traduzione di Martirano. La versione latina segue parola per parola quella greca tralasciando o semplificando all'occorrenza le espressioni più complesse da rendere, come per esempio proprio nei primi versi la descrizione particolareggiata della città di Micene. Tale procedimento di lavoro non influenza il contenuto della tragedia, ha però come risultato l'abbreviazione del testo originale. I 1510 versi dell'*Elettra* di Sofocle infatti in Coriolano diventano circa 1300, mentre nella prosa giambica di Bornemisza sono quasi 2050.

In questo primo brano già si vede che la traduzione martiranea non è mai puramente meccanica, ma offre spazio all'inventiva e alle capacità poetiche del traduttore: il Pedagogo sofocleo conclude il suo discorso esortando Oreste e Pilade ad agire con prontezza approfittando del momento opportuno (vv. 20–22), in Coriolano invece c'è qualcosa in più, forse una ricerca di effetto, nelle parole del vecchio servo che dice: Audere sed vel sit necesse: vel mori. Gli originali 53 versi della risposta di Oreste in Coriolano si riducono a 37, ma il senso non cambia. Non subisce modifiche il paragone del vecchio ad un cavallo fedele in battaglia, ma il Πυθικὸν μαντεῖον del verso 32–33 di Sofocle diventa « qui vetustam commovens/ Laurum iubet » il tutto in una descrizione più semplificata, e così invece che dal re Fanoteo di Focide, in Coriolano il servo giunge direttamente da Delfi. Si noti anche la variatio poetica dei vv. 59–60: in greco Oreste dice che non lo angustia l'esser morto solamente a parole,

se in realtà è vivo e le sue azioni gli procureranno fama, in Coriolano ἔργοισι σωθῶν (vv. 59–60) viene reso con « re luce quum lovis fruar ». La parte dei vv. 61–66 viene completamente tralasciata. A proposito di questo è opportuno sottolineare che nella prima parte della tragedia Coriolano elimina dalla sua traduzione i versi di contenuto astratto, come appunto qui dove si parla di uomini che acquistano fama con falsi discorsi, o ai vv. 321–22 dove il Coro dichiara che l'uomo è solito esitare prima di intraprendere una grande impresa. La spiegazione più semplice è che la versione da noi posseduta non è stata riveduta da Martirano, ma sia stato suo nipote a farla pubblicare senza il consenso dello zio, non è escluso quindi che il traduttore volesse ritornare alle parti tralasciate di contenuto filosofico in un secondo momento, anche perché andando avanti con il lavoro, nelle scene successive i versi simili vengono tradotti.

Nella scena in cui appare Elettra e il Coro si nota il medesimo procedimento. Le parole dell'Elettra di Martirano ricalcano quelle del modello sofocleo con leggere variazioni: il βάρβαρον αἶαν di Troia (v. 95) in Coriolano è « ad fluvium Simoentis Enyo:/ Ad Hector truculentus...; nei vv. 98–99 dove Egisto e Clitemestra uccidono Agamennone come i taglialegna abbattano una quercia, l'albero diventa un frassino segato da vaccaioli: Quem coniux iugularet; ut ornum/ Valle secant frondente bubulci. In Coriolano manca il paragone con l'usignolo che piange i figli (vv. 107–9, che poi non è tralasciato ai vv. 148–49) e il Coro non si sofferma sull'inganno mortale ordito dalla regina, ma si veda il brano in originale, vv. 128–144:

El.
O' clarorum soboles patrum
Argolides, tu sola dolorem
Quem patior, miseraris acerbum.
Fida cohors quodcunq; locuta es
Solamen fatebor: nostros'q; ab inani
Video gemitus ferrier aura.
Lugere tamen sic iuvat illum,
Quem coniunx, non Troia trucidat.

Chor.
Quum secuit Proserpina crinem
Saeva semel, Stygium'q; fluentum
Traiecit iam Nauta, nigranti
Ex Herebo non miserit umbras
Parca ferox: licet astra querelis
Et gemitu flammantia rumpas.

Le ultime parole di Elettra sono di Coriolano ed anche la risposta del Coro è una variazione libera e stavolta più ricca dell'originale sofocleo. Il Coro in Coriolano è quello greco formato dalle donne di Argo (vedi ancora: v. 469: silete matres; v. 992: Argolides; v. 1097: Charae obsecro referte matres; v. 1227: Argolides), non come in Bornemisza che lo sostituisce con la figura di una vecchiaia.¹⁹

Le parole di Elettra rivolte a sua sorella Crisotemi dei versi 254–309 si riducono di ben dieci righe. Le variazioni notevoli sono ai vv. 365–68 che presso Coriolano

¹⁹ BORZSÁK accentua che l'alternanza nell'uso della I pers. sing. e la III plur. da parte del Coro di Sofocle si ritrova anche in Bornemisza. E' così anche nella versione di Coriolano: v. 233 moneo, v. 198 e sgg. fateor, ma v. 469 vos (precor) matres silete. Cercando di ridurre e di unire le varie parti, Martirano fa dire spesso le parole del Coro a qualche altro personaggio, per es. al v. 1436 e sgg. è Elettra che interviene al posto del Coro. Al v. 474 della traduzione di Martirano probabilmente c'è un semplice errore di stampa perché la parte del Coro è attribuita a Crisotemi che così parlerebbe a sé stessa, e al v. 612 nell'originale greco Crisotemi si rivolge al Coro per avere conferma della pazzia di Elettra, mentre in Coriolano le sue parole sono dirette ad Elettra che in questo modo si trova apostrofata su se stessa.

sono i seguenti: nunc autem potis/ Patris vocari nata Achivorum optimi?/Vocare matris, quae respersa sanguine/ It coniugis, mactat'q; domitorem Ilij. Ai versi 435–36 Elettra dice alla sorella di disperdere ai venti le libagioni mandate da Clitemestra sulla tomba di Agammennone, Coriolano cambia il vento in fiamma :

El.

ἀλλ' ἡ πνοαῖσιν ἢ βαθυσκαφεῖ κόνει
κρύψον νιν

... munera

Corrumpe flammis ista, vel terris tege

La seconda scena inizia con lo scontro tra Clitemestra ed Elettra:

Cly.

Age otiose istic quiesce per fora
Inambulans: tuos'q; dedecorans velut
Captiva Thressa. quid necesse? quum domo
Aegistus absit: negligor, ventus mea
Praecepta mea differt. immo acerbis impetor
Iniurijs, quòd saeva, atrox'q; quòd modis
Te te omnibus, cunctis'q; conūcijs premo.
Ego haud lacesso, sed lacescentem antea
Retundo. nam de patre quod iactas, mea
Causa occidis, non nego factum: nego
Solam necasse. sancta crudelem Themis
Mecum trucidat. cui (nisi mentem furor
Tibi abstulisset) pol faveres. non patrem
Tuum hunc doleres pertulisse, quae facit.
Qui (prò cruenta Tygris, haud pater) tuam
Quondam sororem solus Argivum enecat:
Clamante me. et fremète ad astra. iā doce
(Sis) cuius ergò mactat hāc? graiūm asseres.
Tangendi at illis nostra ius nullum uspiam.
Sui ne causa fratris? an non liberi
Fratri gemelli tunc vigeabant? quos magis
Ventis decebat et procellis aequorum
Mactare, matris et patris satu aeditos:
Ob quos erat tunc cursus ille. sed Charon
Mage hanc cupibat. siccine? is potius malus
Amens'q; qui se prodit, ac alijs favet
Suis repulsis: is nefandus: vel tua
Sorore teste, si liceret eloqui
Reversae ab umbris me, quod egi, haud poenitet:
Clames strepas'q; tu, tonens'q; q; libet.

El.

Iam quod soles. non ergo dices antea
Me me oblocutam. tu lacesis: tu strepis
Tacente me. quapropter auribus cape
Aequis vicissim nostra. iam virum asseris
Necasse te. quod foedius dictum pote
Esse uspiam? seu iure, sive iniuria
Dicas necasse. quid? quòd illam per nefas
Caedem patrasti: capta blandis improbi
Dictis viri? cui nunc per omnes accubas
Noctes beata. iam Dianam interroga,
Quae causa Divā flāmat, ut ventos premat.
Potius vel ex me disce: te nefas Deam
Scitarier. frondente luco dum pater
Ludit Dianae: forte sacram numinis
Cervam peremit, ac superbis insuper
Dictis tonat, iactat'q; factum: Delia
Irata ob id, compescit auras: nec sinit
Abire graios, ni rependat belluam
Mactata virgo. nulla conclusis via
Alia patebat, hac adempta: seu domum,
Sive ad Scamandrum. sic coactus, ac diu
Quidem reluctans, vix adactus deniq;
Dat immolandā: non (quod inquis) cōmodis
Fratris studens. sed detur hoc: ideo fuit
Tibi is necandus? more quo tandem? vide,
Ne huiusmodi si scripseris legem, crees
Cladem tibi, malam'q; pestem. si licet
Alios necantem funeri ab alijs dari:
Prima occides confosja tu. sed somniā
Suunt haec, inane tegmen ac sceleris: Iovem
Quae non latent. haec nanq; miserāda, impia,
Quae nunc patras. haec omnium foedissima.
Quorsum patras? quā vindicas natā, improbo
Servo accubans? cum quo scelestā coniugem
Talem necas. cui liberos partu paris
Nothos pudendo, alijs'q; ceu Reges: procul
Veris abactis ac necantis insuper.
Per te, nisi ipsa vagientem concavis
Lustris Horestem condidisset: quem tuum
A' me educari semper in iugulum infremis.
Haec scilicet sors nostra. si quissem, tuo
Merito patrassem nempe; q; libet voces
Me perditam malam'q; et audacissimam.

La scena greca è lunga (vv. 516–609) 93 versi e tra la rthesis di Clitemestra e di Elettra Sofocle introduce anche un breve stacco costituito dai versi 552–57; Coriolano invece da parte sua fonde il tutto in due grandi discorsi contrapposti ridotti in tutto a 73 versi. Le inserzioni per mano di Coriolano sono state evidenziate in corsivo. Anche in Sofocle Clitemestra inveisce contro Elettra che si aggira libera davanti al palazzo, ma il paragone con la schiava troiana in greco non c'è: questo particolare aggiunto richiama la figura di Cassandra che nell' *Agamennone* sta proprio davanti allo stesso palazzo reale. Clitemestra in greco dice che Elettra non si cura di lei (v. 519–20: οὐδὲν ἐντρέπη ἐμοῦ γε), mentre nella versione di Coriolano questo diventa: negligor, ventus mea/ Praecepta differt. E' una variatio anche l'esclamazione su Agamennone mancante in greco, ma poi nell'originale sofocleo Clitemestra paragona il dolore del padre assassino di sua figlia a quello che lei stessa aveva sofferto al momento del parto, sostituito da Coriolano dal verso: Clamante me, et fremēte ad astra. Al verso 541 la spedizione di Troia è detta: tunc cursus ille. Nel discorso di Elettra è di Coriolano la netta scelta che l'esercito acheo deve fare tra immolare Ifigenia e poter navigare verso lo Scamandro oppure tornare a casa, come anche l'osservazione di Elettra che a Giove non sfugge niente.

Sia l'intervento di Clitemestra sia quella di Elettra seguono in generale il testo di Sofocle, ma terminano prima perché Coriolano taglia in tutti e due i casi i versi finali, come se alla fine della traduzione dei brani la stanchezza avesse avuto il sopravvento sullo scrittore.

A questo punto entra in scena il Pedagogo con la notizia della morte di Oreste ai giochi delfici. Coriolano non si dilunga sulla presentazione degli aurighi e ne riduce il numero: gli originali dieci gareggianti diventano sei e la loro descrizione si semplifica, solo per Oreste Coriolano aggiunge qualcosa in più rispetto a Sofocle (vv. 703–4): Thessalas equas Horestes, caerulo/ Virore fulgens. Le aggiunte o integrazioni hanno la funzione di colmare il vuoto che si crea con l'eliminazione continua delle parti del testo greco, ma sono nello stesso tempo anche il prodotto poetico personale di Martirano che interviene sulla tragedia sofoclea, per esempio al v. 740: iam sextum puer/ Cursum rotarat usq; *inoffensum Deo/ Bono hactenus*, e più avanti al v. 745 e sgg.: ...fracto at axe cernui/ Equi accidunt. temone Horestes excidit/ Excussus: irretitus ac loris rota/ Raptatur acta. territi campum feri/ Raptim vorant: *per tesqua, per vepres tuum natum ferentes*. Ancora dal v. 788 e sgg.:

- El. Nunc flendus es germane: quem tali obrutum
Fato insuper crudelis insimulat parens.
Nullus ne ab astris ista Coelicolūm aspicit?
- Cly. Illum quoq; aspexere meditantem impia.
- El. Audi alma Nemesis: nec me inultam desere.
- Cly. Haec quos decebat Diva ab astris audijt.
- El. Insulta. adurge. nunc beata. nunc Dea.
- Cly. Haec desiistis vos patrare nuspiam.
- El. Desivimus nos: nil'q; iam miseris super.
- Cly. Quid non mereres hospes, audacem tuus
Adventus hanc si contudisset? ut malo
Victa obticeret?
- Paed. *Ipse fluctibus domum*
Petam remensis: strata dum silent freta.

Le parole del Pedagogo sono del tutto nuove perché nel verso corrispondente in greco (v. 799) si legge solo che il servo vuole andarsene, invece in Coriolano quest'unico verso si trasforma in un piccolo quadro marittimo. Proseguendo, dopo che Clitemestra e il Pedagogo sono entrati nel palazzo (dove la regina si abbandona sul triclinio, v. 807 ca.: ...condidit/ Se se intro in aulam. nisa fulcris in rosa/ Illic recumbet, particolare mancante in greco), Elettra cede alla disperazione, v. 812 e sgg.:

El. ... nunc deserta quò ferar?
 Orbata cunctis? ferre fastus, et minas
 Suetas Tyranni cogar: et patria litis
 Servire coede. non beata? non Iove
 Creata dextro? concidat Coelum. voret
 Neptunus Argos. non scelestis amplius
 Miscebo me. proiecta sub nudo Aetheris
 Hic axe degam: seu refulsit, seu mari
 Se Phoebus abdet. hinc perenni sydera
 Rumpam querela. sed necabunt: nil prius.
 Mactent, cremet, turbent'q; in undas aequoris
 È rupibus. sit summa, si peream, salus.

Questi versi sono tutti di Coriolano, in Sofocle non si trova niente di simile, anzi nella versione originale Elettra piange prima di tutto la propria totale solitudine, essendo stata privata di ogni speranza di vendetta con la morte di Oreste, parole che servono anche per preparare la scena del riconoscimento tra i due fratelli. L'Elettra di Coriolano qui assume una vera dimensione tragica dal momento che la sua angoscia si trasforma nel desiderio di distruggere l'intera città.

Come poco prima il Pedagogo anche Elettra usa immagini marine, ma è fin dall'inizio della tragedia che si nota un ripetersi continuo di questo tema: Elettra al v. 221 e sgg.: Sentio: sentio: non latet atra/ Tempestas, pelagus'q; malorum/ Circumstat; Crisotemi al v. 335 e sgg.: ...flutuoso quum ferar/ Nocturna ponto: turgidos pressans sinus/ Oram lego..., ma in questo caso anche in greco viene usato il paragone della nave come anche al v. 509 e sgg.: ut malum prium/ Devorasset unda pelagi fluctuantis/ Aurigam. I versi già visti di Clitemestra, v. 537 ca.: quos magis/ Ventis decebat et procellis aequorum/ Mactare; e ancora Elettra al v. 943 e sgg.: ...versanti in atris fluctibus/ Nil arduum, ni exudet; ad votum influet.

Non si può tralasciare di sottolineare che Coriolano qui usa il termine Tyrannus, tema caro all'interpretazione di Melanchton presente anche in Bornemisza, ma in Martirano rimane senza ulteriori sviluppi.

Il secondo episodio viene concluso dall'intervento del Coro, vv. 1058-97, che stavolta nella traduzione di Coriolano corrisponde alla lunghezza originale di 40 versi. Le donne di Argo lodano la pietas degli uccelli nei confronti dei propri genitori, ma nella rielaborazione di Coriolano quest'immagine poetica si amplia:

Chor. Heu saeva, crudelis, furens
 Humana gens, dirum genus.
 Aves videmus, quae vagis
 Cum flatibus nubes secant,

Angues'q; et horrendus iubis
 Hirtis Leones perpetim
 Inter se amare: et liberos
 Fovere. nos autem feris
 Atrociores enecamus. o' Themis
 Dormis'ne? non telum quatis
 Rector Deorum? tu soror
 Saltem Gigantum sub Chaos
 I Fama: et Atridis novo
 Refer boatu lugubres
 Clades domus, ut funditus
 Convulsa labat, ac gravem
 Casum minatur. dissident
 Pugnant'q; adversis frontibus
 Germanae et adversis ruunt
 In fata telis: omnium
 Deserta praesidijs, salo
 Electra saevo fluctuat.

I versi successivi del Coro seguono in buona sostanza il testo greco, pur con alcune ulteriori semplificazioni.

La traduzione di Coriolano Martirano si evolve poeticamente man mano che lo scrittore acquista familiarità con l'*Elettra*: nella prima parte la sua attenzione è impegnata soprattutto nella traduzione dell'originale greco, ma procedendo nella sua opera Coriolano acquista una sempre maggiore padronanza del testo, tralascia dei versi con minor frequenza ed interviene più spesso variando il testo di Sofocle. Nessun dato in nostro possesso indica che l'*Elettra* latina di Coriolano Martirano sia stata rappresentata, ma leggendo i versi è evidente che questa tragedia non è stata scritta per tale scopo. La traduzione di Coriolano aveva come fine quello di mostrare le sue capacità non tanto di semplice traduttore, quanto di interprete poetico del testo di Sofocle. Per chiunque si cimenti con la lettura dell'*Elettra* di Coriolano sorge spontaneo il confronto con l'originale greco, con le variazioni, le aggiunte, la versione delle formule greche operate dal Cosentino, espressioni queste della capacità dell'autore ben riconoscibile ed apprezzabile da parte del pubblico dell'Accademia di Leucopetra.

Coriolano coglie ogni occasione per mettere in mostra la propria arte: dimostra di saper tradurre seguendo con la massima precisione il testo greco:

v. 529	εἰ φρονούσ' ἐτύγχανες	... nisi mentem furor/ Tibi abstulisset
v. 1380	αἰτῶ, προπίτνω, λίσσομαι. γενῶν πρόφρων	Obtestor. oro. prona genibus accido

o variarlo con i mezzi poetici a sua disposizione:

v. 860	Πᾶσι θνατοῖς ἔφυ μόρος	Cunctis palus/ Trananda leti
v 895-96	... καὶ περιστεφῇ κύκλῳ πάντων ὅσ' ἔστιν ἀνθέων θήκην πατρός	... floribus Quotquot parit faecunda per campos Chloris
v. 889-90	Πρὸς νυν θεῶν ἄκουσον, ὥς μαθοῦσά μου τὸ λοιπὸν ἢ φρονούσαν ἢ μῶραν λέγῃς.	Non per supremos ludo, nec ludor Deos. Quin haec Sybillae vera sunt folio magis.

v. 999 Δαίμων δὲ τοῖς μὲν εὐτυχῆς καθ' ἡμέραν ... ac Deum fluxisse nobis

La bravura poetica è provata anche dal riuscire a rendere la stessa immagine in modi sempre diversi, come per esempio la palude dell'Ade e le Erinni:

v. 137 Saeva semel, Stygium'q; fluentum/
Traiecit iam Nauta
v. 145 e sgg. Sim Tyris, quam vasta Charibdis,/ Quam Syrtis genuit
v. 474-75 nigris dat Pluto/ Ab lacubus
v. 949 nullus uspiam/ Amicus adsit, cernis ipsa. Sub Styga/ Hos mersit Orcus
vv. 1078-81 ...atrum modo/ Lethi sub annem duplices/ Mergat Charybdes

Nell'ultima parte della tragedia il metodo di Coriolano si è ormai perfezionato: segue il testo greco passo per passo arricchendolo contemporaneamente anche dei propri interventi, vv. 1126–1170:

El. Heu dulcis urna, et chara: reliquiae breves,
Mihi ex Horestae derelictae: ater cinis:
Quàm praeter omnē, qua fovebar, spem redis;
Vivis'q; nos? heu, vota nequicq; vagis
Effusa ventis: *tot periculis erutus*
Florens, vicens'q; missus est quondam.altera
Nunc pulverem te, umbram'q; sustineo manu.
Ut occidisses ante frater, q'; trucis
Te ab ore matris abstulissem . tunc lapis
Texisset idem, qui parentem: nunc procul
Miser miser sororis ab gremio cadis;
Terris'q; avitis: nec cruentus ablui
Artus vadis: non ungo: non umbram voco
Vagam sepulchro: mortis infletus nigros
Transmittis amnes. heu, labores irritos,
Quos te educando prompta suspicio, magis,
Quàm quae dat uber. *ipsamet nutrix, soror,*
Mater'q; dicor. una surripuit dies
Cuncta haec mihi. tu Sydes hybernium velut
Cadens sub undas, heu, procellis obruis,
Sternis'q; cuncta. raptus est pater. Iovis
Mi fluxit aura. tu procumbis: ac leve
Hoc aere pondus delitescis, improbus
Insultat hostis. mater haud mater furit
Prae gaudijs: segura, nil metuens tui.
Quem vindicem dum spero venturum: Deus
Remisit umbram somnium.
Nihil'q; iam. prò sydera
Infesta: prò dulcis: cape
Urna hac eadem perditam,
Nullam'q; me. nihil'q; prorsus in nihil.
Tecum sum umbris unà ut aetatem exigam.

Le differenze principali si trovano nei versi in corsivo: Coriolano modifica leggermente i versi 1330–35 rendendoli più lapidari e al verso 1132 traduce in seconda persona singolare come se le parole di Elettra si riferissero ad Oreste e non a sé stessa, che sarebbe dovuta morire prima di sottrarre il fratello alla mano assassina

di sua madre. Ai versi 1145–48 Coriolano cambia la successione delle parole, in greco Elettra chiama sé stessa prima madre, poi nutrice e sorella; nella traduzione l'ordine è invertito (*nutrix, soror, mater'q*).

Il dialogo serrato che precede il riconoscimento tra i due fratelli corrisponde quasi perfettamente al testo greco, vv. 1184 e sgg.:

- El. Cur intuens me fletibus genam irrigas?
 Hor. Prò nostra: q; me haec tanta latuerūt mala?
 El. Cur dicis haec? quae causa, ut haec gemas, facit?
 Hor. Quòd cerno te: prò qualibus cinctam togis.
 El. Parvam mali, levem'q; particulam aspicias.
 Hor. An quid pote est ijs esse luctiosius?
 El. Cum Tygribus, cum'q; anguib; vitam exigo.

Nel dramma di Sofocle al v. 1190 Elettra dice che vive con degli assassini, mentre Coriolano paragona Egisto e Clitemestra a bestie feroci. Come prova della sua identità, ai vv. 1222–23, Oreste mostra l'anello paterno e Coriolano aggiunge che lo aveva ricevuto da Elettra: *Hoc paternum, sis, lege/ Signum: quod ipsa das gerundū. tum scies*. Ancora un'aggiunta al v. 1126 dove in greco Elettra non vuole credere ai suoi occhi e chiede se davvero tenga tra le sue braccia il fratello, mentre a Coriolano questo sembra poco e lo integra: *Teneo te? An missus ab albo/ Ludificat me limine somnus?*, lo stesso ai 1131 e sgg.: *Argolides Io, cernite Horestem/ Quo pulvis modo, nunc velut astrum/ Affulget; lucet'q; sorori*. Più avanti nell'intervento del Pedagogo che esorta i due fratelli all'azione Coriolano varia le parole conclusive, vv. 1135–38: *Nunc iam. mala est, affert'q; perniciē mora/ In talibus. quum fulsit occasus: nisi/ Coma arripis, volante se eripuit fuga*. Infine, ai vv. 1343–45, quando Oreste si informa su come la madre avesse accolto la notizia della sua morte, in Sofocle il Pedagogo gli promette di raccontargli tutto dopo aver compiuto l'impresa, Coriolano però sottolinea la gioia di Clitemestra: *Gaudet'ne ob id tandem parens?/ Triumphat...*

Ancora un brano dalla scena finale:

- Aeg. Recte admones. Sic ergo faxo, tu foras,
 Si fors sit intus, huc Clytemnestram advoca.
 Hor. Ipsa en prope est: nō cernis? hāc missam face.
 Aeg. O'Iuppiter: quid cerno?
 Hor. Non noscis? vide:
 Age inspicie istuc: euge rursus. quid paves
 Inepte? quid've artus tremis?
 Aeg. Quorum virorum decido in laqueos miser?
 Hor. Non sentis amens? iam ratem
 Tibi admovet ripis Charon.
 Aeg. Non fallor heu. nunc, verba quò tendant. patet.
 Tu pol Horestes ipse es dubio procul.
 Hor. Vates bonus, sagax'q; deciperis diu.
 Aeg. Perij miser. permitte me parum antea
 Loqui ergo, q; telum adjicis.
 El. Ne per Deos da frater hoc: inania

Praecide verba nil, quod addes temporis
 Morituro huic, te fluctuantem in verit.
 Ast euge, pectus tunde: et in iugulū irrue
 Extemplo. Age, ictus infer: ac tandē impiū
 Monstrum trucidā: ac devorandum turpibus
 (Ut dignus est, meret'q;) vulturijs iace.

La traduzione di Coriolano è ricca di ripetizioni: una volta trovata l'espressione latina corrispondente la utilizza più volte all'interno della tragedia. Al verso 171 ca. Elettra esclama: si qua mihi tandem/ Fulgescat germanus, ut astrum e poi sempre lei al v. 1229: cernite Horestem/ Qui pulvis modo, nunc velut astrum/ Affulget. (L'Oreste morto e adesso risorto in Bornemisza acquista una sfumatura decisamente cristiana, mentre il vescovo Martirano rimane a livello puramente poetico). A partire dal verso 159 il Coro di Coriolano dice: frater'q; rapaci/ Quem matris vix eripis ungui, poi nell'ultimo episodio è Oreste che riprende le stesse parole, ca. al verso 1375 del testo greco: Et eius aegre ab ungue me eripuit soror.

Come formula di saluto Coriolano usa 'charus' traduzione letterale del greco χαῖρε che in Sofocle appare al verso 666 e 1361:

vv. 23–24 ... Pater ter chare
 v. 660 Charae puellae
 v. 1097 Charae obsecro referte matres...
 v. 1361 (!) Salve chare

E' frequente anche il numerale ter accompagnato da un aggettivo per sottolineare il passo o per rendere il superlativo greco, :

v. 800 ter nanq; ingrata sim...
 v. 871–72 ter laeta fervidis fero/ Reversa plantis
 v. 1354 ter magne Coelicolū arbiter

Tra le figure retoriche il traduttore latino ha una particolare predilezione per l'allitterazione certe volte un po' forzata:

v. 590 ca. partu paris pudendo
 v. 1014 Nihil novi, nihil'q;
 v. 1383 mellis malis

Il testo dell'*Elettra* di Coriolano, come del resto tutte le altre tragedie del suo libro, presenta delle parole scritte completamente in lettere maiuscole all'interno dei versi stessi. Ce ne sono in tutto ventidue: lette insieme non formano alcuna frase dal significato compiuto, ma prese singolarmente sembra che ognuna di esse sia inserita in un verso dal contenuto importante come se avessero la funzione di richiamare l'attenzione sulla parte in questione:

vv. 619–21 TURPIA/ Dicta et acerba, turpe responsum exigunt
 vv. 696–97 PARATA quū Deum/ Est numine pestis; omnis disperit ratio fugae
 vv. 945 VERSANTI in atris fluctibus/ Nil arduum, ni exudet
 vv. 988–91 INGENUAE/ turpem esse vitam perferenti turpia.

- ET AUDIENTI, et admonenti profuit
 In rebus his matura confutatio
 vv. 1005-8 DICTA proficiunt parū
 Speciosa: turpem deinde quae mortem creant.
 Atque MORI NON TURPE: turpe illud, mori
 Nequire quum res poscit, et miserum fuit
 vv. 1015-16 NULLA RES potior data/ Mortalibus, q; pectus in duris bonum

Il procedimento di Coriolano ricorda lo stesso procedimento di Bornemisza che nell'epilogo latino della sua *Elettra* mette in maiuscolo gli insegnamenti spesso di origine biblica che il lettore deve apprendere dalla tragedia, per esempio: Semper Erynnēs et saeva calamitates sunt comites atrociorum scelerum; Qui gladium...acceperit, gladio peribit etc.

Secondo Pometti Martirano è l'interprete più felice del teatro greco del Rinascimento italiano. Non solo supera gli altri traduttori come il Gerardi, lo Speroni, il Dolce nella fedele interpretazione del testo greco, ma li sorpassa per una « felice intuizione dell'ideale della vita privata nella poesia drammatica ». Coriolano si eleva fra i contemporanei scrittori italiani per l'eleganza dello stile, per un gentile e squisito gusto dell'arte, che ne fa forse il drammaturgo più illustre del suo tempo e senza dubbio lo innalza primo su tutti gli interpreti del teatro greco del XVI secolo.²⁰ Questa è l'opinione anche di Giuseppe Toffanin che chiama Martirano « il Vida dell'Ellenismo ». Per Toffanin gli umanisti del Cinquecento, il Tristino, il Rucellai, lo Speroni « s'accingono a far volgare le tragedie greche », ma restano estranei allo spirito di essa. Il contrario si può dire invece del pio vescovo, degno difensore col Vida a Trento della tradizione cattolica.²¹

Pometti aggiunge anche che nella seconda metà del Cinquecento le opere di Coriolano Martirano furono lette ed altamente lodate. In seguito caddero nell'oblio tanto che secondo un aneddoto un certo dott. Grisostomo Scarfò, sfrontato plagiatore, si appropriò delle otto tragedie e fu solo per merito di uno studioso conoscitore di Martirano che lo si riuscì a smascherare.²²

Al contrario Enrico Bertana sottolinea come in Martirano si possa scorgere la manifesta intenzione di rimaneggiare o di « riabbecciare » le tragedie greche traducendole. « Ma codeste velleità irriverenti non accennano punto a vera indipendenza di giudizio o di gusto: diluire o condensare certi canti o discorsi, sopprimere o introdurre altri, non significa concepire il dramma sotto forme nuove o diverse dalle antiche... ».²³

²⁰ F. POMETTI, *op. cit.*, p. 7 e 21.

²¹ G. TOFFANIN, *op. cit.*, p. 54. Non va dimenticato comunque che secondo le notizie riportate dal Pometti, *op. cit.*, p. 57 e sgg. Coriolano Martirano nel 1530 fu consacrato ad honorem, ed anche successivamente, nel 1535, la consacrazione fu differita per altro tempo. Il Toffanin probabilmente riprende le parole di FEDERICO DOGLIO: *Il teatro tragico italiano. Storia e testi*. Bologna, Guanda, 1960, p. 166.

²² *op. cit.*, p. 106.

²³ ENRICO BERTANA: *La tragedia*. Milano, Vallardi, 1905, p. 39.

L'*Elettra* latina di Coriolano non modifica la tragedia di Sofocle. Il vescovo del Cosentino non interviene, non attualizza il dramma come fa l'ungherese Péter Bornemisza, non esprime giudizi morali né sugli assassini di Agamennone né sui fratelli matricidi. Segue lo schema del dramma originale, non aggiunge o toglie scene e personaggi, gli unici cambiamenti operati da Coriolano, come si è visto dagli esempi citati, sono di tipo poetico. Anche gli dei sono quelli dell'Olimpo con i loro nomi corrispondenti in latino.

E' sicuramente da escludere che Bornemisza avesse preso come modello per la sua *Elettra* in lingua ungherese la traduzione latina di Martirano almeno per quanto riguarda le modifiche radicali presenti nel testo del discepolo di Tanner e indirettamente di Melanchton. Le novità introdotte da Bornemisza non trovano riscontro in Martirano ed è ugualmente difficile supporre che Bornemisza avesse comunque letto in qualche modo il suo testo: l'*Elettra* dello studioso dell'Accademia di Leucopetra esce dalla tipografia napoletana nel 1556, quindi se Bornemisza aveva soggiornato all'Università di Padova prima di scrivere la sua *Elettra* del 1558 doveva aver avuto ben poco tempo per analizzare il testo di Coriolano, se invece lo ha avuto tra le mani solo in seguito, questo non poteva essere la fonte della versione ungherese.

Ci sono però non pochi punti in comune tra il futuro predicatore dell'Ungheria del XVI secolo e il segretario di stato di Carlo V, tutti e due teologi, uomini politici ed intellettuali. Sia Bornemisza che Martirano sono a stretto contatto con gli umanisti più conosciuti del loro tempo che in Italia, in Germania ed anche in Ungheriaolgevano il loro interesse verso le stesse opere d'arte come per esempio le tragedie greche riscoperte e pubblicate proprio nei primi decenni del Cinquecento. Bornemisza e Coriolano attraverso la propria traduzione trasferiscono l'*Elettra* di Sofocle nel loro ambiente: il giovane studente di Vienna si rivolge ai nobili ungheresi usando una prosa scritta nella lingua nazionale, il Cosentino invece dedica ai membri dell'Accademia di Leucopetra i suoi versi latini. Péter Bornemisza e Coriolano Martirano sono l'espressione contemporanea dell'Umanesimo della metà del Cinquecento nel Regno di Ungheria e quello di Napoli.

Università ELTE
Facoltà di Lettere e Filosofia
Dipartimento di Filologia Latina
H-1364 Budapest
Casella postale 107

ERNST A. SCHMIDT

DEUTSCHE NACHDICHTUNGEN DES LIEBESDUETTS „DONEC GRATUS ERAM TIBI“ (HORAZ, C.3,9) IM 18. JAHRHUNDERT

ZUR HORAZISCHEN LIEBESLYRIK IM ZEITALTER DER TUGEND¹

Die Liebe steht in der deutschen Ich-Lyrik des 18. Jahrhunderts im Zeichen des Kusses und der Tugend. An beiden ist Horaz unschuldig; sie haben vielmehr die Wirkung seiner Liebeslyrik weitgehend verhindert.

Horazens Liebesgedichte gehören zu seinen großartigsten Kompositionen². Zu nennen sind insbesondere die Pyrrha-Ode (c.1,5), die Einladung der Tyndaris in sein sabinisches Tal (c.1,17), die Huldigung an Barine (c.2,8), die Venusgebete (c.1,30 und 3,26), die Werbungen um Lyde (c.3,11 und 28), die Überwältigung durch neue Liebe (c.1,19 und 4,1) und die Einladung der Phyllis (c.4,11). Keine hat in der deutschen Lyrik des 18. Jhs. deutliche Spuren hinterlassen; auch Herder erwähnt in seinen „Briefen über das Lesen des Horaz, an einen jungen Freund“ (1803) im Katalog der zu vertonenden „leidenschaftlichen“ Oden keine von ihnen³.

Die ewige Küsserei in den Gedichten des 18. Jhs. ist, rezeptionsgeschichtlich betrachtet, Catullnachfolge im Rahmen der Anacreontik⁴. Goethe huldigt in seinem

¹ Dieser Artikel steht im Zusammenhang mit zwei Studien des Verfassers: Das Interesse am horazischen Einzelgedicht. In: W. KILLY (ed.): *Geschichte des Textverständnisses am Beispiel von Pindar und Horaz*. (Wolfenbütteler Forschungen Band 12), München 1981, 19–70; Horaz und die Erneuerung der deutschen Lyrik im 18. Jahrhundert. In: HELMUT KRASSER–ERNST A. SCHMIDT (edd.): *Zeitgenosse Horaz. Der Dichter und seine Leser seit zwei Jahrtausenden*, Tübingen 1996, 255–310.

² An neuerer Literatur zur horazischen Liebesdichtung nenne ich: ERNST A. SCHMIDT: *Horazische Liebeslyrik. Thesen und Interpretationen zur Einführung*. AU 35.2 (1992), 42–53; WILFRIED STROH: *De Horati poesi amatoria*. In: *Atti del Convegno di Venosa*, Venosa 1993, 151–179 (Lit.: 151, Anm. 1).

³ Johann Gottfried Herder: *Briefe über das Lesen des Horaz, an einen jungen Freund* (in: *Adra-stea* 5 [1803]), in: B. SUPHAN (Hg.): *Herders Sämtliche Werke* Bd. 24, 199–222; hier: 201. Später, im Zusammenhang der „ernstmoralischen Grazie des Dichters“, kommt Herder beiläufig auf c.1,5 und 17 zu sprechen (205). Vgl. zu den wenigen Nachbildungen im 18. Jh. Stemplinger (vgl. Anm. 23): c.1,5: 105; c.1,17: –; c.1,19: 170f.; c.1,30: 203f.; c.2,8: 243; c.3,11: 333; c.3,26: 360; c.3,28: 362; c.4,1: 376–378; c.4,11: –.

⁴ Vgl. HEINZ SCHLAFFER: *Musa iocosa. Gattungspoetik und Gattungsgeschichte der erotischen Dichtung in Deutschland*, Stuttgart 1971, 83 sowie zum ganzen folgenden Absatz: ERNST A. SCHMIDT: *Stationen der Wirkungsgeschichte Catulls in deutscher Perspektive*. *Gymnasium* 102 (1995), 44–78. Vgl. zu den Küssen in der Lyrik des 18. Jhs. jetzt auch: PETER LEBRECHT SCHMIDT, *Uz und Horaz*. In:

Gedicht „An den Geist des Johannes Secundus“ (1776) dem „lieben, heiligen, großen Küßer“. Johannes Secundus (1511–1536) hatte 1534 ein Gedichtbuch „Basia“ mit 17 Kußgedichten herausgebracht, das Catulls Kußgedichte nach dem Vorgang Giovanni Pontanos enzyklopädisch variierte. Auf Johannes Secundus folgten die „Suavia“ (oder: „Rubella“, Name der Geliebten) Paul Flemings (1609–1640) und vor allem die Kußsonette und -madrigale des Giambattista Marino (1569–1625) als Wellenkronen auf einer Jahrhundertflut zur „Kasuistik der Küsse“⁵. Als sie abgeflossen war, kehrte sie anakreontisch-rokokohaft, zärtlicher, scherzender, auch empfindsamer wieder. Sie vermochte sich um so ungehinderter auszubreiten, als sie die Dämme der Jungfräulichkeit nicht antastete, sondern nur an sie hinscherzte, und mit der Tugend einen wechselseitigen Nichtangriffspakt schloß. – Knabenliebe horazischer Gedichte verschwiegen man selbst in den Übersetzungen zweisprachiger Ausgaben, so daß aus dem lateinischen Lyciscus links eine deutsche Lycisca rechts wurde⁶.

Symptomatisch für die Beurteilung der horazischen Liebeslyrik sind die Angriffe auf die Moral des Dichters in der „Historisch-critischen Einleitung zu nöthiger Kenntniß und nützlichem Gebrauche der alten lateinischen Schriftsteller“ (Dresden 1747–1751) von Gottfried Ephraim Müller: „Kurz, und aufrichtig heraus zu reden: Horaz ist, ohne Zweifel, einer der ausgelassensten und unordentlichsten Wollustslaven seiner Zeit gewesen. Seine Schriften haben allzu unehrbare Spuren seiner Unordnungen, als daß man uns dieselben leugnen könnte. Er hielt auf seinen Leib, und aß gern etwas Gutes. Auf einen guten Bissen nahm er auch gern einen guten Trunk. Je nun! wenn er es hatte, und es bekam ihm, wer kann es ihm verdenken? [...] Allein Horaz hat sich, in seinem Leben und in seinen Schriften, einen noch größeren Schandfleck angehängt. Und das war der, einer stinkenden Geilheit und unmäßigen Unzucht. August mußte selbst, von diesen schändlichen Ausschweifungen des Horaz, überzeugt seyn, daß er ihn, mit einem nicht ehrbaren Scherzworte, so, beym Sveton, nennet, wie wir ihn deutsch nicht nachnennen mögen. Und Horaz selbst macht sich kein Bedenken, (und wie könnte sich ein Heide, in der Wollustseuche eines machen?) in seinen Schriften offenherzig seine unordentlichen Leidenschaften zu gestehen, und sie noch dazu aufs prächtigste zu besingen. Ja, seine Gedichte lehren uns, daß er sich, mit einem guten Vorrathe Buhlerinnen, gar reichlich versehen gehabt, indem er, unter den Leuconoen, Lydien, Glyceren, Chloen, Neären, Pyrrhen, Galateen, Philis, Lycen und andern, eine lustige Abwechslung finden konnte. So sahe unser Horaz ungefähr von innen aus“⁷. Und noch Herder faßt die Liebesgedichte des Horaz als „freiesten Spiegel“, „zur Warnung für andre“ auf: „So

E. ROHMER–TH. VERWEYEN (edd.): Dichter und Bürger in der Provinz. Johan Peter Uz und die Aufklärung in Ansbach, Tübingen 1998, 77–98, bes. 81.

⁵ Vgl. HUGO FRIEDRICH: Epochen der italienischen Lyrik. Frankfurt am Main 1964, 571; vgl. 699.

⁶ So in Langes Übersetzung von Epode 11. Vgl. Des Quintus Horatius Flaccus Oden fünf Bücher [...] übersetzt von SAMUEL GOTTHOLD LANGE, Halle 1752. Auswahl in: Horatiusche Oden und eine Auswahl aus des Quintus Horatius Flaccus Oden fünf Bücher, übers. v. S. G. LANGE, Faksimile n. d. Ausg. v. 1747 u. 1752 mit einem Nachwort v. F. JOLLES. Stuttgart 1971.

⁷ Band 3, 403 f.; hier zitiert nach Volker Riedel, Lessing und die römische Literatur, Weimar 1976, 129. Riedel behandelt in Kap. 5 (121–138) Lessings Verhältnis zu Horaz und illustriert mit dem Zitat aus Müller die moralische Verurteilung des römischen Dichters im 18. Jh., gegen die sich Lessings „Rettungen des Horaz“ (1754) wenden.

stellt Horaz seine Gemälde in allerlei Formen der Leidenschaft hin und überläßt Jedem sich selbst zu sagen: 'Merke! Dahin gehets! Hüte dich bei Zeiten!'"'. Diese geradezu groteske Verzeichnung der horazischen Liebeslyrik verrät ihr Motiv, wenn Herder fortfährt: „Nochmals gesagt, glücklich, daß wir aus diesen Szenen sogenannt-antik-römischer Liebe hinaus sind, und derselben wenigstens zu unserer lyrischen Form nicht bedürfen. [...] Sage man, was man wolle, es ist kein Rückschritt im Gange der Bildung des Menschengeschlechts, daß sie die Jungfrau über die Buhlerin, die Liebe über wilde Thierheit erhoben; Jungfrauen sind unsere Musen, – Dirnen werden als Dirnen geachtet“⁸.

In der Tat sind die Geliebten bei Horaz keine Mädgens und guten Kinder mit Zöpfen und Grübchen in den Wangen⁹. Vor allem gibt es bei ihm keine Mütter als Tugendwächter über den Töchtern. Die Frauen seiner Liebeslyrik sind freie, selbständige, herrliche Buhlerinnen. Horazens Pyrrha ist das hinreißende Ureignis Weib, nicht „ein untreuens Mädchen“, wie Christian Felix Weiße seine Übersetzung betitelt¹⁰.

Die Tugend der Geliebten und der Kuß als Grenze gelten allerdings nur für die als tatsächlich dargestellte Liebesäußerung des lyrischen Ichs. Im Bericht von der Liebe dritter, zumal mythologischer und pastoralen Figuren, also im entfernten Fiktionsraum der Antike und Arkadiens, in der Tradition der griechischen Anthologie und der Anakreontik, aber auch in der erotischen Phantasie des liebenden lyrischen Ichs, passiert die Erotik die Grenze des Kusses und der Tugend. Mit der erotisierten Natur¹¹, dem um den weißen Busen und mit den Gewändern der Frauen spielenden Zephyr, mit den Zuschauerfiguren beim Schlafen, Umkleiden, Baden, bei der Liebeszene, mit den Liebesträumen, mit der Unschuld als Verführungsreiz gewinnt die Liebeslyrik des 18. Jhs. gelegentlich eine voyeurhafte Lusternheit, oft einen erotischen Zauber und eine Schönheit, die den ganzen Körper der Frauen umfaßt. Schaut man vom 18. Jh. auf die horazische Liebeslyrik zurück, so wirkt Erotik dort sogar geradezu unsinnlich. Horaz kennt weder die Unschuld noch die Sünde. Der Reiz der Verführung unschuldiger Jungfräulichkeit ist seiner Liebeslyrik fremd. Er ist nie Voyeur, nie lasziv, nie lüstern. Weder seine Phantasie noch sein Blick tasten in seinen Oden Frauenleiber ab – es sei denn, man wolle c.2,4,21–24 so verstehen:

bracchia et voltum teretesque suras
integer laudo – fuge suspicari –
cuius octavum trepidavit aetas
claudere lustrum.

⁸ Herder (vgl. o. Anm. 3), 205f.

⁹ Nur selten sind die Geliebten junge Mädchen: c.1,23; c.1,25; c.3,11. Küsse Liebender nur in c.1,13, 14–16 (zu Lessings Übernahmen aus dieser Ode in seinem Jugendgedicht „An den Horaz“ vgl. Riedel [vgl. o. Anm. 7], 121f.) und c.2,12,25–28. Freundesküsse: c.1,36,4–7.

¹⁰ Christian Felix Weiße, *Kleine lyrische Gedichte*, Karlsruhe 1778, Band 2, 64. Hier zitiert nach: WALTHER KILLY: *Die Geschichte des deutschen Horaz*, in: Q. Horatius Flaccus, *Oden und Epoden*. Lat. u. deutsch. Übersetzt von CHR. FR. K. HERZLIEB u. J. P. UZ. Eingeleitet und bearbeitet von W. KILLY u. E. A. SCHMIDT, 23–57; hier: 32 (mit Anm. 11 auf S. 396).

¹¹ Vgl. SCHLAFFER (vgl. o. Anm. 4), 173–181.

Unentbrannt, preis' ich ihren Arm und ihr Antlitz
 und den nettesten Fuß. Argwöhne bei dem nichts,
 dessen Leben schon eilte,
 das achte Lustrum zu schließen.

(Übersetzung von Herzb Lieb¹²)

Horaz stellt nicht die Liebeserregung, die Reizung, dar: er lädt zur Liebe ein und vergöttlicht sie. Horazens Liebeslyrik ist daher offenbar auch gerade wegen ihrer Unsinnlichkeit nicht rezipiert worden.

Dennoch lohnt es sich wohl, den wenigen Spuren seiner erotischen Oden im 18. Jh. nachzugehen. Denn sie haben, nach und neben der Pastoraltradition und der Mythologie, nach der Anakreontik und der griechischen Anthologie, nach Catull und der römischen Liebeselegie, doch auch einen Hauch antiker Liebesfreiheit vermittelt.

Goethe schreibt in ein Exemplar der „Neuen Lieder“ (1769) an Ernst Theodor Langer als Motto und Widmung:

Horatius

Me tabula sacer
 Votiva paries indicat uvida
 Suspendisse potenti
 Vestimenta maris Deo.
 Goethe¹³.

Sententiös hatte das Gleiche auch das Schlußgedicht „Zueignung“ gesagt (v.13–21):

Halb scheel, halb weise sieht sein Blick,
 Ein bißgen naß auf euer Glück,
 Und jammert in Sentenzen.
 Hört seine letzten Lehren an,
 Er hat's so gut wie ihr gethan
 Und kennt des Glückes Gränzen.

¹² Oden des Horatius Flaccus. Übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von CHRISTIAN FRIEDRICH KARL HERZLIEB, 3 Theile, Stendal 1787–1791. Text hier nach: KILLY–SCHMIDT (vgl. o. Anm.10).

¹³ Der junge Goethe, Neue Ausgabe in sechs Bänden v. M. MORRIS, Leipzig 1909, Bd. 1, 364 = Der junge Goethe, Neu bearbeitete Ausgabe in fünf Bänden (und einem Registerband) v. H. FISCHER-LAMBERG. Berlin 1963–1974, Bd.1, 306. Goethe schreibt zu dieser Widmung in seinem Brief (Frankfurt Mitte Oktober 1769?): „[...] Lesen sie doch die ganze Ode des Horaz woraus das Motto genommen ist. Die Vte im ersten Buch, das ist der Geist meiner Lieder“ (ed. FISCHER-LAMBERG, Bd.1, 280; vgl. 493 und 503); vgl. ERNST GRUMACH (ed.): Goethe und die Antike. Zwei Bände. Berlin 1949, Bd.1, 361. Zu dem Motto (Horaz, c.1,5,13–16) verweist GRUMACH auf ERNST MAASS: Die 'Venetianischen Epigramme'. Jahrb. d. Goetheges.12 (1926), 68–92; hier: 86f.

Ihr seufzt und singt, und schmelzt und küßt
und jauchzet ohne daß ihr's wißt,
Dem Abgrund in der Nähe¹⁴.

So weit zitiert Walther Killy in seinem Essay „Die Geschichte des deutschen Horaz“¹⁵ und macht darauf aufmerksam, daß der Siebzehnjährige¹⁶ solche altkluge Lebensweisheit im Horaz finden konnte, nämlich „Geborgenheit und Enttäuschung, Gefahr und Rettung“.

Der „Abgrund in der Nähe“, der Schiffbruch, aus dem der Student Goethe sich gerettet sieht, ist aber doch wohl die Ehe, nicht die Untreue der Geliebten, die in der scherzhaften erotischen Dichtung gerade nicht als Katastrophe angesehen wurde, sondern noch wie in Goethes „Unbeständigkeit“ als Gesetz dieser Liebe und Liebesdichtung. Die Fortsetzung des Gedichts „Zueignung“ lautet so (v.22–30):

(Ihr)
Flieht Wiese, Bach und Sonnenschein,
Schleicht, soll's euch wohl im Winter seyn,
Bald zu dem Heerd der Ehe.

[v. 25–28]

Das treue Füchslein [...]
Das warnt euch für der Falle.

Zu vergleichen ist etwa aus Gleims „Abschied von Chloris“ (1748)¹⁷ die Schlußstrophe:

Sie fing mit hundert Küssen an,
Und hundert folgten drauf.
Sie sprach: „Mein liebster künft'ger Mann!“
Ich aber sprach: „Hör auf!“

In seinem rhapsodischen Essay „Über die Fülle des Herzens“ (1777) will Graf Friedrich Leopold Stolberg von der Liebe nur wenig sagen¹⁸. Indem er sich mit Odysseus vergleicht, spielt er auch auf die Schlußstrophe der Pyrrha-Ode an: „(Nun sollte ich wohl) wie der leidengeübte Odysseus [...] erzählen, wie ich hier der Göttin, dort den Sirenen entging, wie ich manchen Schiffbruch litt, und oft am Altare des gestaderschütternden Gottes meine nassen Kleider für meine Rettung aufhing; [...] aber niemals [...] von einer herzlichen, treuen Nausikaa gehegt und gepflegt ward, auch noch keine Penelope daheim habe, welche mich durch ihre Umarmungen nach meinen irrenden Fahrten wieder beglücken könnte.“

¹⁴ Ed. MORRIS (vgl. o. Anm. 13), Bd. 1, 362f. = ed. FISCHER-LAMBERG (vgl. o. Anm. 13), Bd. 1, 304 f.

¹⁵ KILLY (vgl. o. Anm. 10), 31f.

¹⁶ Die „Zueignung“ ist aber wohl erst nach Goethes Rückkehr aus Leipzig (an seinem 19. Geburtstag) in Frankfurt Anfang 1769 gedichtet worden.

¹⁷ Publiziert als: Anonymus, Lieder. Amsterdam 1749.

¹⁸ A. KELLERAT (ed.): Der Göttinger Hain. Stuttgart 1967, 236.

Stolberg meint mit Schiffbruch wohl wirklich das Scheitern von Liebesbeziehungen. Aber er verharmlost, wenn er den Odysseus der Göttin nur 'entgehen' läßt – der doch die Liebe der Kirke ein Jahr, die der Kalypso sieben Jahre lang genoß, und zwar als Ehemann der Penelope. Indem Stolberg von sich sagt, er habe noch keine Penelope, die ihn nach seinen Irrfahrten beglücken könnte, steuert er geschickt an der Anstößigkeit vorbei, daß Odysseus schon während der Liebesabenteuer seine Penelope daheim hatte.

Entschiedener wird in den Nachdichtungen der Ode „*Donec gratus eram tibi*“ (c.3,9) der begrenzte Raum der Liebesfreiheit erweitert. Der Ruhm dieses Gedichts reißt von Julius Caesar Scaligers Poetik – 'süßer als Ambrosia und Nektar', 'lieber ein solches Gedicht verfaßt haben als König von ganz Aragonien sein'¹⁹ – bis heute nicht ab. Wilhelm Mitscherlich schließt in seinem Kommentar zu Horazens Oden (1800)²⁰ das „Argumentum“ zu c.3,9 mit diesem Satz: „*Qui neque hac levioris argumenti tractatione venustissima, neque nativa orationis simplicitate, neque numerorum aptissima facilitate commoveatur atque deliniatur (= deleniatur), is Musis Gratiisque iratis se natum jure habet, quod conqueratur*“²¹. Herder nennt das Gedicht „unübertriffen“²². Es ist im 18. Jh. geliebt und immer wieder nachgeahmt worden²³. Warum?

In einem Wechselgesang von dreimal zwei Strophen erneuern ein ungenannter Mann und eine Lydia ihre Liebe. Das erste Strophenpaar gilt dem Glück ihrer früheren gegenseitigen Liebe, das zweite gegenwärtigem Liebesglück mit anderen Geliebten und der Bereitschaft zur Hingabe des Lebens für diesen und das letzte Strophenpaar der Erneuerung der alten Liebe: „*tecum vivere amem, tecum obeam lubens*“ (v.24)²⁴.

Der Reiz der Ode lag für das 18.Jh. vermutlich zunächst im Rollenspiel, im unmittelbaren Dialog der Liebenden. Vertont war dieser als Duett vorzustellen, wie

¹⁹ Julius Caesar Scaliger, *Poetices Libri Septem*. Faksimile-Neudruck der Ausgabe von Lyon 1561 mit einer Einleitung von AUGUST BUCK, Stuttgart-Bad Cannstadt 1964, lb.VI, p.339, col. sinistra A/B: „*Inter caeteras vero (sc. Horatii cantiones), duas animadverti quibus ne ambrosiam quidem aut nectar dulciora putem. Altera est, tertia quarti libri, [...]. Altera, nona ex tertio, Donec gratus eram tibi. Quarum similes malim a me compositas, quam Pythionicarum multas Pindari, & Nemeonicarum. quarum similes malim composuisse, quam esse totius Tarraconensis rex.*“

²⁰ Christ. Guil. Mitscherlich (ed.), *Quinti Horatii Opera illustravit* [...]. 2 Bände. Leipzig 1800.

²¹ Vgl. ECKARD LEFÈVRE: *Horaz. Dichter im augusteischen Rom*. München 1993, 198–200.

²² Herder (vgl. o. Anm. 3), 201.

²³ Vgl. F. MUNCKER (ed.): *Anakreontiker und preußisch-patriotische Lyriker* (Hagedorn, Gleim, Uz, E. v. Kleist, Ramler, Karschin). (Deutsche National-Litteratur. Historisch-kritische Ausgabe Nr. 45), 2 Teile in einem Bande, Stuttgart 1894, Bd.2, 144, Anm.: „unter den zahlreichen Nachbildungen [...]“; EDUARD STEPLINGER: *Das Fortleben der horazischen Lyrik seit der Renaissance*. Leipzig 1906, 323–330 (nicht nur deutsche Nachbildungen und nicht nur aus dem 18. Jh.); STEPLINGER nennt auch 46 Übersetzungen, darunter u.a. ein Duett unter den Lyrischen Gedichten von Blum. Berlin 1772, die Goethe in den Frankfurter gelehrten Anzeigen besprochen hat (Weimarer Ausgabe I 37, 217f.; Der junge Goethe (FISCHER-LAMBERG [vgl. o. Anm. 13], Bd. 2, 360): „Das bekannte Horazische (Horazianische Fischer-Lamberg) Duett, *Donec gratus eram*, hat Kleist weit besser übersetzt.“ Vgl. GRUMACH (vgl. o. Anm.13) Bd.1, 362; Text unten im Anhang. 2. Das Gedicht „*Damnis und Phillis*“ von Johanne Charlotte Unzer (vgl. u. 342) bei Stemplinger nicht genannt.

²⁴ Eine knappe Gesamtdeutung bei FRANZ KUHN: *Illusion und Desillusionierung in den erotischen Gedichten des Horaz*. Diss. Heidelberg 1973, 5f.

ja auch Herder meint, jeder wnsche das Gedicht in einem Duett zu hren²⁵. Die unvermittelte Äußerung der Liebe durch die Liebenden selbst ermöglichte unmittelbare Identifikation²⁶, behielt jedoch zugleich Spielcharakter im Rahmen von Geselligkeit, war gesellig institutionalisierter und kontrollierter Flirt.

Zu dem Reiz eines Liebesgeständnisses, das Spiel und Geselligkeit schützten, kam aber als Hauptmotiv für die Faszination durch die Ode die Liebesfreiheit, welche durch die rahmende Liebe des Paares scheinbar entschärft war. Die über einen Akt der Untreue in der Vergangenheit hinaus zurückgreifende Anknüpfung an eine alte Liebe zu deren Erneuerung²⁷, die aber auch neue Untreue bedeutet, die Verdoppelung also eines ‘doppelten (nämlich wechselseitigen) Ehebruchs’, die Aufgabe der ersten Liebe bei beiden Liebenden und die Rückkehr von der eingetauschten Liebe zum alten Bund, diese untragische Wiederholung von ‘Wahlverwandtschaften’ ist durch das Fehlen von Ursache, Schuld, Reue und Vorwurf einerseits verdeckt und weggeblendet, andererseits dadurch erst recht zur absoluten Freiheit der Liebe gesteigert.

1. Friedrich von Hagedorn (1744), *Zemes und Zulima*

Zemes und Zulima²⁸

Zemes

Als noch dein Mund um meine Lippen scherzte,
Als nur mein Arm den weissen Hals umfing,
Da schien es mir, wann ich dich zärtlich herzte,
Daß mich, an Glück kein Sophi übergang.

Zulima

Eh Zulima (du solltest noch erröthen!)
In deiner Wahl zuletzt Aminen wick,
Da hielt sie die Tochter des Propheten,
Fatimen selbst, nicht halb so groß als sich.

Zemes

Nun fesselt mich die Schönste der Circassen,
Amine nur, ihr Lied und Saitenspiel,

²⁵ Herder (vgl. o. Anm. 3), 201.

²⁶ Vgl. CHRISTOPH PERELS: Studien zur Aufnahme und Kritik der Rokokolyrik zwischen 1740 und 1760. (Palaestra Band 261). Göttingen 1974, 60.

²⁷ Vgl. KUHN (vgl. o. Anm.24), 5.

²⁸ Friedrich von Hagedorn: Sammlung Neuer Oden und Lieder, 2. Teil, Hamburg 1744, 54: „Zemes und Zulima“. Zitiert nach: WOLFGANG JOSEF PIETSCH: Friedrich von Hagedorn und Horaz. Untersuchungen zur Horaz-Rezeption in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. (Studien zur vergleichenden Literaturwissenschaft, Band 2) Hildesheim–Zürich–New York 1988, 215 (= Hagedorn: Sämtliche Poetische Werke 1757, Nachdruck Bern 1968).

Und ohne Furcht möcht ich für sie erblassen,
Entfernt mein Tod nur ihrer Tage Ziel.

Zulima

Ich wußte längst mir Selim zu erwerben,
Des Achmets Sohn, den schönsten Musulmann;
Mit tausend Lust will ich auch zweymal sterben,
Wenn ihm mein Tod das Leben fristen kann.

Zemes

Wie? wenn die Lieb uns wiederum verbände,
Wenn ich, den Bund auf ewig einzugehn,
In Zulima das Glück, die Reizung fände,
Die ich in dir, Amine, sonst gesehn?

Zulima

Mir strahlt kein Stern so schön als Selims Blicke,
Und du bist wild, so wie das schwarze Meer;
Und doch ist mir, wenn ich nur dich beglücke,
Das Leben süß und auch der Tod nicht schwer.

Hagedorn nimmt wohl aus Horazens „ich lebte glücklicher als der Perserkönig (v.4)²⁹ die Anregung, das ganze Duett türkisch-orientalisch einzufärben³⁰ und so seine Gewagtheit abzusichern. Die Liebenden heißen Zemes und Zulima, ihre neuen Geliebten Amine, „die Schönste der Circassen“ (=Tscherkessinnen), und Selim, „des Achmets Sohn, (der) schönste[n] Musulmann“. Hagedorns Gedicht ist sinnlicher als das lateinische Modell und spricht die Sprache der Rokokolyrik. Aus „Donec gratus eram tibi“ wird „Als noch dein Mund um meine Lippen scherzte“³¹, und darauf reimt der 3. Vers ohne horazische Grundlage: „Da schien es mir, wenn ich dich zärtlich herzte“. Ebenso ist Horaz 'ergänzt' in v.19: „In Zulima das Glück, die Reizung fände“, in v. 21: „so schön als Selims Blicke“ und in v. 23: „wenn ich nur dich beglücke“.

Gegenüber Horaz ist auch das Moment der freien Wahl explizit geworden: „Eh Zulima [...] / In deiner Wahl zuletzt Aminen wick“ (v.5 f.) und, noch erstaunlicher, da die Frau es von sich sagt: „Ich wußte längst mir Selim zu erwerben“ (v. 13). Im Kontext dieser freien Wahl gibt es nun auch einen Vorwurf. Zulima singt: „Eh Zulima (du solltest noch erröthen!)/ In deiner Wahl zuletzt Aminen wick“. Aber dieser Vorwurf ist alles andere als moralische Schuldzuweisung; er ist scherzhaft, zärtlich und naiv, dies letztere insofern, als Zulima darin schon ihre Liebe zu Zemes verrät.

²⁹ Der sprichwörtliche Reichtum der Perserkönige, als höchstes Glück betrachtet, schon bei Demokrit VS 68 B 118 D.-K.: Δημόκριτος (...) ἔλεγε βούλεσθαι μᾶλλον μίαν εὐρεῖν αἰτιολογίαν ἢ τὴν Περσῶν οἱ βασιλείαν γενέσθαι, welcher Ausspruch auch hinter Scaligers o. mit Anm.19 zitiertem Urteil als Modell steht.

³⁰ Vgl. PIETSCH (vgl. o. Anm. 28), 126, Anm. 3.

³¹ Zu „scherzen“ vgl. PERELS (vgl. o. Anm. 26), 162ff.

2. *Ewald Christian von Kleist (1754), Damoet und Lesbia*

Damoet und Lesbia.

Nach dem Horaz: *Donec gratus eram tibi, etc.* (Carm. III, 9)³²

Damoet.

Du liebtest mich! Kein Glück war meinem gleich,
Durch dich hatt ich ein irrdisch Himmelreich.

Lesbia.

Du liebtest mich, es floh Gram und Beschwerde,
Durch dich war ich der Glückliche der Erde.

Damoet.

Anzt weis ich bey Fillis nichts von Quaal,
Für sie ließ ich mein Leben tausendmal.

Lesbia.

Anzt find ich mein Glück in Tirsis Treue,
Für den ich mich auch nicht zu sterben scheue.

Damoet.

So schön, wie du, ist Fillis auch; allein
Verließ ich sie, würd ich dir Tirsis seyn?

Lesbia.

Er weiß, wie du, sich Liebe zu erwerben,
Mit dir wünscht ich zu leben und zu sterben.

Kleists Duett von 1754 hat statt vierzeiliger Strophen des Reimschemas abab wie bei Hagedorn, wobei a weiblich, b männlich war, gereimte Zweizeiler, die des Mannes männlich, die der Frau weiblich. Sein Gedicht ist lakonischer, auch selbst als Horazens Ode, und auch unsinnlicher als diese. Die erstrebte Kürze ist jedoch nicht als Verdichtung geglückt, sondern umgekehrt gerade leerer und verbosier geworden. Das Duett erscheint wohl nur deshalb nicht ohne Anmut, weil es das horazische Gedicht als reiche Oberstimme über seinem dünnen Tenor mithören läßt³³.

³² Gedichte 1756. Text nach: Ewald Christian von Kleist, *Sämtliche Werke*, hrsg. von J. STENZEL. Stuttgart (Reclam) 1971, 81.

³³ Horaz, Hagedorn und Kleist werden schon in einem Gespräch zwischen Kleist und Freunden verglichen, das Christian August Clodius mitteilt: veröffentlicht von AUGUST SAUER: *Mitteilungen über Ewald von Kleist*. Vierteljahresschr. f. Literaturwiss. 3 (1890) 289; abgedruckt bei PIETSCH (vgl. o. Anm. 28), 129. Vgl. auch Goethes Äußerung o. Anm. 23. – Christoph Otto Freiherr von Schönaich (1725–1807) dichtet so Horaz nach (die ersten beiden Strophen nach Stemplinger [vgl. o. Anm. 23], 325: „Als mich Hannchen noch nicht haßte,/ Als nur ich ihr Liebling war,/ Als kein ander sie umfaßte,/

3. *Johanne Charlotte Unzer (1754), Damis und Phillis*

Damis und Phillis³⁴

Damis

Als ich mir noch die süßen Küsse raubte,
Die Phillis itzt mir unerwartet giebt;
Da hab ich sie mehr, als ich selber glaubte,
Mehr als mich selbst, hab ich sie da geliebt.

Phillis

Als Damis Herz zuerst für mich entbrannte;
Da war mein Glück dem Glück der Fürsten gleich.
Als er mich noch sein braunes Mädchen nannte,
Galt mir sein Kuß mehr, als ein Königreich.

Damis

Nun macht die Eh der alten Gunst ein Ende
Und Doris nur befeuret meinen Trieb.
Wie drückten wir einander jüngst die Hände!
Wie war ich ihr, wie war sie mir so lieb!

Phillis

Itzt könnt' ich mich an Thyr sis Kuß ergetzen,
Der meine Reu, nicht ohne Mitleid, hört.
Er ist bereit, mir Damis zu ersetzen,
Und ach! sein Kuß ist einer Sünde werth.

Damis

Wie? Wenn ich itzt die alte Gunst erneute?
Wie? wenn ich dich, die mich zuerst entzückt,
Durch einen Kuß der ersten Art erfreute,
Daß Doris säh, wie mich dein Bund beglückt?

Phillis

Ich sah es oft aus deinen satten Blicken,
Daß in dein Herz ein kleiner Kaltsinn schleicht:
Doch darf nur ich Dich an mein Herze drücken,
So ist für mich kein Liebster, der Dir gleicht.

Lacht' ich wohl des Mogols gar.// Und solange kein Susannchen / In die falschen Augen stach:/ Da setzt' ich dem Namen: Hannchen / Selbst Theresens Namen nach."

³⁴ Johanne Charlotte Unzer, Versuch in sittlichen und zärtlichen Gedichten, Halle 1754. Das Duett auch in Karl Ramlers Anthologie „Lieder der Deutschen“ (1766); dort mit dem Untertitel: „Versöhnung“. Auf das Gedicht macht erstmals aufmerksam PIETSCH (vgl. o. Anm. 28), 131–135. Text hier nach PIETSCH.

Die Unzerin, die aus Halle kam und seit 1750 in Hamburg lebte, wo sie mit Hagedorns Freunden verkehrte, hat in ihrer Neudichtung der Horazode eine völlig neue Wendung gegeben. Ein Ehepaar blickt auf seine frühe Liebe zurück: Nach den beiden Eingangstropfen heißt es in v. 9: „Nun macht die Eh der alten Gunst ein Ende“, also nicht eine neue Liebe. Diese zeichnet sich im mittleren Strophenpaar nur als Versuchung und Möglichkeit ab: „Und Doris nur befeuret meinen Trieb./ Wie drückten wir einander jüngst die Hände!/ Wie war ich ihr, wie war sie mir so lieb!“ Worauf Phillis erwidert: „Itzt könnt' ich mich an Thyrsis Kuß ergetzen./ [...] / Er ist bereit, mir Damis zu ersetzen./ Und ach! sein Kuß ist einer Sünde werth.“ Nach diesem Gedanken- oder eher Empfindungsexperiment der Sünde des Ehebruchs kehrt das Ehepaar zu neuer alter Liebe zurück: „Wie? Wenn ich itzt die alte Gunst erneute?/ [...] / Daß Doris säh, wie mich dein Bund beglückt?“

Die Unzerin hat die Ehebruchskonstellation der Horazode und ihrer Hagedornschen Nachdichtung explizit gemacht. Andererseits hat sie dem Ehebruch nur als Empfindungsexperiment „in den Schäferstunden des Herzens“ (eine Fügung aus ihrer Vorrede) Raum gegeben und damit eben das selbst zum Gedicht gemacht, was das Duett des Horaz, Hagedorns und Kleists im Leser ausgelöst hatte. Sie rettet auf diese Weise der Zärtlichkeit die Sittlichkeit, ja, sie integriert die Versuchung des Ehebruchs, der süßen Sünde der Untreue, als Mittel der Erneuerung alter Liebe in die Ehe. Es war wohl nicht zufällig eine Frau, die so dichtete.

Wilhelm Mitscherlich, der in seiner Einzelkommentierung zwar die jeweils andere Liebe des Mannes und der Frau erwähnt (zu v. 9: „Haud inficiatur amores suos poëta“³⁵, et, quo magis ureret Lydiam, se tenerrimo ei adstringi amore, ultro fateatur“), verschleierte sie jedoch im Argumentum: „Repraesentat igitur hoc carmen duos amantes, mutuis utrinque suspicionibus vexatos irisque inde distractos, eosdemque e jucundissima pristina amoris recordatione ad redintegrandum eum cupidos“. Von Untreue, freiem Partnerwechsel oder auch nur der Rückkehr zur alten aus einer anderen Liebe fällt bei Mitscherlich kein Wort.

Freie Liebe konnte nicht als Gunstwerbung, mit dem Dichter als Sprecher, dargestellt werden. Obwohl in den Horazausgaben des 18. Jhs. im Liebesduett c.3,9 über die Strophen des Mannes „Horatius“ gesetzt ist,³⁶ geben alle Imitationen die Männerrolle einer dritten Figur.³⁷ Freie Liebe, als antik und arkadisch, war der Pastoralpoesie mit ihren Rollen³⁸ vorbehalten, und in diese Tradition stellen sich auch die Nachdichtungen des „Donec gratus eram tibi“.

Die wenigen Ausnahmen erzählender erotischer Ich-Gedichte im 18. Jh. stehen ebenfalls in einer pastoralen Motivtradition, nämlich der Konstellation Satyr/Hirt – schlafende Nymphe/Hirtin, in welche zuletzt auch Properzens dritte Elegie (liebendes Ich – schlafende Cynthia) einmündet. Da gibt es von Hagedorn das schöne Gedicht „An eine Schläferin“, von Klopstock „Der Schlummer“ (1752) und „Das Ro-

³⁵ In Mitscherlichs kommentierter Odenausgabe (vgl. o. Anm. 20) sind die Strophen des Mannes „Horatius“ überschrieben (siehe den Text im Anhang), wie es generell Praxis im 18. Jh. war.

³⁶ Vgl. Anm. 35.

³⁷ Vgl. dazu SCHLAFFER (vgl. o. Anm. 4), 7 und 16.

³⁸ Vgl. SCHLAFFER (vgl. o. Anm. 4), 21: „Der pastorale Rahmen ist für die erotischen Dialogformen obligatorisch.“

senband“ (1753) mit dem unvergleichlichen „Ich sah Sie an; mein Leben hing / Mit diesem Blick' an Ihrem Leben“ und dessen Übererfüllung: „Sie sah mich an; Ihr Leben hing / Mit diesem Blick' an meinem Leben,/ Und um uns ward's Elysium.“ Schließlich steht auch noch „Der Besuch“ (1788) von Goethe im Dialog mit der Formtradition des Gegenübers von Gott/Satyr/Schäfer/Ich und schöner Schläferin. Doch ist bei ihm (wohl erstmalig) die pastoral-anakreonische Landschaft (Schatten und Wiese) in Verbindung mit der Rezeption von Properz, Elegie 1,3 durch bürgerlichen Innenraum (Kammer und Sofa) ersetzt und damit der empfindsamen Wendung, die Klopstock, sie noch vor der Naturszenenerie belassend, anstelle der Liebesvereinigung dem Liebesgedicht gibt, das entsprechende Interieur gegeben, das die Antike und Arkadien aussperrt³⁹.

Anhang:

Text von Horaz, c.3,9 nach Mitscherlich und drei Übersetzungen

ed. Mitscherlich (1800; vgl. o. Anm. 20):

Carmen Amoebaeum.

HORATIUS.

Donec gratus eram tibi,
Nec quisquam potior brachia candidae
Cervici juvenis dabat:
Persarum vigui rege beatior.

LYDIA.

Donec non alia magis
Arsisti, neque erat Lydia post Chloën:
Multi Lydia nominis
Romana vigui clarior Ilia.

HORATIUS.

Me nunc Thressa Chloë regit,
Dulcis docta modos, et citharae sciens:
Pro qua non metuam mori,
Si parcent animae fata superstiti.

LYDIA.

Me torret face mutua
Thurini Calais filius Ornyti:
Pro quo bis patiar mori,
Si parcent puero fata superstiti.

³⁹ Vgl. SCHLAFFER (vgl. o. Anm. 4), 38ff. (bes. 39f.) und 56, Anm. 16.

HORATIUS.

Quid? si prisca redit Venus,
 Diductosque jugo cogit aëneo?
 Si flava excutitur Chloë,
 Rejectaeque patet janua Lydiae?

LYDIA.

Quamquam sidere pulchrior,
 Ille est, tu levior cortice, et improbo
 Iracundior Hadria:
 Tecum vivere amem, tecum obeam libens.

Johann Christian Blum, *Lyrische Gedichte*, Berlin 1772⁴⁰ (Erstes Buch)

12.

An Lydien.
 1766.

Der Dichter.

So lang ich allen vor in deiner Liebe ging,
 Und deinen weißen Hals kein anderer umfing,
 War mir an Wonne nicht, in seinem weiten Reich,
 Der Perser König gleich.

Lydia.

So lange du für mich, für mich allein gebrannt,
 Nicht Chloen, mich allein die Deinige genannt,
 War deiner Lydia, im ganzen Himmelreich,
 Nicht Eine Göttin gleich.

Der Dichter.

In meinem Herzen ist itzt Chloe Königin,
 Sie des Gesanges und der Laute Meisterin.
 Ich würde, könnte sie dafür unsterblich seyn,
 Des Todes Pfeil nicht scheun.

⁴⁰ Vgl. Anm. 23. – Text nach: Joachim Christian Blums *Sämmtliche Gedichte*. Erster Theil. (Sammlung der besten deutschen prosaischen Schriftsteller und Dichter, Hundert und siebenter Theil), Carlsruhe 1781, 28f.; die „Lyrischen Gedichte“ in 3 Büchern bilden den Hauptteil (ca. 120 S.) des ersten Teils der „Sämmtlichen Gedichte“ (insgesamt ca. 180 S.); der zweite Teil enthält v.a. „Idyllen“ und „Moralische Gedichte“.

Lydia.

Ich sehe nun für mich den blonden Medon glühn,
Er glühet ganz für mich, ich glühe ganz für ihn;
Ich würde selbst, könnt' er dafür unsterblich seyn,
Zwiefachen Tod nicht scheun.

Der Dichter.

Wie? wenn die alte Lieb' in unsrer Brust erwacht,
Und unsren Zorn versöhnt, und uns mit neuer Macht
In stärkre Bande zwingt, und Chloens Nektarkuß
Dem deinen weichen muß?

Lydia.

Zwar ist am Himmel nicht Ein Stern so schön als er,
Noch wütender bist du, als das ergrimte Meer:
Doch würde mir mit dir das Leben nicht gereun,
Und Sterben Wonne seyn.

Christian Friedrich Karl Herzlieb (1787–1791)⁴¹

9. Horaz und Lydia

Horaz

Als ich dir lieb noch war,
Als noch um deinen Marmornacken
Kein beßrer Jüngling seine Arme wand,
Kein Perserkönig war da glücklicher als ich.

Lydia

Als du noch für kein andres Mädchen branntest,
Noch Lydia dir mehr als Chloe war,
Da, da war Lydia berühmt,
War größer als Roms Ilia!

Horaz

Nun herrscht in meinem Herzen Chloe,
Des süßesten Gesanges und der Laute Meisterin,
Für sie scheu ich den Tod selbst nicht,
Schont' ihres Lebens das Schicksal nur!

⁴¹ Vgl. Anm. 12. Text nach KILLY-SCHMIDT (vgl. o. Anm. 10), 215/217 mit 388.

Lydia

Ich glühe jetzt für Calais,
Des Thurischen Ornytus Sohn; er glüht für mich.
Zweimal stürb' ich mit Lust für ihn:
Schonten die Parzen des Jünglings nur!

Horaz

Wie? wenn die alte Liebe wiederkehrte
Und die Getrennten wieder in ehrne Bande zwänge?
Wenn ich die blonde Chloe verstieße
Und der verschmähten Lydia die Tür sich öffnete?

Lydia

Zwar ist er schöner als der Morgenstern,
Du wankender, als Rohr,
Auffahrend, wie das wilde Meer.
Doch lebt' ich gern mit dir, doch stürb' ich mit dir gern!

Johann Heinrich Voß (1806)⁴²

IX.

An Lydia.

Der Dichter.

Als ich Trautester noch dir hieß,
Und willkommener nicht einer der Jünglinge
Deinen Lilienhals umschlang;
Selbst vor Persia's Schach blüht' ich an Seligkeit.

Lydia.

Als nicht andere Gluth dich mehr
Freut', und Lydia nicht minder denn Chloe galt;
War der Lydia Nahme groß,
Vor Roms Ilia selbst blüht' ich verherrlichtet.

⁴² Text nach der Ausgabe: Quinti Horatii Flacci Carmina Lyrica. Tomi I–III / Des Quintus Horatius Flaccus Oden übersetzt von Johann Heinrich Voß, 3 Theile, Wien und Triest 1817–1819 (diese hier benutzte zweisprachige Ausgabe enthält außerdem, ohne den Verfasser zu nennen, Mitscherlichs Kommentar [vgl. o. Anm. 20] mit allen seinen Bestandteilen incl. der auf Göttingen, November 1799 datierten Praefatio); Vossens Horazübersetzung erschien zuerst in Heidelberg 1806.

Der Dichter.

Nun herrscht Chloe die Thracerinn,
Kundig süßer Gesäng' und des Gitarrenklangs;
Ja nicht scheu' ich den Tod für sie,
Daurt dem Mägdelein nur längerer Tage Los.

Lydia.

Nun entflammt mir der Thurier,
Jenes Ornytos Sohn Kalais, Gegenhuld;
Zwey Mahl duld' ich den Tod für ihn,
Daurt dem Jünglinge nur längerer Tage Los.

Der Dichter.

Was? wenn Venus von neuem kehrt,
Und in ehernes Joch uns die Getrennten fügt?
Wenn die lockige Chloe räumt,
Und mein Pfortchen, wie sonst, Lydien offen steht?

Lydia.

Sey auch schöner wie Sternenglanz
Er, du leichter denn Kork, und ungebändigter,
Als des Adria wilde Fluth;
Mit dir leb' ich vergnügt! sterben mit dir sey Lust!

Stiffurtstrasse 13
D-72074 Tübingen

HANS SCHWABL

ZUM KULT DES ZEUS IN KLEINASIEN (II)

DER PHRYGISCHE ZEUS BENNIOS UND VERWANDTES

Als ich überlegte, mit welchem Beitrag ich, vielleicht aus dem Bereich der Historiographie, den Freund István Borzsák in der Schwesterstadt Budapest zusammen mit den herzlichsten Glückwünschen von Wien her grüßen könnte, kam mir in Zusammenhang mit einer anderen Arbeit, bei der die thrakische Bendis eine wichtige Rolle zu spielen hatte,¹ der phrygische Zeus Bennios in dem Sinn. Mir schien, daß die mit diesem Gott verbundenen Probleme unseren hochgelehrten und auch in seinem Alter wissenschaftlich noch überaus rührigen und neugierigen Jubilar, der ja auch selbst immer über die Grenzen des engeren Bereichs der klassischen Antike hinauszuschauen gewußt hat, vielleicht besonders interessieren könnten, auch wenn das zu behandelnde Material fast ausschließlich aus nicht sehr anspruchsvollen Inschriften besteht. Aber Inschriften haben zugleich den Reiz der besonderen Unmittelbarkeit, und man hat für das Material dieses unseres phrygischen Bereichs mit Recht gesagt, daß „aucun autre type de texte n'apporte davantage pour l'étude de l'hellénisation des populations indigènes de l'Asie Mineure, et pour celle de sa contrepartie, la persistance des cultes indigènes qui était si fortement enracinés dans le terroir.“² Und außerdem hat sich mir bei der Ausarbeitung dieser kleinen Studie auch ein (für die Probleme des Zeus Bennios nicht in Betracht kommendes) Nebengeleise ergeben, auf dem es nötig wurde, auch für die Rekonstruktion einer historiographischen Quelle über die Anfänge von Ephesos etwas beizutragen. Um Zeus Bennios habe ich mich schon einst in dem für die RE geschriebenen Artikel ‚Zeus‘ bemüht, aber über diesen Gott besteht nunmehr vor allem durch die schon zitierte Arbeit von Thomas Drew-Bear und das von ihm publizierte neue inschriftliche Material eine wesentlich größere Klarheit, als das damals der Fall sein konnte.³ Drew-Bears Arbeit bedeutet

¹ Platonische Notizen über die Thraker. In: *Studia in honorem Christo M. DANOVI* (= *Thracia* 12, Sofia, 1998) 77–88.

² THOMAS DREW-BEAR et CHRISTIAN NAOUR: *Divinités de Phrygie*. In: *Aufstieg und Niedergang der römischen Welt (ANRW)* II 18.3 (1990), 1907–2044 (1914).

³ Siehe RE X A, 253–376 (Epiklesen), und Suppl. XV, 993–1481. Beide Teile sind zusammen auch als Buch erschienen: H. SCHWABL: *Zeus* (mit einer Abhandlung über die archäologischen Zeugnisse von E. SIMON, sowie Beiträgen zur Sprachgeschichte von J. SCHINDLER und zu mykenischen

(u. a. durch die genaueren Lokalisierungen der Kultorte) einen neuen Ausgangspunkt für die Erfassung der Zeuskulte in Phrygien, und einen besonders wichtigen Teil davon möchte ich mit der hier unternommenen Behandlung des Zeus Bennios aufgreifen und so auch eine Fortsetzung der Studien zu dem neueren, den Zeuskult betreffenden Material liefern, die ich vor einigen Jahren begonnen habe.⁴ Dem Leser soll zunächst die folgende knappe Zusammenstellung der Zeugnisse den Überblick über das nunmehr für Zeus Bennios gegebene Material erleichtern, wobei gewisse Ergebnisse dieser unserer für István Borzsák geschriebenen Arbeit auch schon vorweggenommen sind.

Die nur für Zeus in einem Teile Phrygiens inschriftlich überlieferte Epiklese Βέννιος ist abgeleitet von dem gräkophrygischen Wort τὸ βέννος, welches ‚Bund, Verband‘ (vor allem im Sinne der ‚Kultgenossenschaft‘) bedeutet; dieses ist herzuleiten wohl aus **bend-nos*, indogerm. **bhendh-* ‚binden‘, eine Deutung, welche auch durch den Namen der thrakischen Göttin Bendis gestützt wird. Für die in Phrygien, vor allem im Umkreis des oberen Tembristals, gefundenen Zeugnisse siehe jetzt Th. Drew-Bear – Chr. Naour in ANRW II 18.3, 1952–1991 (wo das bisherige Material zusammengefaßt ist und wichtige neue Funde geboten werden). Gegeben sind folgende Inschriften:

(Yalmazsaray) p. 1952, n. 160 (= W. M. Ramsay, JHS 8 [1887] 514, nr. 97) Μηνᾶς Μηνᾶδος Ἀβεικτηνὸς ὑπὲρ τῆς τρικωμίας σωτηρίας καὶ τῶν ἰδίων πάντων ἀνέθηκεν Δεῖ Βεννίῳ εὐχὴν. —

(Altıntaş Köy) p. 1952, n. 161 mit p. 1988 ὑπὲρ τῆς αὐτοκράτορος | Νέρουα Τραιανοῦ Καίσαρος | Σεβαστοῦ Γερμανικοῦ | Δακικοῦ νείκης | Δὲ Βεννίῳ | Μηνοφάνης Τειμολάου | τὸν βωμὸν ἀνέστησεν βέννει Σοηνῶν. —

(Karaağaç Ören) p. 1952, n. 162 (Drew-Bear, GRBS 17 [1976] 255–257 nr. 12) Δὲ Βεννίῳ Διογένης ὑπὲρ Διογένους πάππου καὶ Κλ. Χρυσίου μάμμης καὶ τῶν κατοικούντων ἐν Ἰσκόμῃ καθιέρωσεν. Ἀπολλώνιος Ἰσγερειανὸς ἐποίησεν. —

(Pazarçık) p. 1987 nr. 19 Τρύφων Μενίσκου Δὲ καὶ | τοῖς βεννείταις. —

Texten von ST. HILLER). München 1978. Für eine knappe und zusammenfassende Vortragsskizze vgl. auch: Verf., Zeus. Bemerkungen zu Wesen und Geschichte des Gottes: Wiener Humanistische Blätter 26, 1984, 1–14 (zuerst neugriech.: Ζεύς. Παρατηρήσεις γὰρ τὴν οὐσίαν καὶ τὴν ἱστορίαν τοῦ θεοῦ. In: Επιστ. Επετ. Φιλ. Σχολ. Θεσσαλονίκης 20, 1981, 355–370).

⁴ Zum Kult des Zeus in Kleinasien. In: G. DOBESCH und G. REHRENBÖCK (Hrsg.): Die epigraphische und alttumskundliche Erforschung Kleasiens: Hundert Jahre Kleinasische Kommission der Österr. Ak. d. Wiss. (Akten des Symposiums vom 23. bis 25. Oktober 1990 = ETAM Nr. 14), Wien 1993, 329–338. Zu den dort S. 334ff. ausführlicher behandelten neuen Funden zu Zeus Kersoullous bei E. SCHWERTHEIM: Inschr. griech. Städte aus Kleinasien, 33 (Inschriften von Hadrianoi und Hadrianeia [Bonn 1987]) s. auch die (mit Verweis auf meine Angaben und auf SCHWERTHEIM gemachte) Ankündigung von TH. DREW-BEAR in ANRW II 18.3 (1990), 1911, n.3: Ailleurs nous montrerons que Ζεύς Κερσουλλός... est aussi une divinité phrygienne dont le sanctuaire se trouvait dans la région au Nord-Ouest de Kotiaion.

(Ören Köy / Ataxasitenoi) p. 1962 nr. 13 Ἀρτεμίδ[ωρος] | Ξευνα, γαμρὸς | Ταρουντίου, ὑπ(έ)ρ | τε ἑαυτοῦ καὶ τῶν | ἰδίων Αταξασιτηνῶν Διὶ Βεννίῳ εὐξάτο. —

(Üçhüyük) p. 1965–1966, nr. 14 Altar: — — — Νήδυμος | — — — Διὶ Βεννίῳ | εὐξάτο. —

(Appia [Akça Köy]) p. 1952, n. 164 (Drew-Bear, GRBS 17 [1976] 254–255 nr. 11) [- - -]ης ὑπ(έ)ρ ἑαυτῶν καὶ τέκνων καὶ συνβίου καὶ Πριάμου καὶ συνβίου αὐτοῦ καὶ Μοσσυνέων Διὶ Βεννίῳ εὐχὴν. —

(ebd.) p. 1981, nr. 17 Stele (Giebelrelief: Adler, darunter Ἀγαθῇ Τύχῃ) mit abgeschlagener Büste und außer der Weihung (Διὶ Βεννίῳ ὑπέρ σωτηρίας) und der Jahreszahl (τκζ´ = 242/3 n. Chr.) abgeschlagenem Text. —

(Appia [Kırkınar (Quelle)]) Stele, p. 1967–1977 nr. 15 (79 n. Chr.) ἐπὶ ὑπάτων Οὐεσπασιανοῦ Καίσαρος τὸ θ´ καὶ Τίτου Καίσαρος τὸ ζ´, Τίτος Φλάβιος Ἥλιος Οὐεσπασιανοῦ Καίσαρος ἀπελεύθερος εἰρηνοφύλαξ τῆς ἐπαρχείας, υἱὸς δὲ Γλύκωνος Τειμαίου Ἀγροστεανοῦ, ὑπέρ τῶν Σεβαστῶν καὶ ὑπέρ ἑαυτοῦ καὶ ὑπέρ Σεξιτιλίας Ποπλίου | θυγατρὸς Ἡδονῆς τῆς ἑαυτοῦ γυναικὸς | καὶ ὑπέρ Τίτου Φλαβίου Σεξιτιλιανοῦ | Ἠλίου υἱοῦ ἰδίου Διὶ Βεννίῳ τῆς ἑαυτοῦ πατρίδος Ἀγροστεων καὶ Ζβουρηας καὶ τοῖς πατρίοις θεοῖς εὐξάμενος ἀνέθηκεν. —

(ebd.) p. 1977–1981, nr. 16 (79 n. Chr.) ἐπὶ ὑπάτων Οὐεσπασιανοῦ Καίσαρος τὸ ἕνατον καὶ Τίτου Καίσαρος τὸ ζ´, Σεξιτιλία Ποπλίου θυγάτηρ Ἡδονῆς ὑπέρ τῶν | Σεβαστῶν καὶ ὑπέρ Τίτου Φλαβίου Ἠλίου εἰρηνοφύλακος | τῆς ἐπαρχείας υἱοῦ Γλύκωνος Ἀγροστεανοῦ Τειμαίου τοῦ ἐλαυτῆς ἀνδρὸς καὶ ὑπέρ Τίτου | Φλαβίου Σεξιτιλιανοῦ υἱοῦ ἰδίου Διὶ Βεννίῳ Ἀγροστεων καὶ Ζβουρηας καὶ θεοῖς πατρίοις τοῖς | Ἠλίου τοῦ ἑαυτῆς ἀνδρὸς εὐξάμενη ἀνέθηκεν. —

(Phrygien, Aizanoi) p. 1983–1987 nr. 18 (Altar) Διὶ Βεννίῳ | ὑπέρ τῆς ὁμοτεχνίας τῶν κηπουρῶν | Στευνηνῶν Νεικοφάνης | καὶ Ἀγαθῇ Μήνιτος | ἀνέθηκαν. —

(Bithynien [Phrygia epiktetos], Krateia) p. 1991 n. 307a (Şahin, Epigr. Anat. 7, 1986, 135) Διὶ Βενίῳ ἐπηκόῳ Ἀπολλώνιος Σαινιανὸς ἀντὶ τῶν εἰς αὐτὸν ἐκ τοῦ βέννου εὐεργεσιῶν εὐσεβείας ἔνεκα καὶ τε[μ]ῆς τῆς πρὸς τὸ βέννος τὸν βωμὸν ἀνέθηκα. —

(Phrygien, Ahmetler [50 km. nordw. von Eskişehir]) p. 1953, n. 166 (S. Şahin, Festschr. Dörner II [EPRO 66, Leiden 1978] 775) Ἀγαθῇ Τύχῃ | Διὶ Βεννίῳ ὑπέρ σωτηρίας τῶν αὐτοκρατόρων, ἔτους ιη´ τῶν κυρίων αὐτοκρατόρων Σεουήρου κὲ Ἀντωνεῖ[[νου κὲ Γέτα]] Σεβαστῶν μη[ν]ὸς Ἀρίου [ὑπέρ σωτηρί]ας κὲ καρπῶν τῆς Προνοειτῶ[ν] κώμης κτλ.

Für τὸ βέννος vgl. neben den hier zitierten Belegen aus Altıntaş Köy (βέννει Σοηνῶν) und aus Krateia sowie den βεννεῖται der Inschrift von Pazarcık auch noch die Belege in Weihungen für Zeus Βροντῶν (aus dem Gebiet von Nakoleia) und für

Zeus Καλακαγάθιος (aus dem Gebiet von Antiocheia), welche gleich im Folgenden angegeben werden. Für die Belege zu βενναρχέω (Bull. épigr. 1970, nr. 305), βεννάρχης und βεννεύω (vgl. Drew-Bear p. 1991 und 1960) muß hier der bloße Verweis genügen.

(1.) *Bennos*

Ausgehen dürfen wir nach dem Überblick über das gegebene Material also davon, daß Zeus Bennios von einem gräzisierten phrygischen Wort τὸ βέννος abgeleitet ist, welches einen Kultbund zur Verehrung des Gottes („association des fidèles d'un dieu“ [Drew-Bear]) bezeichnet. Die Inschriften zeigen, daß es sich um örtliche Kultbünde handelt: So errichtet in der Inschrift aus Αἰνταῖς Κόϊ ein Menophanes für Sieg und Wohlergehen des Kaisers einen dem Zeus Bennios geweihten Altar dem *bennos* von Soa (βέννει Σοηνῶν). Wichtig ist auch, daß entsprechende, zugunsten eines *bennos* gemachte Weihungen nicht allein für Zeus mit der Epiklese Bennios belegt sind, sondern auch mit anderen Epiklesen vorkommen, welche sonstige Wesensangaben des Gottes enthalten. Das ist der Fall bei zwei Weihungen für Zeus Brontōn aus dem Gebiet von Nakoleia und bei einer weiteren Weihung für Zeus Kalakagathios aus dem Gebiet des phrygischen Antiocheia nahe Pisidien. Von den Weihungen für Zeus Brontōn (bei Th. Drew-Bear – Chr. Naour ANRW II 18.3, pp. 1992–2013) steht die eine, p. 1998, nr. 20 (aus Nakoleia [Abouadeineitai]), auf einem Altar (zwischen den Akroteren desselben im Relief ein kleiner Kranz) und lautet: Αὐρήλιοι | [Ἐ]ρμῆς Δημ[ῶ]δος σὺν | Ἀνδρέα δις | Ἀβουαδινεῖται ἐστεφάνωσαν τὸ βέννος | Διὸς Βροντῶ(ν)τος. Und in der anderen (aus Nakoleia [Kuyucak]), ebendort (= MAMA V, nr. 176), weiht ein Μάρκος | Μάρκου | Διὶ Βροντῶντι καὶ βέννει | Σερεανῶ στέφανον. Das Zeugnis für Zeus Kalakagathios (aus Antiocheia [ἡ πρὸς Πισιδίᾳ], Fundort: Sağır, Heiligtum der Xenoï Tekmoreioi) aber lautet ebendort p. 1955–1956 (W. M. Ramsay, Studies 345, nr. 25 = SEG 6 [1932] nr. 550) ὁ αὐτὸς Σκύμνος καὶ ἔτι | ἐπικαταλείπω τῇ κώμῃ | (δηνάρια) ρ´ ἐκ τόκου | γείνεσθαι βέ<ν>ινος Δεῖ Καλακαγαθίῳ ὑπὲρ καρπῶν.

Wie man sieht, sprechen die Inschriften aus dem Gebiet von Nakoleia eine einigermaßen deutliche Sprache. Im ersten Fall besteht im Dorfe Abouadeneitai offenbar eine Kultgenossenschaft des Zeus Brontōn, welche zwei Brüder, wie es heißt, bekränzt haben, und dieser Vorgang wird mit der Stiftung eines Altares auch inschriftlich festgehalten. Daß der Altar einen Kranz zeigt, weist auch bildlich auf den Vorgang dieser Bekränzung, und man fragt sich natürlich, was das denn genau bedeuten soll. Da die Kultgenossenschaft es ist, die bekränzt wird, so muß es sich wohl darum handeln, daß die beiden Brüder derselben (und ihrem Gotte) die besondere Verbundenheit zum Ausdruck bringen,⁵ und im Zusammenhang damit wird man

⁵ Für den Kranz als Ehrengabe und den Usus, auch ein Kollektiv damit zu bedenken, sei nur angeführt, was Aischines or. 3 (gegen Ktesiphon), 230 darüber und gegen Demosthenes sagt bzw. fragt: ἐκεῖνο δ' οὐ λυπηρόν. εἰ πρότερον ἐνεπίμπατο ἢ ὀρχήστρα χρυσῶν στεφάνων, οἷς ὁ δῆμος ἐστεφα-

es vielleicht auch nicht ausschließen, daß die Stifter eine religiöse Feier ausgerichtet haben und für die dafür erforderlichen Kosten aufgekommen sind. In ähnlicher Weise wird man auch die Stiftung eines Kranzes für Zeus Brontôn und das *bennos* von Serea auffassen müssen.⁶ Und es stimmt dazu wohl auch die von Skymnos für sein Dorf im Gebiet von Antiocheia gemachte testamentarische Stiftung, aus deren Zinsen (also regelmäßig) ein *bennos* für Zeus Kalakagathios gebildet (bzw. veranstaltet) werden soll als Votum für gute Ernte. Gebildet werden soll allem Anschein nach also auch hier eine kultische Vereinigung, deren Aufgabe gewiß in der Vollbringung von Kult besteht, so daß – in diesem Falle – der Kultverein und der von diesem vollzogene Kultakt irgendwie zusammenfallen.⁷

Eine Epiklese wie Kalakagathios zeigt in ausgeprägter Weise das Bemühen, den obersten Gott zum Inbegriff der Kalokagathie zu machen, aber es ist daneben charakteristisch und auffällig, daß die besondere Sorge des Stifters der guten Ernte gilt. Hier wie oft zeigt sich das Phänomen, daß Epiklesen den bestimmten Wesenszug eines Gottes besonders hervorheben, damit aber die umfassendere Größe des Gottes keineswegs beschränken und aufheben. Besonders deutlich ist das auch bei Zeus Brontôn, was als Charakterisierung des Gottes für Teile Phrygiens typisch ist. Ich kann dazu nur wiederholen, was schon an anderem Orte gesagt ist, daß damit an sich nichts ausgedrückt ist, was dem griechischen Zeus wesensfremd wäre, es aber bemerkenswert bleibt, daß hier ein Kult vorliegt, bei dem gerade dieser Aspekt als allgemeine und konstitutive Macht- und Wesensaussage besonders hervorgehoben ist. Wir finden damit also auch in Phrygien die besondere Betonung des Donnergotts.⁸ Das Problem, das sich hier stellt, stellt sich – auf jeweils verschiedene Weise –

νοῦτο ὑπὸ τῶν Ἑλλήνων, ἐκ δὲ τῶν Δημοσθένους πολιτευμάτων ὑμεῖς μὲν ἀστεφάνωτοι καὶ ἀκήρυκτοι γίγνεσθε, οὗτος δὲ κηρυχθήσεται;

⁶ Obschon die Weihung des Kranzes in unserem Falle sich als eine besondere Gegebenheit darstellt, so sei doch angeführt, was Artemidor 2, 33, p. 156, 5 Pack als Bedeutung des Bekränzens von Göttern im Traum angibt: στεφανοῦν δὲ θεοὺς ἄνθεσι καὶ κλάδοις τοῖς προσήκουσι καὶ νενομισμένοις ὅσοις εἶναι ἀγαθὸν πᾶσιν, οὐκ ἄνευ μέντοι φροντῖδων ἀποβησόμενον. Diese Bewertung ist verständlich, insofern die fromme und dem Brauch entsprechende Handlung die Erfüllung durch die Gottheit gewissermaßen garantiert, als die Voraussetzung der frommen Handlung aber Kummer und Not angenommen sind. Gedacht ist hier an einen frommen Akt, wie ihn Knemons Tochter in Menanders Dyskolos (V. 50 f.) vollbringt. In unserem Falle ist der Kranz irgendwie wohl auch Ausdruck des Bundes.

⁷ TH. DREW-BEAR ANRW II. 18.3, p. 1999 zitiert aus MAMA V, nr. 175 (Kuyucak) die Weihung Μάρκος Σερεανοῖς στέφανον | Σερεανοὶ Διὶ Κτησίῳ | εὐχήν und bespricht ebd. n. 337 mit weiteren Verweisen die hier vorliegende Formel. Er neigt zu der Auffassung, daß der ‚Kranz‘ in der Form einer Spende in Geld oder Naturalien geleistet wird.

⁸ Siehe, Zum Kult des Zeus in Kleinasien* (o. Anm. 4), 330. Ich will auch hier wiederum auf den germanischen Donar / Thor zum Vergleich verweisen, der im übrigen auch mit den Schlägen seines Hammers die Erde fruchtbar macht und die Ernte schützt. – Für den slawischen Donnergott Perunъ, der typologisch, aber allem Anschein nach nicht etymologisch mit lit. Perkūnas, lett. Pērkons zusammenzustellen ist (vgl. GREGORY NAGY, in: Antiquitates Indogermanicae, Gedenkschr. f. H. Güntert. Innsbrucker Beitr. z. Sprachwiss. 12, 1974, 113ff.; JAAN PUHVEL: Comparative Mythology. Baltimore–London 1987, 226 [Hinweis von M. PETERS]), zeigen neuere, die Forschungen von V. V. IVANOV und V. N. TOPOROV fortführende Arbeiten von R. KATIČIĆ wichtige Ergebnisse, die vielfach auch Griechisches erhellen können: Wiener Slav. Jahrb. 33, 1987, 23–43 (*Hoditi* – *roditi*: Spuren der Texte eines urslawischen Fruchtbarkeitsritus); 34, 1988, 47–75 (Nachlese zum urslawischen Mythos vom Zweikampf des Donnergottes mit dem Drachen); 35, 1989, 57–98 (Weiteres zur Rekonstruktion der Texte eines urslawischen Fruchtbarkeitsritus); vgl. auch den Beitrag von V. BELAJ, ebd. 34, 1988, 159–161.

auch bei anderen Epiklesen, z. B. bei dem im phrygischen Gebiet belegten Zeus Alsenos, bei dem man fragen kann, ob die Bezeichnung sich auf den Hinweis auf einen Hain als Kultort beschränkt oder nicht auch ein allgemein geltendes Verhältnis des Gottes zu Baum und Wald damit zum Ausdruck kommt (ohne daß dies umfassendere Vorstellungen des Himmels- und Wettergotts aufhebt).⁹ Auf den Zeus Bennios übertragen, bedeutet diese Frage, ob wir in dem Gott jeweils nur den Schutzgott des jeweiligen *bennos* (was er zweifellos auch ist) oder nicht auch den Schützer des in dem Worte *bennos* liegenden Prinzips der Vereinigung sehen sollen, und auch hier gehen die mit dem Gott verbundenen Machtfunktionen offenkundig über die mit der Epiklese gegebene Wesensaussage hinaus. Es fällt aber auf, daß die Weihungen neben dem Wohlergehen von Einzelpersonen, wie dem Kaiser (bei dem man das Prinzip der Staatsordnung sehen muß), den Mitgliedern der Familie und dem Weihenden selbst, besonders auch die Ortsgemeinde (und einmal auch eine Berufsgemeinschaft) bedenken.

(2.) *Benna*

Von dem durch die Inschriften in Phrygien gegebenen Wort *bennos* wird man den thrakischen Orstnamen *Benna* nicht trennen können. Allerdings gibt es hier Probleme der Überlieferung auf die wir kurz eingehen wollen. Hauptquelle sind zwei Lemmata bei Stephanos von Byzanz, die wir uns vergegenwärtigen müssen. Wir beginnen mit dem ersten das insgesamt wenig Probleme bietet. Steph. Byz. s. v. Βέννα, πόλις Θράκης, καὶ δι' ἐνὸς ν καὶ διὰ δύο. καὶ ἡ γραφὴ διάφορος, καὶ διὰ διφθόγγου καὶ διὰ τοῦ ε, ὅπερ κρεῖττον. τὸ ἐθνικὸν Βενναῖος, καὶ ὁ Βεννικὸς κόλπος. εἴρηται καὶ Βεννική. λέγονται καὶ Βεννάσιοι οἱ αὐτοί. Wie man sieht, geht es um einen thrakischen Stadtnamen, für den die Schreibungen *Beina*, *Bena* und *Benna* angeführt werden, allerdings mit der Betonung, daß das letzte das richtige ist. Orientiert man sich an der Bedeutung des gräköphrygischen Wortes βέννος so ergibt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit so etwas wie ‚Gemeinde‘ als die Bedeutung des thrakischen Stadtnamens.

Weitaus schwieriger ist das zweite Lemma, das wir zunächst nach dem (nicht in allem glücklich konstituierten) Text von Meineke, der im wesentlichen auch bei Jacoby, FGrHist 70 (Ephoros von Kyme) F 126 wiederkehrt,¹⁰ geben: Steph. Byz. s.

S. weiter auch R. MATASOVIĆ: Greek Parallels to a Reconstruction of Balto-Slavic Mythological Texts, Wien. Stud. 109, 1996, 31–43.

⁹ Zu Zeus Ἀλσηνός in Phrygien, nördlich des Emir Dağ im Gebiet der Appolenoι, mit einem Heiligtum (mit Hunderten von noch nicht publizierten Weihungen) auf der antiken Stätte von Yanal Mevkii bei Kurudere (und gemeinsamer Verehrung mit Zeus Ὀροχωρείτης und Πεταρηνός) siehe L. TUĞRUL, Annual of the Archaeological Museums of Istanbul, 13–14, 1966, pp. 175–182, nr. 1–16, und dazu TH. DREW-BEAR ANRW II 18.3, p. 1915, n. 19. Ferner dens., ebd. pp. 1915–1931 mit Inschriften aus den Gebieten von Appolenoι, Nakoleia, Dokimeion und Akmonia.

¹⁰ JACOBY, der seine Auffassung im Text auch durch den entsprechenden Kleindruck zum Ausdruck bringt, kommentiert: „(E)phoros gehört wohl nur die Form des Namens (inschriftlich auch Βευβινής), nicht die ausführliche Geschichte der Androkiden. Jedenfalls ist sie kein wörtliches

v. Βέννα, μία φυλή τῶν ἐν Ἐφέσῳ πέντε, ἧς οἱ φυλέται Βενναῖοι, ὡς Ἐφορος, ὅτι Ἄνδροκλος, ὁ κτίσας Ἐφεσον. „οὗτος Πριηνεῦσι βοηθήσας ἐτελεύτησε καὶ οἱ πολλοὶ Ἐφέσιοι σὺν αὐτῷ. οἱ οὖν καταλειφθέντες Ἐφέσιοι ἐστασίασαν κατὰ τῶν Ἀνδρόκλου παίδων, καὶ βουλόμενοι βοηθειαν ἔχειν πρὸς αὐτοὺς ἐκ Τέω καὶ Καρήνης ἀποίκους ἔλαβον, ἀφ' ὧν ἐν Ἐφέσῳ δύο φυλαὶ τῶν πέντε τὰς ἐπωνυμίας ἔχουσιν οἱ μὲν γὰρ ἐν Βέννῃ Βενναῖοι, οἱ δ' ἐν Εὐωνύμῳ τῆς Ἀττικῆς Εὐώνυμοι. οὗς δ' ἐξ ἀρχῆς ἐν Ἐφέσῳ κατέλαβον Ἐφεσίους φασί, τοὺς δ' ὕστερον ἐπῆλυδας Τηίους καὶ Καρηναίους ἀποκαλοῦσι“.

Diese Stelle gibt, oberflächlich betrachtet, eine aufregende Perspektive: Thraker als Grundlage einer der Phylen von Ephesos.¹¹ Doch ist hier, selbstverständlich, höchste Vorsicht vonnöten. Notwendig ist es zunächst, daß wir uns die hinsichtlich der alten Phylen von Ephesos durchaus ausreichende inschriftliche Überlieferung vergegenwärtigen. Die Namen sind: (1) φυλὴ Ἐφεσίων, (2) φυλὴ Τηίων, (3) φυλὴ Καρηναίων, (4) φυλὴ Εὐωνύμων, (5) φυλὴ Βεμβιναίων.¹² Damit stimmt, auch wenn der aus Ephoros exzerpierte Text manche Unklarheit hat, die Reihe der im Text genannten Namen zusammen: wir finden die Ἐφέσιοι, die Τηῖοι, die Καρηναῖοι, die Εὐώνυμοι, aber freilich nicht die Βεμβιναῖοι. Büchners Ansicht, es handele sich bei Benna bzw. den Bennaioi vielleicht um eine vulgäre Aussprache davon, ist wohl ein Ausweg, für den man besser auf die entsprechenden Zeugnisse wartet. Eine andere Lösung bietet sich an, wenn man bei Stephanos auf den knapp vor *Benna* stehenden Artikel *Bembina* blickt:¹³ Steph. Byz. s. v. Βέμβινα, κώμη τῆς Νεμέας. Ἑλλάνικος δὲ Βέμβινον καὶ πόλιν φησίν. ὁ πολίτης Βεμβινίτης ὡς Σταγειρίτης, παρὰ δὲ Ῥιανῷ Βεμβινάτης. ἔοικεν οὖν [ὡς] Αἰγινάτης καὶ Αἰγινήτης κατὰ τροπὴν, ὡς Πανύσις ἐν Ἡρακλείας πρώτη „δέρμα τε θήρειον Βεμβινήταο λέοντος“. καὶ ἄλλως „καὶ Βεμβινήταο πελώρου δέρμα λέοντος“. τὸ ἐκ τόπου ἐπίρρημα Βεμβινήθεν, καὶ εἰς τόπον Βεμβινάδε. Wir haben hier also einen alten Platznamen aus dem Bereich von Nemea (und Kleonai), der im Zusammenhang mit dem Mythos vom nemeischen Löwen eine Rolle spielt und, wie die Phyle der Βεμβιναῖοι in Ephesos zeigt und die Stephanosstelle s. v. Βέννα es sehr nahelegt, auch im Mythos von der Besiedelung von Ephesos, also in der Androklossage, eine Rolle gespielt haben muß: neben die Ureinwohner (die Ephesier) treten dann als die Ureinwanderer, die mit dem Kodrossohn

Exzerpt.“ Das letzte mag zutreffen, doch wird man, wenn unsere Herstellung des Zusammenhangs sich bewährt, den Inhalt des Ganzen dem Ephoros zuweisen müssen.

¹¹ So schon MEINEKE (vgl. u. Anm. 15).

¹² Vgl. dazu D. KNIBBE, RE Suppl. XV, 276 f., dessen Zusammenstellung auf den Listen von WOOD und KEIL (Öst. Jahresh. 16, 1913, 245–248) und seinem eigenen Beitrag (Öst. Jahresh. 46, 1961–1963, Beibl. 19–31) beruht. KNIBBE nimmt vor den bekannten römischen Phylen (Sebaste, Adriane und Antoneiniane) aufgrund der Vielzahl der überlieferten Chiliastyen eine dem Namen nach unbekannte 6. Phyle an. Es scheint aber nicht ratsam, diesen (mittlerweile vom Autor, wie er mir mitteilt, selbst wieder aufgegebenen) Versuch für das Problem von Benna und Bennaioi bei Steph. Byz. zu verwenden. – Die bei BÜCHNER RE III, 267 zitierte Inschrift CIG II 2956 mit add. p. 1125 (ἐν Βεν[υ]αίων φυλῇ) ist eine durch Stephanos bedingte Fehlinterpretation statt [B]εμβειναίων φυ(λή), wie in „Die Inschr. v. Ephesos“ III nr. 954, 3 richtig ergänzt wird. Den Verweis auf Stephanos, mit Reserve gegen das ephesische Benna, gibt auch TH. DREW-BEAR ANRW II 18.3, p. 1960, n.190.

Dazwischen steht nur das Lemma Βεβεβντός. Zu Bembina vgl. auch Strab. 8, 6, 19, p. 377: ἐνταῦθα δὲ καὶ ἡ Νεμέα μεταξὺ Κλεωνῶν καὶ Φλιοῦντος καὶ τὸ ἄλσος, ἐν ᾧ καὶ τὰ Νέμεα συντελεῖν ἔθος τοῖς Ἀργείοις, καὶ τὰ περὶ τὸν Νεμεαῖον λέοντα μυθεύμενα, καὶ ἡ Βέμβινα κώμη.

Androklos gekommen sind, Leute aus Attika (die Euonymoi) und aus dem Gebiet von Nemea, und zu diesen drei Gruppen treten schließlich noch die bei Stephanos bezeichneten und durch die Phylennamen in Ephesos gegebenen Zuwanderer aus dem nahen Teos und aus dem fernerem Karene in Mysien.¹⁴ Der Fehler im Text des Stephanos muß wohl darin liegen, daß eine zu *Bembina* gehörende Notiz zu *Benna* geraten ist und dann durchgehend dementsprechend korrigiert wurde. Stimmt diese Vermutung, so müßte der ursprüngliche Text, etwa folgendermaßen gelautet haben: *Βέμβινα, μία φυλή τῶν ἐν Ἐφέσῳ πέντε, ἧς οἱ φυλῆται Βεμβιναῖοι, ὡς Ἐφορος, ὅτι Ἄνδρόκλος, ὁ κτίσας Ἐφεσον <--->. οὗτος Πριηνέσι βοηθήσας ἐτελεύτησε καὶ οἱ πολλοὶ Ἐφέσιοι σὺν αὐτῷ. οἱ οὖν καταλειφθέντες Ἐφέσιοι ἐστασίασαν κατὰ τῶν Ἀνδρόκλου παιδῶν, καὶ βουλόμενοι βοήθειαν ἔχειν πρὸς αὐτοὺς ἐκ Τέω καὶ Καρήνης ἀποίκους ἔλαβον, ἀφ' ὧν ἐν Ἐφέσῳ δύο φυλαὶ τῶν πέντε τὰς ἐπωνυμίας ἔχουσιν· οἱ μὲν γὰρ ἐκ Βεμβίνων <τῆς Νεμέας> Βεμβιναῖοι, οἱ δ' ἐξ Εὐωνύμου τῆς Ἀττικῆς Εὐωνυμοί.¹⁵ οὗς δ' ἐξ ἀρχῆς ἐν Ἐφέσῳ κατέλαβον Ἐφεσίους φασί, τοὺς δ' ὕστερον ἐπήλυδας Τηίους καὶ Καρηναίους ἀποκαλοῦσι.* Auf diese Weise scheint der Zusammenhang sinnvoll hergestellt. Die Ansetzung der Lücke ist notwendig, weil im Text gesagt sein muß, daß Androklos bei der Gründung von Ephesos mit Leuten aus Attika (und zwar aus dem Demos Euonymos) und auch aus Nemea (aus dem Orte Bembina) dorthin kam und dann mit diesen sich gegen die Ureinwohner durchsetzte.¹⁶ Das ephesische Benna scheidet also (selbst wenn man es, trotz unserer Erklärung, auch weiterhin mit Büchner als eine legitime vulgäre Form für Bembina betrachten wollte) aus dem Umkreis des Problems, das wir behandeln, offenkundig aus.

3. Bennos, Bendis und Zeus Bennios

Es war ein nicht sehr aussichtsreiches Unterfangen, sich an der Etymologie des Wortes βέννος zu versuchen, solange der semantische Aspekt des Wortes nicht ausreichend geklärt war. Die Klärung scheint nunmehr gegeben, und so bedarf es nur mehr des rechten Vergleichsmaterials, um zu einem einigermaßen gesicherten Ergebnis zu kommen. Zu einem Vergleich bietet sich zunächst die thrakische Göttin Bendis an, wenn man die Etymologie des Götternamens gegenwärtig hat, welche zuerst

¹⁴ Vgl. Steph. Byz. s. v. Καρήνη, πόλις Μυσίας. Ἡρόδοτος ἐβδόμη (cap. 42). τὸ ἐθνικὸν Καρηναῖος, ὡς Κρατερὸς γ' περὶ ψηφισμάτων „Γρυνεῖς Πιταναῖοι Καρηναῖοι“.

¹⁵ Die Verbesserung von ἐν Βέννῃ in ἐκ Βέννης und von ἐν Εὐωνύμῳ in ἐξ Εὐωνύμου hat schon ERNST GUHL in seinen Ephesiaca, Berlin 1843, vorgenommen (vgl. die Angaben in MEINEKE'S Apparat). Es ist verwunderlich, daß MEINEKE dem nicht gefolgt ist. Er war in seinem Urteil durch das (auch bei GUHL verwendete) vermeintliche inschriftliche Zeugnis (vgl. o. Anm. 12) beeinflusst und nahm als selbstverständlich an, daß das ephesische Benna als Phylenname von dem thrakischen Benna herzuleiten sei. Eine solche Annahme mußte den Zusammenhang der Androklosgeschichte stören.

¹⁶ Vgl. Paus. 7, 2, 8 f., wo berichtet ist, daß Androklos die Einwohner der Oberstadt vertrieb, während er mit den um das Heiligtum der Artemis Wohnenden zu einer friedlichen Übereinkunft kam. Auch von der Hilfe für Priene und dem damit verbundenen Tod des Androklos ist dort die Rede.

Wilhelm Tomaschek, der Begründer einer wissenschaftlichen Thrakologie gegeben hat.¹⁷ Seine Erklärung ist auch von Detschew aufgenommen und, soweit ich sehe, auch sonst nie bestritten worden.¹⁸ Und das gräkophrygische Wort βέννος (in der Deutung als **bend-nos*) liefert nunmehr dazu die offenbare Bestätigung. Zu βέννος stellt sich ferner wohl auch der (als thrakisch angeführte) Ortsname Βέννα (**Bend-na*), was ursprünglich etwas wie ‚Verbund‘ oder ‚Gemeinde‘ bedeutet haben muß und damit auch ein Analogon zu dem (thrakischen) Stadtnamen Menda / Mende darstellt, dessen Zugehörigkeit zu dem Gottesnamen Bendis man immer angenommen hat.¹⁹ Man hat damit im wesentlichen also ein Material, das thrakophrygische Gemeinsamkeiten ebenso wie dialektale Unterschiede voraussetzt und in den Einzelheiten noch genau überdacht werden muß, wenn man die große thrakische Göttin Bendis, die königliche Artemis der Thraker und der Päonen nach Herodot (4, 33, 5), mit dem Zeus Bennis im gräzisierten Phrygien der Kaiserzeit in eine Verbindung bringt, die von der in den Grundvorstellungen gegebenen Verwandtschaft ausgeht.²⁰ Etymologisch haben sie beide jedenfalls den gleichen Ausgangspunkt und Vorstellungshintergrund, und zur Unterstützung des letzten mag man wohl auch auf das begriffsgeschichtliche Analogon verweisen, das uns hiezu noch durch den Namen des Mithras gegeben ist, der ja von einem Begriff mit der Bedeutung ‚Band, Vertrag‘ ausgeht.²¹

Zeus ist auch bei den Griechen ein gemeinschaftstiftender Gott, und so stehen die nahe und ferne Verwandtschaft ebenso wie die durch Vertrag geschlossenen Bünde unter seinem Schutz. Es gilt also auch hier, daß der phrygische Zeus Bennis Vorstellungen zeigt, die sich leicht mit Griechischem parallelisieren lassen. Ebenso deutlich aber ist es, daß wir hier etwas spezifisch Phrygisches fassen, von dem man im einzelnen noch gerne mehr wüßte. Es ist die spezifische Form des Kultbundes,

¹⁷ WILHELM TOMASCHEK: Die alten Thraker II (Sitz. Ber. Wien 130, 2 [1894, Nachdr. 1980], 47). Er erklärt „Bendi, Mendi aus Wz. *bend*, idg. *bhendh-*, binden, vereinigen, als ‚Verbinderin, Einigerin; Ζυγία‘, als Schutzgöttin der geschlechtlichen Vereinigung und des Zusammenwohnens; daher Menda als ‚Genossenschaft, Gemeinde‘.“ Die geschlechtliche Vereinigung ist dabei (als etwas sehr Konkretes) wohl überbetont, denn Ausgangspunkt scheint bei dem Namen der Bendis zunächst die Vorstellung von einer göttlichen Macht der Verbindung und Vereinigung überhaupt. Wieweit einzelne Aspekte des Zusammenlebens dann als zu diesem göttlichen Prinzip gehörig empfunden worden sind, läßt sich nur durch Zeugnisse feststellen, da die einzelnen Verknüpfungen bei Dingen dieser Art keineswegs unserer Logik folgen müssen. Es läßt sich freilich nicht ausschließen, daß Bendis auch Eigenschaften zukamen, die bei den Griechen mit Hera verbunden waren (wie in dem angesprochenen Falle der Schutz der Ehe), und hier wäre, falls dies zutrifft, auch ein Ansatzpunkt, von dem aus man fragen kann, ob es von dem alten thrakischen Kult der Bendis Verbindungen zu dem Kult der Hera gibt, welcher in thrakischem Gebiet in den Inschriften der Kaiserzeit so besonders häufig belegt ist.

¹⁸ Die thrakischen Sprachreste, Wien 1957, 50 f.

¹⁹ Vgl. Anm. 17. Steph. Byz. s. v. Μένδη, πόλις Θράκης, ἀπὸ Μένδης γυναικός. Ἀπολλόδορος Μένδιν αὐτὴν φησι. τὸ ἐθνικὸν Μενδαῖος οἶνος. Die aus Apollodor angeführte Form wird man besser nicht mit Meineke in Frage stellen, sondern als die Parallele zum Gottesnamen Bendis auffassen.

²⁰ V. N. TOPOROV (Orpheus I, 1991, 27) hat, soweit ich sehe, das Verdienst des erstmaligen Verweises von Bendis auf Zeus Bennis, dessen Bedeutung er allerdings wohl unscharf erfaßt hat.

²¹ Vgl. R. MERKELBACH: Mithras, Königstein/Ts. 1984, 4 f. Das dem Namen zugrundeliegende indo-iranische Wort (*mitra-* / *mithra-*) ist früh ins Griechische übernommen worden und hat auch dort eine interessante Geschichte, die von N. P. BEZANTAKOS: Η ΑΡΧΑΙΑ ΕΛΛΗΝΙΚΗ ΜΙΤΡΑ (Athen 1987) untersucht worden ist.

die hier besonders interessiert, und etwas davon vermittelt auch der ebenso holprige wie in seiner Aussage berührende Vers einer Inschrift, deren Autor, wenn wir recht verstehen, für sein Vaterland den Wunsch der religiös begründeten Eintracht und den damit verknüpften (Ernte)segens zum Ausdruck gebracht hat: πατρίς ἐμὴ βέννευε κῆ λάμβανε πλησία καρπούς.²²

Preindlgasse 19/21/5
A-1130 Wien

²² Vgl. DREW-BEAR p. 1960 und 1991. Daß dies ein Hexameter sein soll, ist durch den Ausdruck ebenso wie durch den Rhythmus offenbar. βέννευειν heißt wohl „(im *bennos*) einträchtig verbunden sein“, und πλησία mag, wie auch der Vers nahelegt, ein gewählt gemeintes adverbrielles Neutrum sein (statt πλησίον). Vielleicht darf man übersetzen: „Mein Vaterland, sollst verbunden sein, sollst nehmen dann die Früchte dein!“ Der Erntesegen spielt in diesen Inschriften auch sonst oft eine Rolle, die Bedeutung von καρποί mag hier aber auch allgemeiner sein.

ÁDÁM SZABÓ

ZUR FRAGMENTARISCHEN VOTIVINSCHRIFT DES *P. AELIUS MAXIMUS SACERDOS ARAE AUGUSTI NOSTRI* AUS DAZIEN*

Es entstanden mehrere Ergänzungen der Inschrift des aus *Napoca* stammenden *P. Aelius Maximus* (Abb. 1.), Oberpriester des provinziellen Kaiserkultes, aber keine von ihnen bietet für das Ende der Inschrift eine befriedigende Lösung.

Der Altar wurde 1943 in Kolozsvár (Cluj-Napoca, Klausenburg)¹ gefunden, und mehrere namhafte Forscher, wie M. Macrea², dann A. Bodor³ und J. Trynkovski⁴ haben sich mit ihm beschäftigt. Ihre Auflösungsversuche wurden von C. Daicoviciu abgelehnt, als er die von ihm vorgeschlagene Version veröffentlichte.⁵ Die neueste Lösung stammt aber von I. Piso⁶, in der er einerseits für die früheren Lösungen eine neue Variante der ersten Zeile gibt, andererseits von C. Daicoviciu vorgeschlagene Ergänzung [*s(upra)*] *s(criptae)* die der 7. Zeile überzeugend bestreitet und wegläßt.

* Ich bedanke mich beim Herrn Dr. I. Tóth (Pécs) für ihre Ratschläge und beim Herrn Dr. I. Piso (Cluj-Napoca) für die Altarfotos.

Abkürzungen:

AÉ: L'Année Épigraphique, Paris;

AISC: Anuarul Institutului de Studii Classice, Cluj;

AMN: Acta Musei Napocensis, Cluj;

CIL: Corpus Inscriptionum Latinarum;

Diss.Pann.: Dissertationes Pannonicae Musei Nationalis Hungarici, Budapest;

Eml.Kel.: Emlékkönyv Kelemen Lajos Tiszteletére, Cluj–Bucureşti, 1957;

Erd.Dolg.: Dolgozatok az Erdélyi Nemzeti Múzeum Érem- és Régiségtárából, Kolozsvár;

IDR: Inscriptiile Daciei Romane;

PME: H. Devijner, Prosopographia militiarum equestrium quae fuerunt ab Augusto ad Gallienum I, Leuven 1976;

RE: Realencyklopädie der Classischen Altertumswissenschaft;

RIU: Die Römischen Inschriften Ungarns;

¹ M. MACREA: Cultele in: AISC V. 1944–1948. 249–254. – Die erste Veröffentlichung des Altars samt dem Fundort.

² A.a.D.

³ BODOR A.: Napoca a feliratok tükrében, in: Eml.Kel. 106–108.

⁴ J. TRYNKOVSKI in: AÉ. 1969–1970. nr. 548. 145–146.

⁵ C. DAICOVICIU: Un nou Sacerdos Arae Augusti în Dacia, in: AMN IV. 1967, 469–470., AÉ. 1971. nr. 395. 129–130.

⁶ I. PISO: Epigraphica (XI) in: Potaissa, Studii si comunicări 2, 1980. 126–127.

Er bringt aber keinen neuen Vorschlag, sondern betont nur die Falschheit der Lösung. Seine Arbeit als Grundlage nehmend und auf seine Behauptung gestützt, nach der „Mi se pare mai probabil că în r. 6 să avem de – a face cu numele unei alte colonii, ... r. 6 a fost atunci urmat de încă un rând sau două, căci altfel întregul altar ar fi, mai cu seamă pentru secolul III, prea scund.“⁷, schlage ich für das Ende der Inschrift eine Ergänzung vor. Das Vorhandensein der fehlenden Zeile wird neben I. Pisos Meinung durch die Ausmaße des Altars unterstützt, besonders wenn wir ihn mit anderen Altären vergleichen, die der gleichen Werkstatt zugerechnet werden. (Abb. 4.)

Der von I. Piso angegebene Text lautet wie folgt:

[Gesahe]nis pro / [se et suis P(ublius) A]el(ius) Maxi/[mus Ilvir q(uin)]q(uennalis) et fla/[men col(oniae) Nap(ocensis)] a militi(i)s / [sacerdos ar]ae Aug(usti) n(ostri) / [coronat(us) Dac(iarum) I]II dec(urio) col(oniae) / [--]s. (Abb. 2.)

Wie oben gesehen, markiert I. Piso am Ende der Inschrift das Vorhandensein der fehlenden Zeile bzw. Zeilen, bringt aber für die Fortsetzung des Textes keine Lösung. In Anschluß an die von ihm mitgeteilte Altarinschrift bzw. aufgrund der unten erwähnten epigraphischen und historischen Argumente fand ich als vollständige Ergänzung⁸ der fragmentarischen Inschrift des Altars die folgende mögliche Lösung: In die 7. Zeile kommt das Wort [metropoli]s und in die 8. die Formel [v. s. l. m.?). Demnach sähe der vollständige Text so aus:

[Gesahe]nis pro / [se et suis P(ublius) A]el(ius) Maxi/[mus Ilvir q(uin)]q(uennalis) et fla/[men col(oniae) Nap(ocensis)] a militi(i)s / [sacerdos ar]ae Aug(usti) n(ostri) / [coronat(us) Dac(iarum) I]II dec(urio) col(oniae) / [metropoli]s / [v(otum) s(olvit) l(ibens) m(erito)?] (Abb. 3.)

In dieser Form entspricht auch das Ausmaß des Textes den Größenverhältnissen der vorhandenen Zeilen und des Altars. Diese Lösung entstand außer historischen Gründen auf Analogie zweier Inschriften aus *Sarmizegetusa*, in denen die

⁷ „Es scheint mir wahrscheinlicher zu sein, dass es sich in der 6. Zeile um den Namen einer anderen colonia handelt, ... die 6. Zeile setzte sich so mit ein oder zwei Zeilen fort, sonst wäre der ganze Altar, für das 3. Jahrhundert, zu niedrig.“

⁸ Als eine Lösungsart wäre vorstellbar hinzufügen, in der 7. Zeile vor Buchstabe s. die Wörter [Ulp. Tr. A. D]. und dann würde ich vorschlagen, die Wörter metropolis. v. s. l. m. in die 8. Zeile zu schreiben. So bekäme man eine vollständige Textvariante, die so aussähe: ...dec(urio) col(oniae) [Ulp(ia) Tr(aiana) A(ugusta) D(acica)] S(armizegetusa) / [metropolis v(otum) s(olvit) l(ibens) m(erito)]. Bei dieser Variante bekommen wir eine ganz unregelmäßige Gruppierung des Namens der Stadt, da dafür kein bestimmtes Abkürzungssystem existiert (siehe z. B. IDR III/2 70, 82, 85, 86, 96, 97, 98, 112, 123, 164, etc. – in deren Sinne hätten die Abkürzungen auf eine andere Art und Weise geordnet werden können, ohne dabei das Wesen zu verändern). Von Inschriften z. B. aus Pannonien kennen wir auf ähnliche Art und Weise, das heißt, nur mit den Anfangsbuchstaben markierte Stadtbezeichnungen (z. B. im Falle von *Savaria* siehe RIU 14, 39, 99), so kann diese Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden. Mit der hier vorgestellten Variante erhalten wir innerhalb der Inschrift die gleichen Ausmaße Text und Zeilen.



Abb. 1.

Altar für Gesahe(nis) im Siebenbürger Nationalmuseum für Geschichte zu Klausenburg
(Muzeul Național de Istorie din Transilvania, Cluj-Napoca – Erdélyi Nemzeti Múzeum, Kolozsvár)

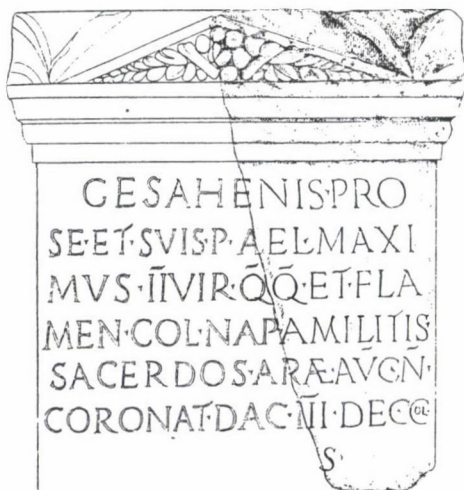


Abb. 2.

Zeichnung von I. Piso. a. a. O. 127.

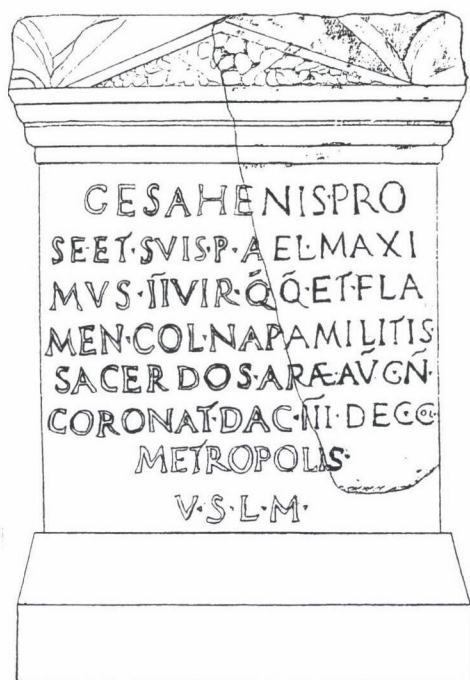


Abb. 3. Die ergänzte Zeichnung des Altars (unter Verwendung der Zeichnung von I. Piso. a. a. O. 127.)

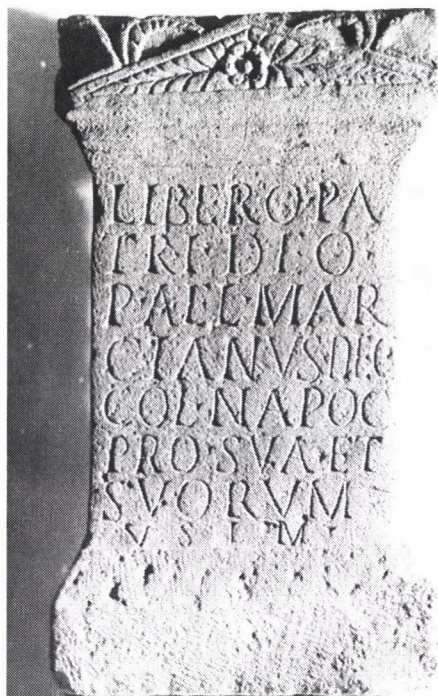


Abb. 4. Altar des Liber im Siebenbürger Nationalmuseum für Geschichte zu Klausenburg (Muzeul Național de Istorie din Transilvania, Cluj-Napoca – Erdélyi Nemzeti Múzeum, Kolozsvár)

Stadt einfach als *colonia metropolis* angegeben ist. Die Inschriften sind die folgenden: *Deo Aeterno et Iuno/ni et Angelis / M(arcus) Procilius Aphrodisius aug(ustalis) col(oniae) metropol(is) / et Seximia Hermione / et Procilia filia colitoribus d(ono) d(ederunt) p(osuerunt)?*⁹ und *[M]emo[ri]ae / [T(iti)] Aureli / Vitalis / aug(ustalis) col(oniae) / metropolis / vix(it) ann(is) XL / Aurelia IIIIO / --- coniu[x] et / T(itus) Aur(elius) Candidu[s] / [filius] d(ec(urio) col(oniae) ?] / [pien]t[i]s[i]m[o] pos(ue-runt)]*.¹⁰ Bei der ersteren scheint neben der offenbaren Parallele wichtig zu sein, daß es sich ebenfalls um einen von einem *augustalis*¹¹ aufgestellten Altar handelt; so gesehen kann die Inschrift sogar als halboffizielle Manifestation aufgefaßt werden. Bei der letzteren, obwohl sie keine Grabinschrift mit gebundenem Text ist, ist neben der eindeutigen Parallele auch wichtig, daß die im Grab ruhende Person ebenfalls ein

⁹ IDR III/2 190.

¹⁰ IDR III/2 389. = CIL III 7982.

¹¹ Auf ihre Bedeutung verweisen die Inschriften CIL III 862, 871, 912, nach denen neben dem Orden der *decuriones* das Kollegium der *augustales* über eine ähnliche Bedeutung verfügte. Ausführlicher siehe: A. Bodor: Ebenda. 78 ff.

augustalis war. In seinem Fall wurde bei der Inschrift höchstwahrscheinlich auf die genaue und musterhafte Angabe der offiziellen Begriffe geachtet. In bezug auf unsere Ergänzung beweist die Stadtbezeichnung in den letzten zwei Inschriften eindeutig, daß es unter den Beamten von Rang und den Bewohnern der Provinz Sitte war, die Stadt in dieser Form anzugeben.

Der Stifter war ein hochrangiger, provinzieller Beamter in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts.¹² Seine Person kommt außer der schon vorgestellten in mehreren Inschriften vor. Ebenfalls aus *Napoca*¹³ ist sein für *I. O. M.* errichteter Altar bekannt, und sein Name steht auch auf einem für *Hercules Magusanus* aufgestellten Altar, der in der Villa von Csomafája zum Vorschein gekommen ist.¹⁴ Auch der Name seines Vaters ist uns von einem für mehrere Götter errichteten, ebenfalls aus Csomafája stammenden Altar bekannt: der Vater unseres Ritters (*a militi(i)s*) war ein *vet(era)nus* ex (*centurione*).¹⁵ Falls sich bestätigen läßt, daß *P. Aelius Maximus* ein *decurio* von *Sarmizegetusa*¹⁶ war, dann könnte man die Person des einen Stifters¹⁷ der *statera publica* von *Sarmizegetusa* vielleicht mit ihm verbinden, auch in Kenntnis der Tatsache, daß die Staatsbeamten einerseits dazu verpflichtet waren und es sich, andererseits ziemte, auf eigene Kosten zum Wohl der Gemeinschaft zu investieren (*munera*).¹⁸ Zahlreiche Beispiele sind dafür aus der Geschichte des Reiches bekannt.

Die Hauptfrage besteht jedoch darin, aus welchem Grund ich die Fortsetzung der Inschrift auf obenerwähnte Weise vorschlage. Bei der Beobachtung der Gewohnheiten der römischen Inschriftengestaltung, fällt es auf, daß in der überwiegenden Mehrheit der Fälle die Aufzählung der Titel und Orden des Stifters des Altars der chronologischen Reihenfolge folgend mit dem niedrigsten Rang beginnt und mit dem höchsten endet. Da auf unserer Inschrift steht, daß der Stifter ein führender Beamter der *colonia Napoca* ist und nach der Angabe seines Rittertums sogar folgt, daß der Oberpriester des Kaiserkultes auch den Titel *coronatus* trägt,¹⁹ ist es unwahrscheinlich, daß er, die obenerwähnte Gesetzmäßigkeit außer acht lassend, aufschriebe, er sei *decurio* irgendeiner *colonia*. Die Angabe des Ranges „*decurio*“ nach den

¹² C. DAICOVICIU in: AMN IV. 1967. 470., H. Devijner in: PME Nr. 47.

¹³ CIL III 855

¹⁴ BUDAY Á: Pótlások a C.I.L. III kötetéhez, in: Erd.dolg. II. 1911, 267., A. KERÉNYI: Die Personennamen von Dazien, in: Diss. Pann. I/9. 1941, nr. 97.

¹⁵ I. PISO Ebenda, 126.

¹⁶ Im 2. und 3. Jh. war für Daziens Munizipalleben charakteristisch, daß eine Person in mehreren Städten ein Amt oder eine Priesterwürde trug. Siehe L. BALLA in: A Severusok és Dacia, in: Debreceni Déri Múzeum Évkönyve 1969–70, 102.

¹⁷ IDR III/2 14.

¹⁸ G. ALFÖLDY: Római társadalomtörténet [Römische Sozialgeschichte]. Bp. 1996. 106–107.

¹⁹ Mit diesem Titel ist er der zweite aus Dazien. Der erste war *Marcus Antonius Valentinus* (CIL III 1433). Nachdem *sacerdos arae Aug. n.* vor dem Titel *coronat(us)* angegeben ist, denke ich daran, daß der Titel *coronat(us)* bei einem höheren Rang den Priestern des Kaiserkultes bedeutet – denn die Bedeutung des *coronatus* ist auch Oberpriester des Kaiserkultes. Siehe dabei Brandis, Dacia in: RE VIII hb. 1972., G. VÉKONY: Dákok – Rómaiak – Románok. Budapest 1989. 151., E. TÓTH: Dacia, római tartomány, in: Erdély története I. Budapest. 1986. 79., C. DAICOVICIU a. a. O. Man kann sagen, daß alle Forscher, die dieses Thema berührten, einschließlich des Autors, dessen Arbeiten ich hier verwende, in dieser Frage übereinstimmen.

hohen Titeln scheint nur in einem Fall begründet zu sein: zwar, wenn eine Stadt gegenüber den anderen Städte Priorität hatte; wenn er deren *decurio* war, hatte er ein höheres Amt. Es gab nur eine solche Stadt in Dazien, und zwar die erste *colonia*,²⁰ der Sitz des „*concilium provinciae*“, die Metropole – *Colonia Ulpia Traiana Augusta Dacica Sarmizegetusa*²¹ *Metropolis*²². *P. Aelius Maximus* ist um so mehr mit der Stadt verbunden, als er der Oberpriester des Kaiserkultes ist. Der Kaiserkult wird gerade in *Sarmizegetusa metropolis* als seinem Sitz²³ mit den *Sacerdos Arae Augusti nostri* an der Spitze durch das *concilium provinciae* gepflegt. Die Errichtung des „*concilium provinciae*“²⁴ hängt mit der Organisation des Kaiserkultes²⁵ sowie mit der Verleihung des Titels „*metropolis*“ unter der Regierung von *Severus Alexander*²⁶ (222–235) zusammen. Nach all dem halte ich es für wahrscheinlich, daß der *decurio* des Sitzes des *concilium provinciae* und der allerersten der Städte in Dazien der Oberpriester des Kaiserkultes sein wird, der von den Mitgliedern des *concilium provinciae* gewählt wurde.²⁷ Als Bewohner von *Napoca* konnte er sein Amt auch versehen, da das *concilium provinciae* nicht ständig tagte. Bei unserer Inschrift scheint, ohne dabei die chronologische Reihenfolge zu verletzen, logisch zu sein, daß *P. Aelius Maximus* nach der Mitgliedschaft des *concilium provinciae* und der Wahl zum Oberpriester die Ratsmitgliedschaft der Stadt erhielt, die als Sitz seines Oberpriesteramtes gilt. Aufgrund seines Titels in *Sarmizegetusa* ist es nicht überraschend, wenn er sich nach den örtlichen Schreibgewohnheiten der Inschriften richtet, als er auf sein dortiges Amt verweist.

Die von mir vorgelegte Ergänzung verändert die schon vorhandenen²⁸ Forschungsergebnisse nicht entscheidend. Falls meine Ergänzung richtig ist, bedeutet sie insofern einen Fortschritt, sie die schon vorhandenen Auffassungen von der engen

²⁰ CIL III 1443 = IDR III/2 1. Die Gründungsinschrift der *colonia*.

²¹ M. MACREA: Organizarea provinciei Dacia in: AMN III, 1966, 125.

²² CIL III 1456 = IDR III/2 89.

²³ C. DAICOVICIU: Severus Alexander și provincia Dacia, in: AMN III, 1966, 153.

²⁴ Die frühesten Erwähnungen: IDR III/2 79, CIL III 1454 = IDR III/2 80.

²⁵ C. DAICOVICIU, a. a. O., in: AMN III, 1966, 153–154. Es wird von J. Fitz verstärkt, in: *Pannonia régészeti kézikönyve*. Budapest 1990, 58. Bei den Zitierten Autoren ist fort die vollständige sich auf den Kaiserkult beziehende Literatur zu finden. Zu der neuesten Literatur siehe zb. U.-M. LIERTZ: *Kult und Kaiser*. Rom 1998.

²⁶ C. DAICOVICIU, a. a. O., in: AMN III, 1966, 161. Neuerlich hat die Forschung jene frühere Auffassung angenommen, daß der Kaiserkult und der Provinziallandtag vor Severus Alexander gegründet wurden. Siehe zb. J. DEININGER: *Die Provinziallandtage der Römischen Kaiserzeit von Augustus bis zum Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr.*, Vestigia 6, München–Berlin, 1965, 118–119, 139, und I. PISO: *Publius Furius Saturninus*, in: AMN IX, 1972, 463–471, ferner siehe, D. FISHWICK: *The Imperial Cult in the Latin West* I/2, Leiden, 1987, 302, neuestens R. ARDEVAN: *Viața municipală în Dacia romană*. Timișoara 1998, 335–338. Es ist sicher, daß zur Zeit des Severus Alexander Provinziallandtage organisiert wurden, aber vor seiner Regierung kann man auch Spuren des Provinziallandtages und Kaiserkultes finden. In diesem Fall handelt es sich darum, daß nach der Gründung des *Tres Daciae* die bis jetzt nur in Dacia Superior existierende Organisation in allen drei Provinzen mit der gleichen Funktion wirken begann. Von dieser Zeit an, wurde es *Concilium provinciarum Daciarum* III genannt, an seiner Spitze stand der auch den Titel *coronatus Daciarum* III, tragenden Oberpriester, der seinen Sitz in *metropolis* hatte. Siehe SZABÓ Á.: *Megjegyzések a daciai tartománygyűlés történetéhez*. (Bemerkungen zur Geschichte des Provinziallandtages aus Dazien, im Druck, in: *Debreceni Déri Múzeum Évkönyve*) – Vorgetragen am März 1999, in Pécs, auf der XXIV. OTDK Konferenz.

²⁷ C. DAICOVICIU, a. a. O., in: AMN III, 1966, 161.

²⁸ Siehe Fn. 19.

Beziehung zwischen dem provinziellen Kaiserkult, dem *sacerdos Arae Augusti nostri* von Dazien und dem die Rolle des religiösen und kulturellen Zentrum erfüllenden *Sarmizegetusa* verstärkt. Außerdem trägt sie samt den anderen Inschriften, auf denen das Attribut „*metropolis*“²⁹ vorkommt, verstärkt zur Erkennung der Bedeutung der Stadt bei.

Ungarisches Nationalmuseum
Múzeum körút 14–16.
H-1088 Budapest

²⁹ IDR III/2 5, 10, 82 = CIL III 7971, 89 = CIL III 1456, 90 = CIL III 1457, 113, 124, 134, 190, 330 = CIL III 1440, 334 = CIL III 1441, 358 = CIL III 12585, 389 = CIL III 7982.

PEKKA TUOMISTO

TOWARDS A NEW EDITION OF JANUS PANNONIUS' *PANEGYRICS**

This article is intended to be a preliminary report of my work on new editions of Janus Pannonius' panegyric poems to Ludovico Gonzaga, René d'Anjou, Jacopo Antonio Marcello and Francesco Barbaro. The first of them will be *Carmen ad Ludovicum Gonzagam* and *Panegyricus in Renatum*.

In addition to textual criticism I will briefly treat the question of the original length of *Panegyricus in Renatum*.

1. *CARMEN AD LUDOVICUM GONZAGAM*

So far the standard edition of the poem has been the more than two hundred years old volume by S. Teleki.¹ It is based on two earlier printed editions, the *editio princeps* by J. Sambucus,² which was based on an unknown manuscript, and J. P. Paraeus' reprint of Sambucus' edition in his anthology *Delitiae poetarum Hungaricorum* (Frankfurt 1619).

Later on, two manuscripts containing the poem have been found: Vatican City, *Bibliotheca Apostolica Vaticana*, Vat. Lat. 2847, ff. 112^v–117^v,³ the part containing

* My warmest thanks are due to prof. Outi Merisalo for her advice and comments.

¹ S. TELEKI: Iani Pannonii. Poëtarum sui Seculi facile Principis. In Hungaria. Quinque Ecclesiarum olim Antistitis Poëmata. Quae uspiam reperiri potuerunt omnia. Ad Manu Scriptu Codicem Regium Corvinianum exacta, recognita, et cum omnibus quae adhuc prodierunt editionibus diligenter collata, plurimisque Epigrammatis e praedicto MS. nunc primum depromptis aucta & emendata. Pars prima, Traiecti ad Rhenum 1784, pp. 238–251.

² Iani Pannonii episcopi Quinque-eccles: Illius antiquis vatibus comparandi, recentioribus certè anteponendi, quae uspiam reperiri adhuc potuerunt, omnia. Opera Ioannis SAMBUCL. Viennae 1569, second part, ff. I–V^v.

³ The manuscript belonged to Angelo Colocci, a well-known Roman humanist, who intended to include Janus' poems in the large anthology that he was preparing, but this plan was never carried out. After his death the codex fell into oblivion for centuries. Probably the first scholar to use it was count Angelo BATTAGLINI, who in his work on Sigismondo Malatesta in 1794 quoted two epigrams on the lord of Rimini written by Janus. Two years later József KOLLER in his history of the diocese of Pécs mentioned the shelf-mark of the manuscript. The contents of the manuscript were made known only

Carm. Gonz. datable to the beginning of the 16th century,⁴ and Sevilla, *Biblioteca Capitulare y Colombina* 7-1-15, ff. 40^v–45^v, written in c. 1470.⁵

The new edition is based on Sambucus' edition and the two manuscripts. I have given them the following *sigla*: **C** = Sevilla manuscript, **V** = Vatican manuscript, **S** = Sambucus' edition.

It is not possible to determine any stemmatic relations between the witnesses. Only few of the differences are significant, and they do not reveal any closer relationship between any two of them. All differences considered, it seems that **V** and **S** are closest to each other. **C** is the oldest, but **V** and **S** do not derive from it, because only **C** omits lines 235–236. The youngest, **S**, is probably not a descendant of **V**, because it does not repeat its *lacunae*.⁶

As **C** is the oldest witness and, as far as we know, may derive most directly from Janus' own notes, I have given special attention to its readings. **V** has the greatest number of the copyist's errors. **S** is problematic, because we do not know whether Sambucus made emendations.

Despite its venerable age, Teleki's edition needs only some few corrections, and I have not made any emendations of my own. In eight cases I preferred the readings of other witnesses than **S** used by Teleki and twice rejected Teleki's emendations:

4 ueterum Lodouice parentum **C** sobolis Lodouice uetuste **V** sobolis Ludouice vetustae **S**

The reading of **C** differs quite much from **VS**. As my principle is to favour the readings of **C**, I have adopted it. **C** might represent a second redaction by Janus, as it seems improbable that *suboles vetusta* (not very clear expression itself) would be a copyist's mistake.

almost hundred years later by J. ÁBEL in his *Adalékok a humanizmus történetéhez Magyarországon*. Budapest 1880.

⁴ The manuscript is heterogeneous. The earliest parts are from the 15th century, there is one printed text from 1511, the rest, handwritten, is datable to the years 1530–1540, according to the watermarks. *Carm. Gonz.* may have been copied earlier than that, because the watermark in ff. 112–117 is a mermaid, cf. Briquet 13884 (Rome 1501). The copyist's hand is the same as on ff. 59–66; the watermark is the same. The *terminus ante quem* is 1548, the year the owner of the manuscript, Angelo Colocci, died, and the manuscript was incorporated to the Vatican Library (cf. J. BIGNAMI ODIER: *La Bibliothèque Vaticane de Sixte IV à Pie XI*. Città del Vaticano 1973 [Studi e testi 272], p. 46 and n. 30).

⁵ According to J. HORVÁTH (*Irodalomtudományi Közlemények* 78, 1974, p. 594) the manuscript was written on the order of Osvát Thuz, bishop of Zagreb. The bishop was an adversary of king Matthias, and he gave Janus refuge in Medvevár after the unsuccessful rebellion of 1471. According to Horváth, it is possible that one of the models of the manuscript were Janus' own notes. Cs. CSAPODI (*A Janus Pannonius-szöveghagyomány*, Budapest 1981 [Humanizmus és reformáció 10], p. 32), however, does not see in the manuscript any organised collection nor a copy of some earlier manuscript, but Janus' personal notes that he was working with. The latest year mentioned in the manuscript is 1470 (f. 54^v), and the watermarks (cf. CSAPODI, op. cit. pp. 31–32) point to that direction as well.

⁶ It is, however, possible that Sambucus' source manuscript is at least closely related to **V**, as we do not know where he has made emendations or supplements of the *lacunae*.

5 carmina V carmine CS

Teleki printed *carmine*, but added a footnote *forte leg. in carmina*. His emendation is justified by the correct reading that appears in V. Janus hardly construed the sentence as *fundere vires in aliquo*. Cf. also: *Non mihi Pegaseae veniunt in carmina vires / Ut possim tantos edere voce duces* (Ian. epigr. 2,20,11–12).

34 enituit CV innotuit S

Nothing prevents from choosing *enituit*, the meaning of which is quite the same as of *innotuit*. The latter reading, however, does not fit the metre if one does not consider *ui* a diphthong.

86 incola CV accola S

The word *incola* in the meaning 'dweller (by a river)' appears often enough in Classical literature (cf. *ThlL* VII, 975,1 s.v. *incola*). Some manuscripts of Claudian also read *Rubiconis amoeni / incola* (*carm. min.* 19,1–2), which was suspected to be a corruption of *accola* by Barth and by Koch.⁷

93 suos CV pios S

Even if *pios* is conform to Classical Latin grammar, it may be a conjecture by Sambucus. *Suos* as an equivalent of *eorum* is a common enough form in vulgar and medieval Latin, and it is often used by the humanists, also by Janus, cf. *paneg. Ren.* 361.

130 ut C et VS

The structure of the two sentences is coherent, and *ut* is well in place: *sumis (loca idonea castris ponendis)* (124), ... *ut ... subvectet* (125), *praebeat ut ...* (126); *Mox* (126) ... *claudantur ut* (128), ... *ut ... praecingat* (129), ... *efficis, ut ... munit* (130). All three activities in the second sentence belong to the building of the camp and are ruled by *efficis* (130). The following sentence *Prospicis et, ... ne occupet* (131), ... *neve intercipiat ...* (132) is concerned with another subject matter, the guarding of the camp.

178 uel C seu VS

The figure *sive ... sive ... vel ... vel ...* is quite balanced and nothing prevents from choosing *vel* instead of *seu*.

200 Oenidam CVS Oeniden Teleki

There is no need to emend the spelling *Oenidam* that appears in all witnesses.

235 modo V non S si Teleki

Modo is most probably the original reading: *non* is clearly wrong, probably a misreading of the abbreviation *mo'* or like. The passage may be construed [*si*] *modo*... 'If only Lachesis does not cut my iron thread of life...'. There is no need for an emendation.

236 rumpat V rumpet S

Instead of the future *rumpet* the subjunctive *rumpat* in the phrase *modo ... non rumpat*

⁷ The reading *incola* was accepted by J. B. HALL in his Teubner edition, *Claudii Claudiani carmina*. Leipzig 1985, p. 352. Cf. also S. AXELSON: *Studia Claudianea*. Upsaliae 1944, pp. 19–20.

2. PANEGYRICUS IN RENATUM

The only surviving manuscript witness of the poem is *Vat. Lat.* 2847, ff. 147–157, which contains the first 497 lines of the poem. The *editio princeps* – and the only existing edition so far – was made by J. Ábel.⁸ However, as J. Huszti already noted in 1934,⁹ though without providing any details, Ábel's edition contains a number of errors, probably due to the fact that he worked in a hurry and he had to base his final text on his notes only.¹⁰

The *siglum* V denotes the manuscript, V¹ corrections of the copyist, and V² corrections and supplements by a second hand, probably Colocci himself.

Before treating the details of the text, the question of the original length of the poem needs to be addressed. According to Ábel several folios of the manuscript had disappeared, but he did not venture an opinion on their number.¹¹ Huszti assumed that some folios had been lost before the second part was bound together with the folios containing the epigrams. Thus about 450 lines of the panegyric would be missing, deduced from the gap in the original folio numbering and from the fact that one page contains about 25 lines.¹² Huszti's theory is, however, erroneous, because there is no gap here in the original folio numbering. The original number of the last folio of *paneg. Ren.* is clearly 114, and the following f. 158 was originally 115, and not 125, which it might seem at first sight.¹³ Even if the manuscript had contained more folios before the folios were numbered for the first time, whole bifolia should have been lost, as there is no sign of ripped folios between f. 157 and 158. No lacuna can be discovered on the other side of the gathering, either. It would seem probable that the end of the panegyric was never copied in the manuscript. The note *deest* at

⁸ ÁBEL, *op. cit.* in n. 3, pp. 131–144.

⁹ J. HUSZTI: *Humanista kézirati tanulmányok II. Angelo Colocci Janus Pannonius-tanulmányai. Acta Litterarum ac Scientiarum Regiae Universitatis Hungaricae Francisco-Josephinae. Sectio Philologica* 5, 1934, p. 65.

¹⁰ On Ábel and his work on Janus, cf. S. V. KOVÁCS: *Az újkori Janus Pannonius-filológia (Ábel Jenőről Huszti József)*, in: *Janus Pannonius (tanulmányok)*, ed. T. KARDOS, S. V. KOVÁCS. Budapest 1975, pp. 565–568; I. BORZSÁK: *Ábel Jenő*. Budapest 1981, pp. 85–92, 98ff.

¹¹ ÁBEL, *op. cit.* in n. 3, p. 20.

¹² J. HUSZTI: *Janus Pannonius és Anjou René*. Budapest 1929 (*Minerva-könyvtár* 23), p. 19 and n. 30; *Id.*: *Janus Pannonius*, Pécs 1931, p. 334 (n. 56). Huszti does not give the number of the missing folios, which he probably thought to be ten. 450 lines would need nine folios. On the last three folios of *paneg. Ren.* the number of lines on one page varies between 24 and 27, on the previous eight folios between 20 and 23. In the manuscript the *paneg. Ren.* is followed by *epith. Barb.*, short with 66 lines in the beginning and the dedication poem to Barbaro, in ten lines. This would make the missing part cover either at least eleven folios or reduce the number of the missing lines of *paneg. Ren.* to c. 350 lines.

¹³ The folio numbers 115 and 116 are written somewhat carelessly, but 117, 118 and 119 are unequivocal, whereas 120 is difficult to read. In fact, there are gaps in the original folio numbering. Fifteen folios are missing: between f. 75 and f. 76 originally ff. 18–20, f. 78/79 orig. f. 24, f. 85/86 orig. f. 32, f. 105/106 orig. ff. 53–56, f. 110/111 orig. ff. 62–64, f. 117/118 orig. f. 72, and just before the beginning of the *paneg. Ren.* f. 146/147 orig. ff. 102–103. They do not seem to form lacunae in the text, as the *verso* sides of the folios that are immediately before the lacunae are usually either empty or contain only a few lines. Presumably empty folios were ripped off for some purpose.

the end of f. 157^v, possibly written by Colocci, thus refers to the original condition of the manuscript and not to later physical damage.

As to the structure of the poem, the narrative seems almost complete, and only the final part of considerably fewer than 100 lines seems to be missing. The text breaks at the beginning of a battle scene. As the battle was won by René, it would make an honourable final to the panegyric, knowing that René's reign in Italy ended in a catastrophe.

Considering the fact that the panegyric is preserved only in one manuscript, we must propose one more possible solution to the problem of the missing lines. It is conceivable that the poem was never finished and delivered to René and that the only exemplar in existence was the incomplete text from which it was copied in our manuscript. Only new manuscript finds may cast light on the problem.

*

Ábel has corrected the text in many instances. He usually noted the emendations in footnotes, and I have accepted most of them. However, in the following cases there is no footnote documentation, and the readings of the manuscript are better in many instances. It seems that they are simply errors due to a hasty reading of the manuscript or sometimes even typographical in character.

1. The following emendations by Ábel, not documented in footnotes, are appropriate and do not need further comments:

1 sanguine V sanguine Ábel 52 deprehendere V deprendere Ábel 84 thethyas V Tethyos Ábel 105 collos V colles Ábel 243 Causibus V causis Ábel 256 Oportuna V Opportuna Ábel 390 rhodamus V Rhodanus Ábel.

2. The reading of the manuscript is correct:

13 te V se Ábel

Ábel's *se* is due to a misreading, as the structure *quo te ... concitet ardor* is unequivocal.

33 uisere V videre Ábel

The metrically unsuitable *uidere* instead of the perfectly correct *uisere* 'to look at' cannot be defended. Cf. *ut posset Gallum paulisper uisere regem* (388).

205 neu V non Ábel

Misreading by Ábel.

234 rexisse V rescisse Ábel

Nothing defends *rescisse* as the sentence 'And do not consider only the towns to be governed with justice' is unequivocal.

339 arni V arvi Ábel

The reading of the ms. is correct and makes better sense: the construction is *Hetrusci ... Arni* and not *ripis ... in arui* as in Ábel's edition.

360 reprehenderit V reppererit Ábel

An unnecessary correction, as the metrically flawless *reprehendere* is well attested in Classical poetry, cf. Hor. *sat.* 1,10,52. *epist.* 2,1,222 and many others.

413 in ualidis V invalidis Ábel

I prefer *ualidis* ... *armis* to *inualidis* ... *armis*, as there is no need to call the weapons invalid, when Atilius is already called *prorsus inutilis*.

437 recessit V recepit Ábel

The reading of the manuscript is clear, and the correction is not plausible. Alfonso retreated far away, *procul* ... *recessit*.

438 Rem V Rom Ábel

An obvious printing mistake.

440 relicto V relictæ Ábel

The structure is clear: *relicto* ... *praesidio* and not *relictæ urbi*, which would leave *praesidio* hanging in the air.

463 ternas V ternos Ábel

Naturally *ternas* ... *cohortes* and not *ternos*.

464 Quas V Quos Ábel

As before: *cohortes*, *quas*...

470 deeste V deesse Ábel

Imperative *ne deeste favori* 'Do not neglect the favour...' makes much more sense than the infinitive. Cf. *ne trepidate* (467).

475 me V modo Ábel

There is no *o suprascriptum* which would make *modo* possible, and that leaves *me* with hastily written *e* more probable in the sentence *proprio* ... *me pellere regno*, which needs no emendation either.

491 perfringite V perstringite Ábel

Obviously a misreading, because there is no trace of the letter *t*, even if one liked to read *s* instead of *f*. The construction *perfringite turbam* is quite normal, and should not be changed.

492 penetremus V penetramus Ábel

The subjunctive after *dum* is not incorrect and should not be changed.

3. Furthermore, in the following thirteen cases Ábel has misinterpreted the text of the manuscript and marked them as conjectures.¹⁴ The words in question are to be read in the manuscript just as Ábel has emended them:

	MS. READING	MS. READING ACCORDING TO ÁBEL	CORRECTED BY ÁBEL
120	Liuius	Lucius	Livius
218	mores	moros	mores
220	uacarat	vocarar	vacarat

¹⁴ Cf. also **311** Campanus V, which Ábel read *Campanens*, and deservedly emended *Capaneus*.

266	cuneus	runcus	cuneus
284	perentis	parentis	peremtis
285	miles	viles	miles
288	depromere uires	depremere viros	depromere vires
293	ille	illi	ille
298	uictis	motis	victis
323	quirites	quiritos	Quirites
360	saxo	faxo ?	saxo
456	nitebat	nitebant	nitebat
459	christi V cristę corr. V ¹	Christe	cristæ

4. There are four lacunae in the manuscript, and they deserve some attention, as Ábel has proposed a supplement to each of them:

112 <iussis?> suppl. Ábel

Another possibility is *dictis*, cf. *paret Amor dictis carae genetricis* (Verg. *Aen.* 1,689), even if it caused a tautology with the repeated *dicta* in 114. I have not accepted Ábel's conjecture as it is not necessarily correct. Cf. *si iussu tangere patris* (Ian. *paneg. Marc.* 494).

140 <leænis> suppl. Ábel

Quite plausible, as the adjective *fulvus* appears most often with *leo* or *leaena* and the royal animal is here the obvious choice for the simile.

311 <orae?> suppl. Ábel

Quite plausible, as *ora* in the meaning 'region, land' is common in poetry. On *Phlegraeus* in Latin poets, cf. also: *Phlegraeis ... iugis* (Prop. 3,9,48), *Phlegraeis ... arvis* (Lucan. 4,597; Sil. 4,275); *Phlegraeis ... castris* (Aetna 42); *Phlegraeas ... pugnās* Val. Fl. 5,692); *Phlegraeis ... campis* (Ov. *met.* 10,151; Sil. 9,305–306).

378 <saucius> suppl. V²

Only this lacuna was emended by V². The word would fit well, if the subject were not *quae*, feminine singular (refers to *turma*). A possible supplement would be e.g. *praeceps*. Ábel accepted the supplement but without mentioning that it is not the original reading of V.

5. Finally, the new emendations.

The title of the poem is missing in the manuscript. The name under which it is generally known is given by Ábel. One could still note that *Panegyricus ad Renatum* would be more appropriate than *in Renatum*, as the latter preposition is usually used in invective poems, like Claudian's *in Rufinum*, *in Gildonem*, *in Eutropium*.

33 *primum* V *primus scripsi*

The abbreviation *primú* V is opened *primum* by Ábel, but the conjecture *primus* enhances the effect of the series *tu primus ... dignatus ... cepisti* (33) *tu*

primus ... miseratus ... dixisti (35). The meaning of *Tu primus* 'You (were) the first...' is clearer than *Tu primum*.

47 Et quę nam V Aeternam proposui

The ms. reading does not make sense. I propose the emendation *Ēternam*. The sentence would be: *olim quos fama perennis / Aeternam faciet caelo perducere vitam*, which would clarify the whole passage **44–47**. I suppose that Janus wants to say: "... I claimed that the Fates had favoured too much Antiquity, which had so many excellent men of probity, whose life will be prolonged by enduring fame in heaven". Cf. *Securam quicumque cupis perducere vitam* (Ps. Cato *dist.* 4 prol. 1; in some manuscripts also *semotam* and *deducere*, *producere*, *traducere*).¹⁵ The verb *perducere* is here almost the same as *producere* 'prolong' (cf. *ThlL* X,1, 1286,32–36 s.v. *perduco*; *OLD*, 1473 s.v. *produco* 10). Cf. also *ut liceat nobis tota perducere vita / aeternum hoc sanctae foedus amicitiae*. (Catull. 109,5–6). Parallel examples in Janus' poems: *Ut per multa tuam producant saecula vitam*, / *Quod possum superos, supplice voce rogo*. (Ian. *eleg.* 2,17,43–44). *Quod facere ut valeas, longaevam ducere vitam*, / *Dent tibi torquentes, ferrea fila Deae*. (Ian. *eleg.* 2,4,113–114). *Sed prius aeterno, qui colligat omnia nexu, / Orabo summum, supplice voce patrem; / Ut det coniugibus concordem ducere vitam*, / *Vos placido dictis ore favete meis*. (Ian. *eleg.* 2,15,87–90).

53 imitasset V mutasse(n)t scripsi

The verb is quite rare in the active form and it does not fit into the sentence.

The conjecture *mutassent* is palaeographically plausible and makes sense.

145 aberrat V abhorret scripsi

Aberrat cannot be right, as it makes little sense, and is not transitive verb at all.

It is probable that here we have a corrupt *abhorret* with the spelling *aborret*: "no, if the whale's womb rejects dolphins".

160 quidem V quiddam proposui

It is evident that *quidem* is not possible, since the second syllable cannot be short. The sense of the passage is not quite clear, but I am reluctant to make extensive changes. *Quiddam* might be right: 'some kind of sacred liquid'.

203 auras V aures scripsi

The meaning of the sentence is contrary to *vacuas ... in auras* 'into thin air', cf. *in vacuas senior vitam disperserat auras* (Sil. 9,167), as here the omen should be taken seriously. The figure *aures vacuae* 'Ears ready (or free) to listen' is not rare, cf. examples in *OLD*, 2002 s.v. *uacuu* 11 c: Lucr. 1,50; Hor. *epist.* 1,16,26; Ov. *met.* 12,56; Val. Max. 5,8,3. Also: *in vacuas aures verba timentis eant* (Ov. *am.* 3,1,62); *in medium vacuas referamus ad aures* (Ov. *met.* 4,41). Cf. also *Virtutis monitus dociles instillat in aures* (Ian. *epith. Barb.* 125).

211 o tuis V ocuis scripsi

The beginning *O tuis* seems forced to me, as the acclamation is not in place in the middle of the regent's list of duties, and is metrically awkward. The pal-

¹⁵ Cf. M. BOAS in *Disticha Catonis*, recensuit et apparatu critico instruxit Marcus BOAS, opus post Marci Boas mortem edendum curavit H. J. BOTSCHUYVER. Amsterdam 1962, pp. 190–191.

aeographically plausible emendation *ocius indulge miseris* also makes the command more urgent. (On *ocius* with imperative, *ThlL* IX, 415,1ff. s.v. *ocius*). Cf. also *Servorum culpa cum te dolor urget in iram, / Ipse tibi moderare, tuis ut parcere possis* (Ps. Cato *dist.* 1,37).

243 metum V Met(t)um *supplevi*

Metum would give a curious form of the name *Mettus*, which is used in poetry for *Mettius*, cf. Verg. *Aen.* 8,642 and Serv. *ad loc.*

259 uigilet V uigile(n)t *supplevi*

Plural is needed in *vigilent ... vicissim*, as the subject is (*excubiae*) *quae*. Cf. Ian. *carm. Gonz.* 137.

329 uera V vere Ábel uero *scripsi*

The manuscript is wrong here, but the correction *vere* is not good either. I find *vero* here better as it is enforcing *praecipue vero*.

331 leniorem V leuiorem *scripsi*

Leniorem would violate the metre, and it is improbable that Janus would have written *leniorem* with short *e*; the change to the palaeographically close *leviorem* goes well with *poenam*. On *poena levis*, cf. *ThlL* VII,2, 1214,21–33 s.v. *levis*; also: Ov. *met.* 10,698.

455 insecte V infectae *scripsi*

'The spears, darkened by the clouds high in the sky, stood like maimed forest.' The verb *inficere* in the meaning 'darken' is used also of clouds, cf. *ThlL* VII,1, 1412,60–63 s.v. *inficio*: (*Tisiphone*) *adsuetaque infecit nube penates* (Stat. *Theb.* 1,124). *Insecare* 'cut in, wound by cutting' does not fit in here.

460 argutis V angu(s)tis *scripsi*

To have *argutis* as an attribute to *habenis* is quite improbable. Therefore I propose *angustis*, as the figure is probably taken from *hic placet, angustis quod equum compescit habenis* (Tib. 1,4,11). Cf. also *argutus* correctly in the meaning 'sharp, witty': *argutam ... Viennam* (Ian. *paneg. Guar.* 481), *Argutos ... nervos* (Ian. *paneg. Guar.* 1040).

476 Scilicet V Sit licet *scripsi*

Since the lines 476–477 belong together with the following lines 478–479, *scilicet* cannot be correct, as it would link the lines 476–477 to the previous sentence. The figure is: *sit licet huic ... favebit [et] ... hunc ... tutabitur ...; sit licet in castris ..., [sed] haud formido tamen!* 'Let it be, that he (Alfonso) is favoured by Mavors and Enyo herself, and protected by the fierce Pallas with her terrible aegis, let there be more soldiers in their camp, there is no reason for fear'.

In addition to the emendations one might also ask whether Ábel's and Teleki's decision to modernize the spelling is worth following in the new edition. If one considers that the original spelling is worth conserving, due to its value from the cultural historical point of view, the *paneg. Ren.* presents a single case: it is only preserved in one manuscript.

The practices of the editors are quite varied,¹⁶ but as none of the manuscript witnesses can be said to represent Janus' own spelling, it seems not to be absolutely necessary to reproduce any copyist's spelling in the printed text. The modernized spelling might be best defended by the fact that it makes the reading of the poem much easier for the majority of the public that is not familiar with medieval Latin, if the spelling variants of spelling are thoroughly documented in a special chapter in the introduction.

The concepts of "modernized spelling" or "classical orthography" are not unproblematic and clear, especially when they are applied to details of the text,¹⁷ and would need a special treatment, which is not the scope of this article.

University of Helsinki

Kannuskatu 3 H 117

FIN-20880 TURKU

e-mail: pekka.tuomisto@helsinki.fi

¹⁶ I recall to J. IJSEWIJN'S considerations on the matter in his fundamental work *Companion to Neo-Latin Studies*, Amsterdam–New York–Oxford 1977, pp. 224–225: "The spelling in humanist texts is an awkward problem because even autograph copies display startling inconsistencies... Editors do not follow a common policy: some of them prefer a radical uniformisation according to classical standard orthography, and perhaps this is wise. Certainly, a distinct medieval flavour is lost, but whether this really matters is questionable: the strongest argument in favour of medieval spelling, its undeniable importance for the rhyme in poems (*ae* = *oe* = *e*) is not valid for humanist poetry... Also, classical standard orthography makes reading and considering the texts easier ... and this is certainly important in this age of the dwindling knowledge of Latin even among the best scholars."

¹⁷ E.g. *carm. Gonz.* 218 has *uendicat* in all witnesses. Teleki emended it to *vindicat*, which is correct according to the rules of the "classical orthography", but it is evident that Janus himself used the medieval form that is influenced by Italian. Similar cases are frequent in both panegyrics.

ERNST VOGT

STUDIUM IN TÜBINGEN 1951/52

Wo der Mensch im Leben hergekommen, die Seite von welcher er in ein Fach hereingekommen, läßt ihm einen bleibenden Eindruck, eine gewisse Richtung seines Ganges für die Folge, welches natürlich und nothwendig ist.

Goethe, Verschiedene Bekenntnisse

Stefan Borzsák, dem diese Zeilen in freundschaftlicher Verbundenheit zugeeignet sind, hat vor einigen Jahren anschaulich und eindrucksvoll seine als junger Student unternommene Studienreise nach Tübingen und seine Begegnung mit Otto Weinreich geschildert.¹ So mag denn an dieser Stelle dem Tübingen des Sommers 1934 das Bild von Stadt und Universität zur Seite treten, wie ich sie im Winter 1951/52 und im Sommer 1952 erlebt habe. *Eheu fugaces, Postume, Postume, labuntur anni...*

Im Mai 1950 hatte ich neunzehnjährig das Studium in Bonn aufgenommen, zunächst noch Klassische Philologie und Jura miteinander verbindend, um mich dann bald ganz für die Altertumswissenschaft in allen ihren Zweigen (Klassische Philologie, Archäologie, Alte Geschichte, Papyrologie, Indogermanistik) zu entscheiden, daneben aber auch, die vielfältigen Möglichkeiten eines noch nicht durch starre Studienordnungen eingeengten Studiums nutzend, an philosophischen, theologischen und germanistischen Lehrveranstaltungen teilzunehmen.²

Nach drei Semestern – die Proseminare und die Stilübungen der Unterstufe hatte ich absolviert – schien mir ein zeitweiliger Wechsel des Studienortes sinnvoll, und mein Vater, der seine juristische Ausbildung selbst an zwei Universitäten, in Berlin und in Greifswald, erhalten hatte, gab mir die Möglichkeit dazu. Schon in dem vorzüglichen Griechisch- und Lateinunterricht, den ich in der Oberstufe bei dem damaligen Direktor des Duisburger Landfermann-Gymnasiums Bernhard Kock, dem langjährigen Vorsitzenden und Ehrenvorsitzenden des Deutschen Altphilologen-Verbandes, genossen hatte (er hatte bereits den Primaner zu einer DAV-Tagung mitgenommen), waren wir mit der neueren philologischen Literatur, u. a. mit den Arbeiten von Werner Jaeger, Bruno Snell und Wolfgang Schadewaldt, bekannt gemacht wor-

¹ ST. BORZSÁK: Otto Weinreich (1886–1972): Erinnerungen an Klassische Philologen, gesammelt und unter Mitarbeit von U. DUBIELZIG hrsg. von W. SUERBAUM: Eikasmos 4, 1993, 373–377.

² Zum Studium in Bonn zu Anfang der 50er Jahre vgl. meine Gedenkrede auf Willy Schetter: In memoriam Willy Schetter (Alma mater. Beiträge zur Geschichte der Universität Bonn 83), Bonn 1997, 27–34.

den. Ich schwankte zwischen Hamburg und Tübingen. Den Ausschlag für die schwäbische Universitätsstadt gab schließlich das durchgehend hohe Niveau der Besetzung in den mich besonders interessierenden Fächern. Mit (um nur einige wenige Namen zu nennen) Wolfgang Schadowaldt, Otto Weinreich und Walter F. Otto (den 28jährigen Dozenten Walter Jens nicht zu vergessen!) in der Klassischen Philologie, Bernhard Schweitzer in der Archäologie, Joseph Vogt in der Alten Geschichte, Hans Krahe in der Indogermanistik (sein Assistent war Helmut Rix), mit Hermann Schneider, Paul Kluckhohn und Friedrich Beißner in der Germanistik (außerplanmäßige Professoren waren meine späteren Münchener Kollegen Hugo Kuhn und Friedrich Sengle), mit Eduard Spranger und Gerhard Krüger in der Philosophie, Helmut Thielicke in der Evangelischen Theologie, Carlo Schmid im Völkerrecht und vielen anderen war Tübingen eine Hochburg der Geisteswissenschaften und von ungewöhnlicher Anziehungskraft.

Im Anschluß an eine unter Leitung des Bonner Assistenten Heinrich Heusch mit einigen Kommilitonen unternommene Italienexkursion, meine erste größere Auslandsreise, fuhr ich nach Tübingen, um mir ein Zimmer zu suchen, schon damals kein ganz einfaches Unterfangen. Freilich, Tübingen war noch nicht „die Stadt von heute, mit ihren Hochhäusern rings auf den Hügeln“³. In den Weingärten verbrannten die 'Gögen'⁴ ihre alten Rebstöcke, und ein mir unvergeßlicher Dunst erfüllte die Luft mit beizendem Geruch. Die ‚Bude‘ die ich fand, lag oberhalb von Tübingen in dem Vorort Lustnau in der Eichhaldenstraße 30 und wurde von einer rundlichen und freundlichen Frau Nißler vermietet. Die Lage bedeutete zwar einen etwa halbstündigen Fußweg in die Stadt (jedenfalls im Winter – im Sommer konnte wenigstens streckenweise das Fahrrad benutzt werden), aber dafür war die Miete ausgesprochen günstig (wenn ich mich richtig erinnere, waren es 30,- DM). Der winzige, halb im Souterrain gelegene Raum (dafür besaß er einen eigenen Zugang) verfügte nicht einmal über fließendes kaltes Wasser, sondern lediglich über eine Wasserschüssel mit Kanne, von einer Möglichkeit für andere Bedürfnisse, für die es allein das berühmte Häuschen mit Herz im Garten gab, ganz zu schweigen. Das Anwesen war noch nicht an die Kanalisation angeschlossen, und wenn in gewissen Abständen die Jauchegrube ausgehoben wurde, so lag tagelang ein unbeschreiblicher Duft über dem Gelände. Immerhin gab es – für den kalten Winter unerlässlich – ein heizbares Kanonenöfchen.

³ W. JENS: Eine deutsche Universität. 500 Jahre Tübinger Gelehrtenrepublik. München 1977, 349. „Tübingen besitzt alle Nachteile einer Großstadt, ohne deren Vorzüge zu besitzen“ sagte Richard Kannicht mir später einmal, als er mich von Pfrondorf durch die völlig verstopfte Innenstadt zum Bahnhof fuhr.

⁴ In der früheren Oberamtsbeschreibung heißt es über den Gögen: „Bekanntlich ist der Tübinger Weingärtner ein *ens sui generis* und als solcher nicht recht definierbar. Von ausnehmend hartem Stoff, repräsentiert er in der Arbeit nahezu eine mittlere Pferdekraft, ermangelt aber dafür aller jener Gefühle, die man unter dem Begriff Pietät zusammenfaßt. Den Geist der Zeit hat er in seiner Weise glücklich aufgefaßt, denn er steigert seine Ansprüche an die Gesellschaft, legt aber außerordentliche Empfindlichkeit gegen die Ansprüche an den Tag, welche andererseits an ihn gemacht werden wollen. Stoff und Form wußte er gegen den Schlfiff der Zeit mit solchem Erfolg zu wahren, daß man oft glauben möchte, es sei zwischen seinem Wohnsitz, der unteren Stadt, und dem Musensitz in der obern nicht etwa eine chinesische Mauer, sondern ein breites Hochgebirge herübergepflanzt.“ (Zitiert in: Alt=Tübingen. Ein Stadtbild von M. LANG mit vierzig Zeichnungen von O. Ubbelohde. Tübingen 1920, 10.)

Ein Zentner ‚Eßnußkohlen‘ kostete einer zwischen meinen Vorlesungsmitschriften zufällig erhalten gebliebenen Rechnung der Kohlenhandlung Riekert zufolge 5,25 DM. Die Mensa im Adolf-Schlatter-Haus am Hang des Österberges bot für 50 Pfennige ein einfaches Mittagessen.

Rektor der Universität Tübingen war im Wintersemester 1951/52 noch der Systematische Theologe Helmut Thielicke⁵, eine Persönlichkeit von außergewöhnlicher Ausstrahlung, der nicht zuletzt mit seinen ‚Diskussionsstunden des Rektors‘ und mit seiner ‚Sprechstunde für die Studenten‘ sein besonderes Verständnis für die drängenden Probleme der Studierenden bekundete. Dem vom Akademischen Berufsamt der Universität herausgegebenen ‚Tübinger Hochschulführer für das Jahr 1951/52‘ hatte er ein Vorwort vorausgeschickt, aus dem einige Sätze zitiert seien, weil sie etwas von dem Gefühl vermitteln, mit dem wir damals, wenige Jahre nach Kriegsende, studierten, aber auch, weil sie mich lebenslang wie eine Mahnung begleitet haben: „Ich wünsche Ihnen, meine lieben Commilitonen, daß Sie ... einen Sinn und ein Gespür gewinnen für die Rangstufe der Fragen, die Ihnen aufgegeben sind: Vergessen Sie ... nicht, daß in Wahrheit der Sinn Ihres Lebens und Ihrer Arbeit zur Diskussion steht, und daß eine Generation von Commilitonen, die genau so alt war wie Sie selbst, vor kurzem in den Zonen des Todes gelebt hat oder darin geblieben ist. Hinter jedem von Ihnen steht ein gefallener Kamerad. Das sollte man den Fragen anspüren, mit denen Sie sich beschäftigen, und das sollte den Ernst bilden bei allem Spiel, das wir Ihnen von Herzen gönnen.“

Das Philologische Seminar befand sich damals in der ‚Alten Aula‘ in der Münzgasse 30, wo auch die Germanisten, die Historiker und die Kunsthistoriker residierten. Direktoren waren Wolfgang Schadewaldt und Otto Weinreich. Dazu kamen die Dozenten Jürgen Kroymann und Walter Jens, der Assistent Günther Wille und als Gastprofessor Walter F. Otto.

Im Wintersemester 1951/52 las Schadewaldt dreistündig ‚Odyssee‘ im oberen Hörsaal der Alten Aula – mit seinem Blick auf Hölderlinturm und Platanenallee von Walter Jens als der schönste Hörsaal in Deutschland bezeichnet.⁶ Im Mittelpunkt der Vorlesung, die im Sommersemester neben einem Pindarkolleg fortgeführt wurde, stand, nach einer ausführlichen Behandlung der Homerischen Frage, die Interpretation des Werkes als eines Heimkehrgedichtes sowie die Herausarbeitung des Anteils zweier Dichter an der uns erhaltenen Odyssee, eines mit dem Iliasdichter gleichgesetzten A-Dichters und des für eine etwas jüngere Bearbeitung verantwortlichen B-Dichters, die in griffigen Antithesen einander gegenübergestellt wurden („A erntet die Früchte der Erde, B kauft im Gewürzladen ein“) – eine Auffassung, die Schadewaldt andeutungsweise zuerst in dem 1946 von Peter Suhrkamp herausgegebenen

⁵ In seinen Erinnerungen hat Thielicke die Vorgeschichte seiner im Februar 1951 außer der Reihe erfolgten Wahl zum Rektor sowie die Geschichte seines Rektorates selbst erzählt: H. THIELICKE: Zu Gast auf einem schönen Stern. Hamburg 1984, 264–280 („Rektor der Eberhard-Karls-Universität und Präsident der Rektorenkonferenz“). Zum Tübingen der späten 40er und der frühen 50er Jahre vgl. das ganze Kapitel ‚Die Tübinger Jahre 1945–1954‘, ebd. 213–280.

⁶ Vgl. O. WEINREICH: So nah ist die Antike. Spaziergänge eines Tübinger Gelehrten. Bearbeitet von U. KLEIN. München 1970, 97.

‚Taschenbuch für junge Menschen‘⁷ und sodann im Nachwort seiner Werner Jaeger zum 70. Geburtstag gewidmeten Odyssee-Übertragung⁸ vertreten und schließlich in einem Sitzungsbericht der Heidelberger Akademie der Wissenschaften⁹ näher begründet hat. Unverkennbar war dabei das Bemühen, die eigene Position nicht als einen völligen Neueinsatz, sondern als die konsequente Weiterführung von Ergebnissen älterer Forscher, vor allem von Wilamowitz, Peter Von der Mühl und Friedrich Focke, erscheinen zu lassen, so wie er sich ja auch stets dagegen gewehrt hat, in der Iliasforschung als Unitarier zu gelten, und nachdrücklich darauf bestand, er sei „Analytiker mit unitarischem Ergebnis“. Freilich wollte einigen von uns die Sicherheit, mit der Schadewaldt seine These vertrat, nicht recht einleuchten, so wenn er etwa eine Häufung von γ und ρ für den B-Dichter in Anspruch nahm. Walter Jens, dem wir einmal von unseren Zweifeln sprachen, sprang daraufhin mit der für ihn bezeichnenden jugendlichen Behendigkeit auf eine Hörsaalbank, ließ sich eine von Schadewaldt eindeutig dem A-Dichter zugewiesene Stelle nennen und las die Verse nun mit starker Betonung der Eingangsgutturale, um sodann zu urteilen „eindeutig B-Dichter“ und damit jedenfalls dieses Kriterium Schadewaldts ad absurdum zu führen.

Bei Walter Jens hörte ich in meinen beiden Tübinger Semestern zweistündige Vorlesungen über ‚Platon und die Dichter‘ und über ‚Die vorsokratische Philosophie‘. Im Winter 1951/52 machte ich bei ihm den Lateinischen Mittelkurs über Ciceros Laelius de amicitia mit, der wie selbstverständlich mit Platons Lysis begann und die gesamte antike Freundschaftslehre behandelte. Zusammen mit seiner Frau Inge öffnete Jens uns auch seine Wohnung in der Schloßbergstraße 15. Da lernten wir ihn dann von einer ganz anderen Seite kennen: wir saßen und diskutierten unter den Schauspielerporträts von Rosemarie Clausen, mit denen die Wände bedeckt waren, und gewannen einen Einblick in das Entstehen seines Romans ‚Vergessene Gesichter‘, jenes Romans, der in der Schilderung des Alterns und Sterbens von Schauspielern dem Maskenspiel des Lebens auf der Spur ist.

Völlig anders als die Kollegs Schadewaldts waren die Lehrveranstaltungen seines engsten Kollegen Otto Weinreich angelegt. In ihrer Stofffülle und Gelehrsamkeit erinnerten sie mich stark an meinen Bonner Lehrer Hans Herter, der ja mehrere Jahre hindurch Weinreichs Tübinger Kollege gewesen war und der ihn in seinem Nachruf umfassend gewürdigt hat.¹⁰ „Immer fußte er auf einer Fülle von Zeugnissen“, sagt Herter von ihm und nennt ihn einen der eifrigsten Leser seiner Zeit, der in seinem ausgeprägten Kontinuitätsbewußtsein die Motive gerne in die nachantike Zeit bis hin zur Gegenwart verfolgte. So erinnere ich mich etwa, daß er zu der ‚verkleideten Ka-

⁷ W. SCHADEWALDT: Die Heimkehr des Odysseus: Taschenbuch für junge Menschen. Hrsg. von P. Suhrkamp, Berlin 1946, 177–224.

⁸ Homer, Die Odyssee. Übersetzt in deutsche Prosa von W. SCHADEWALDT, Hamburg 1958, 327–331.

⁹ W. SCHADEWALDT, Neue Kriterien zur Odyssee-Analyse: Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosoph.-histor. Klasse, Jahrgang 1959. 2. Abhandlung, Heidelberg 1959.

¹⁰ H. HERTER, Otto Weinreich †: Gnomon 45, 1973, 97–101 (mit Photo). Vgl. auch die o. Anm. I zitierte lebensvolle Würdigung Weinreichs durch ST. BORZSÁK.

lenderangabe' zu Beginn von Senecas *Apocolocyntosis* auf den Eingang von Robert Musils Roman ‚Der Mann ohne Eigenschaften‘ hinwies.¹¹ In seiner Horazavorlesung erregte er einmal große Heiterkeit unter seinen Hörern, als er eine Parallele aus dem Katalog einer Pariser Automobilausstellung beibrachte.

Ein besonderer Anlaß bot uns Tübinger Studenten die Gelegenheit, den hochmusikalischen Weinreich¹², den Sohn eines Karlsruher Kammermusikers, auch als Sänger zu hören. Wolfgang Schadewaldt hatte einen Ruf an die Universität Basel erhalten und sich zum Bleiben in Tübingen entschlossen. Das wurde mit einem Seminarfest gefeiert. Es war bewegend, wie der weit über sechzigjährige Weinreich an diesem Abend mit seinem ausdrucksvollen Bariton eine Reihe von Schubertliedern vortrug.

Otto Weinreich wohnte viele Jahrzehnte hindurch in der Melanchthonstraße 24. Von hier aus trat er seine ‚Spaziergänge eines Tübinger Gelehrten‘ an, in denen er den Spuren des Altertums im Tübinger Stadtbild nachging und die dann unter dem Titel ‚So nah ist die Antike‘ im Druck erschienen.¹³

Der Donnerstag war, an die alte Tradition des Tübinger *dies academicus* anknüpfend, *dies universitatis*. Er wurde von Fachvorlesungen möglichst freigehalten, stand im Zeichen der *universitas litterarum* und sollte der Orientierung der Studierenden über die Grenzen des Fachstudiums hinaus dienen. An diesem Tage las der nahezu achtzigjährige Walter F. Otto mit pechschwarzen Haaren (es hieß, er ließe sie sich färben) und leuchtenden Augen vor einem großen Auditorium begeistert und begeisternd ein *Publicum* über die griechische Tragödie. Bei dem gleichen Walter F. Otto machte ich in kleinstem Kreise eine Veranstaltung über Plautus und die altrömische Komödie mit Interpretationen des *Amphitruo* mit, in der der wortgewaltige Kunder griechischer Tragik nicht wiederzuerkennen war: hier kam der hochgelehrte ehemalige Mitarbeiter des *Thesaurus linguae Latinae* zu Wort, und ich kann noch heute keines seiner Bücher zur Hand nehmen, ohne auch dieses anderen, viel zu wenig bekannten Otto zu gedenken und mich über die Vielgestaltigkeit seiner Natur zu wundern.

Auf weitere meiner Tübinger Lehrer (natürlich hatte ich meinen Stundenplan völlig überladen) kann ich hier nur noch knapp eingehen. Unter den Philosophen war Eduard Spranger, dessen ‚Psychologie des Jugendalters‘ mir schon auf dem Gymnasium im schwierigen Prozeß der Selbstfindung geholfen hatte, mich selbst besser zu verstehen, die überragende, wissenschaftlich wie menschlich in gleicher Weise faszi-

¹¹ Das erste Buch von Musils Roman ist 1930 erschienen, und schon 1937 hatte WEINREICH, wie ich erst später sah, in seinem Beitrag ‚Phoebus, Aurora, Kalender und Uhr‘ auf die Ähnlichkeit von „Struktur und Funktion im Werkbeginn“ aufmerksam gemacht. WEINREICHs materialreicher Aufsatz ist heute bequem im III. Band seiner von G. Wille unter Mitarbeit von U. KLEIN herausgegebenen *Ausgewählten Schriften* greifbar (Amsterdam 1979, 5–35) – zugleich als ein eindrucksvoller Beleg für Weinreichs Belesenheit auch in der Weltliteratur der Neuzeit.

¹² Vgl. HERTER (Anm. 10) 98 und 100 f. Der IV. Band von WEINREICHs *Ausgewählten Schriften* (Amsterdam 1975) enthält seine 1909–1960 erschienenen Schriften zur Musikwissenschaft sowie seine für die ‚Tübinger Chronik‘ und das ‚Schwäbische Tageblatt‘ geschriebenen Konzertkritiken.

¹³ O. WEINREICH, *So nah ist die Antike. Spaziergänge eines Tübinger Gelehrten*. Bearbeitet von U. KLEIN, München 1970. Vgl. auch die Ergänzungen zu dem Buch in: *Ausgewählte Schriften* III. Unter Mitarbeit von U. KLEIN hrsg. von G. WILLE, Amsterdam 1979, 473–532.

nierende Gestalt. Seine Übung über kleine Schriften zur Philosophie der Geschichte gab eine glänzende Einführung in die Geschichtsphilosophie von Kant über Herder, Schiller, Hegel und Nietzsche bis hin zu Spengler und Toynbee (übrigens mit ausführlicher Behandlung auch der Marx-Engels'schen Position).

Friedrich Beißner begann seine Einführung in das Studium der neueren deutschen Philologie mit einem Hinweis auf das Lutherwort „Die alten Sprachen sind die Scheiden, in denen die Messer des Geistes stecken“ (dem Klassischen Philologen klangen die Ohren) und machte damit klar, auf wie strenger Grundlage seine Philologie ruhte. Er arbeitete damals schon seit längerem an seiner großen kritischen Höllderlin-Ausgabe. In Erinnerung geblieben ist mir auch seine Kritik an Max Brods allzu eigenmächtigem Umgang mit dem Nachlaß Kafkas. In seiner Faustvorlesung im unteren Hörsaal der Alten Aula versäumte er nicht, darauf hinzuweisen, daß Goethe im September 1797 anläßlich seines Aufenthaltes in Tübingen als Gast des Verlegers Johann Friedrich Cotta diesem Raum einen Besuch abgestattet habe. Aus Felix Genzmers Vorlesung über die Eddadichtung sind mir noch heute seine mit kräftiger Stimme zitierten Edda-Übersetzungen¹⁴ im Ohr:

Wachse nicht, Wimur, da zu waten mich's drängt
nach der Riesen Reich!

Wisse, wenn du wächst, so wächst mir Asenkraft,
wie der Himmel so hoch!

Der katholische Neutestamentler Karl Hermann Schelkle (ein Schüler übrigens von Weinreich und Herter) erklärte zu Beginn seiner Vorlesung über das Johannes-evangelium zu meiner größten Überraschung, der einzige Kommentar, mit dem es sich auseinanderzusetzen lohne, sei der von Rudolf Bultmann, und gab damit (im Jahre 1952!) ein erstaunliches Zeichen ökumenischer Unbefangenheit. In der Evangelischen Theologie erregte der Dozent für Neues Testament Ernst Fuchs, ein radikaler Bultmannianer, dadurch Aufsehen, daß seine vierstündige Einleitung in das Neue Testament morgens von 7 bis 8 Uhr stattfand. Auf Beschwerden von studentischer Seite antwortete er ungerührt, wenn er in der Frühe Arbeitern auf dem Weg zu ihrer Arbeitsstätte begegne, dann könnten ja wohl auch Studenten zu dieser Stunde in der Vorlesung erscheinen.

Gegen Ende meines ersten Tübinger Semesters, in dem ich einen griechischen Mittelkurs bei Jürgen Kroymann über Aischylos' Perser und den schon genannten lateinischen bei Walter Jens über Ciceros Laelius besucht hatte, ließ ich mir von Schadewaldt ein Thema für eine Hauptseminaraufnahmearbeit geben. Er empfahl mir eine Untersuchung der ‚Vorstellungsformen und Ausdrucksformen des Schreckens bei Homer‘, mit der ich dann zum Sommersemester 1952 in das Philologische (Haupt-)Seminar aufgenommen wurde. Die Bearbeitung dieses Themas sollte übr-

¹⁴ K. SCHIER hat in seiner Neuausgabe von ihnen als „einem kaum übertreffbaren Meisterwerk“ gesprochen: Die Edda. Götterdichtung, Spruchweisheit und Heldengesänge der Germanen, übertragen von F. GENZMER. Eingeleitet von K. SCHIER, München 1995, 24. Vgl. auch ebd. 9: „Zum ersten Mal war es einer deutschen Edda-Übersetzung gelungen, nicht nur den Wortlaut des Urtextes ins Deutsche zu übertragen, sondern etwas von Geist und Atmosphäre der altnordischen Vorlagen lebendig werden zu lassen.“

gens insofern noch Folgen haben, als die Aufnahmearbeit für das Bonner Hauptseminar in lateinischer Sprache abzufassen war und ich die größte Mühe hatte, meine Ausführungen in ein passables Latein zu transponieren. Es war gewiß nicht unverdient, wenn Walter Kranz an einer Stelle am Rande anmerkte: „Latein der Dunkel-männerbriefe!“, und ich fand die Auffassung meines Lehrers Herter bestätigt, was man nicht lateinisch ausdrücken könne, lasse entweder die nötige Sprachkompetenz vermissen oder sei noch nicht klar genug durchdacht. Während Weinreich im Seminar Petron behandelte, galt Schadewaldts Seminar Platons Apologie, wobei vor allem die rhetorischen Elemente der Schrift sowie, in Anknüpfung an Erwin Wolff, aber auch in Auseinandersetzung mit ihm, ihr philosophischer Gehalt herausgearbeitet wurden.

Am besten konnte man Schadewaldt in seinem am Mittwochabend abgehaltenen Colloquium kennenlernen, in dem er sich, ohne den äußeren Anforderungen der regulären Lehrveranstaltungen gehorchen zu müssen, ganz entfalten konnte. Im Winter 1951/52 ging es dort um ‚Hölderlin und Homer‘, im Sommer 1952 um ‚Antike und moderne Tragik‘. In diesem Colloquium, in dem ich das Referat über Max Kommerells Buch ‚Lessing und Aristoteles‘ übernommen und mich dabei insbesondere mit Corneilles ‚Trois discours‘ auseinanderzusetzen hatte, entwickelte Schadewaldt die Grundzüge seiner wenige Jahre später im Hermes erschienenen Abhandlung über die aristotelische Tragödiendefinition.¹⁵ Denkwürdig war die Veranstaltung aber auch durch die von auswärts zu ihr eingeladenen Gäste. Bis tief in die Nacht hinein diskutierten wir mit Albin Lesky den Begriff des Tragischen und mit Helmut Thielicke die Möglichkeit einer christlichen Tragik, hier trug Kurt von Fritz seine Gedanken über tragische Schuld und poetische Gerechtigkeit vor, die er dann zunächst in der Zeitschrift ‚Studium Generale‘ und später in seinem Buch über antike und moderne Tragödie veröffentlicht hat.¹⁶ Durch Gastvorträge lernten wir darüber hinaus Karl Reinhardt und den wegen seiner Vielseitigkeit von Schadewaldt in seiner Einführung als ἐκατόγχευρ gewürdigten Richard Harder kennen.

Natürlich wanderten wir auch, wie Stefan Borzsák und so viele andere, zur Wurminger Kapelle und besuchten die alte Zisterzienserabtei Bebenhausen, unternahmen aber auch Fahrten in den weiteren süddeutschen Raum. Von zwei dieser meist mit dem Fahrrad unternommenen größeren Reisen (eine dritte führte mit Fahrrad und Zelt an den Bodensee, vor allem zur Birnau) sei hier abschließend kurz berichtet.

Martin Heidegger hatte seine Lehr- und Vortragstätigkeit nach dem Kriege noch nicht wieder unbeschränkt aufnehmen können. Seine Freiburger Rektoratsrede von 1933 war unter den Studierenden damals kein Thema – Thema war sein Hauptwerk ‚Sein und Zeit‘, das uns tief erregt hatte (von Walter Jens hieß es – oder teilte er selbst es uns mit? –, er habe in der Todtnauberger Hütte Einblick in das Manuskript des – nie erschienenen – zweiten Teiles nehmen können). So beschlossen

¹⁵ W. SCHADEWALDT: Furcht und Mitleid?: Hermes 83, 1955, 129–171.

¹⁶ K. VON FRITZ: Tragische Schuld und poetische Gerechtigkeit in der griechischen Tragödie: Studium Generale 8, 1955, 195–227 und 229–232; in erweiterter Form in: K. VON FRITZ, Antike und moderne Tragödie. Neun Abhandlungen, Berlin 1962, 1–112.

einige Freunde und ich, ihn zu einem Vortrag nach Tübingen einzuladen. Wir fuhren also nach Freiburg (unterwegs machten wir bei der Klosterkirche von Alpirsbach und ihrem romanisch-gotischen Kreuzgang Halt) und begaben uns zum Zähringer Röt buckweg 47, wo zunächst die über die Hausfront laufende Inschrift des Bibelwortes „Behüte dein Herz mit allem Fleiß, denn daraus gehet das Leben“ (Sprüche 4,23) unser besonderes Interesse fand. An der Haustüre wurde uns bedeutet, Heidegger sei an einer Bronchitis erkrankt und könne uns nicht empfangen. Aber die gütige, mütterlich wirkende Elfride Heidegger hatte Mitleid mit den aus Tübingen unerwartet hereingeschnittenen Besuchern, die ihre Mission so dringlich machten, und ließ uns zu ihrem Manne vor. Heidegger empfing uns, mit roter Zipfelmütze zu Bette liegend (Assoziationen an den kranken Hölderlin und an Mörikes ‚Feuerreiter‘ stellten sich ein), auf dem Nachttisch Romano Guardinis kürzlich erschienene Schrift ‚Das Ende der Neuzeit‘, mit größter Freundlichkeit, stellte jedoch, als wir unser Anliegen vorge tragen hatten, die mehr als berechtigte Frage, ob unser Plan denn mit Schadewaldt abgesprochen sei. Wir sahen uns betreten an und mußten gestehen, daß wir daran überhaupt nicht gedacht hatten. Das holten wir jedoch sogleich nach unserer Rückkehr nach, und ein oder zwei Semester später (ich selber setzte mein Studium bereits wieder in Bonn fort) hat Heidegger tatsächlich auf Einladung von Schadewaldt in Tübingen gesprochen.

Die andere große Fahrt ging über das Kloster Blaubeuren und den Blautopf nach München. Dort war am Fronleichnamstag 1952 Kardinal Faulhaber gestorben, und die Bevölkerung nahm in einem nicht enden wollenden Zug Abschied von dem in der Theatinerkirche im offenen Sarg Aufgebahrten.

Zum Winter 1952/53 kehrte ich an die Universität Bonn zurück. Aber die beiden Tübinger Semester ließen mir „einen bleibenden Eindruck“ im Sinne des diesen Zeilen vorangestellten Goethewortes. Wenn ich später wieder nach Tübingen kam, erging es mir wie Albert von Schirnding: „Wer in Tübingen einkehrt, kehrt zurück, auf der Suche nach etwas Verlorenem, das ‚ferne leuchtet‘. Der Ort ist Erinnerungsterrain, wie Tübingen-Orplid Jugendland ist.“¹⁷

Institut für Klassische Philologie der Universität München
Geschwister-Scholl-Platz 1
D-80539 München

¹⁷ A. VON SCHIRNDING, Rückkehr nach Orplid. Erinnerungslandschaft Tübingen, fast unversehrt: Süddeutsche Zeitung Nr. 88, 15./16./17. April 1995, VI.

CRITICA

Thomas Kellner: Die Göttergestalten in Claudians *De raptu Proserpinae*. Polarität und Koinzidenz als anthropozentrische Dialektik mythologisch formulierter Weltvergewisserung. Teubner, Stuttgart/Leipzig 1997, 341p.

This new monograph on Claudian's *De raptu* offers the most complex and sophisticated interpretation of this much discussed and mysterious late antique epic published to date. With a few notable exceptions the epic has been interpreted in the last decades with a view to contemporary politics. Although Kellner does not deny the existence of such connections, he rejects the possibility of a simplifying allegorical decoding and regards the political meaning as one of several layers of meaning in the epic. The summary of Kellner's political interpretation on p. 241 is a fine and intelligent approach, devoid of any oversimplification. The most important layer seems to be the metaphysical-cosmological dimension, discussed in detail at the end of his book. The sub-title of the book is a summary of his cosmological interpretation.

The book consists of three parts (the bibliography, registers, etc.): an introduction with the history of reception and research, and an explanation of method applied; an analysis of the gods' speeches; and the interpretation of the epic with an embedded analysis of the descriptions of nature.

1. *Introduction*. The first part of the introduction promises a survey of the reception. This promise is not fulfilled. What it contains is a survey of the scholarly approaches of the last decades, mostly in the wake of Cameron's fundamental work¹. The conclusion of the passage reviewing the new problems of interpretation is that they are governed by the political aspect. This is, however, not merely the conclusion, it is also the point of view of the entire review: all quoted papers and books are described from this point of view, this being the reason why valuable papers remain outside Kellner's scope.²

The justification of the applied method is actually a refusal to apply any method of more recent literary theories and a statement of belief in notions such as the intention of the author and fixed

¹ A. CAMERON: *Claudian: Poetry and Propaganda in the Court of Honorius*, Oxford 1970. Cameron is misinterpreted by KELLNER, who regards the word *propagandist* as morally and poetically evaluating. CAMERON does not say that propaganda is morally objectionable and in his conception, such notions as "Wahrheitsliebe" are incompatible with the nature of Claudian's poetry. In contrast to KELLNER's statement, he regards Claudian as a good poet exactly because of his propagandistic skill and not in spite of it. (Cf. KELLNER 7–8 and 18, n.113, and also CAMERON's more concise and clear evaluation: Claudian, in: *Latin Literature in the Fourth Century*, ed. J. W. BINNS. London–Boston 1974, 134–159.

² The final sentence in the review of NOLAN's thesis is characteristic: *Ein konkreter Bezug dieses idealistischen „peace and unity“-Konzepts von De raptu Proserpinae auf das politische Umfeld Claudians unterbleibt* (28). What is missing cannot be, of course, described in Nolan's own terms, only in those of KELLNER's "conclusion".

meaning³. The chapter "*The fragmentariness of the De raptu Proserpinae as a problem of interpretation*" (38–9) is really shocking, stating that there is no such problem because we can be certain that the story would have ended in accordance with the usual versions of the myth. However, a poem is not identical with its content and especially not with its mythological plot. It would appear that Kellner's interpretation is based, in too many respects, on the non-existing parts of the poem, which makes it vulnerable; and sometimes he cannot avoid the pitfalls of a content analysis: in his explanation of the colouring of contemporary history and society (*Zeit- und Gesellschaftskolorit*, 231–5), he cannot help overlooking the irony of this colouring because he only regards *what* is in the text and not *how* it is said.

2. *Analysis of the gods' speeches*. This is the main part of the book (159 pages of the 287), a sort of commentary. It quotes the speeches in chunks of two or three verses, then goes on to describe their content, highlighting their rhetorical figures and finally interpreting them. The interpretation, however, is one of the topical speech, without consideration of the role played by the speech in the poem as a whole. Thus the words of an actor are put on the same level as that of the narrator, and some ideas declared by an actor are regarded as ideas of "Claudian", irrespective of the fact that they are incompatible with ideas declared by another actor. What is even stranger is that the summary of these chapters (205–219), containing the results of the analysis, emphasizes how greatly the speeches are embedded in the situation, and the general characterizations of the gods are based on the realization of this embeddedness. This summary is the best and a truly brilliant part of the book, but it seems to be completely intuitive because the "results" do in no way follow from the analysis; description of an actor in his connection to the other ones cannot follow from the minute analysis of a speech as a cut-out piece. The whole analysis seems to be independent from its "results" and thus superfluous.

3. *Interpretation of the epic*. The great merit of Kellner's interpretation is that it is based on the principle of dialectics, and it thus contains the contrary parts of contrasts as well. This principle, however, is not applied to Jupiter's ideas, which, according to Kellner, cannot be relativized by the story or by other actors' texts. Kellner does not explain this privileged position of Jupiter. In my opinion, if there is such a position in a narrative (and there does not necessarily have to be), it is surely held by the narrator. Jupiter gives his own interpretation of the events for the council of gods; Kellner regards this interpretation as the only valid one, although Ceres and Pluto and, occasionally, as it seems, even the narrator offer entirely different interpretations. According to Kellner, the world of *De raptu* is ruled by anthropocentric dialectics, but the only part of the poem which suggests anthropocentric views is Jupiter's council speech, in which he justifies his actions. The concept of *fatum* also plays a central role in Kellner's interpretation and this concept is based on Jupiter's other speech, the one to Venus. In my opinion, there are at least four different concepts of *fatum* in the poem. Jupiter declares two incompatible ones in his two speeches. In the first one, his role is to promote the given and unchangeable course of the events, which can be called fate. In the second one, he has the right to determine the way of the fate.⁴ There is a mythological concept of fate in the persons of the *Parcae*. According to Kellner, this concept is the concrete appearance of the abstract ideas declared by Jupiter (269), but he offers no proof and no argument that the same ideas are concretized in it. The *Parcae* supplicating to Pluto are incompatible with both. The fourth concept is represented by the system of omens in the narrator's texts. This system suggests that all events in the future are determined down to the smallest detail. Kellner picks one concept from these and tries to harmonize two of the three other ones with it, rather superficially.

In Kellner's interpretation, the *De raptu* refers to a world of dialectics, a world without self-evident harmony, but in his opinion, this concept is suggested by a text of harmony, a text without antagonism, where each part, each speech made by the actors and the narrator fit into a perfect harmony. His interpretation is the most complex and sophisticated one published to date, but in my opinion, it is not complex and sophisticated enough. I believe that with this book it will be possible to pave the way for a deeper understanding of Claudian's work.

PÉTER HAJDU

Nyéki út 13/a

H-1021 Budapest

³ He notes that this meaning can be ambivalent, but this ambivalence must be fixed, too, because it depends on the author's will and not on the recipient. Ambivalence thus means that there are several layers of meaning, but these meanings are fixed on every layer (44–53).

⁴ The final sentence of Jupiter's council speech (*mansura fluant hoc ordine fata* 3,65) is mistranslated by KELLNER: *das in der von Jupiter aufgezeigten Ordnung seinen Lauf nimmt* (98), so *runs* instead of *should run* (seinen Lauf nehmen soll). Jupiter gives an order to fate.

AUTHORS' INSTRUCTIONS

Only original papers will be published and a copy of the Publishing Agreement will be sent to the authors of papers accepted for publication. Manuscripts will be processed only after receiving the signed copy of the agreement.

Manuscripts should be typed double spaced with wide margins, and should be submitted in two copies. Authors are encouraged to submit their papers also on floppy discs using Word for Windows 7.0, 6.0 or 2.0 wordprocessor package in Microsoft Windows '95 or Windows 3.1 system.

Authors are requested

- to use footnotes to be typed at the end of the study;
- not to give bibliography at the end of the paper and to refer to it, but to quote works in the footnotes;
- not to write op. cit. and the like, but to give the number of the footnote where the work was first mentioned in round brackets after the name of the author, then the page(s) referred to, e.g., Smith (n. 12) 18–21;
- when referring to books or cyclopaedias, to give the number of the volume quoted in Roman numerals;
- when referring to cyclopaedias, to arrange data as follows: name of the author, comma, title of the cyclopaedia (abbreviated, if possible), number of volume, comma, number of pages or column(s), comma, s.v. title of the article, e.g. Ed. Schwartz RE I, 1894, 2868, s.v. Apollodoros;
- when referring to papers in periodicals, to arrange data as follows: name of the author, comma, title of the paper, colon, title of the periodical abbreviated as in *l'Année Philologique*, number of the volume quoted in Arabic numerals, comma, year of publication, comma, number of pages from-to (avoid, please, references, like 125 ff. or passim), e.g. J. Harmatta, The Language of the Southern Sakas: *Acta Ant. Hung.* 32, 1989, 299–307;
- when quoting Greek and Roman authors, collections of fragments, papyri, etc., to use the abbreviations of Liddell–Scott–Jones and of Oxford Latin Dictionary, resp.;
- not to give long titles to the articles, if possible;
- to give the exact address they wish mails to be sent to;
- to return proofs corrected as soon as possible. If the editors do not receive sheets within a reasonable time, the text will be corrected on the basis of the manuscript, but they decline all responsibility for mistakes due to the original manuscript.

